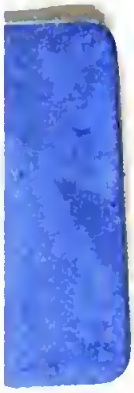
830.6
F862



Digitized by Google

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Neunter Band. Jahrgang 1893.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Neunter Band.

Jahrgang 1893.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

Dr. K. Reinhardt: Die Umgestaltung des höheren Schulwesens 1*
Dr. A. Biese: Goethes dichterischer Pantheismus 3*
Dr. Eugen Wolff: Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit 27*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) 1. 92. 327
Dr. E. Prigge: Über Ciceros Hortensius (nach Plasberg, de Ciceronis Hortensio) und die Protreptici . 1
Dr. C. Baier: Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder . 4
Dr. J. Ziehen: Cicero im Bürgerkriege 92
Prof. Hauschild: Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen desselben Stammes 99

b) Neuere Sprachen (NS) 7. 127. 327
Dir. M. Walter: Bericht über den Berliner Neuphilologentag 7
Dr. Banner: Die Syntax des Französischen als ein Produkt seiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes 127
Prof A Caumont: Über die Art die französischen Verse kunstgerecht zu lesen 327
Dr. J. Ziehen: Hundert Jahre ungarischer Litteraturentwickelung 339

2. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 20. 176. 291
O. Donner-von Richter und Dr. O. Heuer: Über das Goethebild von Collins (?) (dem Freien Deutschen Hochstift geschenkt von Herrn Albert Holz zu Breslau) 20
Gymn.-Lehrer K. Berger: Über Schillers „Kallias" . 291

89607

Seite

3. Soziale Wissenschaften (SzW.)

a) Jurisprudenz (J) 137. 318

Landrichter Dove: Rudolf von Jhering und Bernhard Windscheid 138

b) Volkswirtschaft (V) 30. 154. 318

Dr. K. Flesch: Der Arbeitsvertrag nach der Gewerbeordnung und die persönliche Freiheit des Arbeiters . 30

G. Maier: Persönliche Erfahrungen bei der Börsenenquete in Berlin 41

Franz Wirth: Pan-Amerika und Pan-Europa . . . 155

Dr. K. Flesch: Die Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Lohnsystem 319

4. Mathematik und Naturwissenschaften (N) . . . 44. 175. 283

Dr. O. Rausenberger: Allgemeine Untersuchungen über elementar-geometrische Konstruktionen 283

5. Geschichte (G) 45. 158

Dr. O. Heuer: Froitzheims historische Goetheforschung 159

6. Schöne Wissenschaften (SchW) 45. 59. 263

Prof. Dr. V. Valentin: Herr Professor Minor und die Goethe-Schillerlitteraturberichte des Freien Deutschen Hochstiftes 59

Prof. Dr. V. Valentin: Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgeschichte 71

Prof. Dr. V. Valentin: Zum 8. Oktober 1892 . . . 75

Dr. Wasserzieher: Ein nordfriesischer Kalender . . 75

Dr. A. Sulzbach: Über F. A. Louviers „Goethe als Kabbalist" 78

Dr. A. Pfungst: Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramâditya 263

Direktor Dr. K. Rehorn: Marcellus Emants Götterdämmerung 273

M Speier: P. K. Rosegger, Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling 277

III. Litterarische Mitteilungen:

1. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VI Von Prof. Dr. M. Koch 177

2. Zwei Frankfurter Faustaufführungen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts. Von E. Mentzel. (Mit einem Lichtdruck.) 229

Seite

3. Ein Vorfahre Goethes als Dichter. Von W. Frhr. von Biedermann 247
4. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VII. Von Prof. Dr. M. Koch 351
5. Aus einem Stammbuche. Von Prof. Dr. A. Riese . . 401

IV. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1891/92 . 47
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1891/92 55
Einsendungen, 1. Mai bis 31. Dezember 1892 249
Personalien, 1. Mai bis 31. Dezember 1892 257
Einsendungen, 1. Januar bis 31. März 1893 405
Personalien, 1. Januar bis 31. März 1893 411

V. Werther-Ausstellung 57

VI. Register 413

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1. Die Umgestaltung des höheren Schulwesens.

Von Direktor Dr. Karl Reinhardt.

(22. Mai 1892.)

Der Vortrag, der hier nur in kurzer Zusammenfassung wiedergegeben wird, ist in besonderer Ausgabe unter den „Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes“ [1]) erschienen.

So wichtig die Schulen, insbesondere die höheren Schulen für die Entwickelung des geistigen Lebens der Nation sind, so hat man ihre Wirkung doch vielfach überschätzt. Die Schule kann nie berufen sein, eine neue geistige Bewegung im Volke hervorzurufen oder die Kultur eines Volkes auf einer bestimmten Stufe festzuhalten; sie hat vielmehr die Aufgabe, den geistigen Bedürfnissen der Gesellschaft und des Staates zu dienen. Veränderte Zeitverhältnisse verlangen deshalb auch Veränderungen im Schulwesen.

Im Anfange dieses Jahrhunderts ist unter den großen politischen Umwälzungen und den Einwirkungen der Erhebung unserer Litteratur das Deutsche Schulwesen von Grund auf neu gestaltet worden. Das moderne Gymnasium verdankt dieser Bewegung seine Entstehung. Es stellte sich die Aufgabe, dem heranwachsenden Geschlechte eine ästhetische, eine allgemeine Bildung zu geben, die man vor allem durch die Pflege der alten Sprachen und besonders der griechischen zu fördern hoffte. Es sollte zugleich eine Elementarschule aller Wissenschaften werden und die einzige

[1]) Mit dem Titel: „Die Umgestaltung des höheren Schulwesens. Vortrag im Freien Deutschen Hochstifte am 22. Mai 1892 gehalten von Dr. Karl Reinhardt, Direktor des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.“ Preis 40 Pf.

*

Vorbereitungsanstalt für alle höheren Berufsarten, für Gelehrte und Beamte.

Jenes erste Ziel, die ästhetische Erziehung, trat indessen mit der Zeit immer mehr zurück gegen die sogenannte formale Bildung, zumal seitdem auf den Universitäten die kritische Philologie für eine Zeit lang die Oberhand gewann. Die alten Sprachen wurden mehr um ihres formalen Wertes als um des Inhaltes der Schriftwerke willen betrieben. Gegen diese einseitige Überschätzung der logisch-grammatischen Schulung erhob sich eine starke Gegenströmung. Auf diesem Gebiete nun bringen die neuen Lehrpläne eine Reform, eine Rückbildung zu den Grundgedanken, von denen das moderne Gymnasium ausgegangen ist, insofern sie fordern, daß bei der Lesung der Schriftsteller die Bildung des Gefühles für das Zutreffende und Schöne und des geschichtlichen Urteiles die Hauptsache sein, alles aber, was auf einseitigen grammatischen Drill hinausläuft, beseitigt werden soll.

Die Bedeutung, die die lateinische Sprache noch im Anfang dieses Jahrhunderts als Gelehrtensprache besaß, legte jedem, der die Universität besuchen wollte, die Notwendigkeit auf, diese Sprache fertig schreiben und sprechen zu lernen. Nachdem sie jene weltbeherrschende Stellung völlig verloren hat, fällt diese Nötigung weg. Somit bestimmen die neuen Lehrpläne, daß das Gymnasium nunmehr endgiltig den Charakter der Lateinschule aufzugeben hat, und daß die deutsche Sprache in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes treten soll.

Die in unserem Jahrhundert immer mächtiger sich entfaltenden mathematischen und Naturwissenschaften haben mit Recht Einfluß auf die Bildung der Jugend gefordert. Sie haben besonders in den Realschulen eingehende Pflege gefunden. Diese Schulen verlangten deshalb, den Gymnasien gleichberechtigt zur Seite gestellt und gleichfalls als wissenschaftliche Vorbereitungsschulen anerkannt zu werden. Auch hierin bringt die Schulreform eine bedeutsame Neuerung: den neunklassigen Oberrealschulen, in denen kein Latein gelehrt wird, ist die Berechtigung zu teil geworden, ihre Zöglinge zu einer Anzahl von Universitätsstudien zu entlassen.

So ist die Gleichstellung der verschiedenen Arten von höheren Schulen angebahnt; sie wird vermutlich im Laufe der Zeit völlig durchgeführt werden. Diese Entwickelung drängt mit Notwendigkeit dahin, daß jene Schulen einen gemeinsamen Unterbau erhalten.

Hier nun setzt der Frankfurter Reformversuch ein. Versucht soll werden, wie der Unterricht sich gestalten muß, wenn im Gymnasium in sechs Jahren die lateinische und in vier Jahren die griechische Sprache unter kräftiger Konzentration gelernt werden soll. Ebenso wird im Realgymnasium der Versuch unternommen, das Lateinische in sechs Jahren, das Englische in vier Jahren zu lehren, während beide Schulen in den drei unteren Klassen einen der Oberrealschule durchaus gleichartigen Lehrplan haben.

Man hat diesen Versuch mit der Einheitsschule verwechselt: durchaus mit Unrecht. Man könnte ihn vielmehr die Schule der Arbeitsteilung nennen.

Gelingt dieser von der Stadt Frankfurt unternommene Versuch, so ist zu hoffen, daß er zur Lösung der schwebenden Schulfrage beiträgt. Diejenigen, die das Werk praktisch durchzuführen berufen sind, hegen die Hoffnung, daß ein glückliches Gelingen die Arbeit lohnen, und daß zumal die humanistische Bildung in diesem neuen Gymnasium zu ihrem vollen Rechte gelangen wird.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

2. Goethes dichterischer Pantheismus.

Von Alfred Biese.

(28. August 1892.)

In weihevoller Festesstimmung haben wir uns heute hier versammelt, um dem Genius jenes einzig großen Mannes zu huldigen, der am heutigen Tage vor nunmehr fast anderthalb Jahrhunderten in dieser altberühmten Stadt geboren wurde und im gesamten geistigen Leben unserer Nation eine weithin strahlende Leuchte, hoffen wir, auf alle Zeit hinaus werden sollte.

**

Es ist heute Sonntag, und wenn auch im Jahre 1749 der 28. August nicht auf einen Sonntag fiel, so war doch Wolfgang Goethe ein Sonntagskind in der ideellen Bedeutung des Wortes, wie nur irgend der Sterblichen einer. Freilich heißt das nicht, daß er ein Glückskind war, wie das Märchen sie schildert, denn, so begnadet sein inneres und äußeres Leben auch gewesen ist, jedermann weiß, wie knapp Goethe selbst am Ende seiner Tage die Zahl der wirklich glücklichen Stunden bemaß. Doch bezeichnet er selbst in „Wahrheit und Dichtung" die Konstellation der Gestirne während seiner Geburt als günstig und deutet damit einen geheimnisvollen Zusammenhang seines Seins mit der huldreichen Allmutter Natur poesievoll an.

Und wahrlich: an seiner Wiege, die nicht fern von dieser Stätte stand, da wir heute uns von seinem Geiste umwehen lassen wollen, weilten freundlich lächelnd die Huldgöttinnen. Sie weihen nicht nur zum Dichter, zu wem sie sich gnädigen Auges niederneigen, sie verleihen nicht bloß die holde Gabe goldener Träume und Phantasien und jenen Wunderspiegel, in dem die Welt sich rosig malt, sondern sie legen in die Seele ihrer Lieblinge jenes Streben nach Wahrheit und nach Schönheit, das allein im Innersten beseligt, auch wenn es allezeit ein ungestilltes, ja unstillbares Sehnen bleibt.

Getragen von diesem Wahrheits- und Schönheitsdrange, welcher die Wurzel des innerlich befreienden Idealismus ist, hat Goethe ein Leben ausgelebt, das in seiner großartigen organischen Entwickelung typisch ist und uns anmutet wie das ideelle Abbild der Geschichte des Menschenwesens selbst. Und jemehr sich unsere moderne Bildung in die mannigfaltigsten Richtungen hin zersplittert, um so dankbarer müssen wir die hervorragenden Männer ehren, welche die trennenden Schranken überwanden und das gesamte Geistesleben des Volkes mit heilsamer Wirkung durchdringen. Von welchem Großen der Vergangenheit könnte aber unsere Zeit mehr lernen als von Goethe? Was dürfte wohl eine bessere Leuchte sein für unser Denken und Handeln als dieser Genius, der als Forscher und als Dichter und als Charakter so groß war? Wahrlich, man muß dem heutigen Klassen- und Rassenhaß gegenüber-

halten die freie hohe Menschlichkeit dieses von Humanität und Toleranz durchdrungenen Geistes; man muß dem Banausentum, welches die antike Bildung, diese Grundlage der modernen, von unseren Klassikern geschaffenen Kultur, als abgethan über Bord werfen will, entgegenhalten den Goethischen Enthusiasmus für das Griechentum und dessen Wiedergeburt in seinem kongenialen Geiste, sowie dem alle wahre Kunst vernichtenden Naturalismus jenes Goethische Schönheitsgefühl, das gebildet an den Griechen und gestärkt ist auf dem Boden der ewigen Roma, jenes Geschenk der Muse:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Man muß dem Buchstabendienste des die Wissenschaft beherrschenden Spezialismus, der vor allen Details die Aussicht auf die Ziele verloren hat, gegenüberhalten die Goethische Art, die Dinge zu betrachten, sich in sie zu versenken, ohne den Blick auf das Allgemeine, auf das Ganze, dessen Glied das Einzelne ist, auf die Idee, auf das Gesetz zu verlieren. Man muß der modernen Unrast, welche die Ruhe der Empfindung, die für die Bildung des Charakters so notwendige innere Sammlung vernichtet, und der Zerfahrenheit auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens entgegenhalten die olympische Objektivität und Weisheit und vor allem dem die Welt entgottenden Materialismus unserer Tage die seelenvolle Naturbetrachtung Goethes. Und so mögen Sie, hochverehrte Anwesende, mir, dem die hohe Ehre geworden ist, in Goethes Vaterstadt, vor Ihnen in dieser Festesstunde von Goethischer Art zu reden, gestatten, nur diesen einen Punkt in seinem Geistesleben zu betrachten: den dichterischen Pantheismus Goethes.

So verschiedenartig auch die Richtungen der Weltanschauung sind, welche man vom Mystizismus bis zum Darwinismus bei Goethe hat finden wollen und mit Belegstellen aus den mannigfachen Entwickelungsepochen hat bekräftigen können — dafür war Goethe eben ein Universalgenie, das die verschiedensten Probleme in sich durchrang und überwand —, so hat doch kein Philosoph eine so nachhaltige Wirkung auf sein Denken und Dichten geübt wie Spinoza. „Nachdem ich mich nämlich", sagt er in „Dichtung

und Wahrheit", „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens umgethan hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken."

Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit seinem alles aufregenden Streben, und die Methode dieses systematischen Kopfes wirkte auf ihn wie ein Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise.

Noch dem alternden Manne klang es in der Seele nach, welche Beruhigung und Klarheit über sein gährendes Innere gekommen, als er zum ersten Male die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte, und immer sah er diese als solche an, denen er so viel schuldig geworden; und wenn er sie zur Hand nahm, so umwehte ihn dieselbe Friedensluft wieder wie einst zuvor. Und worin bestand dieser Friede, der ihn so beruhigte und beseligte, der alle Affekte, Neigungen und Leidenschaften sänftigte? .Zunächst in der Resignation, in der Erkenntnis, daß alles eitel ist. Aber das ist nicht das einzige, denn es würde die Seele stumpf machen. Das andere ist, daß man sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen in allen Dingen überzeuge, daß man sich solche Begriffe bilde, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. „Weil aber hierin", sagt Goethe selbst, „wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll."

Aber wie es Goethiſche Eigenart iſt, nichts in ſich ſklaviſch aufzunehmen, ſondern alles in ſich künſtleriſch zu verarbeiten, alles Widerſtrebende abzuſtoßen und das Homogene nach ſeiner Weiſe, die immer eine dichteriſche iſt, umzuſchmelzen, ſo verwahrt er ſich ausdrücklich dagegen, daß er Spinozas Schriften hätte unterſchreiben und ſich buchſtäblich dazu bekennen mögen, denn daß niemand den anderen verſteht, daß keiner bei denſelben Worten dasſelbe, was der andere, denkt, das war ihm ſchon längſt aufgegangen.

Hatte ihn Herder zuerſt näher in Spinoza eingeführt, ſo war es beſonders der innige Verkehr, der tiefe Gedankenaustauſch mit Fritz Jakobi auf jener denkwürdigen Rheinreiſe des Jahres 1774, welcher Spinozas Gedanken in ihm aufleben ließ, auf daß er ſie wider den außerweltlichen Gott ſeines offenherzigen, warmfühligen Freundes ins Feld führte. Und ſo ſchwelgten ſie, während der Mondſchein über dem breiten Rheine zitterte, bis tief in die Nacht hinein, in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung ſo reichlich quillt.

Wir wiſſen, wie regen Gedankenaustauſch über Spinoza Goethe in den 80er Jahren mit Herder pflog, wie er mit Frau von Stein die Ethik las, und eine jüngſt dem Goethe-Archiv entnommene Skizze zeigt, wie tief er in dies Syſtem eindrang. Trotz der Einſicht in die Beſchränkung des Menſchenweſens, welches das Unendliche nicht zu erfaſſen vermag, preiſt er die Gnade der Natur, daß ſie den Menſchen, der nur zu unvollſtändigen Begriffen zu gelangen imſtande iſt, mit einer ſolchen Zufriedenheit in ſeiner Enge verſorgt hat. Dieſe Zufriedenheit gewährte ihm Spinoza. Es entſprach dem Beſtreben ſeiner Künſtlernatur, aus der Vielheit zur Einheit zu gelangen. Hier fand er die Lehre, welche von der unverbrüchlichen Geſetzmäßigkeit der Dinge, von der Erkenntnis Gottes als innerer Urſache der Welt und von der in dieſer Erkenntnis des unbedingt Allbedingenden liegenden Befreiung von der Knechtſchaft der Affekte erfüllt war, die zur ſeligen Ruhe der intellektuellen Gottesliebe führt. In dem Pantheismus Spinozas giebt es nur ein Geſchehen und nur ein unabhängiges ſubſtantielles Weſen. Das materielle und das geiſtige Geſchehen

bilden nur die beiden Seiten eines und desſelben notwendigen Weltprozeſſes; die ausgedehnten und die denkenden Einzelweſen ſind nichts anderes als wechſelnde und vergängliche Zuſtände des beharrlichen, ewigen, einheitlichen Weltgrundes. Die Subſtanz, das Unbeſchränkte, das Abſolute, bei dem jede Prädizierung die Aufhebung und Verneinung ſeiner ſelbſt bedeuten würde, iſt die ewige, naturgeſetzliche Einheit des Univerſums; die Attribute ſind die zahlloſen Vermögen, welche in den einzelnen Erſcheinungen wirken und nicht vergehen in dem beſtändigen Wechſel der Dinge; der wirkenden Subſtanz (natura naturans) ſteht, wie der Urſache die Wirkung, gegenüber die natura naturata, das Reich der Modi. Gott iſt die inwohnende Urſache aller Dinge, das natürliche All, ſeine notwendige ewige Folge. Nicht iſt zwiſchen Gott und Welt ein Hiatus, ſondern es iſt nur die Unvollkommenheit des Menſchen, welche ihn zwingt, die Attribute zu unterſcheiden und die Dinge zu vereinzeln; die innere Einheit von Subſtanz und Welt iſt Kauſalität. Alle Körper ſind beſeelt, alle Seelen verkörpert, aber im Grunde ſind die Geiſter- und Körperwelt eins. Die Seele iſt der ſich denkende Körper, der Körper die ſich ausdehnende Seele. Ohnmächtig iſt der Menſch in ſeinen Affekten, die ſo notwendig ſind wie Kälte und Sturm und Donner in der Natur; mächtig iſt er in ſeinem Denken, in der Erkenntnis der Affekte: das iſt ſeine Tugend, das iſt ſein Glück, das führt ihn zur intellektuellen Liebe Gottes. Dieſer amor dei intellectualis bietet die höchſte Seelenruhe, Seligkeit und Freiheit und iſt ein Teil der unendlichen Liebe, mit der Gott ſich ſelbſt liebt, und iſt mit der Liebe Gottes zu den Menſchen identiſch. Nur in der adäquaten Erkenntnis und in der Gottesliebe ſind wir unſterblich. — Was Goethe dem Syſtem Spinozas entlehnte, war die Überzeugung, daß nur die klare Erkenntnis der Affekte die Befreiung von ihnen in ſich ſchließe, daß alles einen endloſen Kauſalnexus wirkender Urſachen bilde, der weder für Zufall noch Willkür einen Raum läßt, daß nichts anders ſei und geſchehen könne, als es iſt und geſchieht, und vor allem der metaphyſiſche Hauptſatz von der Immanenz Gottes, von der Einheit von Gott und Welt.

Schon dem etwas gar zu aufdringlichen Glaubenseifer des von fanatiſcher Chriſtus-Religion erfüllten Lavater gegenüber, für den nur die Alternative Chriſt oder Atheiſt beſtand, und der doch wieder ein ganz anderes Chriſtentum vertrat als Fräulein von Klettenberg, verficht Goethe den Satz, daß es beim Glauben gar nicht darauf ankomme, was man glaube, ſondern nur daß man glaube: der Glaube ſei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und dieſe Sicherheit entſpringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Und dieſes nennt er „Gott oder Natur“, wie Spinoza mit deus sive natura die Subſtanz bezeichnet. Er verſichert Lavater, nach ſeinem angeborenen und angebildeten Realismus ſei er nun einmal zu ſolcher Erkenntnis gelangt, und jener müſſe es dabei bewenden laſſen, wie es „Gott und der Natur“ nun einmal gefallen habe, ihn zu machen:

Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre!

Seinem künſtleriſchen Sinne ſtand es feſt, wie er ſelbſt ſagt, daß wir bei Betrachtung des Weltgebäudes uns der Vorſtellung nicht erwehren können, daß dem Ganzen eine Idee zu Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit wirken möge. Seinem realiſtiſchen, anſchauungsbedürftigen und naturfrohen Geiſte entſprach nicht die „unanſchauliche, abſtrakte Idee“ des jenſeitigen Gottes; und ſo ſchreibt er an Jakobi, wie er ſich immer mehr an die Gottesverehrung Spinozas halte: „Ich überlaſſe euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt; wenn du ſagſt, man könne an Gott nur glauben, ſo ſage ich dir“ — und darin ſpricht der Dichter Goethe —, „ich halte viel aufs Schauen.“ Und ſo nennt er ſich einen der epheſiniſchen Goldſchmiede, der ſein ganzes Leben in Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Geſtalten zugebracht habe und dem es daher unmöglich eine angenehme Empfindung erregen könne,

wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formloſen Gott aufdrängen wolle.

Perſönlichkeit gilt ihm als Beſchränkung, die weltenferne Tranſzendenz Gottes als unzulänglich für den Begriff des Unermeßlichen.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

In allen Regionen, in unermeſſenen Fernen, im Labyrinth der Sonnen und Planeten waltend findet er die Weltſeele. „Und jedes Stäubchen lebt." Aber der Weltſeele Weſen iſt Bethätigung der Kraft, iſt ewiges Schaffen und Werden:

Das Ew'ge regt ſich fort in Allen,
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

So wandelt ſich in dem Dichtergeiſte Goethes die ſtarre Subſtanz Spinozas in ſchaffende zweckvolle Vernunft, in wirkende Kraft um —

In Lebensfluten, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben.

Die weſenloſen Modi werden ſubſtantielle Kräfte, werden beſeelte Monaden, die nach ewigem Geſetze eine unendliche Kette bilden, in der ſich Glied an Glied fügt:

Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit Dir.

Die bloße mechaniſche Kauſalität wandelt ſich in eine lebens- und geiſtesvolle Entwickelung nach inneren Ideen um. Das Einzelne iſt ein Abbild des Weltganzen:

Müſſet im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen;
Denn was innen, das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Und ſo ruft er dem Naturforſcher zu: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles iſt ſie mit einem Male“. Und wie ſich bei Goethe der Philoſoph nicht vom Dichter trennen läßt, ſo iſt es nicht nur philoſophiſche, ſondern allgemein wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Maxime:

Willſt Du ins Unendliche ſchweifen,
Geh nur im Einzelnen nach allen Seiten;
Willſt Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Jeder Mikrokosmus iſt ſo ein Spiegelbild des Makrokosmus. Bewegung und Entwickelung ſind die umſchreibenden Bezeichnungen für das geheimnisvolle Werden, für die Triebkraft, die in allem lebt. So ſagt Goethe: „Das Höchſte, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, iſt das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt“.

Wir ſehen, Leibnitziſche Gedanken und ſein eigener dichteriſcher Sinn führen Goethe zu einer ſeelenvolleren Weiterführung des Spinoziſtiſchen Monismus. Er war kein Atheiſt, wie er auch Spinoza einmal als theissimum preiſt, er war kein Materialiſt — eine geiſtloſe Welt kann er ſchon als Dichter nicht brauchen: ſein Gott iſt das Weſen, in dem die ganze Natur und Menſchenwelt lebt und webt und iſt. Und ſo ferne es ihm lag, ein in ſich geſchloſſenes philoſophiſches Syſtem im ſtrengen Sinne des Wortes auszubilden, ſo ſah er doch immer feſten und harmoniſchen Geiſtes und mit Poetenaugen in dieſe ſchöne Welt hinein und verklärte ſie mit ſeinem Geiſte, beſeelte ſie mit ſeiner Seele; denn wenn auch Goethe den Pantheismus Spinozas, wie wir ſahen, zu einem dichteriſchen umſchmolz, ſo lebte doch der dichteriſche Pantheismus im weiteren Sinne ſchon in ihm, ehe er den Weiſen von Amſterdam kennen und bewundern lernte, und erfüllt ſein ganzes Empfinden und Dichten, ſoweit es die Natur in ſeinen Bereich zieht.

Als phyſiſch-pſychiſche Weſen kommen wir darüber nicht hinaus, daß wir das Verhältnis von Innerem und Äußerem zum Weltprinzip machen, es von unſerem geiſtig-leiblichen Mikrokosmus auf den Makrokosmus als auf eine durchgeiſtigte Welt, als auf eine beſeelte Natur übertragen. In dieſem Anthropomorphismus wurzelt der Mythenglaube der alten Zeit wie alle dichteriſche Auffaſſung der Natur, die in dem das ganze All beſeelenden Pantheismus gipfelt. „Der Menſch begreift niemals", ſagt Goethe in einem ſeiner Sprüche, „wie anthropomorphiſch er iſt." Der Menſch kann das Schauen vom Beſeelen nicht trennen. Wir müſſen die Bewegung, die wir wahrnehmen, als Lebensäußerung deuten, und dann löſt ſich der Bann, der über der toten, ſtummen Natur liegt: da beginnt ſie zu erwarmen, beſonders an dem Dichterherzen, wie der kalte Stein an der Bruſt des Pygmalion —

Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Es ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall.

Da neigen ſich nickend und winkend die Zweige im Winde, da raunt flüſternd der Weſt durch die Blätter, da rauſcht jubelnd oder ächzend und klagend der Strom zu Thal, da ſtreckt in ſtummer Sehnſucht der Baum die Äſte gen Himmel und rinnt ſchwermütig der Regen durch das Laub der Büſche oder ſtürmen die eisbefreiten Fluten unter des Frühlings holdem, belebendem Blick voll ausgelaſſener Luſt dem Meere, dem Vater, entgegen. Da berühren ſich Geiſt und Welt zu harmoniſchem Klange: da rinnen Seele und Natur in dichteriſchem Pantheismus zuſammen. Alles Geſchehen in der Natur wird zum Spiegelbilde menſchlicher Träume, menſchlichen Sehnens und Empfindens oder zum Gleichnis des Ewigen, das man in ihr ahnt als den belebenden Weltengeiſt, der da atmet ſelbſt in dem Geringſten der Geſchöpfe, und dieſes iſt nur ein Abbild des Ewigen, wie Goethe im Proömion ſagt:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht,
Du findeſt nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
Und deines Geiſtes Feuerflug
Hat ſchon am Gleichnis, hat am Bild genug.

Es ist dasselbe, was er im Faust in das tiefsinnige Wort zusammendrängt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, oder wenn er vor Gretchen in echter frommer Demut sich zu dem Allumfasser, dem Allerhalter bekennt und von dem ewigen Geheimnis des Einklanges zwischen Gott und Welt, von der Wundergewalt des Zusammenschauderns in diesem Gefühle, das zur Gottheit emporhebt, jubelnd ruft: „Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, Nenn' es dann, wie du willst, Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, Umnebelnd Himmelsglut.“

Alle großen Dichter vollziehen die Synthese von Geist und Welt, und sie werden, welchem religiösen Glauben sie sonst auch huldigen, in diesem Sinne zu Pantheisten, indem sie dem All in seinen Einzelerscheinungen eine Seele leihen und in allem Geschaffenen die Offenbarung des liebenden All-Einen, durch die Natur hindurch die Gottheit Segen und Gnade spendend hindurchschimmern sehen, so daß — wie z. B. in einem Hymnus bei Rückert — der Geist der Liebe die Sterne aller Himmel verbindet und aus den Blüten aller Haine duftet. Da betet er:

Geist der Liebe, Weltenseele,
Laß im Psalmenstrom der Schöpfung, in der Weltenmeere
Großen Hymnenwogen mit hinschwimmen diese kleine;
O Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
Daß sie wiederhalle rein dein Glockenspiel, das reine . . .

Man hat dies christlichen Pantheismus genannt, weil Rückert Theist war, und vielleicht im Hinblick auf Luther, der auch Gott gegenwärtig sah in allen Kreaturen, auch im geringsten Blättlein, Mohnkörnlein und Pfirsichkern; aber es ist solch' Bekenntnis der Dichter kein dogmatischer Glaubenssatz, es ist kein direkter Ausfluß ihrer Religion, es ist dichterisch die Natur beseelender Pantheismus, es ist Durchdringung der Natur mit Geist. Goethes Gottes- und Naturanschauung ist nun aber Pantheismus, der Glaube an die Einheit von Gott und Welt, von Geistigem und Natürlichem. Und so nennt er auch alles Schöpferische des Menschen, das Erfinden und Entdecken im höheren Sinne, eine aus dem Innern am

Äußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt, eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung giebt. Von dieſer Harmonie iſt ſeine Dichtung, vor allem ſeine Naturpoeſie durchdrungen; ſie iſt die Seele ſeines dichteriſchen Pantheismus, ſie führt zur innigen Sympathie mit allen Lebeweſen, die ja dem gleichen Urgrunde wie der Menſch entfloſſen ſind. Und ſo betet Fauſt:

Erhabner Geiſt, Du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat . .
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt Du mir,
Vergönneſt mir, in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freunds, zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

Nirgends aber ſteigert ſich dieſe Sympathie mit der Natur ſo ſehr zur Naturandacht, ſo daß in der That der Pantheismus, dieſe Vergeiſtigung und Vergöttlichung der Natur zur Religion des Herzens, zum Zuſammenfließen der entzückten Seele mit dem All-Einen in anbetungsreicher Betrachtung wird, wie im Werther. Es giebt kein Werk der Weltlitteratur, welches das innerſte Weſen des dichteriſchen Pantheismus ſo deutlich enthüllte wie „Werthers Leiden“. Ja, in ihm liegt der Zauber des Werkes nicht am wenigſten begründet.

In die Einſamkeit einer „paradieſiſchen Gegend“ hat dies fühlende, kranke Herz ſich geflüchtet, und es wird ſchaudernd umwärmt von der Fülle einer unausſprechlichen Schönheit der Natur. Werther weiß nicht, was es iſt, das ihn ſo anmutet, ob täuſchende Geiſter ihn umſchweben oder ob die warme himmliſche Phantaſie in ſeinem Herzen es iſt, die ihm alles ringsumher ſo paradieſiſch macht. So iſt ihm ſelbſt voll Wunder das Gefühl, mit dem ſeine Seele die Natur umfaßt. „Noch nie war ich glücklicher“, ſchreibt er, „noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger“, und ein

andermal nennt er dies Naturempfinden ein volles, warmes Gefühl ſeines Herzens an der lebendigen Natur, das ihn mit vieler Wonne durchſtröme. Es iſt alſo ein wechſelſeitiges rätſelhaftes Geben und Empfangen, das zwiſchen ſeiner Seele und der Natur beſteht. Er weiß nicht, iſt er es ſelbſt mit ſeinem überfließenden Gefühl, der die ganze Natur bis ins kleinſte Weſen hinab mit Seele und Leben und Liebe füllt, oder iſt es ein Geiſt, der aus allem zu ihm ſpricht, und dem er ſich verwandt fühlt bis in deſſen unſcheinbarſte Manifeſtationen hinein. Köſtlichen Balſam ſpendet ſeiner wunden Seele die Freundin Natur; an ihrem Herzen ruht er beſeligt aus; und wie er ſie ſo in Liebe betrachtet, beginnt ſie zu leben, mit ihm zu fühlen, ſo daß ihm eine neue Welt ſich aufthut, eine Welt, die der ſeines Herzens auf das Innigſte vertraut, ja verwandt iſt. Und ſo ſchreibt er jenen berühmten Brief vom 10. Mai, den in Ihr Gedächtnis zurückzurufen ich mir nicht verſagen darf, denn er iſt getaucht in lautere Poeſie und in jenen dichteriſchen Pantheismus, den ich Ihnen, hochverehrte Anweſende, zu ſchildern mir zur Aufgabe gemacht habe. Da heißt es: „Eine wunderſame Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße . . . Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligtum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden: wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft und denke: Ach! könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner

Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Hier wird das Gefühl für die Natur zur Andacht und zur Sympathie zugleich. Goethe giebt uns in „Dichtung und Wahrheit" den Kommentar zu diesem Ausfluß eigenster Seelenstimmung. Er schildert, wie ihn von Jugend auf das lebendigste Gefühl für alles Gegenwärtige hinausgetrieben habe in die Natureinsamkeit; es hieß ihn schwelgen in ihren stillen Reizen, hieß ihn durch Feld und Wald schweifen, so daß man ihn den Wanderer nannte. Und so sagt er von der Entstehung des Werther und von dieser pantheistischen Natursympathie, welche ihn durchweht: „Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art, auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs Innigste berührte."

Mit dieser pantheistisch alle Lebewesen als Brüder liebenden Auffassung verband sich der dichterische und malerische Blick. Und wie seelenvoll und malerisch zugleich schildert Goethe im Werther die Natur, wie deutlich zeigt es sich, daß für ein Künstlerauge das Schauen vom Beseelen nicht zu trennen ist, daß sich die Linien aus der Ruhe auflösen in Bewegung, daß gleichsam die Thätigkeit des von einem Punkte zum anderen hinschweifenden Auges sich auf das Landschaftsbild überträgt und dieses nun mit Leben füllt. Die Sterne, das Thal, der Brunnen, die Allee, alles ist ihm lieb, heimlich vertraut; mit wahrer Wonne und mitempfindender Liebe betrachtet er die Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen

Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet; er weidet ſich daran, wie der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahingleitet und die lieben Wolken abſpiegelt, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüberwiegt, wie die Vögel den Wald um ihn beleben und die Millionen Mückenſchwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzen; ſelbſt das Moos, das dem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunterwächſt, eröffnet ihm das innere, glühende, heilige Leben der Natur.

Das „Anklingen, das Mitſtimmen ins Ganze", die pantheiſtiſche Sympathie, das iſt der Nerv der Goethiſchen Naturanſchauung, und ſo faßt auch Werther alles in ſein warmes Herz, fühlt ſich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegen ſich allbelebend in ſeiner Seele. Und dies Gefühl trägt ihn empor zu der Gottheit, die das ganze All in ſich hegt; und ſo ſchreibt er, vorbildend die Abendſzene im Fauſt und den „Ganymed": „Ach, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt."

Das iſt dichteriſcher Pantheismus in ſeiner tiefſten und reichſten Form; das iſt jenes Mitklingen mit der Natur, das Werther ſelbſt einmal als „geheimen ſympathetiſchen Zug" bezeichnet. Und ſo fließt er mit ſeinem Empfinden zuſammen mit der Natur: „Ja, es iſt ſo, wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen." Und wie er in der Winternacht vom Fels herunter die wühlenden Fluten wirbeln ſieht, über Äcker und Wieſen und Hecken und das weite Thal hinauf und hinab eine ſtürmende See im Sauſen des Windes, während der Mond über der ſchwarzen Wolke ruhte und die Flut in fürchterlich herrlichem Wiederſchein rollte und klang, da faßt ihn ein Schauer und wieder ein Sehnen; ihm iſt es, als

ob der Geiſt der Natur ihm in dem wilden Toben winke — „Ach, mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und atmete hinab! hinab! und verlor mich in die Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürmen! Dahinzubrauſen wie die Wellen!“ —

Und wie er Abſchied nimmt von der Welt, da ſchreibt Werther die Zeilen, in denen noch einmal ſeine heiße Liebe zur Natur durchbricht: „So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende! —“

Es iſt bewundernswert, wie Goethe in dieſem Roman das Menſchenherz und die Natur auf einen Ton zu ſtimmen verſtanden hat. Sie klingen zuſammen, ſei es nun daß Frühlingswonne dadraußen ſchafft und webt und daß die Liebe das Herz Werthers mit Entzücken berauſcht, ſei es, daß Herbſt- und Winterſtürme brauſen, daß oſſianiſche Naturſtimmung dadraußen herrſcht und daß drinnen im Buſen des Unglücklichen der Wurm der Verzweiflung nagt und die Schatten der Selbſtvernichtung ſein Haupt umſchweben. Da wird ihm die Natur, die ſo heimlich lieb ihm war, zum Abgrund des ewig offenen Grabes, zu einem ewig verſchlingenden Ungeheuer, und die liebliche Landſchaft, welche in Lenzestagen ſo hold ihn anlächelte, — „ein lackiertes Bildchen“.

Und ſo ſehen wir auch in der Lyrik Goethes, in den eigenſten Bekenntniſſen ſeiner Seele dies Zuſammenklingen von Geiſt und Welt, dies Ineinanderrinnen von Herz und Natur, das neben der Andacht vor dem Ewigen den Kern des dichteriſchen Pantheismus bildet. Die äußere Natur iſt für Goethe nicht nur gotterfüllt, ſondern auch das Symbol eines Innern mit menſchlichen Regungen und Empfindungen; und dieſe poetiſche Symboliſierung beruht auf dem Monismus, auf der Identität von Geiſt und Welt, von Objekt und Subjekt. Die Triebkraft ſeelenvoller Naturanſchauung, welche im Kindesalter der Menſchheit die Mythen ſchuf, iſt in jedem großen Dichter lebendig; er muß ihr ein Auge geben, daß ſie geiſtig blicke, er muß ihre Formen deuten als den menſchlichen ähnlich, und er muß ihr eine Seele geben.

Und wenn er ſie ſo beſeelt, ſo iſt der ſprachliche Ausdruck der Beſeelung, alſo die Metapher, nicht ein künſtlicher Zierrat der

Rede, ſondern der notwendige Ausdruck einer notwendigen, tief in unſerem Menſchenweſen und in der Natur zugleich begründeten Anſchauungsweiſe. Was durch unſeren Geiſt hindurchgeht, wird lebensvoll umgeſtaltet; ſo gewinnt auch die ſtarre Natur in unſerem Geiſte ein ſeeliſches Element; wie das ſinnliche Auge uns nur Bilder der Außenwelt giebt, ſo ſieht das dichteriſche Auge Bilder voll Beziehungen zum Innenleben und wandelt die Anſchauung ſchöpferiſch um in den Abdruck des Geiſtigen, leiht der Natur ſeine Stimmung, ſeine Seele.

Dann iſt der Morgen, der anbricht, keine phyſikaliſche Erſcheinung, ſondern er iſt ein Freund, der erwartet iſt, der uns weckt und grüßt:

Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing —

beginnt Goethe ſeine „Zueignung“. Und der anhebende Tag iſt ein Jüngling, der neu belebt nach dem Schlafe der Nacht vom Lager erſteht, ſich freuend des neuen Lichtes:

Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken.

Unter des Dichters Zauberſtabe lebt auch das morgenſchöne Haideröslein; es ſpricht zum Knaben, der es brechen will: „ich ſteche dich“, und es wehrt und rächt ſich, da der Dreiſte zugreift. Still für ſich, „gebückt in ſich und unbekannt“ blüht das „herzige“ Veilchen; und iſt es nicht die feinſte Naturſymbolik, fließen da nicht die beiden Pole des Geiſtigen und des Natürlichen in eins zuſammen, ſo daß ein objektives Naturbild voll duftigſter Beſeelung entſteht, wenn Goethe die Zeilen hinwirft:

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein:
Die müſſen wohl beide
Für einander ſein.

Worin liegt hier der lyriſche Zauber? Iſt es nicht jener Lichtſtrahl, der aus der Welt des Geiſtigen in das Reich der Blumen-

welt hineinfällt? Ist es nicht die geheime Poesie der Natur, welche hier entsiegelt wird? In vollendeter Objektivität wird hier der schlichte Naturvorgang auf das Liebenswürdigste und Naturwahrste lyrisch gedeutet. Goethe drängt eben niemals — wie Heine u. a. so oft — der Natur unnatürliche Empfindungen auf, welche in ihr selbst nicht begründet sind, sondern in der Anschauung dichtend, ohne effekthaschende Reflexion, läßt er das Natürliche mit dem Geistigen harmonisch sich verschmelzen.

Was sein Herz bewegt, quillt über auf die Natur, und wenn es in heißem Empfinden pocht und klopft, so gewinnt auch die ihn umgebende Außenwelt Leben und Bewegung, wie in dem wundervollen Gedichte „Willkommen und Abschied“:

. . Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht,
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Mut.
In meinen Adern, welches Feuer,
In meinem Herzen, welche Glut!

Hier strömt also die Glut des Innern über auf die Natur und beseelt den Abend und die Erde, die Bäume und den Wald, die Nacht und die Winde, ja selbst die Finsternis. In enge Beziehung setzt er das Elementare zu seiner Herzensempfindung, wie auch in den schönen Zeilen: „Es liegt In einem stillen Morgenschlummer Die Mutter Erde. Rauschend wiegt Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz, Und die Natur ist still und trauernd, Doch hoffnungsvoller als mein Herz.“ Herz und Natur sind eins in der Liebe im „Mailied“. Diese lebt und webt in den Zweigen, in Erd' und

Sonne, so goldenschön, sie segnet im Blütendampfe die volle Welt —

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,
Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut.

Und darum glänzt und leuchtet und lacht die ganze Natur. So fühlt der junge Goethe sich selig „in dem Schoße herrlicher Natur", saugt frische Nahrung, neues Blut aus freier Welt: „Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält!" Und was ist die treibende Kraft in der Natur? Es ist wie im Menschenherzen die Liebe. Wie er wehen Herzens hinauslehnt am Fenster und die üppig rankenden Reben und die strotzenden Trauben sieht, da wandelt sich ihm dies fruchtreiche Leben in Liebe:

Euch brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels fruchtende Fülle; euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch —

und dann wallt die Empfindung zurück von der Natur in das eigene Herz:

Und euch bethauen, ach! aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe vollschwellende Thränen. —

Und wie er im Mondlicht an der rauschenden Ilm dahinwandert, da ist es ihm, als ob das zauberische Licht, wie ein Freund, voll Anteil und Sympathie, lindernd seinen Blick auf das Gefilde und auf sein von Stürmen sich sänftigendes Herz breite, und die dahinrinnenden Wellen mahnen voll Wehmut ihn an verrauschte Stunden.

Aber auch ein dämonisches Gesicht leiht Goethe der Natur: das Gespenstische, das in feuchtkalter Nacht um die grauen Weiden webt, was im wallenden Nebel die Phantasie in Bande schlägt und sich wie ein Alp auf die Seele legt; diese unheimliche, in der Kälte und Feuchte des Abends das junge Leben ertötende Naturmacht gewinnt die Gestalt des Erlenkönigs, wird zum Geist, der im Säuseln der dürren Blätter, im brauenden Nebel raunt und den Knaben umgirrt, so daß er zu Tode erstarrt. Dagegen das wohlig wallende, glitzernde Wasser, das aufundniederwogt, sich

wie atmend hebt und ſenkt, das uns lockt und uns winkt, hinabzutauchen in die ſpiegelklare Flut, wird im Geiſte des Dichters, der allem eine Seele leiht, zu einem berückend ſchönen Weibe, das unſtillbares Sehnen uns in die Bruſt legt und den Bethörten ins kühle Grab zieht.

Die Liebe iſt die Zaubermacht, wie im Menſchenherzen, ſo auch in der Natur. Sie umglüht uns in dem herrlichen Glanz und in der erquickenden Wärme des Frühlingsmorgens: „Mit tauſendfacher Liebeswonne Sich in mein Herz drängt, Deiner ewigen Wärme Heilig Gefühl, Unendliche Schöne!“ So jubelt entzückt der Dichter im „Ganymed“. Er möchte faſſen den Frühling, den Geliebten, faſſen die Natur in ſeinen Arm. „Ach, an Deinem Buſen Lieg' ich und ſchmachte, Und deine Blumen, dein Gras Drängen ſich an mein Herz.“ Da weht ein fächelnder Wind ihm Kühlung zu, da weckt die Nachtigall, die liebend aus dem Nebelthal ruft, ſein tiefes Sehnen. Er fühlt ſich emporgezogen von der Erde hinweg, an deren Bruſt er ruht. Die Wolken ſcheinen ſich herabzuſenken, um den in ſehnender Liebe Verlangenden emporzutragen: „Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an Deinen Buſen, Allliebender Vater!“

So iſt es wieder die ewige Liebe des All-Einen, welche dem Dichter das Herz füllt und die Natur in verklärtem Lichte, in beſeeltem Liebesleben erſcheinen läßt.

In unvergleichlicher Prägnanz prägt „Wanderers Nachtlied“ dieſe Harmonie aus. Da klingen die Stille des Abends und die Ruhe in der eigenen Bruſt zuſammen. Der Friede der nächtlichen Berges- und Waldeseinſamkeit ſenkt ſich in die Seele, und es mahnt der ſterbende Tag an das Scheiden des eigenen Lebens ſelbſt:

Die Vögelein ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Dieſe innige Sympathie zwiſchen dem Menſchen und der Natur iſt der Nerv des dichteriſchen Pantheismus. Er liegt begründet in dem Glauben an die Natur als an die Allmutter, welche mit gleicher Liebe alle ihre Geſchöpfe umfängt und deren Geſchöpfe ſich ſelbſt wieder in Liebe umfangen.

So sagt Goethe im „Wanderer“: „Natur! du ewig keimende, Schaffst jeden zum Genuß des Lebens, Hast deine Kinder alle mütterlich Mit Erbteil aus gestattet“; und nun betrachtet er anteilvoll die Schwalbe, die am Gesims ihr Nestchen baut, die Raupe, die den goldnen Zweig umspinnt zum Winterhaus für ihre Brut, und endlich das in seiner Beschränktheit so idyllisch holde Glück des Weibes, das mit Mann und Kind auf Trümmern die Hütte bewohnt.

In jener großartigen Naturallegorie „Mahomets Gesang“, die sich auf der inneren Verwandtschaft zwischen Natur und Menschengeist aufbaut, reißt der junge Strom die „Bruderquellen“ mit sich fort, ihn halten nicht die Blumen, die ihm seine Kniee umschlingen, „ihm mit Liebesaugen schmeicheln“; und die Flüsse von der Ebene und die Bäche von den Bergen jauchzen, rufen:

Bruder! Bruder! nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozeane
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet!

So hat Goethe nicht nur mit Liebe in die Natur hineingesehen, sondern auch überall in ihrem geheimnisvollen Weben und Leben die Liebe, die ewige Liebe des All-Einen wirksam gefunden. Ob er ein Jüngling war, ihn „lockte die Sonne mit Feuerliebe“ („Seefahrt“), ob er ein Mann war, er wandelte „im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne“, oder ob er, ein Greis, am Abend seines Lebens stand, er wußte sich stets in innigem Zusammenhange mit der Natur, der Allmutter aller Lebendigen, und mit allen ihren Erscheinungen. So wandte er noch am 25. August des Jahres 1828 zu Dornburg sich sympathetisch dem aufgehenden Vollmonde zu und wußte, daß teilnahmvoll das milde Licht auf ihm ruhe:

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin . . .
Zeugest mir, daß ich geliebt bin . . .
So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Doch das Evangelium gleichſam ſeiner Religion der gotterfüllten Natur, ſeines dichteriſchen Pantheismus wie ſeiner wiſſenſchaftlichen Naturanſchauung finden wir in den Aphorismen über „die Natur“ aus dem Jahre 1780:

„Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen: Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremde. Sie ſpriche unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr; ſie verwandelt ſich ewig; ihre Geſetze ſind unwandelbar.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht. Ihre Krone iſt die Liebe; nur durch ſie kommt man ihr nahe. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten; ſie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr: nein, was wahr iſt und was falſch iſt, Alles hat ſie geſprochen, Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt.“

Hier alſo ſpricht Goethe deutlich aus, was wir aus ſeinen Dichtungen erſchloſſen und was wir in ſeinem dichteriſch verklärten Spinozismus fanden: die Natur iſt ewig, unwandelbar, der Urſprung alles Lebendigen; alle Weſen ſind ihre Kinder; Gegenwart iſt ihr Ewigkeit; ſie iſt gütig; ſie iſt weiſe; ſie iſt göttlich. Die Allgewalt der Liebe des ewigen Gottes iſt in ihr mächtig. Aber zugleich befindet ſie ſich in ewiger Menſchwerdung; ſie iſt ein Spiegel unſerer Seele. Was wir ihr leihen, was wir an Geiſt in ſie hineinlegen, das wiederholt ſie nur. Und ſo geheimnisvoll ſie in ihrem Grunde iſt: es giebt nur einen Schlüſſel für ihr Verſtändnis, und das iſt die Sympathie; die Krone der Natur iſt die Liebe. Und was iſt das Weſen der Liebe? Es iſt beſeligendes und beſeligtes Geben und Empfangen. Natur und Seele müſſen ineinander fließen, dann gewinnen wir Naturgenuß, Naturandacht im Sinne des dichteriſchen Pantheismus Goethes.

So war denn die Naturliebe eines der wichtigſten Momente in dem Geiſtesleben dieſes einzigen Mannes. Auf ſeinen Spuren

wandeln Tauſende ins Gebirge und an das Meer und erbauen ſich an den erhabenen und lieblichen Eindrücken, an der romantiſchen Schönheit der Natur, die in deutſcher Zunge uns Goethe zuerſt erſchloſſen; aber wie viele haſten ruhelos von Ort zu Ort, wie vielen fehlt die Ruhe der Empfindung, die Weisheit des Genießens und vor allem die Tiefe und Innigkeit der Anſchauung, die uns Goethe in ſeinen Dichtungen, in ſeinen Briefen und Bekenntniſſen kundgiebt!

Gehen wir daher auch hierin ſeinen Spuren nach, laſſen wir auch hierin uns von dieſem großen Lehrmeiſter leiten, uns von ſeinem Geiſte tragen! Halten wir ſein Geiſteserbe hoch, daß es unſer Denken und Empfinden wie ein Sauerteig durchdringe, und halten wir ſein Gedächtnis heilig!

Ein harmoniſches Leben, wie es die Weltgeſchichte kaum wieder kennt, hat er, der Große, Einzige ausgelebt, und ſeine Werke ſind der Abdruck dieſer Harmonie ſeines Einzellebens und ſeiner Auffaſſung des Alllebens. Die Harmonie zwiſchen Gott und Welt, zwiſchen Natur und Menſch, die beide von der allgegenwärtigen Gotteskraft erfüllt ſind, iſt der Grundzug ſeines Denkens und Dichtens:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Digitized by Google

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

3. Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und zum Leben unserer Zeit.[1])

Von Herrn Privatdozent Dr. Eugen Wolff in Kiel.

(13. November 1892.)

In Friedrich Schillers Namen treten wir zusammen, von seines Geistes Nähe fühlen wir uns weihevoll umweht. Und seine Muse schwebt aus einer schönern Welt zu uns hernieder:

„Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur."

So haben wir Jahr für Jahr in unserm Kreise das Angedenken an den edlen Sänger erneut. Aber das Jahr gleicht nicht dem Jahre, und jedes bringt sein eigenes Geschehen. Auch unser letztes Schillerjahr — wenn ich so sagen und die zwölf Monde von einem Geburtstag unseres Dichters bis zum nächsten für seine Verehrer als geschlossenen Zeitraum betrachten darf — auch unser letztes Schillerjahr hat sein Ereignis in der Geschichte des fortwirkenden Schillerischen Geistes: „Ist Schiller noch lebendig?" Diese von einer Wiener Litteratur-Zeitung aufgeworfene Preisfrage ist zu charakteristisch für unsere Zeit, um von Schillers Freunden stillschweigend übersehen zu werden. Zwar was

[1]) Eine erschöpfende Behandlung des Stoffes erscheint binnen kurzem in Buchform.

*

uns ſelbſt betrifft, ſo bedarf es der Antwort nicht; wir fühlen, wie er in uns lebt: Ja! Schiller iſt noch lebendig! Und doch, iſt die Frage damit aus der Welt geſchafft? Bekundet nicht ſchon das Aufwerfen einer ſolchen Frage, daß es Zweifler giebt? Und hören wir nicht allerdings in dem verworrenen Treiben der heutigen Kunſt und Wiſſenſchaft Stimmen verlauten: Nein! Schillers Zeit iſt vorüber und Goethes auch; die neue Zeit braucht eine neue Poeſie! Oder: Nein! wir ſtehen im Goethiſchen Zeitalter, Schiller iſt überholt! Denn das bringt ja der neuere Parteigeiſt zuwege, daß man den einen unſerer beiden größten Dichter unabläſſig am anderen abmißt, daß den einen rühmen für viele noch immer den andern ſchmähen bedeutet, trotz des erhebenden Beiſpiels von Selbſtentäußerung, mit welcher die befreundeten Dichter einander Gerechtigkeit widerfahren ließen. Von dieſem Geſichtspunkt erſcheint das Aufwerfen der Frage als ein Verdienſt, als Ausfluß des Strebens, einer in manchen litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Kreiſen beſtehenden Unſicherheit ſo oder ſo ein Ende zu bereiten. Und wenn auch die preisgekrönte Antwort in verſtändiger knapper Weiſe die Frage natürlich bejaht, wird man einſtweilen noch oft auf ſie zurückkommen müſſen, wenn ſie nicht, zu Nutz und Frommen der Skeptiker, einſeitig beantwortet oder für ein zuſtändigeres Forum vertagt erſcheinen ſoll.

Das Problem iſt nämlich mit dem bloßen Hinweis auf eine Reihe von Momenten, in denen ſich Schiller augenſcheinlich noch lebenskräftig erweiſt, nur dem Prinzipe, nicht aber dem Grade nach beantwortet. Der Dichter kann „noch“ lebendig und doch in ſeinem Einfluſſe bereits ſo ſtark zurückgetreten ſein, daß es nur eine Frage weniger Jahre oder Generationen iſt, bis er gänzlich aus ſeiner Wirkſamkeit im geiſtigen Leben der Nation verdrängt erſcheint; es kann andererſeits des Dichters Stern erſt im Aufgehen begriffen und in weiten Kreiſen die Empfindung verbreitet ſein: erſt eine fernere Zukunft werde ihm voll gerecht werden können. So hoffen es ernſte Männer heute von Goethes Geiſt, daß ſein rechter Tag erſt kommen ſoll.

Auch hat die Frage ihre zwei Seiten. Ein Dichter kann lebendig ſein im Streite der litterariſchen Schulen, in Fortbildung

ſeines Stiles, wie mancher Schriftſteller ſhakeſpeariſiert, heiniſiert, oder wie erhabene Verſe dantesk heißen, oder wie ein Maler rembrandtiſiert, obgleich es doch nur paradoxen Schwärmern beifällt, einen Rembrandt als Vorbild unſeres Lebens, als geiſtigen Führer unſerer Zeit hinzuſtellen. Umgekehrt wirkt manch eines Dichters Geiſt im Leben der Nation heilſam fort, obgleich die litterariſche Entwickelung längſt über ſein Muſter hinausgeſchritten iſt oder doch ſeinen Stil fort- und umgebildet hat, wie vielleicht Leſſing, ſo teuer ſein Geiſt uns iſt, ſo unerreicht er in ſeiner Eigenart als Proſaſchriftſteller noch immer daſteht, in rein dichteriſcher Beziehung, wenigſtens für den Augenblick, nicht recht ſichtlichen Einfluß auf die litterariſche Strömung und Entwickelung mehr ausübt.

Inwieweit alſo wirkt Schillers Vorbild in der Litteratur der Gegenwart fort? Inwieweit beherrſcht ſein Geiſt noch das Leben der Nation? Und ſteht wirklich das Steigen und Sinken des Goethiſchen Einfluſſes in umgekehrtem Verhältnis zur Wertſchätzung ſeines großen Freundes? Sind wir damit vor die Unterſuchung von Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unſerer Zeit geſtellt, ſo werden wir nicht blos unmittelbar den Spuren ihres Geiſtes in der Gegenwart nachgehen dürfen: die charakteriſtiſche Beziehung gerade unſeres Geſchlechtes zu den beiden großen Dichtern wird ſich nur dann klar abheben, wenn wir ſie in Vergleich zu den verſchiedenen Generationen ſetzen, die vor uns Schillers und Goethes Einwirkung erfahren haben. Unſere Aufgabe erweitert ſich ſo zu einer *Nachgeſchichte des Schilleriſchen und Goethiſchen Geiſtes*, zur geſchichtlichen Verfolgung der *Wirkungen*, welche ſie auf Mit- und Nachwelt ausgeübt haben. Erſt auf derart gefeſteter hiſtoriſcher Grundlage wird ſich eine Antwort auf unſere Frage, ſubjektivem Gutdünken entrückt, wiſſenſchaftlich objektiv erteilen laſſen: wodurch *charakteriſiert* ſich die Stellung der Gegenwart zu den beiden großen deutſchen Klaſſikern?

Goethe als der ältere trat zuerſt hervor, ſein Einfluß hatte bereits das erſte Stadium durchlaufen, bevor Schiller in die Öffentlichkeit gelangte. Ich ſchweige von Goethes perſönlich bezauberndem Eindruck, obgleich auch dieſer das ſeine beitrug, dem jungen Genie die Herzen entgegenflammen zu laſſen. „Götz“ und „Werther“,

die beiden Großthaten des Vorweimarer Lustrum, prägten sofort dem Leben ihren Stempel auf. Das waren nicht bloße Bücher, das waren Griffe wie aus dem Leben so in das Leben. Man kennt die Wetzlarer Tafelrunde, in welcher Goethe als Ritter Götz Zug um Zug lebte und dichtete; man kennt die noch weitergreifende Wirkung „Werthers", welcher ja nicht blos empfindsame, schwache Seelen in Selbstmordgedanken bestärkte, sondern das ganze junge Geschlecht mit Empfindungsfeinheit und Seelenschönheit erfüllte, wie es sich von „Götz" zu Kraft und Freiheitsdrang wachgerufen fühlte. Rein litterarisch ist der Ausdruck dieser Werke jener Sturm und Drang der Genieperiode, die in ihrer ersten Etappe sich nahezu in eine Gruppe „Goethe und sein persönlicher Kreis" (Lenz Klinger, H. L. Wagner) zusammenfassen läßt. Es sollte bald anders kommen. Dürfen wir schon nicht übersehen, wie leidenschaftlich ein „Werther", eine „Stella" vom konventionellen theologisch-moralischen Standpunkt angefeindet, wie perfid das Weimarer Treiben Goethes verdächtigt wurde, so müssen wir vollends das Schweigen der Kritik von der Mitte der siebziger bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als nur zu beredtes Urteil dahin deuten, daß er in Vergessenheit zu geraten begann, daß nun die Tage gekommen, da „das deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte".

In diese Zeit fällt Schillers erstes Auftreten, die mächtige Wirkung seiner „Räuber", nicht nur auf die Genossen von der Karlsschule, deren Leben zeitweise schier darin aufging, nein, in die weitesten Schichten drang das Gefühl: von hier beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters. Auch Schiller hat den philiströs-moralischen Abscheu erfahren, wie er keinem erspart bleibt, der die ewige Moral in neuen Formen verkündet. Am berüchtigtsten ist das Verdikt des Schriftstellers und Schulrektors Karl Philipp Moritz über „Kabale und Liebe": „Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen! . . . Ich wasche meine Hände von diesem Schillerischen Schmutze." Wenn man bedenkt, wie eng sich Goethe mit diesem Moritz auf und nach der italienischen Reise befreundete, wird man ungefähr ermessen können — auch wenn es nicht sonst feststände — mit welchem Mißbehagen Goethe auf diese

wilden Jugendprodukte Schillers blickte, deren Erfolg von vornherein für Goethes neue idealistische Richtung, wie sie namentlich in „Iphigenie“ und „Tasso“ hervortrat, die Teilnahm- und Verständnislosigkeit des Publikums zu weissagen schien. Freilich hatte Schiller eben erst mit „Don Carlos“, der ja aus dem naturalistischen Stil herauswuchs, den unbedingten Beifall der Nation erlangt, welche hier ihr eigenstes Wesen aussprechen hörte. Aber es kam zu keiner Annäherung mit Goethe, der seinerseits aus dem Gesichtspunkt, von welchem sein „Egmont“ in Schillers Rezension betrachtet wurde, den Abstand beider deutlich genug wahrnahm. Mußte doch Goethe durch die kalte Aufnahme seiner nun gesammelt erschienenen Schriften noch mehr verhärtet werden; die Glut und hinreißende Gewalt seiner Jugendwerke vermißte man an den neuen zarten Schöpfungen seiner Muse: das Publikum war dasselbe geblieben, aber der Dichter hatte sich entwickelt. Goethes eigne Schule war im Schauspiel wie im Roman durch die vergröbernde Manieriertheit der Ritterstücke und Rührseligkeiten überboten und verdrängt. Nur einer wirbt unentwegt und freilich still für sich gerade in dieser Zeit um Goethes Freundschaft: kein anderer als unser Schiller. Erst 1794 schließt sich ihr Bund; erst jetzt ist Schiller an der Hand seiner philosophisch-ästhetischen Studien zu einer geklärten künstlerischen Auffassung durchgedrungen, wie sie Goethe an den Kunstschätzen Italiens erworben hatte; erst jetzt wird ihr Zusammenwirken möglich und ersprießlich.

Begann sich so auch das Bild der wiedergeborenen und vereinten Dichter dem Auge der Nation wohlthätig einzuprägen, in engeren litterarischen Kreisen gaben die „Xenien“, wie Sie wissen, das Signal zu den erbittertsten Ausfällen gegen beide. Und das Verständnis für die schönste Goethische Frucht dieses Bündnisses, für „Hermann und Dorothea“, ist genügend durch den herabsetzenden Vergleich des großartigen Werkes mit Vossens biederer „Luise“ gekennzeichnet. Indessen war für Schiller jedes neue Drama vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“ eine neue, im Bühnenerfolg zu greifbare Eroberung, als daß persönliche Verbissenheit oder rationalistischer Dünkel daran drehen und deuteln konnten: nur „Die Braut von Messina“ mutete fremdartig an.

Während Schiller immer breiteren Boden im Volk gewann, fand ſein großer Nebenbuhler zunächſt nur in den exkluſiven Kreiſen der Romantiker rechtes Verſtändnis und werkthätige Begeiſterung. Werkthätige Begeiſterung: denn nicht genug, daß ſie Goethe, namentlich im Hinblick auf „Wilhelm Meiſter“, als „wahren Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden“ und ſeine Dichtweiſe als „rein poetiſche Poeſie“ feierten, nicht genug, daß ſie ſchriftſtelleriſch ſeinem Beiſpiel nacheiferten, — ſelbſt das Leben ſuchten ſie durch den künſtleriſchen Hauch der „Lehrjahre Wilhelm Meiſters“ zu beſeelen. Auch ſie waren — wie einſt jene Schwärmer, die nichts als den Knall der Piſtole aus dem „Werther“ heraushörten —, auch ſie waren nicht die ſtarken Geiſter, die den Roman in ſeinem tiefſten Angelpunkte erfaßten, auch ihnen winkte in gewiſſer Hinſicht Werthers Schatten:

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach.“

Aber wenn die Kunſtjünger nun auch Goethes Weltanſchauung in nur halbem Verſtändnis mehr von der leichten beſchaulichen Seite bethätigten, unermeßlich war dennoch die Bedeutung eines ſolchen Überſetzens künſtleriſcher Geſtaltung ins wirkliche Leben. Das Reich der Schönheit in dieſer Welt zu ſuchen, ſie und unſer Erdenleben in ihr daher mit künſtleriſchem Griff zu geſtalten, den Kern unſeres Daſeins im Streben nach Bildung und Entwickelung zu ſuchen, das wurde nun als ihres Meiſters Botſchaft von den romantiſchen Jüngern in die Lande getragen. Rein dichteriſch gelang es den Brüdern Schlegel nicht, ſich als Schüler Goethes auszuweiſen: dazu fehlte ihnen die erſte Vorbedingung, eigene ſchöpferiſche Phantaſie. Wohl nirgends kläglicher tritt dieſer Abſtand zwiſchen Wollen und Können zutage als in der „Lucinde“, die man nicht treffender denn als totgeborenes Kind charakteriſieren kann. Aber Ludwig Tieck, aber Clemens Brentano! Hier iſt unverkennbare Goethiſche Kunſtſchule, in Liedern, Farcen und Romanen. Dieſe hervorragenden Künſtlernaturen ſind bei aller romantiſchen Verzerrung Gebilde Goethiſchen Blutes. Und zu Clemens geſellt ſich ſeine Schweſter Bettina, beide im weiteren Sinne bezeichnenderweiſe Frankfurter Kinder, die von Goethes Geiſt am vollſten und tiefſten „einen Hauch verſpürt“.

Die gegenseitige starke Abneigung, welche bei alledem zwischen den Romantikern und Schiller genährt wurde, könnte Wunder nehmen, wenn Sie der theoretischen Übereinstimmung der beiden Klassiker im Kunststil und andererseits der katholisierend-romantischen Elemente in Schillers späteren Dramen gedenken: aber das Reich Schillerischer Poesie war „nicht von dieser Welt", seine Muse blieb „das Mädchen aus der Fremde" und

„eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit".

Aber freilich, sie begeisterte nicht nur künstlerische Naturen — weiter erstreckte sich die lebendige Wirkung Goethischer Dichtung zunächst noch nicht —, sie

„teilte jedem eine Gabe".

Und als die Stunde der Prüfung unseres Volkes nahte, da fanden viele der besten deutschen Herzen nur in ihrem Schiller Trost. Schillers Werke im Tornister und im Herzen marschierten die Freiwilligen in den Befreiungskampf, unsichtbar sichtbar schwebte der Geist der „Jungfrau von Orleans" dem preußischen Heere von 1813 voran. Dieser Fleisch gewordene Einfluß Schillers verkörperte sich in der tragischen Gestalt Theodor Körners, der litterarisch und lebendig, „zugleich ein Sänger und ein Held", die Lehre Schillers bethätigte. Wenn nunmehr dieser als der deutschere und ernstere Dichter galt, Goethe aber seitdem als der kalte teilnahmslose Egoist verschrieen ward, so wollen wir in unserm Kreise gewiß am wenigsten Goethe verkennen, gewiß nicht vergessen, daß der 64-jährige nicht leisten konnte, was Aufgabe der Jugend war, daß Kriegslieder im Zimmer schreiben am wenigsten Goethes Sache war, daß ihn schließlich auch seine, des Ministers, Kenntnis der deutschen Kabinette trostlos genug stimmen durfte; aber gern werden wir unserm Schiller zugestehen, daß in diesem Zeitlauf er, der körperlich nun schon Dahingeschiedene, ein lebendiger Führer der deutschen Nation gewesen ist.

Auch im zweiten Drittel des Jahrhunderts bewährte er sich als solcher, in den geistigen Kämpfen um innere Freiheit und Einheit; im Marquis Posa verkörpert sich urbildlich die Seele jener Tage: berauscht an den erhabensten Idealen, sie bekennend mit

Mannesmut und Jugendungestüm, für ihre Verwirklichung ringend mit schwärmerischer Begeisterung, doch auch mit schwärmerischer Überhast und Unerfahrenheit. Wie die einen vergessen hatten, daß Goethe nicht völlig Werther und noch weniger Jerusalem sei, so vergaßen die anderen jetzt, daß Marquis Posa nicht Schillers letztes Wort geblieben war.

Von der Unreife und Einseitigkeit auch *seiner*, nur halb verstehenden Jünger legt ihr schnöder Goethehaß beredtes Zeugnis ab. Obgleich sich beide Dichter während ihrer Reifezeit auch in der politischen Anschauung eng berührten, wurde jetzt von liberalen *Fanatikern* Goethe in Acht und Bann gethan. Seit Anfang der dreißiger Jahre schüren der Meister und der Judas des Jungen Deutschland, Ludwig Börne und Wolfgang Menzel, gleichmäßig leidenschaftliche Erbitterung gegen den Dichter und Menschen Goethe, der inzwischen auf seine Weise die Welt erobert hatte! Aus Wien ließ sich Börne schreiben: „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit ... Goethe war immer nur ein Despotendiener ... Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper." Und Börne setzt hinzu: „Wie wahr, wie wahr das Alles! ... Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt." An Goethes Todestag, meint er, „müsse die Freiheit geboren werden", „die alte deutsche Zeit" werde „mit Goethe begraben". Menzel wagte den kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, wenn er seine Abstrafung Goethes in das Bild einer „Theaterprinzessin" zuspitzte: „Man kann ihn mit nichts besser vergleichen, als mit einer unabhängigen, reichen, launenhaften, putzsüchtigen, koketten, empfindsamen und zugleich sinnlichen, in tausend Kleinigkeiten verliebten, an tausend Kleinigkeiten sich stoßenden, höchst anspruchsvollen und bequemen Dame ... Daher sein geheimer Haß gegen die neue Zeit, die wieder *Männer* verlangte und fand." Diese komischen Wutausbrüche wirkten aber um so gefährlicher, als sie die in erster Linie ästhetische Frage zu einer moralischen umstempelten. Seitdem galt Goethe, der Dichter des Lebens, im öffentlichen Urteil gebrandmarkt, der Ideendichter Schiller dagegen als der allein Erhabene. Es giebt ja gewiß, wie Menzel betont, „keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungs-

vollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten", und es sei keine keuschere, heiligere Liebe denkbar, als sie Schiller seinen Liebenden in die Seele haucht. Aber diese und andere schöne und treffende Worte zur Verherrlichung Schillers erhalten den bitteren Beigeschmack beschränkter, ja schiefer Einseitigkeit, wenn wir bedenken, daß damit die konventionelle Moral zur Richtschnur der Poesie erhoben und mehr der Gesinnungstüchtigkeit von Schillers Helden als der Künstlerkraft des Dichters ein Kranz geflochten war.

Gutzkow, Laube und Wienbarg suchten zwar bald ein Verhältnis zur Goethischen Kunst zu gewinnen, aber Schiller blieb doch für die litterarische Produktion des Jungen Deutschland der oberste Leitstern. Denken Sie nicht nur an Laubes „Karlsschüler", denken Sie überhaupt an das, was diesem jungen Geschlechte die Feder in die Hand drückte: Ideen, und zwar die Ideen und Tendenzen der Freiheit, zu verfechten. Doch lebte freilich in den naturalistischen Zügen des Kreises ein Stück Schulung an Goethischen Jugendelementen, trotzdem die schöpferische Kraft und die naive Gesundheit fehlte. Nur Heinrich Heines reine Stimmungslyrik liegt ganz von Schiller abseits offenbar auf der Goethischen Linie, aber auch hier weht nicht recht gesunde, reine Natur: die Luft ist mit Parfüm, freilich oft berauschend, gebeizt.

Außer Achim von Arnim bekunden auch die romantischen Nachzügler Eichendorff und Wilhelm Müller, von den Schwaben besonders Justinus Kerner und Mörike Goethische Schule nach Seiten der Lyrik und teilweise auch des Romans; und auf Rückert wirkt der „Westöstliche Divan" nebst den tiefster Weisheit vollen Sprüchen Goethes bestimmend ein. Dagegen werden wir aus den beiden romantischen Generationen Hölderlin und Chamisso der Schillerischen Linie naherücken dürfen, ebenso von den Schwaben Gustav Pfizer, auch wohl im wesentlichen die österreichische Dichtergruppe, nur teilweise mit Ausnahme Lenaus. Fand dadurch die sentimentalische Ideendichtung Schillers noch immer ihre sympathischen Vertreter, so konnten die Leistungen seiner dramatischen Nachbeter — denn wahre Jünger hat er auf der Bühne bis heute nicht gefunden — desto weniger befriedigen: Raupach und andere Dutzendschreiber

traten ſeine Geleiſe recht breit, jagten ſeine Ideen und Bilder tot, ertränkten, mit einem Worte, ſeinen Wein in ihrem Waſſer. Im Gegenſatz dazu ſuchen die Kraftdramatiker Grabbe, Büchner vollen Anſchluß an die gährende, ſtürmiſche Jugendperiode Goethes und Schillers.

Mußte indes ſchon unter der einen oder anderen genannten Erſcheinung die Wage bedenklich ſchwanken, ſo werden Sie keinen Augenblick im Zweifel ſein, Geſtalten wie Ludwig Uhland nicht einſeitig der Machtſphäre des einen zuzurechnen, der des andern ſie aber zu entrücken: erweiſt ſich doch ſeine Balladen- und Romanzendichtung als ein beſonders deutliches Beiſpiel, wie in einem beträchtlichen Teile des litterariſchen Nachwuchſes der Einfluß unſerer beiden Klaſſiker fruchtbar ward, untrennbar zu verſchmelzen. Denken Sie beſonders auch an Grillparzer, an Immermann.

Die ſo von Weimar ausgegangene litterariſche Bewegung blieb nicht auf Deutſchland beſchränkt. Im Auslande gelangte Goethe zur Vormacht: Byron, Walter Scott und Carlyle in England, Manzoni in Italien und die Romantiker in Frankreich ſind deß Zeugen. Aber Madame de Staels Buch „De l'Allemagne“ verkündet den Ruhm auch gerade des Schilleriſchen Deutſchlands, und Schillers Dramen hielten Einkehr auf den europäiſchen wie den amerikaniſchen Bühnen, womit ihm ſeine eigentliche Domäne geſichert war. Namentlich auch nach Dänemark wirken beide hinüber.

Zweimal bot ſich um die Mitte unſeres Jahrhunderts der ziviliſierten Welt Gelegenheit, ihre Verehrung für unſere Dichterheroen demonſtrativ zu bekennen: die Feier der 100. Geburtstage hätte unter ſonſt gleichen Umſtänden zum Gradmeſſer werden können, in welchem Maße jeder die Liebe der Nation, die Achtung der Menſchheit erworben. Aber der Goethetag fiel in die politiſch aufgeregten Verfaſſungskämpfe, ſo daß für litterariſche Jubiläen nicht allzuviel Intereſſe übrig blieb. Immerhin wurde gefeiert, und aus der „Aufforderung zu einer allgemeinen deutſchen Goethefeier“ lugt wirklich tieferes Verſtändnis hervor als ſonſt wohl aus dergleichen Manifeſten: „dem Geiſte der Ordnung, der Mäßigung, der Beſonnenheit und der edelſten Freiheit“, hieß es, ſolle das Feſt gelten. Aber „Ordnung, Mäßigung, Beſonnenheit“ — und das Jahr

1849, wo die Ereigniſſe ſich überſtürzten und die Geiſter mit ihnen! In welchem Umfang Goethe unſere Sitte milde veredelt, auf unſer Gemütsleben beſänftigend und beſeligend eingewirkt, wie ſeine Weisheit kühn die Weiſen des Orients in die Schranken fordert, wie er unſere Sprache mit ſchöpferiſcher Gewalt ausgebaut, wie er die webende, wallende, wirkende Natur mit faſt kongenial anmutender Geiſteskraft beſeelt und künſtleriſch neugeboren hat — das alles war, von anderem zu geſchweigen, für weitere Volkskreiſe zu wenig ermeßlich, als daß am 28. Auguſt 1849 ſchon ein millionenſtimmiger Jubelruf zum Himmel hätte emporklingen können, wie er mit Recht am 10. November 1859 ertönte. Der begeiſternde Schwung Schilleriſcher Verſe, ganz auf die Maſſenwirkung geſtellt, riß an dieſem Tage alles, was deutſch oder mit Deutſchen zu fühlen vermochte, ſchier über den ganzen Erdball zur frohen Feier hin. Nicht eine Gemeinde auserwählter Geiſter, nein, alle Stände, Lebensalter und Geſchlechter vereinten ſich; das deutſche Volk erkannte ſich ſelbſt in ihm, „Deutſchlands liebſtem Sohne", und darüber hinaus las man aus ſeinem Geiſte:

„Die Menſchheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!"

Freiheit, Einheit, Ideal! Dieſer Dreiklang durchbrauſte allüberall den Feſtjubel: keine Frage, man benutzte das Schillerjubiläum zu einer politiſchen Demonſtration großen Stils; aber trotzdem ſteht dieſe alles fortreißende Feier eines toten Dichters in der Geſchichte einzig da.

Noch in den ſechziger Jahren, unter den ſchweren Waffen- und Geiſteskämpfen, die der deutſchen Einigung vorangingen, blieb dieſe Begeiſterung für Schiller unter Vernachläſſigung Goethes wach und lebendig. Wie verſchiebt ſich aber das Bild mit einem Schlage, ſobald das nächſte Ideal verwirklicht iſt, ſobald mit der Einheit und dem Frieden eine Periode des Beſitzes, der Befriedigung, des Behagens, aber auch des Ausbaues, der friedlichen Arbeit beginnt! Der Umſchwung ſtellt ſich ſelbſt zahlenmäßig überraſchend: In der Zeit von 1862—67 wurden von Schilleriſchen Werken 17 Geſamtausgaben und 62 Einzelſchriften gegen 7 Geſamtausgaben und 37 Einzelſchriften von Goethe neugedruckt. Von 1868—74

aber ſtehen, entſprechend dem erhöhten Leſebedürfnis, den 17 Geſamt- und 96 Einzelausgaben Schillers 27 bezw. 162 von Goethe gegenüber; 1887—90 tritt Schiller mit 7 bezw. 82 Schriften gegen Goethe mit 10 bezw. 108 in die Schranken. Doch nicht Zahlen allein will ich zu Ihnen ſprechen laſſen, ſonſt hätte ich vor allem auch auf die Regiſter der wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften zu verweiſen, um zu veranſchaulichen, wie nunmehr beflügelter Eifer ſich Goethe zu- und oft recht gefliſſentlich von Schiller abwendet.

Denn das charakteriſiert die Lage noch beſonders, daß ſich nun die Wiſſenſchaft der neuern deutſchen Litteratur bemächtigt und bald zu einem weſentlichen Faktor in der Abſchätzung des Verhältniſſes zwiſchen den Klaſſikern und unſerm Volke anwächſt. Zwar hat es ſchon in der erſten Hälfte des Jahrhunderts nicht an Verſuchen gefehlt, unſere klaſſiſchen Dichtungen wiſſenſchaftlich zu erklären, aber ohne feſte Methode war der Phantaſtik Thür und Thor geöffnet. Namentlich die allegoriſchen Ausdeutungen des „Fauſt“ wucherten in wilder Willkür, bis Friedrich Theodor Viſcher das Unweſen ausrottete. Mit der Äſthetik wetteifernd, bemächtigte ſich die Geſchichtſchreibung in Deutſchland und England der beiden großen Klaſſiker: die Schillerbiographie von Hoffmeiſter, die Goethebiographie von Schäfer ſind ſolche, für ihre Zeit recht achtbare Leiſtungen. Auch wurden einzelne Weimaraner, wie Kanzler von Müller und Adolf Schöll, und ſelbſt Fernerſtehende wie hier in Frankfurt A. Clemens, nicht müde, als Sprecher der ſtillen Goethe-Gemeinde in die Schranken zu treten. Selbſt an Kämpfen zwiſchen den Vertretern beider großen Geiſter fehlte es nicht: Hoffmeiſter charakteriſiert Schiller als den Mann der neuen Zeit, während Goethe die alte Zeit, die Kulturperiode ſeit Luther abſchließe! Man kann abſolut nichts Widerſinnigeres behaupten. Von der anderen Seite wird ſtark der auf unſerm Volke laſtende Fluch des Idealismus ins Feld geführt: da wir doch über dem Ideenſtreit unſere Provinzen verlören. Es wird der Abſtand der landläufigen Moral von Goethes Ethik bezeichnet, die für den Menſchen keine Hilfe kennt, als die von innen aus der Perſönlichkeit und aus der Pietät für das Ehrfurchtgebietende fließt, doch reſigniert die Frage aufgeworfen, ob Goethiſcher Geiſtesfrieden und das Zeitalter der

Maſchinen, der Eiſenbahnen nicht unverſöhnliche Gegenſätze ſeien. Daneben begannen Männer wie Heinrich Düntzer nach philologiſcher Methode Goethes Werke und Leben zu durchmuſtern, mit Bienenfleiß, reiches Material herbeiſchaffend, indes nicht immer anmutend in Form und Geiſt, überdies viel Kurioſität weckend.

Bald regte ſich gegen dieſe bei alledem verdienſtvollen und im Grunde unerläßlichen Bemühungen böſes Blut. Gewiß wollten mit Recht ſchon ſeit Jahrzehnten die Seufzer über endloſes Aufſtöbern von Goethes Garderobeſtücken, Weinbeſtellungen u. dgl. nicht verſtummen; richten ſich aber ſolche Klagen an die Adreſſe der Wiſſenſchaft? Schon auf der Schillerfeier des „Freien Deutſchen Hochſtiftes“ 1865 nahm Düntzer Gelegenheit, die Vorwürfe gegen „Goethes angebliche Vergötterung“ zurückzuweiſen und umfaſſende Kleinarbeit als unumgänglich für rechtes Verſtändnis mancher Dichtung hinzuſtellen. Solche bis heute forthallenden Entrüſtungsrufe gegen einen Goethekult lehren wohl am eindringlichſten, wie weit die Anſchauungen über dieſen Dichter noch immer auseinanderklaffen, wie wenig die Nation zu einem geklärten Urteil über ihn gelangt iſt. Und wenn die Goethe-*Wiſſenſchaft* es iſt, welche heute den Zielpunkt jener Angriffe darſtellt, ſo wird ſchon dadurch offenbar, daß ſie nunmehr die Führung im Eifer und auch im Kampf um die Klaſſiker übernommen hat.

Die heutige *Goethephilologie* engeren Sinnes iſt wohl weſentlich durch das Zuſammenwirken von Salomon Hirzel und Michael Bernays aus der Taufe gehoben. Hirzels reichhaltige Sammlung Goethiſcher Originaldrucke bot die Grundlage für textkritiſche Arbeiten, deren Ergebniſſe in Bernays' Abhandlung „Über Kritik und Geſchichte des Goetheſchen Textes“ (1866) ſowie in der von Bernays mit weitem Blick eingeleiteten hiſtoriſch-kritiſchen Sammlung Hirzels „Der junge Goethe“ (1875) zutage trat. Von Bernays rührt auch das plaſtiſche Lebensbild Goethes in der „Allgemeinen deutſchen Biographie“ her. Die klaſſiſchen Dichterwerke ſo „in reiner, unverletzter Geſtalt der Nachwelt zu überliefern“, ſie von Irrtümern, Druckfehlern, Entſtellungen zu ſäubern, den vom Dichter ſelbſt gewollten Wortlaut wieder herzuſtellen, hieß nicht nur eine nationale Ehrenpflicht gegen den Dichter erfüllen,

ſondern namentlich auch den Genuß des Publikums von Störungen durch Sinnentſtellung freihalten, ſomit vermannigfaltigen, ja vertiefen.

Weitere Kreiſe aber ergriff dieſe neue Goethephilologie erſt durch die raſtloſe Betriebſamkeit Wilhelm Scherers, der von der Berliner Univerſität aus eine Schule junger Forſcher heranzog, deren Intereſſenmittelpunkt Goethe blieb. Es bildete ſich allmählich eine litteraturgeſchichtliche Forſchung auf philologiſcher Grundlage: welche poetiſchen Motive waren zur Zeit des Dichters gegeben, und welche hat er ſelbſt geſchaffen? welche Kompoſitionsformen, Stilformen, poetiſche Wendungen und Wörter fand er in der Poeſie fertig vor und welche hat er neu gebildet? was an ihm iſt ererbt, was erlernt, was erlebt? So war es möglich, das Verdienſt, den Umfang der ſchöpferiſchen Thätigkeit des Dichters mit wiſſenſchaftlich objektiver Präziſion feſtzuſtellen; wir traten aus dem bloß ſubjektiven, naturgemäß widerſpruchsvollen Meinen oder Behaupten heraus, und es bahnt ſich ſeitdem eine feſte geſchichtliche Würdigung Goethes an. Nur zu natürlich bei einer jungen Disziplin, daß noch manche unbewieſene Hypotheſen die ruhige Atmoſphäre der Wiſſenſchaft durchſchwirren, wie ſich denn auch dieſe und jene ja thatſächlich ſchon als unzutreffend erwieſen haben. Mit der allmählichen Ausdehnung der Goethephilologie auf alle Kreiſe der germaniſtiſchen Forſcher iſt jedoch ein wirkſames Korrektiv für Heißſporne der einen oder anderen Seite geboten. Wenn ſich nur alle, die hier ſich um Goethe tummeln, bewußt blieben, daß Goethes Geiſt auf ihrem Werke nicht anders ruht als in der Fülle und Tiefe des Bewußtſeins von ſeiner ganzen geſchloſſenen Perſönlichkeit, daß jede Einzelforſchung notwendig irregeht, ſo lange ſie nüchtern an der Materie haften bleibt, ſo lange ſie nicht aus Goethes Weſen geboren, an Goethes Weſen ſich emporrankt!

In ein neues, vorerſt letztes Stadium trat die Goetheforſchung mit der Erſchließung des Goethe-Archivs. Als 1885 der letzte Nachkomme Goethes, ſein Enkel Walther von Goethe, ſtarb, ging das bisher vor fremden Augen ängſtlich gehütete Archiv des Dichters, mit ſeinem litterariſchen Nachlaß, einem Teil ſeiner Manuſkripte, ſeinen Briefſchaften teſtamentariſch in den Beſitz der Großherzogin Sophie von Sachſen-Weimar über. Sie erſchloß

dieſe Schätze der Wiſſenſchaft, ermöglichte ſo eine umfaſſende kritiſche Ausgabe von Goethes Geſamtwerken mit vielen neuen Funden aus den Handſchriften, und erhob damit Weimar noch einmal zum Mittelpunkt, von dem Goethes Geiſt in neuen Ausſtrahlungen über die Lande geht.

Und nicht nur Goethes Geiſt. Darf die Weimarer Sammlung doch ſeit 1889 den ſtolzen Namen „Goethe- und Schiller-Archiv“ führen, nachdem Schillers Enkel und Urenkel, die Freiherren von Gleichen-Rußwurm, noch bei Lebzeiten dem Beiſpiel der Goethiſchen Schenkung gefolgt waren. Auch blieb Schiller durchaus nicht unberückſichtigt von der neueren philologiſch-hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. So wenig er eigentlich im Vordergrunde der Forſchung und der wiſſenſchaftlichen Bewegung ſteht, in ſo vollem Maße wird ihm zuteil, was Goethe als Schuld an des Freundes Andenken bezeichnete:

„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.“

Was für die umfaſſendere, wunderbar verſchlungene Thätigkeit Goethes nur durch Zuſammenwirken einer ganzen Forſchergeneration möglich erſcheint, ſpinnt ſich für Schiller durch hingebungsvolle Arbeit einzelner ohne vieles Aufheben an und ab: eine hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe ſeiner Werke, die 1867 unter Karl Goedekes Leitung begann, liegt ſeit 1876 vollendet vor; und was für Goethe erſt auf Grund einer ähnlichen kritiſchen Geſamtausgabe nach Abſchluß der jetzt von Weimar ausgehenden Sammlung möglich ſein wird, eine dem neueren Stande der Wiſſenſchaft entſprechende Biographie, iſt für Schiller ſeit einigen Jahren von drei Gelehrten gleichzeitig unternommen, von denen auf Grund der vorliegenden Anfänge jeder in ſeiner Art für die herrliche Aufgabe gerüſtet erſcheint: Richard Weltrichs Werk verſpricht am meiſten vom Wehen des Schilleriſchen Geiſtes, Otto Brahms Buch die gewandteſte Darſtellung, Jakob Minors Schiller-Biographie die umfaſſendſten Einzelſtudien. Und ſchon ſeit den fünfziger Jahren iſt Kuno Fiſcher glücklich beſtrebt, uns einzelne Seiten des Schilleriſchen Weſens kongenial zu vermitteln.

Wenn ich ſchließlich der liebevollen Pflege gedenke, welche namentlich das Goethe-Studium auch außerhalb der litterar-

historischen Fachkreise fortgesetzt gefunden hat, so führe ich Sie schon halb aus der Wissenschaft ins Leben, aus dem Verhältnis der Forscher zu dem des Publikums. Ich meine, es bekundet ein Weiterwirken des Goethischen Geistes, wenn Kreise, welche der litterarischen Betrachtung eines Dichters berufsmäßig fernerstehen, sich von ihm zu einer solchen eingeladen fühlen. Hier wäre vor dem Überschreiten der Grenze an die Schätzung zu erinnern, welche Goethe in naturwissenschaftlichen und philosophischen Kreisen gefunden hat; hier wäre der wissenschaftlich wertvollen Bemühungen zu gedenken, welche der Kunsthistoriker Hermann Grimm und der Geh. Oberregierungsrat Gustav von Loeper diesem Genius zuwandten. Und doch stehen wir mit Nennung eines Namens wie Hermann Grimm bereits mitten in der Bewegung, welche sich als „Kampf um unsere Klassiker“ charakterisieren läßt. Die eigentlichen Philologen zeigten sich grundsätzlichen Auseinandersetzungen meist abgeneigt. Hermann Grimm nimmt 1874 in seinen geistreichen Goethe-Vorlesungen den alten Kampf auf, vielleicht unbewußt, jedenfalls ohne Absicht zu verletzen. Mochten schon Auslassungen über Goethe, wie: „Er gehört zu den vornehmsten Gründern der deutschen Freiheit“ herausfordernd klingen, so mußten Auffassungen wie die, als sei mit Goethes späteren Äußerungen über Schiller dessen „Rhetorik abgethan“, notgedrungen im anderen Lager verstimmen. Lange verhaltener Groll hat sich denn dieses Jahr in leidenschaftlichem Ungestüm gegen das vermeintliche Geschwisterpaar „Goethekult und Goethephilologie“ Luft verschafft. Ein schwäbischer Landsmann Schillers erhitzt sich hier — ebenfalls bei bester Absicht, beiden Dichtern gerecht zu werden — bis zu einer unerhörten Schmähung Goethes: „Was wäre, fragen wir, aus Deutschland geworden, wenn die Liebesdichtung Goethes die einzige Nahrung des deutschen Volkes gebildet hätte, wenn die Gretchen, Clärchen ꝛc., seine mark- und rückgratlosen Männer seine einzigen Vorbilder, seine einzigen Ideale gewesen wären? Heute noch wäre Deutschland der Vasallenstaat Frankreichs, der Hohn und Spott der Nationen.“ Erkennen Sie schon an diesen beiden Stimmen, wie die unbedingte Verehrung für einen unserer Dioskuren gerade auch heute noch oft mit hyperkritischer Schärfe gegen den andern

ſich gattet, ſo wird die verblüffende Selbſtbloſſtellung, mit welcher Otto Brahm das Geleitwort ſeiner Schillerbiographie anhebt: „Als Student war ich ein Schillerhaſſer“, Ihnen noch klarer zu Bewußtſein bringen, daß ſich in Bezeigung unbedingter oder doch wachſender Verehrung das Verhältnis unſerer Zeit zu den Klaſſikern keineswegs zum Ausdruck bringt. Aber ſowohl Otto Brahm wie vor ihm Kuno Fiſcher und nach ihm der preisgekrönte Beantworter der Frage: „Iſt Schiller noch lebendig?“, Franz Guntram Schultheiß, geben übereinſtimmend einen Schlüſſel für das Verhalten der verſchiedenen Lebensalter zu Schiller: auf die unbedingte Verehrung folgt im allgemeinen eine Periode, welche den idealen Schwung als Rhetorik verwirft, weil ſie dahinter blutvolle Charakteriſtik vermißt, bis man mit weiſer Reife zu Schiller zurückkehrt, „nicht mehr als dem einzigen Dichter, wohl aber als demjenigen, der uns eine ewige Form der Menſchennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch ſeine Dichtungen offenbart hat“. Begann in der Abkehr von Schiller das lebhaftere Intereſſe für Goethe, ſo weiß der zu Schiller Zurückgekehrte oft ſehr wohl die Begeiſterung für beide gemeinſam zu nähren.

Und doch iſt dieſer Verlauf unſerer Beziehungen zu den Klaſſikern nicht allgemein giltig. Wir hörten ja eben, wie einzelne ſelbſt wiſſenſchaftlich umfaſſend durchgebildete Männer den verſchiedenen Grad ihrer Wertſchätzung beider nicht bergen können. Und es hieße auch meiner Aufgabe als objektiver Berichterſtatter untreu werden, wenn ich ſtark zu betonen unterließe, daß in der That ein ſehr beträchtlicher Teil hervorragendſter Männer der Gegenwart, bei Bewahrung eifriger Pietät für Schiller, doch in Goethe lebt und lehrt, daß die Überzeugung in weiten Kreiſen zum Durchbruch gelangt: *Goethes Stunde, nein, Jahrhundert ſei nun gekommen.* Klingen nicht aus ſeinem Grabe wie eine heilige Mahnung gerade an *unſer* Geſchlecht die Verſe, welche der Altmeiſter an die Spitze ſeiner „Zahmen Xenien“ ſtellt?

„Warum willſt du dich von uns allen
Und unſerer Meinung entfernen?“
Ich ſchreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen!

„Iſt denn das klug und wohlgethan?
Was willſt du Freund und Feinde kränken!“
Erwachſ'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und ſollſt auch Du und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen:
Was ich dem Enkel zu Liebe thu,
Thu ich euch allen.

So hebt ihn denn Adolf Schöll aus allen heraus: „Wie dem Griechen Homer das poſitive Fundament und Inſtrument ſeiner Kulturentwickelung, iſt es Goethes Poeſie der Kultur unſeres Jahrhunderts geworden.“ So feiert ihn Michael Bernays: „Wir lieben in Goethe den Dichter, wir erkennen bewundernd den Forſcher an; aber noch teurer iſt uns der Mann, welcher, feſſellos ſtrebend, in ſeinem Daſein die wahre Freiheit des Menſchengeiſtes verkündete und bethätigte; der Mann, welcher der Menſchheit das Beiſpiel gab, wie man in unabläſſigem Thun ſeine Kräfte vermannigfaltigen und doch eine erhabene Einheit unter ihnen herſtellen kann.“ Wie machtvoll er auch auf ſeine Zeit gewirkt, ſo möchte man doch faſt glauben, „erſt jetzt trete ſein Geiſt die Weltherrſchaft an, und die Prophezeiung Carlyles, der in ihm den Herrſcher der Zukunft begrüßte, müſſe ſich nun erfüllen“. Um die Wertſchätzung des Menſchen Goethe, gerade der geſchloſſenen einheitlichen Perſönlichkeit, hat ſich denn auch die Goethe-Wiſſenſchaft unläugbare Verdienſte erworben, indem ſie aus den Schachten gewiſſenhafter Einzelforſchung die weit über alle philiſterhafte Mäkelei hinausgewachſene ethiſche Größe Goethes in ſeinem Dichten und Leben zu Tage förderte. Epochemachend in der Geſchichte des Goethiſchen Geiſtes zu unſerer Zeit muß ich hier Victor Hehns kongeniale „Gedanken über Goethe“ anreihen: wie er in den Dichtungen ſeines Helden die Naturformen des Menſchenlebens und die Naturphantaſie aufweiſt, wie er ſcharf und rückſichtslos, oft ſelbſt zu bitter, den Gegenſatz zwiſchen Goethes Geiſt und dem Zeitgeiſt zeichnet, ſoll dieſem Originalſchriftſteller übers Grab hin unvergeſſen ſein.

Selbſt die Theologie iſt in der Gegenwart beſtrebt, ihren Frieden mit Schiller und Goethe zu ſchließen. Zwar ultramontane

Schmähungen dauern gegen beide fort. Aber wir müssen es dem Geiste der neueren Theologie wirklich hoch anrechnen, wenn sich Paul Kleinert (schon 1867) über „Schillers religiöse Bedeutung" dahin ausspricht: die Kirche hätte das Andenken der deutschen Klassiker auch dann im Segen zu halten, wenn sie Heiden wären; der Glaube sei im Verdorren, der sich vor allem auf den ersten Anblick Fremden scheu verschließt. Im übrigen wird es ihm natürlich leicht, Schillers übersinnliche Poesie als eine „Erziehung zur Religion" nachzuweisen. Schwereren Stand hatten schon die theologischen Verteidiger Goethes, der in den sechziger Jahren von der Hengstenbergischen Richtung noch radikal befehdet wird. Gewiß konnte ja auf die im Grunde christliche Idee der „Iphigenie", auf religiöse Momente im „Faust" u. dergl. verwiesen werden; gewiß läßt sich die höhere Einheit einer so eminenten ethischen Größe wie Goethe mit den sittlichen Lehren Christi feststellen, — aber ob eine solche Abfindung nicht einseitig bleibt, ob sie nicht die wissenschaftliche und lebendige Charakteristik durch Schematismus verwischt, wenn man der Friedensakte die Form eines Bundesschlusses giebt, sie wie den selbstverständlichen Ausdruck bestehender Wesensgleichheit hinstellt? War und bleibt doch das Reich Goethischer Dichtung immer von dieser Welt, war und bleibt er doch immer der „große Heide", stellt er doch immer das Wirken im thätigen Leben als „der Weisheit letzten Schluß" hin: mit einem Worte, Gegensätze lassen sich nicht leugnen, und die protestantische Theologie kann nur ewigen Frieden mit Goethe schließen, wenn sie anerkennt, daß seine Thatlehre und Weltfreude eine heilsame Ergänzung der wesentlich auf den Glauben und das Jenseits gestellten Lehre Luthers beibringt. In dieser Richtung hat Christian Semler „die Weltanschauung Luthers und Goethes" 1890 wirksam gegenübergestellt.

Inzwischen dringen unsere beiden Dichter immer tiefer in den Schulunterricht ein, und hier steht Schiller unbestritten voran; seine Romanzen, Lieder und Dramen wirken durch ihren Ideengehalt von klein auf unmittelbar erziehlich. Goethe fordert größere Reife zum Verständnis; aber mindestens „Iphigenie", „Tasso" und die Balladen haben sich einen festen Platz im höheren Unterricht

errungen. Seit 1887 ist die Kenntnis der deutschen Klassiker sogar in das allgemeine Bildungsexamen für alle preußischen Kandidaten des höheren Schulamtes aufgenommen. Vielfach scheint Schiller fast bis zur Übersättigung auf Schulen traktiert zu werden: das ist für ein späteres lebendiges Verhältnis zu ihm nicht heilsam.

In anderer Weise begreiflich wird es, wenn Schiller in Oesterreich heute mit ganz besonderem Nachdruck lebendig wirkt. Dort muß er zur Erhaltung des Deutschtums noch Dienste thun, ähnlich wie er sie uns vor 1870 geleistet. Und er dient redlich.

Aber auch für Goethe ist das Interesse innerhalb wie außerhalb des deutschen Reiches in weitere Schichten getragen: an die um Weimar konzentrierten, wissenschaftlichen Kreise hat sich eine Goethe-Gesellschaft geschlossen, ganz wie es Bernays 1871 und wiederholt 1877 gefordert; ihr dient ein schon seit 1880 von Ludwig Geiger herausgegebenes „Goethe-Jahrbuch" als Organ; England hat seine besondere Society und auch New-York einen Goethe-Klub zur Verbreitung des Verständnisses für seine Werke. In Denkmälern beider Dichter wetteifern die großen Städte.

Und weiter: sie leben beide täglich in unserer Mitte fort durch eine Fülle weiser Sentenzen und anmutiger Wendungen. Daß trotz allen redlichen und gerechten Eifers der Gegenwart für tieferes Erfassen des Goethischen Geistes dennoch Schiller der populärere geblieben, zeigt auch die Verteilung dieser „geflügelten Worte". Büchmann nennt 248 von Schiller gegen 185 von Goethe, wovon freilich 110 auf den „Faust" und zwar 98 allein auf den ersten Teil fallen. Von unseren großen politisch-militärischen Führern zitierte Moltke bekanntlich mit größter Vorliebe. Unter den Büchern, die er besonders gern wiederlese, nennt er der Reihe nach: Schiller, Goethe, Shakespeare, W. Scott und drei Historiker. Unter denen aber, die den höchsten Einfluß auf ihn gehabt, zählt er außer wissenschaftlichen Schriften nur die Bibel und Homers Iliade auf. Bismarck zitiert die deutschen Klassiker nicht so oft, am ehesten aber noch Goethe; doch stehen in seinen Reden lateinische Denksprüche und technische Wendungen aus dem Englischen im Vordergrund.

Noch ein Feld bot sich, auf dem sich die Begeisterung für unsere klassischen Dichtungen immer neu entzünden kann: das

Theater. Auch hier naturgemäß Schiller als der größere und umfassendere Theatraliker voranstehend: seine sämtlichen Dramen bilden feste Bestandteile des Repertoires. Von Goethe nur „Götz", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und der erste Teil des „Faust". Doch war man bemüht, ihr Gebiet zu erweitern. Schillers „Demetrius" hat sich mit der Laubischen Fortsetzung auf einzelnen Bühnen lange gehalten und kehrt noch wieder, Bulthaupts „Malteser"-Fortsetzung durfte sich wenigstens ehrenvoll erproben. Den zahlreichen Versuchen um Goethe gelang zunächst die Eroberung des „Clavigo" und der „Geschwister"; doch wurden Goethe-Zyklen und Festvorstellungen Mode, die auch das übrige dramatische Inventar zeigten. Das wichtigste klassische Bühnenereignis der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aber bleibt die Inszenierung des zweiten Teiles von „Faust". Das Hamburger Stadttheater eröffnete 1854 hiermit den Reigen, die theatergerechte Zustutzung rührte von Wollheim her, dessen vielfache Gewaltthätigkeiten später Marcks für die Dresdener Hofbühne geschickt ausglich. Schon 1858 war Roderich Benedix am hiesigen Stadttheater dem Hamburger Beispiel in allen Stücken gefolgt. Bei der Wiederaufnahme des grandiosen Werkes 1882 legte Claar eine eigene Bearbeitung der Aufführung zu Grunde. Seit 1876 in Weimar, ferner in Leipzig, vorübergehend auch in Berlin und Breslau gab man das Stück als Mysterium in zwei Tagewerken nach der Einrichtung von Otto Devrient. Jetzt werden in der Reichshauptstadt nur kleine Teile des Dramas zerrissen vorgeführt:

„Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!"

Die bei alledem und trotz Otto Ludwigs radikaler Kritik (in den Shakespeare-Studien) dauernde Vorherrschaft Schillers auf der Bühne bekundet sich auch in der unausgesetzten Schulung der historischen Tragödie an seinem Stil. Von Halm, Mosenthal und Gottschall bis zu Heyse, Lindner, Wilbrandt und Wildenbruch tönt der Schillerische Vers wieder mit edlem Schwung, vielen lyrischen und selbst epischen Schönheiten im einzelnen sowie effektvollen Situationen, aber mit fast ständiger Abhängigkeit vom Meister, oft mit direkten Anklängen und ohne Fleisch und Blut, daher denn ohne Lebenskraft. Hebbel, der, obgleich in mancher

Hinsicht heterogen, gesteht, daß Schiller in der Jugend auf ihn gewirkt hat wie kein anderer, findet das rechte Wort, wenn ihn Schillers dramatische Schule aus sehr natürlichem Grunde nicht haltbar dünkt: „eben weil seine ungeheure Subjektivität, die eine ganze Welt von philosophischen Ideen in sich aufgenommen hatte, erforderlich war, um seine Gedichte vortrefflich zu machen."

Indessen scheint sich auch auf diesem Gebiete gerade in jüngster Zeit ein Umschwung vorzubereiten. Zwar spreche ich nicht davon, daß auch auf der zeitgenössischen Bühne die unsterbliche Gemeinschaft Iffland und Kotzebue zweiten Aufgusses naturgemäß — wie immer die Alltagskost — äußerlich den breitesten Raum einnimmt. Was sich aber in den Tiefen der Litteraturströmungen vorbereitet, tritt Ihnen anschaulich entgegen, wenn Sie sich die Wendung Wildenbruchs von der historischen Jambentragödie zu den sozial-naturalistischen Versuchen der „Haubenlerche" vergegenwärtigen, wenn Sie an Sudermanns und Hauptmanns stellenweise ungewöhnliche Bühnenerfolge denken.

Ob die soziale Tragödie alsbald zu den Jugendwegen Goethes und Schillers fortschreitend zurückkehrt? ob ihr vielmehr Ibsen oder Zola Muster und Meister werden? — das sind Fragen, die über meine Feststellung des augenblicklichen Thatbestandes hinausgreifen. So viel wage ich zu behaupten: die Zukunfts-*Blüte* einer *national*-deutschen Dichtung wird nicht im Ausland, wird zunächst auch nicht auf den Wegen von Weimar, — wird vielmehr auf dem geistigen Boden von Frankfurt und Stuttgart heranreifen, gewiß nicht im Stillstand, aber im Fortschritt von hier aus. Wir wollen kein Stück der Entwickelung unserer Klassiker preisgeben; aber die einmal vielleicht notwendige Abschwenkung gilt nicht als Marschroute für alle Zukunft. Erst Verjüngung, dann Reife! erst Frankfurt-Stuttgart, dann auf *geradem* Wege zu einem neuen, *organisch*-deutschen Weimar!

Es stimmt hoffnungsvoll, und doch auch bedenklich, daß sich die jüngstdeutsche Gruppe mit Vorliebe auf Goethes Jugendgenossen Lenz beruft. Jedenfalls suchen diese neuen Stürmer nur zum *jungen* Goethe und Schiller ein Verhältnis; später seien die Klassiker durch den „Kultus der Form abgeirrt". Bekämpft wird

namentlich ihre Neigung für die Antike: des Dramatikers Gerhart Hauptmann kritiſcher Entdecker Otto Brahm ſpricht in ſeiner Biographie Schillers ſogar von deſſen „zum Aberglauben geſteigerter Pietät für die Antike“. Aber ſelbſt ein ſo beſonnener Forſcher wie Karl Goedeke — damit übrigens in wiſſenſchaftlichen Kreiſen nicht alleinſtehend — ſieht in der litterariſchen Entwickelung den Beweis, daß Goethes und Schillers ſpätere Richtung „weder nach ihrem Ausgangspunkt, dem klaſſiſchen Altertum, noch nach ihren Zielpunkten, der klaſſiſchen Idealiſierung, die Richtung war, in welcher die Geſamtheit des Volkes ihre volle Befriedigung finden konnte“.

In ſchroffem Gegenſatz dazu, trotz geringer Neigung zum Antikiſieren, knüpft die bedeutendſte Bühnenerſcheinung unſerer Zeit, Richard Wagner, nebſt ſeiner Schule gerade an die künſtleriſch-ſtilvolle Periode der vereinten Klaſſiker, ſpeziell Schillers an. Wie Schiller will er äſthetiſch erziehen und auch direkt ethiſch genommen ſein, wie Schiller durch anſpannende und ſchmelzende Schönheit wirken, wie Schiller baut er ſeine Theorie auf Grund ſeiner eigenen künſtleriſchen Begabung aus, — und ſchließlich iſt in manchen ſpäteren Anſätzen Schillers, namentlich in der „Braut von Meſſina“, die Verwandtſchaft mit Wagners Kunſtideal unverkennbar.

Blicken wir weiterhin auf die bei aller vorherrſchenden Seichtheit ins Unermeßliche anſchwellende Flut unſerer Romandichtung, ſo läßt ſich doch zwiſchen all dem Wuſt zu höchſtem Genuß noch eine Goetheſche Ader verfolgen. Spielhagen ſpricht ſicher vielen ſeiner engeren Zunftgenoſſen aus dem Herzen, wenn er ſich durch Goethes Dramen und Romane als Erzähler beeinflußt bekennt. Und Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, die beiden Züricher Romankünſtler, alsdann in ſeiner nordiſchen Weiſe Theodor Storm, ſind ſie nicht vollgiltige Zeugen für Fortwirken Goethiſcher Künſtlerſchaft im Stil der Proſaerzählung? Gern erkennt man ſolche Spuren neuerdings vereinzelt bis in Sudermanns „Frau Sorge“.

Das modiſche Verſepos freilich hat ſich von Goethe abgewandt; doch noch lebt uns als Fortpflanzer des Goethiſchen Idyllenſtils der Dichter des „Heiſterkrog“ und der „Hanne ut

Frankrik", mit einem Wort, der Dichter des köſtlichen „Quickborn": Klaus Groth.

In der Lyrik ſind ebenbürtige Genoſſen der frühen Goetheſchule neuerdings nicht hervorgetreten. Doch wären vom alten Geſchlecht auch hier Keller und Storm zu nennen, und von den Jüngſten hätte mancher vielleicht das Zeug dazu, wenn er ſich zur Klärung durcharbeiten wollte. Geibel, Lingg u. A. werden wir der Schilleriſchen Linie zurücken. In Bodenſtedt und Graf Schack iſt, wie einſt in Rückert, die Saat Goethiſcher Spruchweisheit und des „Weſtöſtlichen Divan" aufgegangen; Schack ſchult ſich ſchließlich auch an Goethes ſatiriſchen Luſtſpielen und namentlich an deſſen Idee eines geiſtigen Völkerverkehrs in der Weltlitteratur. —

Meine Umſchau iſt beendet, und ich brauche ihr allgemeines Ergebnis kaum herauszuheben. Schiller und Goethe ſind beide noch lebendig, und jeder wirkt in ſeiner Weiſe mannigfaltig fort. Aber in dem Auf- und Abfluten ihres Einfluſſes iſt offenbar eine Zeit gekommen, die neben dem feſten, unverlierbaren Beſitz an Schilleriſchem Geiſte die Domäne Goethes zu erweitern ſtrebt. Höchſt heilbringend! Keine Menſchenkraft kann den in Leben umgeſetzten Schilleriſchen Geiſt aus der Welt votieren, kein Edler wird es wünſchen! Doch wie die Beſonnenen nicht eine Alleinherrſchaft Goethes werden begründen wollen, ſo iſt vom deutſchen Volke zu verlangen, daß es ſich nicht einſeitig an Schiller auf Koſten Goethes emporrankt, daß es das ihm verheißene Erbe der Enkel im anderen Sinne aufnimmt, als im Epigonenſinne. Das Stöhnen ohnmächtiger Reſignation:

„Weh dir, daß du ein Enkel biſt!"

werde abgelöſt durch die frohe Botſchaft:

„Ich muß nun an die Enkel denken".

Iſt Schillers Geiſt heute ohne Reſt Gemeingut der deutſchen Nation, ſo muß es Goethes Geiſt in gleichem Maße werden. Wird die Jugend immer an Schiller zu Begeiſterung und Mut erflammen, ſo möge doch auch das tröſtliche, erhebende Bewußtſein in alle Schichten der Nation dringen, daß Goethes Geiſt für uns noch ungehobene Schätze birgt. Wie er, über ſeine Zeit hinauswachſend, beſonders am Schluß des zweiten „Fauſt" und der

„Wanderjahre“, die Zukunft unſeres Volkes in Abwendung vom beſchaulichen, im thätigen Leben ſah; wie er die politiſche und ſoziale Energie der deutſchen Nation ahnt und weckt, ſo ſteigt ſein Bild vor unſerm Auge zur Prophetengröße auf; aber der Herzenskündiger, der Naturgeiſt wird uns fort und fort veredeln, und wenn das deutſche Volk einſt beginnen wird, mit Goethes Künſtlerſeele, ſeiner Naturſeele, ſeiner Griechenſeele, ſeiner Menſchenſeele unſer Leben zu durchtränken, dann erſt wird der Umkreis ſeines Wirkens der Vollendung nahen.

Auf dem Kriegs- und Siegeszug zu dieſem hehren Ziele ſcheinen mir Goethes Landsleute, Goethes fränkiſche Blutsgenoſſen in die vorderſte Reihe geſtellt: aus dieſem Boden iſt er entſproſſen, — ſollte dieſe Atmoſphäre nicht die Keime bergen zu einer Verjüngung Deutſchlands in ſeinem Geiſte?

Schiller aber halten wir feſt im Herzen auch in dieſer kommenden Goethe-Zeit. Wir wollen uns nicht ſelbſt berauben, wir wollen unſer innerſtes Weſen nicht verleugnen, wir wollen „das ſtolze Wort“ Goethes zu Schillers Andenken nachſprechen und erweitern: „Denn er war unſer!“ und er iſt unſer! er wird immerdar unſer bleiben!

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

1. Juni: Herr Dr. E. Prigge über
„Ciceros Hortensius (nach Plasberg, de Ciceronis Hortensio, Diss. Berol. 92, Lips. Fock.) und die Protreptici der Alten".

31. August: Herr Dr. C. Baier über
„Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder."

Die eingesandten Berichte lauten:

1. „Über Ciceros Hortensius (nach Plasberg, de Ciceronis Hortensio, Diss. Berol. 92, Lips. Fock.) und die Protreptici der Alten" von Herrn Dr. E. Prigge.

Nachdem der Vortragende kurz über die Abfassungszeit des Dialogs Hortensius gesprochen hatte, erörterte er die Frage, wie lange diese Schrift wohl im Mittelalter vorhanden gewesen sei. Dabei wendete er sich gegen die Behauptung Plasbergs, daß im 8. Jahrhundert der Presbyter Hadoard in seinem Florilegium den Hortensius unmittelbar benutzt habe. Die von diesem Exzerptor aus unserm Dialog angeführte Stelle (fr. 40. Bait; 50. Müll.) findet sich nämlich auch bei Augustinus. Wenn nun Plasberg so argumentiert: da Hadoard die übrigen Stellen unmittelbar aus Cicero habe (was kaum zu beweisen ist), so könne man auch von jener Stelle vermuten, daß sie aus dem Hortensius selbst abgeschrieben

ſei, — ſo iſt dies kein durchſchlagender Beweis. Da Hadoard, außer dem erwähnten, kein einziges Fragment des Hortenſius anführt, ſo dürfen wir eher annehmen, daß er jenes aus Auguſtin abgeſchrieben hat. Giebt doch Plasberg ſelbſt zu, daß ein Zeitgenoſſe des Hadoard, Claudius von Turin, zwei kleine Bruchſtücke des Hortenſius, die er anführt, aus Auguſtin abgeſchrieben hat: warum ſoll man dies nicht auch von Hadoard annehmen?[1]) Auch inbezug auf eine Stelle in den Annalen des Berthold von Reichenau, wo erzählt wird, daß der Abt Hermann der Lahme in der Nacht vor ſeinem Tode im Traume den Hortenſius des Cicero geglaubt habe ea memoria et scientia, qua orationem solemus dominicam, lectitando et mox relectitando vigilanter percursitare, wies der Vortragende darauf hin, daß man mit einigem Rechte an der Zuverläſſigkeit dieſes Berichtes zweifeln könne. Es ſcheine daher, daß Plasberg die Wahrſcheinlichkeit des Vorhandenſeins des Hortenſius im Mittelalter zu beſtimmt behauptet habe; doch habe er darin Recht, daß es andererſeits nicht unbedingt in Abrede geſtellt werden dürfe.

Der Vortragende verfolgte dann, größtenteils an der Hand der Schrift von Hartlich „de exhortationum a Graecis Romanisque scriptorum historia et indole“ (Leipz. Stud. Bd. XI S. 207—335) die Entſtehung der προτρεπτικοὶ λόγοι als Ermunterungen zum Studium der Rhetorik bei den Sophiſten, ihre Übertragung auf das philoſophiſche Gebiet durch Antiſthenes und Ariſtipp, die, urſprünglich Schüler der Sophiſten, ſich ſpäter dem προτρεπτικώτατος Sokrates anſchloſſen. Gegenüber den protreptiſchen Schriften der Megariker und Kyniker, welche durch die von den Sophiſten entlehnte Disputierkunſt ihm die Würde der Philoſophie zu beeinträchtigen ſchienen, ſtellte Plato in ſeinem Euthydem ein Beiſpiel wahrer Sokratiſcher Unterweiſung auf. Seitdem ſind derartige Schriften in allen philoſophiſchen Schulen ge-

[1]) Vergl. jetzt auch die eingehende und lehrreiche Beſprechung der Plasbergiſchen Abhandlung von Uſener in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ vom 15. Mai 1892 (S. 377—389), die dem Vortragenden erſt nach dem obigen Vortrage zu Geſichte gekommen iſt.

bräuchlich und bilden eine feststehende Gattung. Das Vorbild für viele scheint der Protrepticus des Aristoteles gewesen zu sein, dessen Gedankengang Hartlich klarzulegen versucht hat. Auch Cicero hat diesen Dialog benutzt, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar. Wer etwa der Vermittler gewesen ist, kann zweifelhaft sein. Vielfach hält man Posidonius dafür, von dessen Protrepticus Seneca im 90. Briefe teilweise einen Auszug giebt: doch ist dies kaum nachzuweisen (vgl. Plasberg S. 45); und daß Cicero sich nicht durchweg an eine Vorlage gehalten hat, wird durch Useners[2]) Untersuchungen über die Herkunft der Vergleichung verschiedener Litteraturgattungen, die im ersten Teile des Hortensius enthalten war, glaubhaft gemacht. Von jener bisher unbewiesenen Voraussetzung ausgehend, hat Hartlich in seine Rekonstruktion der Ciceronischen Schrift Dinge hineingetragen, die bei unbefangener Beurteilung der Fragmente nicht bestehen bleiben können. Denn der Überblick über eine ganze Reihe gleichartiger Schriften, wie er durch die Hartlichsche Abhandlung gegeben wird, darf zwar bei der Wiederherstellung einer einzelnen Schrift nicht außer Acht gelassen werden, aber auch nicht den Blick für deren Eigenart trüben. Auch berücksichtigt Hartlich in seiner Auseinandersetzung über den Hortensius bei weitem nicht alle erhaltenen Bruchstücke. Auch Plasberg hat nicht alle in den von ihm gegebenen Gedankengang einzuordnen vermocht; doch sind die meisten der übergangenen[3]) so winzig, daß gegen sein Verfahren nichts einzuwenden ist. Im übrigen hob der Vortragende an Plasbergs Schrift, für die jeder, der auf diesem Gebiet arbeitet, dem Verfasser Dank wissen wird, besonders die Zurückhaltung und Bescheidenheit hervor, die gerade auf einem so schlüpfrigen Gebiete angenehm berührt. — Der Vortragende gab dann im Anschluß an Plasberg einen Überblick über den Inhalt des Hortensius und wies schließlich kurz auf die Anklänge an diese Schrift hin, welche sich in den Resten der Exhortationes des Seneca finden.

---

[2]) Dionysii Halic. librorum de imitatione reliquiae ed. H. Usener (Bonnae 1889) p. 114 sqq.

[3]) Auch aus diesen Bruchstücken hat Usener in der angeführten Rezension mit großem Scharfsinn einiges zu gewinnen gesucht.

2. Erich Bethe, Thebaniſche Heldenlieder von Herrn Dr. Baier.

Nach einer kurzen Würdigung der durch glänzenden Scharfſinn hervorragenden Schrift, die gegenüber Welckers Epiſchem Cyclus unſere Kenntnis von den Epen des Thebaniſchen Sagenkreiſes um ein bedeutendes gefördert hat, und nach einer gedrängten Überſicht über das Geſamtergebnis der darin niedergelegten Unterſuchungen wurde einer eingehenderen Prüfung der erſte Abſchnitt unterzogen, der ſich mit dem offenbar älteſten Gedichte, der Ödipodie, beſchäftigt.

Es iſt Bethe gelungen, durch Verbindung und Vergleichung der bekannten Stelle der Odyſſee, XI. 271—284, und des Scholions zu V. 271 mit Pauſ. IX. 5. 11:

> πῶς οὖν ἐποίησαν ἀνάπυστα ἄφαρ, εἰ δὴ τέσσαρες ἐξ Ἰοκάστης ἐγένοντο παῖδες τῷ Οἰδίποδι; ἐξ Εὐρυγανείας δὲ τῆς Ὑπέρφαντος ἐγεγόνεσαν. δηλοῖ δὲ καὶ ὁ τὰ ἔπη ποιήσας ἃ Οἰδιπόδια ὀνομάζουσι,

und namentlich dem bisher nicht genügend beachteten Scholion zu Eur. Phön. 1760, das Piſanders Namen trägt, ein in weſentlichen Zügen neues Bild von der früheſten Geſtaltung der Ödipusſage zu gewinnen. Danach ſteht nicht Apollo und das delphiſche Orakel wie bei den Tragikern und vor ihnen in der Thebais, ſondern die Ἥρα γαμοστόλος im Mittelpunkte der ganzen Handlung; durch Laios' Frevel an dem jugendlichen Pelopsſohne Chryſippos erzürnt ſendet ſie den Thebanern die Sphinx oder vielmehr Φίξ (Heſ. Theog. 326), nicht die rätſelhafte Löwenjungfrau der ſpäteren Sage, ſondern ein Bergungeheuer, das Kinder und Männer raubt, die Tochter des Typhon und der Echidna. Um die beleidigte Ehegöttin zu verſöhnen, macht ſich Laios, dem Rate des Sehers Tireſias folgend, auf den Weg zum Kithäron, wo jene auch in ſpäterer Zeit noch ihr Heiligtum hatte; aber an der σχιστὴ ὁδός auf dem Kithäron, nicht etwa in Phokis, trifft er mit ſeinem Sohne Ödipus zuſammen, den er, um dem Fluche des Pelops:

> μηδέποτε μὲν παῖδα τεκεῖν, εἰ δ' ἄρα καὶ συμβαίη, ὑπ' αὐτοῦ τούτου ἀναιρεθήσεσθαι,

zu entgehen, gleich nach der Geburt ausgeſetzt hatte und der dann von Pferdehirten in Sekyon aufgezogen war, und wird im Streite

von dieſem erſchlagen. Ödipus erlegt darauf die Φίξ und erhält zum Lohne die Hand ſeiner Mutter Jokaſte und die Herrſchaft über Theben: doch nicht lange nachher kommt das grauſige Verhängnis, das über ihm gewaltet hat, ans Licht. Als er mit Jokaſte nach dem Kithäron fährt, um dort der Hera ein Opfer darzubringen, und an die Stelle des Weges gelangt, an der Laios den Tod gefunden hat, erzählt er der Gattin das Zuſammentreffen und zeigt ihr den Gürtel des Erſchlagenen; bald erſcheint auch ein Pferdehirt von Sekyon, berichtet, wie er den kleinen Ödipus im Gebirge gefunden und dann aufgezogen hat, und weiſt zur Beſtätigung ſeiner Ausſage die Stachelknebel auf, mit denen die Füße des Kindes zuſammengebunden waren. Jokaſte, die in dem Gatten den Mörder des Laios und ihren eigenen Sohn erkennt, nimmt ſich aus Verzweiflung das Leben, Ödipus aber heiratet nach ihrem Tode die Eurygane, die ihm die vier Kinder gebiert:

φασὶ δέ, ὅτι μετὰ τὸν θάνατον τῆς Ἰοκάστης καὶ τὴν αὐτοῦ τύφλωσιν ἔγημε Εὐρυγάνην παρθένον, ἐξ ἧς αὐτῷ γεγόνασιν οἱ τέσσαρες παῖδες· ταῦτά φησι Πείσανδρος,

wie das Euripides-Scholion ſchließt. Mit überzeugenden Gründen hat Bethe aus dieſem eine Reihe von Stellen ausgeſchieden, die den urſprünglichen Zuſammenhang der Erzählung ſtören; es ſind Zuſätze eines Mannes, der ſich berufen fühlte, die aus der Ödipodie geſchöpfte Sagenform mit der ihm aus Sophokles und Euripides geläufigen wenigſtens einigermaßen in Einklang zu bringen. In dieſer Hinſicht hätte Bethe an einer Stelle vielleicht etwas weiter gehen können, als er es für notwendig gehalten hat. Schon Weil in der Vorrede zu Äſch. Sieben bemerkt: „Vulgo statuunt cognito parricidio et incestu Oedipum etiam apud epicos oculorum lumine se privavisse. Quod mihi secus videtur. Nam hominem caecum non solum uxorem ducere, sed etiam populi bellicosi regnum obtinere ab heroicae aetatis moribus nimium quantum abhorret.“ Die hier vorgebrachten Bedenken ſcheinen in der That gegen die Blendung des Ödipus zu ſprechen, für die ſich auch die Verſe der Nekyia (275 f.):

ἀλλ' ὃ μὲν ἐν Θήβῃ πολυηράτῳ ἄλγεα πάσχων
Καδμείων ἐάνασσε θεῶν ὀλοὰς διὰ βουλάς·

und nachher (279 f.):

τῷ δ' ἄλγεα κάλλιπ' ὀπισσω
πολλὰ μάλ', ὅσσα τε μητρὸς ἐρινύες ἐκτελέουσιν,

kaum geltend machen laſſen; es empfiehlt ſich daher, in dem oben angeführten Schlußſatze des Scholions die Worte καὶ τὴν αὐτοῦ τύφλωσιν, die ohnehin an ihrem Platze nicht recht paſſen wollen, als nachträgliche Erweiterung anzuſehen. Die Blendung des Ödipus wird erſt derjenigen Geſtaltung der Sage zuzuſchreiben ſein, die an Stelle der Eurygane die Jokaſte als Mutter der vier Kinder ſetzte; jedenfalls lag dieſe Form in der Thebais vor, aus welcher die Tragiker übereinſtimmend geſchöpft haben.

Über die Schickſale des Ödipus nach dem Tode der Jokaſte, die in den Verſen der Odyſſee nur angedeutet ſind, glaubt Bethe zunächſt aus dem Scholion zu Eur. Phön. 532 einigen Aufſchluß gewinnen zu können. Aber wenn dieſes unter dem Namen des Pherekydes berichtet, Ödipus habe nach der Jokaſte die Eurygania geheiratet, die ihm die beiden Söhne und die beiden Töchter gebar, und wenn es dann weiter heißt:

ἐπεὶ δὲ Εὐρυγάνεια ἐτελεύτησε, γαμεῖ ὁ Οἰδίπους Ἀστυμέδουσαν τὴν Σθενέλου,

ſo hat man doch den Eindruck, daß hier verſchiedene Wendungen der Sage mit einander vermengt ſind. Dieſer Eindruck wird verſtärkt durch die Angaben, die das auch von Bethe angeführte Ilias-Scholion (III. 375) bietet:

Οἰδίπους ἀποβαλὼν Ἰοκάστην ἐπέγημεν Ἀστυμέδουσαν, ἥτις διέβαλε τοὺς προγόνους ὡς πειράσαντας αὐτήν· ἀγανακτήσας δὲ ἐκεῖνος ἐπηράσατο αὐτοῖς δι' αἵματος παραλαβεῖν τὴν χώραν καὶ παρέδωκε τὴν βασιλείαν αὐτῶν Ἐτεοκλεῖ, ὃς ἐξέβαλε Πολυνείκην τὸν ἀδελφὸν αὐτοῦ ὡς πρεσβύτερος.

Bethes Annahme, in dem Scholion ſei Jokaſte ſtatt der von Haus aus genannten Eurygania eingeſetzt, ἀποβαλών aber in dem Sinne zu faſſen: „nachdem er verſtoßen hatte", erſcheint recht gekünſtelt: das einfachſte und natürlichſte dürfte es ſein, an der vorliegenden Stelle eine Sagenform zu erkennen, nach der Jokaſte die Mutter der vier Kinder war und Ödipus nach ihrem Tode die Aſtymeduſa heiratete, die dann die Söhne der Jokaſte verleumdete. In dem Phöniſſen-Scholion iſt dieſe Form, die als eine jüngere zu be-

trachten ist, mit der älteren für die Ödipodie nachgewiesenen verbunden. Mit vollem Rechte hat übrigens Bethe im Anschluß an Otfried Müller (Orchom. 226) das Gemälde des Polygnot im Athene-Tempel zu Platää (Paus. IX. 5. 11), auf dem Eurygania beim Tode ihrer Söhne dargestellt war, auf die Ödipodie zurückgeführt; von ihr hängt mittelbar auch die Szene der Phönissen des Euripides ab, in der sich Jokaste über die Leichen der feindlichen Brüder wirft.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In der Sitzung vom 29. Juni 1892 sprach Herr Realschuldirektor M. Walter über den „Berliner Neuphilologentag". Der eingesandte Bericht lautet:

Der fünfte allgemeine deutsche Neuphilologentag wurde vom 7. bis 9. Juni 1892 in Berlin abgehalten und war besonders wegen der großen Beteiligung der Berliner Kollegen stärker besucht (ca. 300) als die vorhergegangenen Neuphilologen-Versammlungen. Besonders zahlreich waren diesmal die Anhänger der Reform des neusprachlichen Unterrichts vertreten, deren Reihen durch viele neue Freunde der Bewegung noch verstärkt wurden. Sie hielten Montag den 6. Juni eine Versammlung unter der Leitung von Rektor Dörr (Solingen) ab, um ihrerseits Stellung zur Tagesordnung zu nehmen und sich über methodische Fragen auszusprechen. Wegen der hervorragenden Bedeutung der von Professor Waetzoldt (Berlin) und Professor Rambeau (Hamburg) angemeldeten, die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer betreffenden Vorträge, war die allgemeine Ansicht, daß diesen Vorträgen insbesondere der Vorrang vor den anderen gebühre, und um so mehr, als am ersten Tage die Anwesenheit von Vertretern des Ministeriums in Aussicht stand, deren Teilnahme an diesen Verhandlungen ganz besonders erwünscht erschien. Im Namen der Anhänger der Reform und zugleich im Auftrage des Neuphilologischen Vereins zu Hamburg brachte Professor Wendt in der allgemeinen Versammlung am Abend desselben Tages diesen Wunsch zum Ausdruck, fand aber lebhaften Widerspruch beim Vor-

ſitzenden Profeſſor Zupitza (Berlin) und anderen, welche den rein wiſſenſchaftlichen Vorträgen die erſte Stelle zuweiſen wollten. Nach längeren Reden für und wider wurde ſchließlich dem Wunſche von Profeſſor Zupitza entſprochen.

Am Dienſtag, 7. Juni, früh 9 Uhr fand die Eröffnung des 5. Neuphilologentages im kleinen Saale des Berliner Rathauſes durch Profeſſor Zupitza ſtatt. Dieſer betonte, daß in dem gemeinſamen Tagen der Neuphilologen kein Gegenſatz zu den Altphilologen zu erblicken ſei. Der Neuphilologentag bezwecke die Vereinigung von Wiſſenſchaft und Praxis, von Univerſität und Schule, zwiſchen denen eine ſtete Wechſelwirkung ſtattfinden müſſe. Er giebt hierauf eine Darſtellung der Geſchichte des Verbandes. Von 300 (im Jahre 1886) iſt ſeine Mitgliederzahl auf über 1000 geſtiegen; das Intereſſe an dem Verbande iſt ſtetig reger geworden. Dem Berliner Neuphilologentage ſei ſeitens der ſtaatlichen und ſtädtiſchen Behörden ein großes Wohlwollen entgegengebracht worden, wofür ihnen der wärmſte Dank gebühre. Se. Majeſtät der Kaiſer habe 2000 Mark zur Verfügung geſtellt, ſo daß eine Feſtſchrift erſcheinen konnte; auch eine Vorſtellung im Königlichen Schauſpielhauſe ſei zu Ehren des Neuphilologentages bewilligt worden. Hierauf begrüßt an Stelle des am Erſcheinen verhinderten Unterrichtsminiſters der Wirkl. Geheime Regierungsrat Dr. Stauder die Verſammlung und betont, wie der Unterrichtsverwaltung daran gelegen ſei, daß die Verhandlungen im Sinne der neuen Lehrpläne geführt würden, welche eine Änderung der bisherigen Methode erheiſchten, wenn anders das geſtellte Ziel „Gewandtheit im praktiſchen ſchriftlichen und mündlichen Gebrauch der neueren Sprachen“ erreicht werden ſolle. Hierzu ſei ein gemeinſames, verſtändnisvolles, freudiges Arbeiten von Univerſität und Schule durchaus erforderlich. Alle Neuphilologen möchten ſich daher den neuen Aufgaben, an deren Durchführung ſtreng feſtgehalten werden würde, voll und ganz zum beſten der Jugend hingeben. Stadtſchulrat Fürſtenau heißt die Verſammlung im Namen der Stadt Berlin willkommen und wünſcht den Verhandlungen den beſten Erfolg im Sinne einer tüchtigen Ausbildung der Jugend in der Beherrſchung der geſprochenen fremden Sprachen, deren Kenntnis im friedlichen Wett-

kampf zwiſchen den einzelnen Völkern von nicht zu unterſchätzendem Werte ſei und zur Förderung der Beziehungen zwiſchen den Kulturvölkern erheblich beitrage. Oberlehrer Böttticher (Berlin) entbietet dem Neuphilologentage den Gruß der Geſellſchaft für deutſche Philologie, welche ſich in ihren Forſchungen mit der romaniſchen und engliſchen Philologie eng verbunden fühle und durch dieſe ſtetige reiche Förderung erfahre. Profeſſor Bouvier (Genf) ſpricht zuerſt in fließendem Deutſch, dann in ſeiner Mutterſprache der deutſchen Wiſſenſchaft den Dank für die reiche Förderung aus, welche die Univerſität Genf ihr ſchulde. Zum Zeichen der Dankbarkeit habe ſie für die deutſchen Neuphilologen zwei Einrichtungen getroffen, welche auch von der preußiſchen Regierung gebilligt worden ſeien, nämlich die Gründung eines neufranzöſiſchen Seminars und Ferien-Lehrgänge, welche beide die Ausbildung der Teilnehmer im praktiſchen Gebrauch der franzöſiſchen Sprache fördern wollen.

An dieſe Begrüßungen ſchloß ſich der erſte Vortrag des Tages von Profeſſor J. Schmidt (Gr.-Lichterfelde) „Über engliſchen Humor“. Nach einer Erklärung deſſen, was „humour“ überhaupt bezeichne, geht er auf den Humor in den engliſchen Dichtungen ein, von Chaucers Canterbury Tales bis zum Punch und den ſonſtigen neueren Witzblättern. Der engliſche Humor gründe ſich auf eine Vermiſchung der Temperamente der phlegmatiſchen Sachſen und der choleriſchen Normannen. Bei Shakeſpeare, den Redner eingehender behandelt, träte der Humor neben der hervorragenden Komik vielfach in ſeiner ernſteren Seite auf, der dann oft das melancholiſche Element anhafte (Brutus, Hamlet). Sehr bezeichnend für den Begriff „Humor“ ſei die Ausbeute, welche die Engländer an den Eigenſchaften der Iren zu machen pflegen, deren geſunder, fröhlicher Mutterwitz oft mit geiſtreicher Dummheit gepaart ſei.

Profeſſor Sachs (Brandenburg) ſprach hierauf „Über die Décadents“. Dieſe Richtung, der etwa 180 Perſönlichkeiten angehören, ſei aus dem Gegenſatz zum Realismus hervorgegangen. Er lieſt eine größere Zahl von Proben ihrer Werke vor und kommt zu dem Ergebnis, daß die Beſtrebungen dieſer Dichterſchule nicht zu billigen ſeien.

**

Professor Varnhagen (Erlangen) berichtet alsdann „Über eine in der Erlanger Bibliothek aufgefundene Sammlung alter italienischer Drucke“. Er trägt eine Anzahl von interessanten Stellen vor und läßt die einzelnen Bücher herumgehen. Bei manchen von ihnen lassen sich Quellen nachweisen, andere sind wohl als Originalerfindungen anzusehen.

Dr. Tanger (Berlin) spricht sich in seinem Vortrage „Über Lautschrift“ gegen deren Verwendung in der Schule aus und befürwortet an ihrer Stelle diakritische Zeichen; für die Wissenschaft aber gesteht er den Nutzen der Lautschrift zu, da sie eine Förderung der Aussprache bewirke. Es sei jedoch notwendig, daß aus den verschiedenen Systemen sich eine allgemeingiltige, einheitliche Lautschrift herausbilde, die dann auch vielleicht für die Schule verwertbar sei. Zu diesem Zweck sei ein Ausschuß von Sachverständigen zu wählen, welcher dem nächsten Neuphilologentage geeignete Vorschläge für eine Einheitslautschrift zu machen habe. Tangers Vorschläge finden keine Zustimmung; seinen Anschauungen über die Verwertung der Lautschrift im Unterricht, worüber ihm eigene Erfahrungen fehlen, treten auf Grund ihrer Versuche entgegen Dörr, J. Koch, Klinghardt, Quiehl, Roßmann, Vietor, Walter, welche sämtlich aus der Praxis heraus zu Gunsten der Lautschrift sprachen, die sowohl die Arbeit des Lehrers als des Schülers erleichtere und besonders bei großen Klassen von außerordentlicher Bedeutung für die Aneignung einer guten Aussprache sei. Und hierauf sei doch beim Anfangsunterricht ganz besonderes Gewicht zu legen.

Am Nachmittage wurde ein gemeinsames Festessen im Saale der Loge Royal York abgehalten, woran sich der Besuch der Festvorstellung im Königlichen Schauspielhause schloß.

Mittwoch, den 7. Juni, früh 8 Uhr fand in der Königlichen Bibliothek eine Besichtigung der von Professor Willmanns veranstalteten Ausstellung von seltenen deutschen, französischen und italienischen Handschriften und Drucken statt.

Die zweite Hauptversammlung am 8. Juni wurde von Professor Sachs geleitet. Das Wort erhielt zunächst Professor Waetzoldt über: „Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts

und die Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen". Der Redner legt seinen Ausführungen die neuen Lehrpläne zu Grunde, nach denen ein freier schriftlicher und mündlicher Gebrauch der fremden Sprache erzielt werden soll. Hiermit sind die Grundsätze der „neuen Methode" anerkannt. Wenn aber ein derartiges Ziel erreicht werden soll, so müssen die Forderungen an die Ausbildung der Lehrer wesentlich geändert werden; denn im großen und ganzen sind die Lehrer nicht dafür vorgebildet. Bisher lernte der Neuphilologe auf der Universität nur wenig von dem kennen, was er für den Unterricht notwendig braucht, während sonst in den meisten Fächern (Jurisprudenz, Medizin, Theologie) die Vorbildung auf der Universität im Einklang mit den Anforderungen des Berufes steht. Zwar muß der historisch-kritische Boden wie bisher die Grundlage bilden; er wird aber bis jetzt noch zu sehr bevorzugt. Als höchstes, ideales Ziel des Studiums müsse die Kenntnis des Kulturlebens der fremden Völker gelten, was in den neuen Lehrplänen nicht zum Ausdruck gebracht sei. Hierzu muß aber der Lehrer das fremde Land selbst kennen lernen, und um so mehr, als er sich nur hier auch sprachlich gründlich auszubilden vermag. Ein Teil der Ausbildungszeit muß demnach ins Ausland verlegt werden. Zu diesem Zwecke sind den Neuphilologen alle möglichen Erleichterungen zu gewähren: Reisestipendien in größerem Umfange als bisher und Urlaub, bei dem nicht jeder genötigt ist, für seine Vertretung aufzukommen. Außerdem muß aber die Universität selbst dafür Sorge tragen, daß der Studierende während seiner Studienzeit reichliche Gelegenheit findet, die fremden Sprachen zu hören und zu sprechen, sowie die Geschichte und Kulturgeschichte der fremden Völker und alles, was in das Gebiet der Realien fällt, zu studieren. In dieser Hinsicht ist bisher so gut wie nichts an unseren Universitäten geschehen. Wenn auch an vielen Universitäten Lektoren vorhanden sind, so reichen diese nicht für die wesentlichen Erfordernisse aus. Es müssen vielmehr neben den wissenschaftlichen praktische Seminare errichtet werden, welche neusprachliche, der lebenden Sprache völlig mächtige Professoren zu leiten haben. Darin sei in kleineren Gruppen zu arbeiten in einer eingehenden, das ganze Gebiet beherrschenden Weise. Hin-

sichtlich der Auswahl der Schriftsteller, welche auf der Universität behandelt werden, sind große Mängel vorhanden. Die Schulschriftsteller werden gewöhnlich umgangen, und die Gegenwart wird kaum berücksichtigt. Dann dürften nicht nur die Formen studiert werden, sondern der Lehrer müßte eine größere Durchbildung in ästhetischer Hinsicht erwerben, um sich ein litterarisches Urteil, besonders über die neuere Epoche bilden zu können. Vorlesungen in den fremden Sprachen müssen möglichst bald überall eingerichtet, der Verkehr mit Ausländern, wo irgend angängig, gefördert werden. Jahrelange Übung wird aber erst zu einer einigermaßen gewandten Handhabung der fremden Sprache führen. Da der Neuphilologe meist nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln den Aufenthalt im Auslande zu bestreiten, so muß der Staat hier nach besten Kräften eingreifen. Ein Teil des Probejahrs müßte für das Ausland in Anrechnung gebracht werden; auch seien Ferienkurse einzurichten. Einstweilen müssen wir das schon Gebotene (Genf s. o.) zu benützen suchen. Der Redner teilt dann einiges aus der bevorstehenden neuen Prüfungsordnung mit, nach der zunächst eine Vorprüfung in Deutsch, Religion und Geschichte stattfände. Die eigentliche Fachprüfung kann für die Unterstufe (bis IIb) und die Oberstufe gemacht werden. Bezüglich der Wahl der Fächer soll volle Freiheit herrschen, wodurch auch eine Trennung von Französisch und Englisch eintreten und sich die natürlicheren Verbindungen Französisch-Latein, Englisch-Deutsch ergeben würden. Der geistvolle Vortrag wird mit großem anhaltendem Beifall aufgenommen. Der Redner schließt an seine Ausführungen folgende Leitsätze[1]) an:
I. Der Schulunterricht in den lebenden Sprachen hat die unmittelbare Aufgabe, den Schüler zu befähigen, einen modernen französischen und englischen Schriftsteller mit Leichtigkeit zu verstehen, gesprochenes Französisch und Englisch schnell und sicher aufzufassen und die fremde Sprache in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs mündlich wie schriftlich ohne Zwang zu gebrauchen; er hat die mittelbare Aufgabe, dem Schüler das freie

[1]) Bei der großen Bedeutung dieses und des folgenden Vortrags erscheint es angebracht, hier die Leitsätze ausführlich zu geben.

Verständnis für die eigenartige geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker zu erschließen. II. Die veränderten und erhöhten Aufgaben des Schulunterrichts in den lebenden Sprachen fordern zu ihrer Erfüllung eine veränderte Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen nach den folgenden Gesichtspunkten: 1) Neben den wissenschaftlichen Seminaren (Gesellschaften) für romanische und englische Philologie ist die Errichtung selbständiger praktischer Seminare ins Auge zu fassen, an denen die Studierenden in kleineren Abteilungen, je nach Vorbildung und Kenntnissen, systematisch zum schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Fremdsprache erzogen und in die moderne Litteratur, in die Landeskunde, in die politische und kulturgeschichtliche Entwickelung Englands und Frankreichs eingeführt werden. 2) Es ist wünschenswert, daß in den Vorlesungen und Übungen der Universitätslehrer mehr als bisher im allgemeinen geschehen ist, auf die litterarische und sprachliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte und besonders auch auf jene Schriftsteller eingegangen werde, welche in den höheren Schulen gelesen zu werden pflegen. Zusammenfassende und orientierende Darstellungen, enzyklopädische und hodegetische Vorlesungen sind für die späteren Jahre unerläßlich. 3) Da diejenige Fertigkeit und Sicherheit in der praktischen Handhabung der Fremdsprache, welche schon für den Unterricht auf der Unterstufe gefordert wird, im Inlande nur in den seltensten Fällen erworben werden kann, so ist bei der Meldung zur Prüfung für das höhere Lehramt in der Regel der Nachweis eines mehrmonatlichen Aufenthaltes im Auslande zu erbringen. Es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, die Studierenden für die französische Sprache an das neufranzösische Seminar der Universität Genf, oder nach Lausanne und Neuchâtel zu weisen. 4) Lehramtskandidaten mit der Befähigung zum neusprachlichen Unterricht auf der Oberstufe haben die Hälfte ihres Probejahrs in England und in Frankreich oder in einem der beiden Länder zuzubringen, und sich dort neben ihrer praktischen Vervollkommnung besonders das Studium des Landes und Volkes angelegen sein zu lassen. Zu diesem Zwecke ist auf die Anknüpfung geeigneter Verbindungen Bedacht zu nehmen und das Studium im Auslande womöglich einheitlich zu organi-

sieren. 5) Nicht nur die staatlichen Unterrichtsbehörden, auch die größeren Kommunen und die Anstaltskuratorien haben ein Interesse daran, durch reichliche Gewährung von Reisestipendien und von Urlaub die Leistungen der Lehrer der neueren Sprachen zu sichern und zu erhöhen. 6) Um denjenigen schon angestellten Lehrern, denen der Besuch des Auslandes nicht möglich ist, einigen Ersatz zu schaffen, empfiehlt es sich, an geeigneten Orten vierwöchentliche Ferienkurse einzurichten, in denen fremdsprachliche Vorlesungen von Engländern und Franzosen gehalten, Gelegenheiten zum Gebrauch der fremden Sprache geboten und methodische Anweisungen gegeben werden. 7) Es empfiehlt sich, die Lehramtskandidaten mit neuphilologischer Fakultas während ihres Seminarjahres besonders solchen Anstalten zuzuweisen, bei deren Leitern Verständnis und Interesse für die eigentümlichen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts vorauszusetzen ist.

Auf den Vortrag von Professor Waetzoldt folgten die Ausführungen von Professor Rambeau (Hamburg): „Über die offiziellen Anforderungen inbezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse". Beide Redner haben unabhängig von einander zwei sich nahe berührende Themata bearbeitet und sind fast zu den gleichen Ergebnissen gelangt. Es genügt daher, wenn ich nicht weiter auf den Vortrag eingehe, sondern nur die betreffenden Leitsätze wiedergebe.

1) Es ist zu wünschen, daß die Vorschriften für das Examen pro facultate docendi, das die Befähigung für den französischen und den englischen Unterricht in den mittleren und unteren Klassen erweisen soll, ein wenig verändert werden, und zwar scheint es mir notwendig, daß, da die bezüglichen Kandidaten in den Klassen unterrichten sollen, in denen das Lesen und Sprechen der fremden Sprache weit wichtiger als alles andere ist, von ihnen ohne Einschränkung und Ersatz fließendes, korrektes Lesen, eine gute Aussprache und eine vollkommen ausreichende Sprechfertigkeit verlangt, aber dafür die übrigen Bedingungen für die Bestehung eines solchen Examens wesentlich ermäßigt werden. 2) Es ist zu wünschen, daß die Phonetik mit ausschließlicher Berücksichtigung der Laute der

Mutterſprache und der Fremdſprache, für die ſich der Kandidat gemeldet hat, weil ſie die ſicherſte Grundlage einer guten Ausſprache und einer befriedigenden Sprechfertigkeit bildet, ein obligatoriſcher Prüfungsgegenſtand im Examen pro facultate docendi ſowohl für den Unterricht in den oberen als für den in den mittleren und unteren Klaſſen werde. 3) Die Behörden ſind dringend zu erſuchen, daß ſie den Unterricht im Franzöſiſchen und Engliſchen, beſonders in den unteren Klaſſen, vorzugsweiſe Neuphilologen und nie klaſſiſchen Philologen, Mathematikern und anderen ohne Lehrbefähigung für dieſe Fächer anvertrauen; 4) ferner, daß ſie den Lehrern der neueren Sprachen geſtatten, die vorgeſchriebene Anzahl der Korrekturen, vor allem in den unteren und mittleren Klaſſen, zu vermindern. 5) Die Studenten der neueren Sprachen ſollten auf jeder Univerſität Gelegenheit finden und in geeigneten Vorleſungen und Seminarübungen die nötige Anleitung dazu erhalten, ſich eine gründliche theoretiſche Kenntnis der Phonetik zu erwerben und eine gute Ausſprache, und, ſoweit dies in der Heimat möglich iſt, eine genügende Sprechfertigkeit zu erlangen oder zu bewahren. 6) Die Einrichtung der zwei Probejahre iſt von geringem Nutzen und eher ſchädlich für die weitere Entwickelung der jungen Neuphilologen. Die Behörden ſind daher dringend zu erſuchen, daß ſie dieſen Kandidaten geſtatten, die lange Probezeit zu unterbrechen oder abzukürzen und dafür 1—1½ Jahr im Auslande zu verweilen und, wenn es ihnen möglich iſt, dort als Lehrer zu wirken — ohne Nachteil für ihre definitive Anſtellung und ihr künftiges Avancement in der Heimat. 7) Die Unterrichtsminiſterien der deutſchen Staaten ſind dringend zu bitten, dafür Sorge zu tragen, daß ihnen die nötigen Geldmittel zur Verfügung ſtehen, um Studenten, Kandidaten und jungen Lehrern der neueren Sprachen ohne feſte Anſtellung Stipendien zur Vervollſtändigung ihrer Studien im Auslande zu gewähren; 8) ferner, daß den feſtangeſtellten Lehrern, die ihre Sprechfertigkeit und ihre Kenntnis der Realien durch einen längeren Aufenthalt im fremden Volke auffriſchen und ſich auf dieſe Weiſe für ihren Unterricht leiſtungsfähiger machen wollen, ein halbjähriger Urlaub ohne Schwierigkeit bewilligt und die mit beträchtlichen Koſten verknüpfte Ausführung ihres Vorhabens auch

in pekuniärer Hinsicht möglichst erleichtert werde. 9—13) Es ist im Interesse der Schule und der Wissenschaft zu wünschen, daß den Universitätslehrern der romanischen und der englischen Philologie, deren hohe Verdienste sowohl um die Wissenschaft als auch um die Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule wir alle mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkennen, eine bedeutende Entlastung durch Arbeitsteilung und Gründung neuer Professuren zu Teil werde: 9) Es ist schon längst als notwendig erkannt worden und mag hier noch einmal als notwendig bezeichnet werden, daß die Lehrstühle für romanische und englische Philologie an jeder Universität getrennt sind, und daß nicht das eine Fach einem Privatdozenten oder einem außerordentlichen Professor überlassen wird. 10) Es scheint mir durchaus notwendig, daß die romanische und englische Philologie an jeder Universität je zwei, eventuell drei Professuren aufzuweisen hat: 1) eine Professur vorzugsweise für die älteren und ältesten französischen, resp. englischen Sprachstufen und Litteraturepochen; 2) eine andere vorzugsweise für die gegenwärtige französische, resp. englische Sprache, auch für die lebenden Dialekte und für die neue und neueste Litteratur; eventuell 3) eine dritte für die übrigen romanischen Sprachen neben der französischen resp. für die übrigen germanischen Sprachen neben der englischen, abgesehen von der deutschen Sprache, die ja stets durch besondere Lehrstühle bedacht ist. 10) Sehr wünschenswert ist an jeder Universität eine Professur für Phonetik mit eingehender Behandlung des deutschen, englischen und französischen Lautsystems, wie auch eine Professur für vergleichende Litteraturgeschichte besonders der germanischen und romanischen Völker. 12) Es ist zu wünschen, daß neben den Privatdozenten auch solche Philologen, die längere Zeit in der Schulpraxis thätig gewesen sind, bei der Besetzung neuer oder vakanter Professuren für lebende Sprachen an den Universitäten mehr, als es üblich zu sein scheint, Berücksichtigung finden. 13) Es ist wünschenswert, daß das Lektorenwesen entweder ganz abgeschafft oder einer gründlichen Reform unterzogen werde.

Der Meinungsaustausch über diese beiden die Reform des neusprachlichen Universitäts- und Schulunterrichtes betreffenden hoch-

bedeutsamen Vorträge wird wegen der vorgeschrittenen Zeit auf den Nachmittag verschoben. Zum Wort gelangt noch Oberlehrer Hartung (Wittstock): „Über die Methode des Anfangsunterrichtes in den neueren Sprachen, besonders im Englischen". In kurzer Darstellung führt Redner die Vorteile seines jahrelang geübten Verfahrens aus, das er in seiner Schrift „Sprechübungen im Englischen, nebst Wegweiser" eingehend auseinandergesetzt hat. Es handelt sich hauptsächlich um den Unterricht auf Gymnasien, bei dem er durch Beschränkung des Ziels, durch vieles Sprechen der Sprache (weniger Lesen) recht gute Ergebnisse in der Kenntnis der gesprochenen Sprache erlangt habe.

Um 2 Uhr Nachmittags eröffnete Professor Koller (Stuttgart) als Vorsitzender die dritte allgemeine Sitzung. Professor Wagner (Reutlingen) hat seine früheren Versuche (vgl. 4. Neuphilologentag in Stuttgart) mit einem verbesserten Apparate weiter ausgebildet (Albrecht'scher Apparat). Während er bei der Stuttgarter Versammlung über die Untersuchungen seines schwäbischen Dialektes berichtete, gab er nun Mitteilungen über seine Untersuchungen der französischen Quantität. Er ließ eine große Zahl von Tafeln herumgehen, auf denen die gewonnenen Lautkurven dargestellt waren. Die Forschungen sind noch in ihren Anfängen, werden aber gewiß in ihrem weiteren Verlaufe noch viel Interessantes ergeben. Hierauf führt Abbé Rousselot (Paris) den von ihm selbst hergestellten Phonautographen vor und wird hierbei von Professor Koschwitz (Greifswald) unterstützt, der in Paris längere Studien bei genanntem Gelehrten gemacht hat. Der Apparat ist sehr genau, aber auch außerordentlich kompliziert. Die Herstellungskosten belaufen sich auf 7000 Francs. Der Apparat giebt selbstthätig die Schwingungen der Lippen, des Kehlkopfs, der Zunge, der Nase und der Zähne an und zwar mit einer Genauigkeit bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde; die lautlichen Untersuchungen können also in der eingehendsten Weise vorgenommen werden. Die Professoren Koschwitz und Vietor wünschen im Anschluß an die interessanten mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Redners, daß seitens der Regierung für die so bedeutungsvollen phonetischen Untersuchungen Mittel zur Verfügung gestellt werden, um die Anschaffung solcher

Apparate zu ermöglichen. — Hierauf wird als Versammlungsort für den 6. Neuphilologentag zu Pfingsten 1894 Karlsruhe gewählt, von wo eine Einladung vorlag. Zu Vorsitzenden für den 6. Neuphilologentag werden bestimmt Professor Neumann (Heidelberg), Professor Müller (Karlsruhe) und Oberschulrat von Sallwürk (Karlsruhe). Wenn erforderlich, soll der Vorstand einen Tag mehr für die Versammlung anberaumen dürfen.

Wegen Mangels an Zeit mußten die weiteren noch angemeldeten Vorträge von der Tagesordnung abgesetzt werden, und es konnte nur noch eine kurze Besprechung der Vorträge und Leitsätze der Professoren Waetzoldt und Rambeau erfolgen. Professor Kölbing (Breslau) warnt vor zuweitgehenden Forderungen hinsichtlich der Besetzung der Lehrstühle; es gäbe bisher nur vier Universitäten in Preußen, welche Ordinariate für Englisch besitzen. Außerdem erklärt er, daß die Gelegenheiten, welche den Studierenden zur Aneignung der Kenntnis der gesprochenen Sprache geboten würden, noch viel zu wenig benützt werden. Dem widerspricht Professor Vietor, der die entgegengesetzten Erfahrungen an seinen Studierenden gemacht hat, welche reges Interesse für die praktischen Sprechübungen bekunden. Da eine eingehende Beratung der Leitsätze nicht mehr möglich ist, stellt Oberlehrer Dr. Kühn (Wiesbaden) den Antrag, ihnen im wesentlichen zuzustimmen und diesen Beschluß den deutschen Regierungen zur Kenntnisnahme zu übermitteln. Dieser Antrag wird seitens der meisten Universitätsprofessoren, besonders von Zupitza und Stengel, eifrig bekämpft, da sie ein Zurückdrängen der Wissenschaft darin erkennen wollen. Andererseits wird dieser Standpunkt widerlegt, und so bildet sich gewissermaßen ein Kampf des Alten gegen das Neue, der schließlich damit endet, daß Kühns Antrag mit fast allen Stimmen angenommen wird. (Dagegen stimmen mit nur einigen Kollegen die Universitätsprofessoren, ausgenommen Vietor.) Nach dieser Abstimmung verzichtet Professor Zupitza auf sein Amt als Vorsitzender, da er sich des Auftrages der Versammlung, deren Beschlüsse den Ministerien zur Kenntnis zu bringen, nicht entledigen könne. Nachdem Professor Vietor eine Ersatzwahl abgelehnt, wählt die Versammlung Professor Stengel, der die Ausführung des Auf-

trags auf sich nimmt, „indem er sich der Majorität füge“. Professor Vietor dankt alsdann dem Vorstande im Namen der Versammlung für die Leitung der Verhandlungen, worauf der fünfte Neuphilologentag als geschlossen erklärt wird.

Die Anhänger der Reform hatten noch eine Versammlung in den Münchener Hof einberufen, zu der sich ungeachtet der schon stundenlangen anstrengenden Verhandlungen des Tages noch ungefähr 60 Kollegen einfanden. Rektor Dörr übernahm den Vorsitz unter Hinweis darauf, daß sich einerseits die Reformfreunde über verschiedene wichtige Fragen aussprechen, andererseits aber auch denen Belehrung geben wollten, welche der Reform bisher noch ferne gestanden hätten. So wurden unter lebhafter Beteiligung verschiedene Punkte erörtert. Über die Lautschrift wurden von mehreren Seiten nur günstige Urteile abgegeben. Über die Verwendung von Anschauungsmitteln, besonders von Bildern, sprechen sich viele Kollegen sehr günstig aus; doch wird vor deren ausschließlichen Gebrauch gewarnt, vielmehr eine Abwechslung zwischen Gedicht, Bild und Lesestück empfohlen. In der Lektüre ist noch eine größere Auswahl neuerer Stoffe zu erstreben, welche die Schüler zugleich mit Land und Volk näher vertraut machen. Das Chorsprechen und Chorsingen wird zur Förderung einer guten Aussprache und zur Belebung des Unterrichts für sehr zweckmäßig erachtet. — Dr. Lange, Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“, der schon der ersten Sitzung der Reformer beigewohnt hatte, sprach seine Freude aus über das frische Leben und Streben, das sich auf dem Gebiete der Reform der Methode des neusprachlichen Unterrichts bekunde, und begrüßte diese Bestrebungen als im Zusammenhang stehend mit der allgemeinen Schulreform, deren gegenseitige Ziele im wesentlichen auf eins hinauslaufen. Professor Vietor dankte den anwesenden zwei skandinavischen Kollegen für ihr Erscheinen, welche ihrerseits ein Hoch auf die Reform ausbrachten. Der Vorsitzende schloß die $2^1/_2$stündige Versammlung, die in der einmütigsten Weise verlief, mit dem Dank für das der guten Sache in so hohem Grade dargebrachte Interesse und mit der Mahnung, einig zu sein. In den Grundsätzen der Methode, — so habe es sich auch hier heraus-

geſtellt —, ſei volle Übereinſtimmung vorhanden; in untergeordneten Dingen käme es ja auf die mannigfach abweichenden Anſichten nicht an. Die Tage von Berlin würden der Reform ſicher viele neue Freunde zuführen.

Am Abend des 8. Juni fand im Konzerthauſe ein Feſtkommers ſtatt, an dem durch Reden, Muſik, Geſang und Aufführung eines franzöſiſchen Luſtſpiels „Les Espérances par Paul Bilhaud“ für die nötige Abwechslung geſorgt war. Eine beſondere Anerkennung zollte Profeſſor Bouvier (Genf) der deutſchen Sprache und den deutſchen Forſchern durch eine nach Form und Inhalt gleich vollendete franzöſiſche Rede, der ein Sturm lang anhaltenden Beifalls folgte. Den Schluß des Neuphilologentages machte Donnerſtag den 9. Juni ein Beſuch von Wannſee und eine Dampferfahrt auf den ſchönen Havelſeen nach Potsdam, wo ſich die Mehrzahl der Beſucher trennte mit dem zuverſichtlichen Rufe: Auf Wiederſehen in Karlsruhe, Pfingſten 1894!

---

2. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

In dieſer Abteilung ſprachen am

14. September 1892: die Herren O. Donner-von Richter und Dr. O. Heuer über

„Das Goethebild von Collins“ (?) (dem Freien Deutſchen Hochſtift geſchenkt von Herrn Bankier Albert Holz zu Breslau.

Herr O. Donner-von Richter äußerte ſich folgendermaßen.

Bei der erſten Beſprechung über das von Herrn Bankier Albert Holz in Breslau dem Freien Deutſchen Hochſtifte geſchenkte Ölgemälde, Goethe im Profil als Bruſtbild in Lebensgröße darſtellend, wurde von einigen der anweſenden Herren die Anſicht ausgeſprochen, daß dieſes Gemälde als nach der bekannten Zeichnung von Jagemann ausgeführt zu betrachten ſei, daß alſo Goethe dem Künſtler nicht ſelbſt geſeſſen habe.

Über letzteren Punkt kann ich selbstverständlich keine Behauptung aufstellen; aber, daß ich die Ansicht: dieses Porträt sei nach der Jagemannischen Zeichnung oder nach einer der vielfachen mehr oder weniger treu wiedergegebenen Reproduktionen dieser Zeichnung in Stich oder Lithographie gemacht worden, nicht teilen könne, habe ich schon damals ausgesprochen und will meine Gründe dafür heute nochmals wiederholen.

Wer ein zeichnerisch geübtes Auge hat, muß bei aufmerksamer Vergleichung der beiden Profile finden, daß diese durchaus von einander abweichen. Die Partie der Stirne ist in dem Ölbilde im Verhältnis zu dem untern Teile des Gesichtes mehr Raum einnehmend und im Umriß gewölbter als in der Zeichnung. Schärfer und tiefer als bei Jagemann ist die Einsenkung der Nasenwurzel, dadurch wird die Nase jener ähnlicher, welche wir von der Goethemaske und von der Rauchischen Büste her kennen. Ebenso ist die Nasenspitze unter dem Nasenloch schärfer eingezogen und dadurch diese ganze Partie markierter als bei Jagemann. Eine sehr wesentliche Abweichung zeigt sich aber in der Richtung der Augen- und Mundlinien, welche sich beide in der Zeichnung bedeutend senken, während sie sich in dem Ölbilde weit mehr der Horizontalen nähern, wodurch von vornherein ein anderer perspektivischer Gesichtspunkt des Zeichnenden, bezw. eine andere Haltung des Kopfes, dargethan ist. Dabei ist das Spitzchen der Oberlippe an ihrer Scharte auch schärfer akzentuiert als in der Jagemannischen Zeichnung: dies verleiht dem Munde etwas ganz besonders Lebensvolles. Ein sehr wichtiger und sehr auffallender Unterschied zwischen beiden Werken ist aber *der*, daß die Jagemannische Zeichnung, und noch mehr verschiedene der nach ihr gemachten Wiederholungen, das Haar in vielen kleinen, langweilig und monoton gezeichneten Zotteln — man kann kaum sagen: Locken oder Partien — geben, während es bei dem Ölgemälde leicht, frei und natürlich in wenigen großen Partieen den Schädel umgiebt. Gerade hier läßt sich eine ungemein geschickte Künstlerhand erkennen, wie sie nur bei eignem freiem Schaffen, nicht aber bei einem immer ängstlich nachahmenden Kopieren wirken kann.

Alle diese sehr auffälligen und wesentlichen Abweichungen von der Zeichnung und deren Nachbildungen würde sich wohl kaum

ein Maler geſtatten, dem dieſe Zeichnung behufs einer nach ihr zu machenden Kopie vorlag, und welcher Goethe ſelbſt nie geſehen hatte. In ſolchem Falle hält ſich ja begreiflicher Weiſe der Kopiſt ſo genau wie möglich an ſeine beglaubigte Vorlage, um nicht ganz ins Unſichere und in etwas ganz Willkürliches zu geraten. In dieſem Sinne läßt ſich alſo das Gemälde ſehr wohl als eine Originalarbeit betrachten und nicht als eine Kopie der Jagemanniſchen Zeichnung. Hierzu kommt unterſtützend die techniſche Ausführung, welche eine ungemein gewandte, künſtleriſche Hand verrät. Die Pinſelführung iſt eine breite, ſichere; das Kolorit hell und leuchtend und namentlich die ungemein geſchickte, leichte Behandlung der Haare ganz vorzüglich, ja ſo, wie eine ſolche, ohne daß nach der Natur gemalt würde, kaum zu erreichen iſt. Ebenſo iſt auch die ſchwierige Partie der ſich zwiſchen Kinn und Ohr ſtauenden Haut- und Muskelfalten wohl verſtanden und in ſolcher Ausführung nur denkbar, wenn die Hand des Künſtlers der Natur unmittelbar folgen konnte.

Mit allen den angeführten Vorzügen nicht ganz in Einklang ſteht die Behandlung des Rockes und des Ordensſternes; bei letzterem iſt ſie ſogar durchaus ungeſchickt, die Angrenzung des Rockkragens aber an die Fleiſchteile iſt etwas hart und ſchneidig, ſo daß ſich die Vermutung aufdrängt, man habe nur den Kopf nach der Natur gemacht, während bei drängender Zeit und einem ſolchen Mann gegenüber Rock und Stern einer ſpäteren Ausführung überlaſſen blieben, ja vielleicht erſt ſpäter von einer geringeren Hand angefügt wurden. Der Rock iſt in der That dem auf der Jagemanniſchen Zeichnung ſehr ähnlich — ſoweit nicht überhaupt in einer beſtimmten Zeit ein ſolcher ſteifer Rock im Profil ſtets eine ähnliche Erſcheinung bietet — und könnte vielleicht mit Benutzung der Zeichnung Jagemanns von der zweiten Hand hinzugefügt worden ſein, als das Bild in die Galerie Lord Houghtons gelangte. (Ganz zutreffend hat Herr Ricard die Bemerkung gemacht, daß die ſtärkere Vorbauſchung des Rockes bei dem Ölgemälde den Eindruck hervorruft, als ob hier Goethe ſitzend gedacht ſei, während das geradere Herabfallen des Rockes auf der Bruſt in der Jagemanniſchen Zeichnung auf eine ſtehende Figur hinweiſt.)

Was die Schrift auf der Rückseite der Gemäldetafel betrifft, nämlich: „by Ruffin[o?] Collins“ und „died 1832“. so ist die mit Tinte ausgeführte Schrift durchaus nicht wie eine offizielle Bezeichnung seitens des Malers selbst hingeschrieben, sondern erscheint als eine flüchtig und nachlässig hingekritzelte Notiz eines Besitzers des Bildes.

Um das hier Ausgeführte nochmals kurz zusammenzufassen, so geht meine Ansicht dahin: daß das Gemälde keineswegs als eine Kopie der Jagemannischen Zeichnung zu betrachten, daß vielmehr eine selbständige Auffassung des Profiles Goethes in dem Bilde zu erkennen sei. Worauf diese aber beruhe, ob nur auf kombinierter Anschauung verschiedenartiger Goetheporträte, oder auf persönlichem Kennen des Dichters, oder, wofür die Ausführung des Bildes am meisten spricht, auf wirklichem Sitzen des letzteren zu dem Bilde, darüber eine endgiltige Behauptung aufstellen zu wollen, scheint mir zur Zeit noch nicht thunlich.

In gleichem Sinne sprachen sich die Herren Maler Junker, der das Bild kopiert hat, Herr Ferdinand Günther und Herr Ricard-Abenheimer aus.

Im Anschluß an die Ausführungen des Herrn O. Donner von Richter faßte Herr Dr. O. Heuer die Gründe nochmals kurz zusammen, die bereits in früheren Sitzungen der Goethehauskommission ihn, wie die Herren Dr. K. Kuthe, Dr. H. Pallmann und Dr. H. Weizsäcker veranlaßt hatten, der bestimmt ausgesprochenen Anschauung, als handle es sich bei dem Collinsschen Goethebilde um eine Originalaufnahme nach dem Leben, entgegenzutreten.

Ein Beweis ist für diese Anschauung bisher nicht erbracht. Weder Rollett noch Zarncke bieten in ihren Werken über Goethes Bildnisse einen Anhalt für das Vorhandensein eines derartigen Originalbildes.[1]) Ebensowenig wissen wir von einer einem englischen Maler Collins gewährten Sitzung, oder von der Anwesenheit

[1]) Obwohl Zarncke doch alle Auszüge aus Goethes Tagebüchern, welche seine zahlreichen Porträtierungen betreffen, benützen konnte.

*

eines ſolchen in Weimar. Der bekannte Landſchafts- und Genremaler William Collins (1787—1847) hat Goethe, wie die von ſeinem Sohne William Wilkie Collins verfaßte Biographie[2]) ergiebt, nie geſehen und iſt nach dem in jener Biographie enthaltenen Verzeichnis ſeiner Gemälde nicht der Maler unſeres Bildes.

Ein Ruffino Collins iſt nach gütiger durch Vermittelung des Herrn Profeſſor Max Müller in Oxford von der Direktion der Kgl. National-Galerie in London erhaltener Auskunft, dort nicht bekannt, alſo wohl keiner der hervorragenderen engliſchen Künſtler.

Es iſt daher, wenn man bedenkt wie ſorgfältig alle Porträtierungen in des Dichters Tagebüchern und von den ihm naheſtehenden aufgezeichnet ſind, mindeſtens unwahrſcheinlich, daß der Maler Gelegenheit gehabt habe Goethe nach dem Leben wiederzugeben.

Dazu kommt, daß das Bild auf den erſten Blick ſo unverkennbare Anklänge an die von Jagemann im Jahre 1817 angefertigte Original-Kreidezeichnung (Rollett Nr. 62, Zarncke Nr. 39) zeigt, daß eine Abhängigkeit des Malers von ihr nicht abzuweiſen iſt. Da die Zeichnung ſelbſt ihm wohl nicht zugänglich war, ſo iſt anzunehmen, daß er einen nach ihr gefertigten Stich vor ſich hatte. Nach der Zeichnung ſelbſt wurde bereits 1817 der bekannte Stich Chriſtian Müllers ausgeführt, der dann wieder einer großen Anzahl von Vervielfältigungen in Deutſchland, Frankreich nnd England als Vorlage diente.[3]) Dieſe Nachbildungen ſchalten mit dem Originale mehr oder weniger frei. Während ſie ſich teilweiſe enge daran anlehnen, weichen andere wieder ſehr weit davon ab, beſonders im Profil, in der Haarbehandlung und der Gewandung.

Als direkte Vorlage für den Maler unſeres Bildes, nach der er treu kopiert hätte, iſt keiner der uns bekannt gewordenen Stiche oder Lithographien zu betrachten. Es iſt trotzdem aber leicht möglich, daß es eine ſolche giebt.

[2]) Memoirs of the life of William Collins, Esq. R. A. with selections from his journals and correspondence. By his son W. Wilkie Collins. 2 vol. London 1848.

[3]) Etwa 30 ſolcher Reproduktionen aus den Sammlungen des Herrn Heinrich Stiebel zu Frankfurt a. M. und des Hochſtiftes waren zur Anſicht und Vergleichung aufgeſtellt. Vgl. auch die bei Rollett S. 146—150 aufgeführten.

Doch braucht es dieſes Mittelgliedes gar nicht, die Entſtehung des Collinsſchen Porträtes läßt ſich unmittelbar aus dem Stiche Müllers ſehr wohl verſtehen. Dann haben wir die Abweichungen von dieſem Stiche dem Maler ſelbſt zuzuſchreiben. Jagemanns Zeichnung gehört bekanntlich zu denjenigen, welche die Züge des alternden Dichters am getreueſten und ohne jede Künſtelei wiedergeben. Doch erſchien ſeine Auffaſſung in ihrer Einfachheit vielen Nachbildnern nicht ideal genug, und es läßt ſich daher faſt regelmäßig das Beſtreben erkennen, das zu grob und maſſig erſcheinende Profil zu verfeinern, ſchärfer auszuarbeiten, auch dem kurz geſchnittenen Haar des Originals bemühte man ſich mehr Schwung zu geben. Beides iſt bei unſerem Bilde der Fall. Das Profil hat durch die ſcharfe Ausarbeitung der Naſe und des Kinnes etwas Fremdartiges, und dieſer Eindruck wird durch das ganz willkürliche Heraufziehen der Augenfalte und des Mundwinkels noch erhöht. Die Verbeſſerungen des Malers in dieſer Hinſicht ſind entſchieden unglücklich ausgefallen, das Geſicht hat etwas unangenehm Verkniffenes bekommen. Aus dem kräftigen Goethekopfe Jagemanns mit dem offenen klaren Blicke iſt das Antlitz eines mißtrauiſch verſchloſſenen engliſchen Diplomaten geworden. Auch das vorzüglich behandelte leicht gewellte Haar, das der Maler hinzufügte, kann dafür nicht entſchädigen.

Damit ſind aber die Abweichungen von dem Müllerſchen Stiche erſchöpft, im übrigen iſt die Übereinſtimmung eine ſo unverkennbare, daß wir ſie nur aus dem Umſtande erklären können, daß eben eine Kopie, allerdings durchaus keine ängſtlich nachahmende, ſondern zum Teil bewußt abändernde Kopie vorliegt.

Zu dieſem von uns von jeher vertretenen Ergebniſſe iſt auch Hermann Rollett, der beſte jetzt lebende Kenner der Goethebildniſſe, unabhängig von unſerer Anſicht gelangt. Er ſagt:[4]) „Ganz offenbar haben wir es hier mit einer etwas freien Nachbildung der vortrefflichen, im Jahre 1817 zum Stich für den Kupferſtecher Chriſtian Müller angefertigten, ſehr oft reproduzierten Kreidezeichnung Jagemanns zu thun“ und fügt hinzu: „Das alſo nicht als

[4]) Beilage zur „Allg. Ztg.“ Dienſtag den 24. Mai 1892. S. 7.

Originalbildnis zu betrachtende, wahrscheinlich nach Müllers Stich angefertigte Ölgemälde zeigt sogar nur ganz geringe Abweichungen, die allein betreffs der in leichter Schwingung behandelten, etwas längeren Kopfhaare günstiger, in jedem anderen Bezug aber ungünstiger wirken".

Wenn nun so der Gesamteindruck der einer Kopie ist, so läßt sich auch in zwei Einzelheiten die Abhängigkeit Collins von Müller oder einem seiner Nachahmer augenfällig darthun.

Müllers Stich ist zwar tüchtig ausgeführt, in zwei Punkten aber ist er nicht ganz der Zeichnung getreu, und beide Fehler finden sich durch Mißverständnis noch vergrößert in dem Ölgemälde wieder.

Die von Jagemann so klar wiedergegebene Kinnbackenpartie war Müller nicht recht gelungen, die Tiefe der Schatten ist nicht richtig verteilt. Collins hat diesen Fehler, da er an der Vorlage keine sichere Richtschnur hatte, noch vergrößert.

Aus einer bei Jagemann nur leicht angedeuteten kleinen Falte unter dem Ohre ist eine tiefe Einsenkung, wie ein Drüsenschnitt, geworden, so daß die Lage des Kinnbackens verschoben erscheint. Nach dem übereinstimmenden Gutachten der Herren Oberstabsarzt Dr. Kuthe und Sanitätsrat Dr. Herzheimer ist die Wiedergabe dieser Partie anatomisch so unrichtig, wie es bei einem nach dem Leben gemalten Porträt kaum vorkommen kann.

Der zweite Punkt ist, obwohl eine Kleinigkeit, ebenso bezeichnend. Jagemann hatte die obere Spitze des Rockkragens an dessen Einschnitt leicht emporgewölbt, wodurch die Einschnittlinie eine kleine Biegung erhielt, Müller hat diese Biegung etwas eckiger wiedergegeben und den die Wölbung andeutenden Schatten zu sehr abgeschwächt. Dadurch wurde Collins verleitet, die Spitze ganz glatt zu legen, während aus der Biegung eine scharfe geradlinige Einkerbung wurde, so daß der Kragen an dieser Stelle bei ihm eine unbegründete Änderung des Schnittes zeigt, die nur aus der Vorlage verständlich wird. Im übrigen ist der Rock in jeder Falte dem Jagemannischen gleich.

Wollte man nun auch den fast undenkbaren Fall annehmen, daß zwei selbständige Originalaufnahmen sich in so überraschender

Weiſe gleichen könnten, wie die Jagemanns und das Ölbild des engliſchen Malers, ſo bleibt doch die Übereinſtimmung mit den Fehlern des Müllerſchen Stiches auch dann unerklärt. Da die Nachahmung dieſer Fehler Kopf und Rock gleichmäßig trifft, ſo kann auch die Hypotheſe der nachträglichen Hinzufügung des Rockes von anderer Hand nichts für die Originalität des Bildes beweiſen.

Es bliebe nun noch der ja auch als möglich zugegebene Fall zu erwägen, daß die Auffaſſung Collins' auf kombinierter Anſchauung verſchiedenartiger Goetheporträte beruhe. Durch derartige Kombination können allerdings Porträte entſtehen, die, von echter Künſtlerhand ausgeführt, ganz den Eindruck von Originalen hervorrufen.[5]) Fragen wir uns nun, welche Goethebilder der Maler zu ſeiner Kompoſition benutzt haben kann, ſo wird die Antwort unfehlbar lauten müſſen, in erſter Linie das Jagemanniſche. Weitere Vorlagen werden ſich kaum mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſen.

Man könnte für die von Jagemann abweichende Geſtaltung des Profiles an Jugendbildniſſe von Kraus, an einige Büſten[6]) und Medaillen denken, aber ohne daß ein zwingender Grund für die eine oder die andere ſpräche.

Auch als Kombinationsbild würde unſer Gemälde daher der „Jagemann-Gruppe" unter den Goethebildern zuzuweiſen ſein. Innerhalb dieſer Gruppe nimmt es ſowohl durch ſeine künſtleriſche Ausführung als durch ſeine eigenartige Auffaſſung eine hervorragende Stellung ein. Es iſt unter den zahlreichen hierher gehörigen Bildwerken das einzige in Öl wirklich tüchtig ausgeführte.

---

[5]) Ich möchte hier auf einen naheliegenden Fall hinweiſen. Als das Hochſtift Grillparzers 100jährigen Geburtstag durch einen Feſtakt begehen wollte, fehlte es an einer Büſte oder einem Bilde des Dichters. Da es nicht glücken wollte, eine ſolche zu beſchaffen, übernahm es Herr Donner-von Richter auf meine Bitte in liebenswürdigſter Weiſe in kürzeſter Friſt ein Grillparzerporträt zu malen. Es ſtanden dazu nur drei kleine Stiche zur Verfügung. Durch deren Kombination entſtand ein Bild, das bei vollſter Ähnlichkeit doch ſo wenig Abhängigkeit von einer Originalaufnahme des Dichters verrät, daß jeder mit der Entſtehungsgeſchichte des Bildes nicht Vertraute es für ein nach dem Leben gemaltes Original halten muß.

[6]) Die von A. Dietrich um 1820 nach Jagemanns Zeichnung verfertigte Goethebüſte iſt im Profil dem Gemälde von Collins einigermaßen ähnlich.

Dieſe Bedeutung bleibt dem Bilde unbeſtritten, wie es auch entſtanden und wer auch der Maler geweſen ſein mag.

Beſonderes Intereſſe gewinnt das Gemälde noch dadurch, daß es aus der Sammlung des bekannten Kunſtkenners und Dichterfreundes R. Monckton Milnes, des erſten Lord Houghton, ſtammt.

In den weiten Räumen ſeines Schloſſes Fryſton hatte er neben ſeiner Ahnengallerie die Porträte aller der bedeutenden Männer, die er verehrte und deren Werke und Verkehr ihn entzückten, vereint. „Milnes loved to be surrounded by his friends; when he was unable to enjoy their bodily presence, he liked to have their faces regarding him with friendly eyes from the walls of his favourite sittingroom," ſagt ſein Biograph.[7]) Zu dieſen geiſtigen Freunden Milnes' gehörte in erſter Linie Goethe, den er am höchſten ſtellte. T. Wemyß Reid giebt ein Geſpräch wieder, das er im Jahre 1879 mit dem greiſen Lord Houghton führte.[8]) Er traf ihn vor einer Liſte der berühmten Männer, deren perſönliche Bekanntſchaft er gemacht hatte. Lord Houghton äußerte „The greatest name of all is missing — the man I might have known and did not know." Auf die Frage, wer das ſei, erwiderte er „Goethe, and I was actually at Weimar[9]) when he was living, and never went to see him. I can never forgive myself".

So iſt es denn begreiflich, daß er bei der Anlage ſeiner Freundesgallerie für die Herſtellung eines Goetheporträtes Sorge trug.

Auch Schiller war ihm teuer. Sein Bild ließ er von dem Maler Claud malen, der das bekannte Graffſche Bildnis zur Vorlage nahm, nach der er, jedoch mit noch größerer Freiheit als Collins nach Jagemann, kopierte. Dieſes Gemälde befindet ſich ebenfalls im Beſitze des Stifters unſeres Goethebildes, des Herrn Bankier Albert Holz in Breslau.

---

[7]) The life, letters, and friendships of Richard Monckton Milnes, first lord Houghton. By T. Wemyss Reid. Third edit. 1891. vol. 1 p. 459.

[8]) a. a. O. I. p 201.

[9]) Wahrſcheinlich 1830, gelegentlich ſeiner Studienzeit in Bonn. a. a. O. I. ch. 3.

Herr Professor Valentin bemerkt hierzu, daß das negative Ergebnis des historischen Nachweises, es sei von einem solchen Originalbilde nichts bekannt, nicht den Anspruch auf eine wissenschaftlich begründete Darlegung auch nur von der Unwahrscheinlichkeit des Vorhandenseins eines solchen Originalbildes machen könne: es sei damit lediglich festgestellt, daß nach dem bisherigen Stande der Kenntnis ein solches Originalbild nicht nachgewiesen werden könne. Das könne sich, da die Mitteilungen aus dem Goethe-Archiv noch keineswegs abgeschlossen seien, jeden Tag ändern. Ob in der That das Bild „das Antlitz eines mißtrauisch verschlossenen Diplomaten" darstelle, darüber gebe schon der im letztjährigen „Berichte" veröffentlichte Lichtdruck die genügende Antwort: noch mehr freilich thue dies das Original selbst. Die angegebenen Mängel seien kein entscheidender Grund gegen eine Originalaufnahme, zumal wenn diese rasch gemacht werden mußte; hierauf möchte auch die geringere Qualität der Ausführung von Rock und Orden zurückzuführen sein: ein Mann in der Stellung Goethes hat höchstens für die Fertigstellung der Hauptsache gesessen, während die Nebensachen aus der Erinnerung oder auch nach fremden Skizzen ausgeführt werden mußten. Ein Künstler, der nicht die Natur vor sich gehabt hätte, sondern bemüht gewesen wäre, ein Idealbild zu schaffen, hätte sicherlich den überraschend großen Thränensack nicht so gemalt: eine solche Einzelheit deute klar auf einen augenblicklichen Eindruck eines wirklich vorhandenen, zufälligen und vorübergehenden, aber für den Maler gerade damals thatsächlich vorhandenen Zustandes hin. Diese Einzelheit deute umsomehr auf eine Originalaufnahme hin, als sie keineswegs günstig wirkt und daher von einem ein komponiertes Bild schaffenden Künstler sicher vermieden worden wäre. Er seinerseits stimme in der Charakterisierung des allgemeinen Eindruckes, welchen etwa vorhandene Unrichtigkeiten im einzelnen nicht beeinträchtigen könnten, mit dem von künstlerischer Seite gegebenen Urteil überein: der wissenschaftliche Nachweis, ob man es mit einem Kombinationsbilde, dessen Schaffung selbstverständlich eine durchaus berechtigte sei und dem Künstler eine bedeutungsvolle Aufgabe stelle, oder aber mit einem unmittelbar nach der Natur geschaffenen Bilde zu thun habe, müsse nach seiner Meinung der Gunst des

Zufalls überlassen bleiben, der uns vielleicht aus dem Nachlasse noch eine entscheidende Notiz bescheren werde.

---

3. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1892 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Referendar Dr. Ad. Friedlaender, hier.

Es sprachen in dieser Sektion am

6. Mai: Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über „Der Arbeitsvertrag nach der Gewerbeordnung und die persönliche Freiheit des Arbeiters";

27. Juni: Herr S. Spier über „Der XI. Kongreß des Vereins für Knabenhandarbeit";

5. Juli: Herr Gustav Maier über „Persönliche Erfahrungen bei der Börsenenquête in Berlin".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Der Arbeitsvertrag nach der Gewerbeordnung und die persönliche Freiheit des Arbeiters von Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch.

Das sogenannte Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 enthält im wesentlichen eine Neuordnung des Arbeitsvertrages.

Aufgabe dieses Vortrages ist es zu untersuchen, inwieweit bei dieser Neuordnung die persönliche Freiheit des Arbeiters, die Rechtsgleichheit zwischen ihm und dem Arbeitgeber gewahrt ist.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die unleugbare Thatsache, daß sich an den Arbeitsvertrag vielfach ein Abhängigkeits-

verhältnis des Lohnarbeiters von dem Unternehmer anschließt, dem zu einem wirklichen Gewalt- oder Herrschaftsverhältnis nichts fehlt als die formale rechtliche Sanktion.

Gerade in letzter Zeit mußte sich die Aufmerksamkeit mehr als bisher hierauf lenken, nachdem sich in mehreren Aufsehen erregenden Fällen und in fast allen Kulturstaaten gezeigt hat, daß dieses Gewaltverhältnis mächtig genug ist, um selbst der Durchführung des Staatswillens entgegenzutreten.

Wenn in Deutschland Herr v. Stumm im Reichstage erklären konnte, daß er trotz aller Vorschriften der neuen Gewerbeordnung über die Arbeitsordnung in der Bevormundung seiner Arbeiter durch Verbot gewisser Zeitungen, Verbot des Heiratens u. s. w. fortfahren werde; wenn in England die Durchführung von Parlamentsenqueten erschwert wird, weil die beteiligten Arbeitgeber die verheirateten Arbeiter entlassen, oder wenn in Frankreich den Eisenbahnarbeitern das ihnen gesetzlich zustehende Koalitionsrecht dadurch verkümmert wird, daß die großen Eisenbahngesellschaften einfach den zu einem Verbandstage gewählten Delegierten den Urlaub verweigern, ohne daß in allen diesen Fällen die Staatsgewalt im Stande ist, die persönliche Freiheit und die von ihr selbst anerkannte Gleichberechtigung des Arbeiters dem Unternehmer gegenüber zu schützen, so beweisen diese Thatsachen zunächst, wie unrichtig es wäre sich bei der formell bestehenden Gleichberechtigung des Arbeitnehmers und des Arbeitgebers zu beruhigen, und sie fordern dazu auf, jede Neuordnung des Arbeitsvertrages gerade von dem Gesichtspunkte aus zu untersuchen, inwieweit sie die weder durch den Zweck des Arbeitsvertrages noch durch die Bedürfnisse der Volkswirtschaft geforderte Übermacht der Unternehmer zu beseitigen sich bemüht.

Die Betrachtung wird sich dabei im einzelnen den Vorschriften über den Eingang, den Inhalt und die Auflösung des Arbeitsverhältnisses anzuschließen haben.

A. Eingang des Arbeitsverhältnisses.

1) Das Arbeitsverhältnis kommt zu Stande durch den Arbeitsvertrag.

Wenn man früher glaubte man könne den Abschluß einfach der freien Übereinkunft der Parteien überlassen, so hat bereits die

Novelle zur Gewerbeordnung von 1878 dieſes als ungenügend erkannt. Das Arbeitsverhältnis iſt nach § 105 Gegenſtand freier Übereinkunft *nur noch* „vorbehaltlich der durch Reichsgeſetz begründeten Beſchränkungen".

Dieſe Beſchränkungen richten ſich, wie leicht zu erſehen, ſchon jetzt faſt ſämtlich gegen den *Unternehmer*, nicht wie frühere Koalitionsverbote, Streikverbote u. ſ. w. gegen die Arbeiter, und die Frage iſt nur, ob ſie genügend ſind.

2) Der Arbeitsvertrag wird geſchloſſen *zwiſchen dem einzelnen Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber*. Daß hierbei die Übermacht des Arbeitgebers, der im Beſitz der Arbeitsmittel und Arbeitsgelegenheit iſt, und die Schwäche des Arbeiters, der zu ſeinem Lebensunterhalt auf den Abſchluß von Arbeitsverträgen angewieſen iſt, beſonders hervortritt, iſt klar.

Ein Schutz des Arbeiters wäre es, wenn die Arbeitsbedingungen nicht zwiſchen ihm und ſeinem Arbeitgeber direkt vereinbart, ſondern durch Vermittelung von Arbeitsvereinigungen feſtgeſetzt würden.

Während aber in England ſolche Vereinigungen — die Trade unions — durchaus anerkannt ſind und mit den Arbeitgebern als Macht zu Macht verhandeln, und während in Frankreich die syndicats professionels vom Geſetz[1]) formal anerkannt und mit dem Rechte juriſtiſcher Perſönlichkeiten ausgeſtattet ſind, iſt in Deutſchland die Bildung ſolcher Arbeitervereinigungen aufs äußerſte erſchwert, und die Arbeiter werden hierdurch umſomehr benachteiligt, als zugleich die Vereinigungen der Arbeitgeber durch die Vorſchriften über die Innungen, durch die Bildung der Berufsgenoſſenſchaften u. ſ. w. im höchſten Maße gefördert ſind.

3) Der Arbeitsvertrag wird *formlos* abgeſchloſſen. Die Beſtimmungen über Schriftlichkeit der Lehrverträge, über die Arbeitsbücher der jugendlichen Arbeiter[2]) kommen hier weniger in Betracht, die über die Arbeitsordnungen werden noch zu erwähnen ſein.

B. *Inhalt des Arbeitsvertrages.*

I. Vorſchriften über die *Arbeitszeit*.

[1]) Loi relative à la création des syndicats professionnels du 21 mars 1884.

[2]) § 107 ff., § 128 ff.

1) Unsere Staatsordnung rechnet in einer ganzen Reihe von Einrichtungen auf die aktive Teilnahme der Bürger an den öffentlichen Geschäften, sowohl in der Staats- als in der Gemeindeverwaltung.

Es ist bekannt, daß bei der zeitigen Ordnung des Arbeitsverhältnisses die Arbeitnehmer von dieser Teilnahme fast gänzlich ausgeschlossen sind. Die Selbstverwaltung befindet sich durchaus in den Händen der begüterten Klassen. Das Gesetz ruft aber in neuerer Zeit in einigen Beziehungen direkt die Klasse der Lohnarbeiter zur Erledigung staatlicher Aufgaben heran. Sie müssen in den Gewerbegerichten sitzen, müssen sich an der Verwaltung der Krankenkassen, an gewissen Arbeiten der Berufsgenossenschaften und der Invaliditätsversicherung beteiligen, der Art, daß diese Dinge ohne ihre Mitarbeit nicht erledigt werden können.

Die Arbeitnehmer sind aber, um diese Mitarbeit leisten zu können, auf die Genehmigung des Unternehmers angewiesen, und dieser ist also in der Lage, die Durchführung jener staatlichen Geschäfte direkt zu hindern.

Das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz sucht dieser Machtvollkommenheit entgegenzutreten. Es droht in § 147 mit Geldstrafen gegen die Verhinderung der Arbeiter an der Ausübung der erwähnten Ehrenämter. Die Gewerbeordnung hat bedauerlicher Weise unterlassen wenigstens diesen unvollkommenen Schutz auf alle die Fälle auszudehnen, in welchen Arbeiter durch Staatsgesetz zur Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten in einer das übliche Maß ehrenamtlicher Arbeit nicht überschreitenden Weise berufen sind.

2) Die Bestimmung der Gewerbeordnung über das Verbot der Frauen- und Kinderarbeit, sowie über die Verpflichtung der Arbeitgeber, den Lehrlingen u. s. w. die Zeit zur Benutzung der Fortbildungsschulen zu geben, endlich auch die Vorschriften über die Sonntagsruhe[3]) erscheinen uns selbstverständlich nicht als Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit der Arbeiter, sondern als ein ernstgemeinter Versuch des Gesetzgebers, den Arbeiter dagegen

[3]) § 135 ff., § 105a ff., § 120 G. O.

zu schützen, daß er unter dem Drucke der wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen wird, für sich und seine Angehörigen Arbeitsverträge abzuschließen, welche diejenige Zeit verkürzen, die für die körperliche Entwickelung, zur Beschaffung der nötigen Ausbildung und zur Erledigung der häuslichen Arbeiten und zur Erholung unumgänglich notwendig ist.

Sie schützen aber zugleich auch den einzelnen Arbeitnehmer gegen die Konkurrenz, die ihm ohne solche Beschränkungen seitens der Unternehmer gemacht werden könnte, die bei der Vereinbarung der Arbeitsbedingungen von ihrer Übermacht den Arbeitern gegenüber stark Gebrauch zu machen geneigt sind.

3) Ob bei den eben erwähnten Vorschriften so weit gegangen ist, als bereits jetzt möglich gewesen wäre, steht hier nicht zu erörtern; ihr Hauptmangel ist aber jedenfalls das Fehlen von Beschränkungen für die Arbeitszeit der Männer, die durch eine übermäßige Zahl von Arbeitsstunden, ganz ähnlich wie die Frauen und Kinder, geschädigt werden und kaum mehr als jene in der Lage sind, sich selbst hiergegen Schutz zu verschaffen.

Immerhin schafft der § 120e Absatz 3 wenigstens die Möglichkeit der Einführung eines Normalarbeitstages aus sanitären Gründen. Wenn der Bundesrat „solchen Gewerben, in welchen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter geschädigt wird" Dauer, Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit vorschreiben kann, so ist offenbar kein Gewerbe von einer derartigen Regelung ausgenommen.

II. Vorschriften über den Arbeitslohn.

1) Die Gewerbeordnung beschäftigt sich mit der Höhe des Arbeitslohnes überhaupt nicht, überläßt diese vielmehr durchaus der freien Vereinbarung.

Wenn dies ein Fortschritt gegen die in früheren Zeiten vielfach üblichen Vorschriften ist, wornach die Verabredungen der Gesellen u. s. w. zwecks Erlangung höheren Lohnes direkt strafbar waren, so finden doch gerade hier die eingangs angeführten Erwägungen über die ungünstige Lage Platz, die der Arbeitnehmer, wie bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen überhaupt, so speziell auch bei Ausmachung des Arbeitslohnes hat.

Dagegen hat die Gewerbeordnung eine Reihe von Bestimmungen über die Art der Lohnzahlung.[4]) Sie sucht durch diese, welche fast alle die direkte, glatte und unverkürzte Auszahlung sicher stellen, der Thatsache gerecht zu werden, daß der Arbeitnehmer im Arbeitsvertrage vorleistet.

Er bekommt den Lohn erst, nachdem er seine Arbeitskraft geleistet hat.

Es muß daher Aufgabe der Gesetzgebung und, wie hinzugefügt werden mag, der Rechtsprechung sein, Einreden gegen die Zahlung rückständigen Arbeitslohnes, Lohnkürzungen u. s. w. sowenig zuzulassen, als solche etwa einer Forderung auf verfessenen Mietzins gegenüber statthaft sind.

Allerdings entsteht gerade bei diesen Vorschriften eine ganze Reihe von Streitfragen, z. B. die der Zulässigkeit der Kompensation von Forderungen des Arbeitgebers gegen Lohnforderungen des Arbeiters, der Zulässigkeit des Abzuges von Konventionalstrafen, des Abzuges von Lohnvorschüssen u. s. w., auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

3) Die sonstigen Arbeitsbedingungen. Hier kommen hauptsächlich inbetracht die Vorschriften, welche die Sicherheit und die Gesundheit des Arbeiters, und diejenigen, die seinen Schutz gegen willkürliche Behandlung seitens des Arbeitgebers zum Gegenstand haben.

a) In ersterer Hinsicht ist es seit verhältnismäßig langer Zeit bereits anerkannt, daß der Arbeiter nicht in der Lage ist, sich den nötigen Schutz vertragsmäßig zu sichern; der Arbeitgeber wird zu leicht geneigt sein jede Anforderung in dieser Beziehung mit Entlassung zu beantworten, oder sich ihr durch Nichteinstellung des Arbeiters zu entziehen. Man hat hier früher indirekt durch die thunlichst weiteste Ausdehnung der Schadenersatzpflicht des Unternehmers helfen wollen (Haftpflichtgesetz und Haftpflichtprozesse). Es war schon ein Fortschritt, wenn mit der Aufgabe des Haftpflichtprinzipes der Arbeiter nicht mehr dem einzelnen Unternehmer, sondern der Gesamtheit der Unternehmer gegenüber gestellt war

[4]) §§ 115—119 b G. O.

(Unfallversicherung durch die Berufsgenossenschaft), freilich indem zugleich die Schadenersatzpflicht des einzelnen Unternehmers selbst für grobe Fahrlässigkeit und wiederholte Nachlässigkeit beseitigt ward.[5]) Es entspricht aber jedenfalls einem dringenden Bedürfnisse, wenn jetzt neben diesen Sicherungsmitteln des Arbeiters auch die Verpflichtung des Gewerbeunternehmers zur Beschaffung aller denkbaren Vorkehrungen gegen Unfall oder sonstige Gefahren weit ausführlicher und mehr ins einzelne gehend als bisher geregelt worden ist.[6]) Daß die Einhaltung dieser Verpflichtungen nicht dem guten Willen der Vertragschließenden, dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter überlassen werden kann, versteht sich von selbst; das eingehend geregelte Aufsichtsrecht der Polizeibehörde und der sonstigen Aufsichtsbeamten (Fabrikinspektoren, Gewerberäte u. s. w.) und das Recht des Bundesrats zum Erlaß bezgl. Vorschriften[7]) enthält also nicht etwa Beschränkungen der Vertragsfreiheit oder Eingriffe in die freie Verfügung des Unternehmers, sondern sie sichern im öffentlichen Interesse das Vorhandensein solcher Arbeitsbedingungen, wie sie durch bloße Privateinigungen der Parteien über die notwendigen Schutzvorrichtungen nicht zu beschaffen waren.

b) Wenn sich der Arbeiter die Einhaltung der notwendigen Sicherheitsmaßregeln nicht vertragsmäßig sichern kann, so ist er ebensowenig im Stande, unnötige und durch die Natur des Betriebes nicht erforderte Anordnungen und Vorschriften des Unternehmers von sich abzuwehren. Der Unternehmer ist vielmehr in seinen Anordnungen und Verfügungen, den Strafen, die er erlassen will, den Verhaltungsmaßregeln, die er geben will, den Verboten, die er aussprechen will, vollständig unbeschränkt, insolange dadurch nur die persönliche Sicherheit des Arbeiters oder die guten Sitten nicht offenbar verletzt werden. Die neue Gewerbeordnung sucht hieran zu ändern und zwar durch die Vorschriften, die sie für größere Fabriken, d. h. für solche, die mehr als 20 Arbeiter beschäftigen, über die Arbeitsordnung und über die Zulässigkeit

[5]) § 95 des Unfallversicherungsgesetzes.
[6]) §§ 120a ff.
[7]) §§ 120d, 120e, 139b.

ſtändiger Arbeiterausſchüſſe erläßt.[8]) Insbeſondere muß die Arbeitsordnung Vorſchriften über die Kündigungsfriſten und über die Gründe enthalten, aus welchen das Arbeitsverhältnis ſofort beendigt werden kann; ſie muß ferner die Art und die Höhe der zu erkennenden Strafen regeln und den Zweck, zu welchen Strafgelder oder verwirkte Lohnbeträge verwandt werden dürfen, genau angeben, auch dürfen andere Strafen als die in der Arbeitsordnung verhängten nicht erkannt werden.

Es wird dieſen Beſtimmungen das Verdienſt zuerkannt werden müſſen, daß ſie erſtmals in unſerer Geſetzgebung die Notwendigkeit eines Schutzes des Arbeiters gegen willkürliche Behandlung anerkennen, und daß ſie, indem ſie das Anhören der Arbeiter über die Arbeitsordnung für notwendig erklären,[9]) indirekt die bisher allgemein herrſchende Anſicht mißbilligen, wornach dem Fabrikanten nicht zugemutet werden dürfe über die Ordnung ſeines Betriebes mit den Arbeitern zu verhandeln. Es muß aber zugleich feſtgeſtellt werden, daß die Vorſchriften zur Erreichung deſſen, was ſie bezwecken, abſolut ungenügend ſind.

Der Fabrikant kann jede beliebige Maßregel nach wie vor vorſchreiben und durchſetzen: er hat hierzu weiter nichts nötig als an die Befolgung des gegebenen Befehls die Drohung der Entlaſſung anzuknüpfen. Je größer ſein Unternehmen iſt, umſomehr alſo der Ausſchluß von der Arbeit bei ihm gleichbedeutend iſt mit dem Ausſchluß von der Arbeitsgelegenheit in einem beſtimmten Orte oder in einer beſtimmten Branſche, um ſo ſicherer iſt er, bei jeder Anordnung Gehorſam zu finden, um ſo ſchärfer kann er das zu Anfang dieſes Aufſatzes erwähnte Gewaltverhältnis geltend machen.[10]) Es mag fraglich ſein, ob hier innerhalb der geltenden Wirtſchaftsordnung eine Änderung überhaupt zu erſehen iſt: mindeſtens eine Beſſerung des gegenwärtigen Zuſtandes wäre viel-

---

[8]) § 134a — § 134b.

[9]) § 134d.

[10]) Gerade in dieſem Sinne hat z. B. Herr v. Stumm in der Reichstagsſitzung vom 14. April 1891 (Sitzungsberichte IV, Seite 22, 91), die vollſtändige Wirkungsloſigkeit der hier erörterten Beſtimmung der Gewerbeordnung offen proklamiert.

leicht in der von mir in diesen Berichten, Jahrgang 1891, Seite 373 angegebenen Weise — durch Beschränkung des willkürlichen Entlassungsrechtes des Arbeitgebers zu erreichen.

III. Beendigung des Arbeitsverhältnisses. Da, wie im vorherigen Absatz ausgeführt, die Entlassung unter Einhaltung der vereinbarten Kündigungsfrist dem Unternehmer jederzeit unbenommen ist, so haben die hierzu besprochenen Bestimmungen an sich eine nur geringe Bedeutung. Immerhin sind einige von ihnen auch von dem hier eingenommenen Gesichtspunkt aus beachtenswert.

1. Insbesondere verdient die Vorschrift des § 113 Anerkennung, wornach die der Gewerbeordnung unterworfenen Arbeiter zwar das Recht haben, ein Zeugnis zu fordern, dem Unternehmer aber kein Recht zusteht, dies Zeugnis ohne Einwilligung des Arbeiters auf dessen Führung und dessen Leistungen auszudehnen. Für eine andere Klasse von Arbeitern, die Dienstboten, besteht eine solche Vorschrift leider nicht. Sie müssen ein Zeugnis haben, ohne daß irgendwelche Garantie besteht, daß die Dienstherrschaft dieses Zeugnis wahrheitsgemäß, d. h. unter unparteiischer Würdigung der etwaigen Differenzpunkte, unter gerechter Beurteilung der Arbeitsleistung u. s. w. ausstellt. Wenn die persönliche Stellung der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern eine immerhin selbständigere und weniger unterwürfige ist, als die der Dienstboten, so ist es hauptsächlich diesem Unterschiede zwischen der Gewerbeordnung und der Dienstbotenordnung zu verdanken.

2. Ferner ist in hohem Maße anzuerkennen, die jetzt neu in die Gewerbeordnung eingeführte Vorschrift, wonach die Aufkündigungsfristen stets für beide Teile gleich sein müssen [11]); die früher vielfach beliebte Abmachung, daß der Arbeiter 14 Tage kündigen muß, der Arbeitgeber aber jederzeit entlassen kann, ist also fortan unzulässig.

3. Eine weitere Verbesserung, die der Natur der Sache nach beiden Teilen, dem Arbeiter und dem Unternehmer in gleichem Maße zu gute kommt, ist die Erleichterung der sofortigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses; früher war dies nur aus den in den §§ 123,

[11]) § 122.

124 genau aufgezählten Gründen möglich: jetzt kann die sofortige Beendigung wenigstens, wenn das Arbeitsverhältnis auf mindestens vier Wochen oder wenn eine längere als vierzehntägige Kündigung vereinbart war, aus wichtigen Gründen jederzeit erfolgen.[12]) Arbeitnehmer und Arbeitgeber sind auf diese Art mehr als bisher in der Lage ein Vertragsverhältnis, das durch geänderte Verhältnisse z. B. persönliche Verfeindung, häusliche Verhältnisse u. s. w. unerträglich geworden ist, aufzulösen. Wenn zugleich für den Fall widerrechtlicher Auflösung des Arbeitsverhältnisses dem vertragstreuen Teile das Recht gegeben ist, anstatt eines umständlichen Schadennachweises eine fixierte Entschädigung zu fordern,[13]) so kann dies als in keiner Weise ungerechtfertigt betrachtet werden.

Die Erbitterung der Arbeiter gegen die Vorschrift rührt nur davon her, daß hier der einzige Punkt war, in welchem im Streitfalle gerade die Umstände, welche sonst die ökonomische Übermacht des Arbeitgebers bewirkten, ausnahmsweise zum Vorteile des Arbeiters gereichten. Gerade weil der Unternehmer so leicht Arbeiter findet, ist er nicht immer in der Lage nachzuweisen, welchen Schaden ihm das Weggehen des einzelnen Arbeiters zugefügt hat, während die Folgen der Entlassung für den Arbeiter weit fühlbarer und deshalb auch weit leichter nachweisbar sind; die gesetzliche Fixierung der Entschädigung, ist also, obwohl an sich gerecht und zweckmäßig, doch thatsächlich dem Unternehmer häufiger ein Bedürfnis als dem Arbeiter.

C. Versuchen wir nunmehr, von dem in den obigen Erörterungen eingenommenen Standtpunkte aus zu einem Gesamturteil über die Novelle zur Gewerbeordnung zu gelangen, so dürfen wir freilich nicht übersehen, daß die Wahrung der persönlichen Freiheit nicht die einzige bei der Ordnung des Arbeitsvertrages oder bei der Regelung staatlicher Interessen zu beachtende Rücksicht ist.

Die bürgerlichen Parteien und der Sozialismus befinden sich gerade dadurch in einem gemeinsamen Gegensatze zum Anarchismus, daß dieser die nach jeder Beziehung schrankenlose Entwickelung der

[12]) 124 a.

[13]) § 124 b.

*

persönlichen Willkür des einzelnen Individuums durchsetzen will, während jene beiden Richtungen wenigstens darin einig sind, daß die öffentlichen Interessen und das Wohl der Gesamtheit dem Einzelbelieben Schranken anlegen kann und darf; sie unterscheiden sich von dem hier erörterten Standpunkte nur in so fern, als der Sozialismus die Verwirklichung der persönlichen Freiheit innerhalb der herrschenden Wirtschaftsordnung für vollständig unmöglich und ausgeschlossen erklärt.

Es ist bekannt, daß der Vorwurf, der dem Sozialismus von den bürgerlichen Parteien und den Anarchisten gemeinsam gemacht wird, gerade darin besteht, daß sein System höchstens die wirtschaftliche Lage der bedürftigen Volksschichten bessere, dieses aber eben nur auf Kosten der persönlichen Freiheit des einzelnen zu thun vermöge.[14])

Ohne daß wir diesen Vorwurf hier erörtern, beweisen jedenfalls die eingangs erwähnten Thatsachen, daß auch derzeit eine vom Recht bisher nicht genügend beachtete und daher völlig unregulierte Unterordnung der Besitzlosen unter den Besitzenden, also ein Zustand der Unfreiheit, thatsächlich besteht.

Die Reformen, die eine Besserung hierin wenigstens anbahnen könnten, wären die Anerkennung der Fachvereine nach Muster des erwähnten französischen Gesetzes vom 21. März 1884, ferner die Verallgemeinerung der Vorschriften des § 142 des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes, die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit in einer Art, die auch dem Lohnarbeiter Anteil am öffentlichen Leben gestattet, und endlich die Beschränkung der Befugnis der Arbeitgeber — mindestens der Großunternehmer —, einzelne Arbeiter nach Willkür bezw. aus solchen Gründen zu entlassen, die weder durch die Natur des Betriebes noch durch ein schuldhaftes Verhalten der Arbeiter gegeben sind.

Alle diese Reformen zusammen würden weder das herrschende Wirtschaftssystem noch den Arbeitsvertrag beseitigen. Sie würden nicht das bestehende Arbeitsverhältnis zu einem anderen machen, aber sie würden es *ändern*. Wer der Ansicht ist, daß auch in

[14]) Vergleiche den Aufsatz von *Herbert Spencer*, übersetzt in der Concordia 1891.

ſozialpolitiſchen Dingen das Geſetz der allmählichen Entwickelung gilt, das die Naturwiſſenſchaften beherrſcht, der wird Forderungen, die eine ſolche Entwickelung vorbereiten, nicht um deswillen verwerfen, weil er die beſtehenden Zuſtände für die beſtmöglichen und für unabänderlich hält, aber auch nicht um deswillen, weil ſeine Ideale weitergehen.

In der Sitzung der Sektion vom 5. Juli erſtattete das von der in Berlin durch die Reichsbehörden zuſammen berufenen Börſen-Enquête-Kommiſſion eben zurückgekehrte Sektionsmitglied Herr Guſtav Maier Bericht über die Thätigkeit dieſer Kommiſſion und ſeine Stellung zu dieſer Frage. Die letztere ſei vielfach verſchieden von derjenigen ſeiner Kollegen, die zum Teil die Dinge von ihrem engeren Geſichtskreis aus betrachten und vielfach zu der Anſicht kommen, daß wir auch an der Börſe in der vortrefflichſten der Welten leben. Mißſtände ſeien hier nicht zu leugnen, und man nütze nach ſeiner Anſicht der Börſe ſelbſt mehr, wenn man dieſe Mißſtände erörtere und zu beſſern ſuche, als wenn man, bewußt oder unbewußt, den Kopf unter die Flügel ſtecke. Es ſei anzuerkennen, daß die Mitglieder der Kommiſſion, ſelbſt die Konſervativen und Agrarier, zu einer unbefangenen Würdigung der wichtigen Geſichtspunkte durch eine aufopfernde Teilnahme an den Verhandlungen gelangt ſind. Das große Publikum freilich bewege ſich noch in Täuſchungen. So mache man den Terminhandel für die Nachteile der Börſe verantwortlich, und das ſei ein ſehr großer Irrtum. Der Terminhandel iſt ein wichtiger, unentbehrlicher Faktor des modernen Wirtſchaftslebens geworden, und mit deſſen Verbot oder Einſchränkung würde man es an der falſchen Stelle nutzlos kurieren. Gefährlich iſt, daß die Börſe neben ihren unentbehrlichen wirtſchaftlichen Funktionen auch eine Art Spielhölle darſtellt. Daß aber das Spiel auch bei fehlendem Terminhandel ebenſo vorhanden iſt, zeigen die Verhältniſſe in Newyork, Wien und Holland zur Genüge. Die Börſe muß in ſich ſelbſt und in der allgemeinen Achtung gehoben werden, deshalb empfiehlt ſich eine ſtraffere Organiſation von ihr als einer Korporation der legitim Beteiligten, unter ſtaatlicher Aufſicht, aber ohne direkte ſtaatliche Mitwirkung.

**

Die jetzige Leitung durch die Handelskammer und ähnliche Organe erscheint unzureichend. Dieser Korporation müßten gesetzlich gebildete Sachverständigenvereine zur Seite gestellt werden, nach Analogie des Gesetzes über das Urheberrecht an Schriftwerken vom 11. Juni 1870. Diesen Sachverständigenvereinen würde, wie dort, die Erteilung von Gutachten an den Richter in streitigen Fällen zustehen; auch hätten sie auf Verlangen als schiedsrichterliche Instanz zu dienen. Da einerseits der Begriff des Spieles kein genereller, vielmehr ein individuell und objektiv wechselnder sei, der sich der Entscheidung des Gesetzgebers und des Richters oft entziehe, da andrerseits aber für den Fachmann fast in jedem Falle die Entscheidung ziemlich klar liege, so dürfte sich zur Einschränkung des Spiels die Einrichtung dehnbarer Bestimmungen empfehlen, wie wir sie z. B. beim Wuchergesetz mit Erfolg eingeführt haben. Das Ermessen des Richters muß dabei durch die Gutachten Sachverständiger gestützt werden. Referent habe in Berlin eine Bestimmung etwa wie folgt vorgeschlagen:

„Handelsgeschäfte, die mit Rücksicht auf Person, Beruf, Geschäftskenntnis und Vermögenslage eines der Kontrahenten oder mit Rücksicht auf ihren Umfang und ihre Einwirkung auf die Vermögenslage sich als reine Spielgeschäfte darstellen oder in gewinnsüchtiger Absicht unter Benützung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit abgeschlossen worden sind, sind nicht klagbar, insofern angenommen werden kann, daß die vorliegenden Verhältnisse dem anderen Kontrahenten bekannt waren, oder bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns hätten bekannt sein müssen, und sofern nicht nachgewiesenermaßen der betreffende Kontrahent auf die Gefahren dieser Geschäfte ausdrücklich vor Abschluß derselben aufmerksam gemacht worden ist. Es ist hierbei gleichbedeutend, ob die betreffenden Geschäfte an deutschen oder auswärtigen Börsen oder durch Agenten oder sogenannte Remisiers abgeschlossen oder vermittelt worden sind."

„Die Entscheidung darüber, ob die Bedingungen der Unklagbarkeit vorliegen, unterliegt dem Ermessen des Richters, der in derartigen Fällen das Gutachten des an jeder Börse nach Analogie des Gesetzes vom 4. Juni 1870 einzurichtenden Sachverständigenvereins einzuholen hat."

„An allen Börsen des Reichs werden Sachverständigenvereine aus Börsenmitgliedern oder sonst geeigneten Personen gebildet, welche auf Erfordern des Richters Gutachten über die an sie gerichteten Fragen abzugeben verpflichtet sind. Sie sind auch befugt, auf Anrufen der Parteien als Schiedsgerichte zu verhandeln und zu entscheiden."

Auf diese oder ähnliche Weise sei vielleicht am besten dem Übel des Spiels abzuhelfen, ohne die legitimen Aufgaben der Börse zu beeinträchtigen.

Auch die Fragen der Verantwortlichkeit für Prospekte und dergleichen, die Berichterstatter allerdings ziemlich strenge genommen zu sehen wünsche, könnten von diesen Sachverständigenvereinen entschieden werden.

Das heutige Institut der beeidigten Makler sei einer Reform im Interesse der Börse selbst dringend bedürftig. Die Verbindung der Eigenschaften der Makler als gewissermaßen offizieller beeidigter Organe einerseits und als Selbstkontrahenten und selbstständiger Geschäftsleute andererseits sei ein Unding und führe zu großen Mißständen. Berichterstatter ist für Schaffung offizieller festbesoldeter Makler, die kein weiteres Interesse an der Kursermittlung haben und lediglich als Beamte fungieren; nebenbei sollte der freie Verkehr in keiner Weise behindert werden und es müßten Einrichtungen getroffen werden, die sich wohl nicht allzuschwer finden ließen, um jene offiziellen Makler mit dem Verkehr in lebendiger Beziehung zu halten und doch die Thätigkeit anderer Vermittler nicht auszuschließen. Dies dürfte am leichtesten durch richtige Abstufung der Kourtagesätze zu erreichen sein. Er habe in dieser Beziehung in Berlin bestimmtere Vorschläge gemacht, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob hier berechtigte Interessen verletzt würden: dies sei aber keineswegs der Fall, und es sei richtiger, zu ruhiger Zeit auf notwendige Reformen hinzuweisen, als Stürme abzuwarten, die die Börse tiefer schädigen und unserem ganzen nationalen Wirtschaftswesen einen schweren Schlag versetzen würden.

Zur Bekämpfung des schädlichen Reklamewesens habe Berichterstatter vorgeschlagen, daß die Börsenkorporationen ihre Kurs-

blätter wesentlich verbilligen und mit objektiven Mitteilungen über alle einschlägigen Verhältnisse ausstatten möchten. Wäre z. B. in dieser Weise das Publikum seinerzeit über den Stand der argentinischen oder der portugiesischen Finanzen sachlich aufgeklärt worden, hätte man statistisch dargelegt, wie hoch dort die Verschuldung per Kopf der Bevölkerung bereits gestiegen war und dergleichen, so wäre wohl unser deutsches Kapital vor vielen Verlusten verschont geblieben.

Über eine Menge von Einzelpunkten, die bei der Enquête zur Sprache gekommen sind, wie z. B. die Bevorzugung gemeinnütziger Aktienunternehmungen, die Spekulationen von Bankangestellten (gelegentlich deren Berichterstatter auf den offenkundigen Krebsschaden der Spekulationen von Bankdirektoren und Aufsichtsräten als ein böses Beispiel für die niederen Organe hinwies), über einheitliche Kursnotierung der deutschen Börsen (die er, allerdings ohne Unifizierung nach der reinen Berliner Schablone für wohl wünschenswert hält) u. a. m. verbot die Kürze der gebotenen Zeit, sich eingehend auszulassen. Die Verhandlungen selbst hatten während dreier Tage eine 6—7stündige Arbeitszeit erfordert. Berichterstatter hofft im Interesse der deutschen Börsen, daß sie ein positives Resultat ergeben, und daß man vermeiden werde, mit unnützen und rein mechanischen Maßregeln der höheren Besteuerung und dergleichen diesmal die nötige Reform zu umgehen und zu beeinträchtigen.

---

4. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen am

13. Mai: Herr Dr. Dobriner über
„Kreisteilung";
und Herr Dr. C. Müller über
„Methoden absoluter Tonhöhebestimmung";

17. Juni: Herr Dr. Rausenberger über
„Der allgemeine Eulersche Satz über Polyeder".

---

5. Abteilung für Geſchichte (G).

In den Sitzungen vom 4. und 18. Mai wurde das Leſen von Ammianus Marcellinus fortgeſetzt. Herr Dr. Schwemer referierte über Buch 27, c. 1, 2, 16; Buch 28, C. 2, 5; Buch 29, c. 4 und Buch 30, C. 3.

6. Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (SchW).

In der Sitzung vom 1. Juni ſprach Herr W. Schimmelbuſch aus Würzburg über „Balburs Tod, Muſikdrama von Cyrill Kiſtler und Edgar Freiherrn von Sohlern“.

Auch in diesem Winter waren die Vorträge von der regsten Teilnahme des Publikums getragen und haben ihre Aufgabe, das Interesse für wissenschaftliche Behandlung wichtiger Fragen in weitere Kreise zu tragen und so ein wesentliches Element ihrer Weiterbildung zu werden, in bester Weise erfüllt. In erster Linie haben wir dies der freundlichen Bereitwilligkeit zu danken, mit der die Herren Dozenten dem an sie ergangenen Rufe gefolgt sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Lehrgänge des Hochstiftes für viele der an den benachbarten Universitäten wirkenden Professoren eine willkommene Erweiterung ihrer Lehrthätigkeit und ihrer Lehrwirkung geworden sind und sich dort für das Schaffen ebenso einbürgern, wie sie es hier für die dankbare Aufnahme des in vortrefflicher Weise Gebotenen längst gethan haben. Wir sprechen daher den Herren, die uns im letzten Winter ihre Kräfte geliehen haben, auch hier unseren wärmsten Dank aus.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen. Die im vorigen Jahre wesentlich von Hochstiftsmitgliedern angeregte, dann von einem weiteren Kreise willkommen geheißene und thatkräftig unterstützte Einrichtung der „Volksvorlesungen" hat besonders durch zwei Umstände einen festen Bestand erhalten. In erster Linie haben Magistrat und Stadtverordnete einen Beitrag bewilligt, dessen Fortdauer bei der wachsenden Bedeutung der Sache wohl angenommen werden darf; sodann hat der Akademische Gesamt-Ausschuß bei dem Verwaltungs-Ausschuß beantragt, die von ihm bewilligte Beihilfe als feststehenden Posten in die Haushaltsaufstellung des Freien Deutschen Hochstiftes aufzunehmen. Der Verwaltungs-Ausschuß hat ebenso wie das Pfleg-Amt diesem Wunsche zugestimmt, und die Hauptversammlung hat den Antrag genehmigt. Da wohl erwartet werden darf, daß dieser Posten auch fernerhin Genehmigung finden wird, so hat damit das Hochstift eine bedeutsame Erweiterung seiner Thätigkeit innerhalb des ihm vorgeschriebenen Rahmens zu einer bleibenden Einrichtung erhoben. Die im letzten Jahre gehaltenen Vorträge konnten wegen Krankheit eines der Herren Dozenten nicht vollständig in dem beabsichtigten und sonst

eingehaltenen Rahmen von Lehrgängen zu je drei Vorträgen verlaufen. Die Vorträge behandelten:

1. Lebensdauer und Lebenshaushaltung der verschiedenen Klassen von Herrn Dr. Schnapper-Arndt.
2. Gold und Silber von Herrn Dr. Rößler.
3. Die Verfassung Preußens und des Deutschen Reiches von Herrn Dr. Benkard.
4. Der Zucker von Herrn Dr. Hermann.
5. Kapitel aus der Entwickelungsgeschichte von Herrn Professor Dr. Flesch.

Auch für die Sektion der Neueren Sprachen wurde wieder ein Beitrag zur Abhaltung von Vorlesungen in fremden Sprachen bestimmt. Diese Einrichtung soll die beständige Erneuerung und Auffrischung der im Auslande gewonnenen Eindrücke bewirken und die beim Erlernen einer fremden lebenden Sprache so wichtige Aussprache besonders bei denen erhalten und bessern, die ihrerseits wiederum berufen sind, diese Sprache in der Schule zu lehren. Bei der Richtung, die die neuen Lehrpläne auf den praktischen Gebrauch der fremden Sprache in der Klasse in einem gegen früher außerordentlich erhöhten Maße genommen haben, gewinnen diese Veranstaltungen eine erhöhte Bedeutung: besonders den jüngeren Kräften wird hier eine Gelegenheit geboten, sich für ihre amtliche Thätigkeit fortzubilden, die noch allseitigere Teilnahme wachrufen sollte, als es bereits geschehen ist.

Eine erfreuliche Gelegenheit, auch in weiterem Kreise zu wirken, bot der beabsichtigte Bau eines Goethe-Schillerarchivs in Weimar, der bestimmt ist, die reichen handschriftlichen Schätze nicht nur aus dem Nachlasse der beiden namengebenden Meister der Litteratur, sondern vieler anderer bedeutender Dichter und Denker zu beherbergen und der wissenschaftlichen Bearbeitung zur Verfügung zu stellen. Das Hochstift beteiligte sich mit einem seinen Verhältnissen angemessenen Beitrage, zu dem sich noch mancherlei persönliche Beiträge von Mitgliedern gesellten. Eine weitere Beziehung zu Weimar stellt sich in der Ermöglichung der Wertherausstellung dar. Herr Kammerherr Hugo von Donop, Oberhofmeister Ihrer Kgl.

Hoheit der Frau Großherzogin von Weimar, stellte in Ausführung eines schon während seines Aufenthaltes in Frankfurt gehegten Planes dem Hochstift den Teil seiner wertvollen und durch ihre umsichtige Ordnung gerade für wissenschaftliche Zwecke besonders geeigneten Autographensammlung zum Behuf einer Ausstellung zur Verfügung, der sich um Werther gruppierte. Diese reichen Schätze boten dem Hochstift Gelegenheit, aus seinen Sammlungen das dahin Gehörige hinzuzufügen. So gestaltete sich eine höchst merkwürdige und interessante Ausstellung, die weithin gewürdigt und durch eine Reihe nachträglicher Zusendungen noch bereichert wurde. Das Hochstift veranlaßte die Herstellung eines Kataloges. Wie die Aufstellung selbst, so wurde auch der Katalog von dem Bibliothekar des Hochstiftes, Herrn Dr. Otto Heuer, ausgeführt. Der Katalog bietet in seiner sorgfältigen Ordnung und Durchführung, in seiner geschmackvollen, dem künstlerischen Charakter der Wertherzeit angepaßten Ausstattung ein für die Wertherlitteratur und für das Hochstift gleich erfreuliches Erzeugnis dar. Herrn von Donop sprechen wir auch an dieser Stelle für diese neue Bethätigung seiner freundlichen Unterstützung unserer Bestrebungen den besten Dank des Hochstiftes aus.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsgegenstände. Die Goethebibliothek erfuhr auch in diesem Jahre reiche Vermehrung. Der Zuwachs beträgt circa 1100 Bände, wodurch sich die Gesamtzahl der Bände auf 6400 erhöht.

Die Vermehrung erstreckte sich gleichmäßig auf die Goethelitteratur im engeren Sinne wie auf die ganze klassische Litteraturperiode. Besondere Beachtung wurde Schiller geschenkt. Auch die litterarischen und dramatischen Zeitschriften und Almanache, sowie die Quellenwerke zur Geschichte des Bühnenwesens und die Sammlung von Faustschriften erfuhren mannigfache Bereicherung.

Die Benutzung der Bibliothek ergab im abgelaufenen Jahre folgende Ziffern.

Ausgeliehen wurden 223 Werke mit 271 Bänden.

In der Bibliothek selbst wurden benutzt 720 Bände.

Dieſe Art der Benutzung iſt leider ebenſo wie die Arbeit des Bibliothekars durch den Mangel genügenden Arbeitsplatzes und die Dunkelheit der engen Räumlichkeiten ſehr erſchwert. Im vorjährigen Berichte wurde bereits erwähnt, daß der verfügbare Raum höchſtens noch für die Vermehrung eines Jahres ausreichen würde.

Dieſe Vorausſicht hat ſich jetzt beſtätigt. Die Fächer, deren Reihen bei der Art der Anordnung höchſtens bis zu drei Viertel ihrer Länge beſetzt ſein dürfen, ſind bis auf den letzten Platz gefüllt.

Schon jetzt müſſen die Bücher übereinander liegend aufgeſtapelt werden. Im nächſten Jahre werden ſie zum Teil in anderen, ebenfalls überfüllten Zimmern untergebracht werden müſſen.

Unter dieſen Umſtänden iſt die Thätigkeit des Bibliothekars mit unverhältnismäßigem Zeitaufwand und allmählich nicht mehr zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft.

Falls nicht durch einen Neubau baldige und gründliche Abhilfe geſchaffen wird, bleibt nur der Ausweg, entweder die Vermehrung einzuſtellen und die mit Aufwand von beträchtlicher Mühe und Koſten geſchaffene, in ſchönſter Entwickelung befindliche Bibliothek als Torſo liegen zu laſſen, oder weitere, jetzt den Beſuchern des Goethehauſes zugängliche Räume dieſen zu verſchließen und für Bibliotheks̃wecke einzurichten. Die mit der Jahresreviſion der Bibliothek beauftragte Kommiſſion ſagt in ihrem Berichte an den Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß darüber: „Die beauftragte Kommiſſion erachtet es für angezeigt, auch dieſes Mal wieder auf die Unzulänglichkeit der Räumlichkeiten wie der Beleuchtung hinzuweiſen und dem Wunſche nach einer baldigen Hebung der anerkannten Übelſtände Ausdruck zu geben.“

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geſchenke ſind unter den „Einſendungen“ verzeichnet. Über die Vermehrung der zur ſtilgerechten Ausſchmückung des Hauſes beſtimmten Kunſtgegenſtände enthält der Bericht der Goethehauskommiſſion das Nähere.

D. Die Anſchaffung und Auflegung von Zeitſchriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Leſezimmer liegen jetzt 95 wiſſenſchaftliche Zeit-

schriften auf, und zwar auf dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte 13, der Philosophie und Pädagogik 7, der deutschen Litteraturgeschichte 5, der Kunstwissenschaft und Archäologie 10, der Sprachwissenschaft und Philologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 11, der Geographie 4, der Heilkunde 6, der Jurisprudenz 7, der Volkswirtschaft 10, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 125 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung, im wesentlichen dieselben, welche das genaue Verzeichnis in den Berichten von 1886/87 S. 40*—47* aufweist. Eine größere Anzahl gerade der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschriften gelingt es bereits jetzt im Austausche gegen die Hochstiftsberichte von Verlegern und Redaktionen zu beschaffen. Mit der wachsenden Bedeutung unserer Berichte wird dies hoffentlich in steigendem Maße der Fall sein. Außerdem sind nach wie vor die wichtigsten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek zur Kenntnisnahme aufgelegt.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden zunächst die beiden durch die Satzungen vorgeschriebenen am Schiller- und am Goethetage statt. Am Schillertage sprach Herr Professor B. Litzmann aus Jena über: „Aus Schillers dramatischen Lehrjahren" (Berichte 1892, Heft 2, S. 25* u. ff.), am Goethetage Herr Dr. Alfred Biese aus Kiel über: „Goethes dichterischen Pantheismus" (Berichte 1893, Heft 1, S. 3* u. ff.). Bei dieser letzteren Feier unterstützte uns der Sängerchor des Lehrervereins in gewohnter freundlicher Weise, so daß die Feier auch diesmal wieder einen weihevollen Verlauf nahm. Eine dritte Gesamtsitzung fand statt, um auch in weiteren Kreisen die von Frankfurt ausgehende Reform des höheren Schulwesens zum Verständnis zu bringen. Herr Direktor Reinhardt, der eigentliche Vertreter dieser hochwichtigen Angelegenheit, ließ sich auf unseren Wunsch in freundlicher Weise bereit finden, die Verhältnisse in ihrer ganzen Entwickelung und Tragweite darzulegen. Der von dem Publikum wie von uns mit besonderem Danke begrüßte Vortrag ist, um ihm eine möglichst weite Verbreitung auch über den Kreis der Mitglieder des Hoch-

ſtiftes hinaus zu ermöglichen, in den „Schriften des Freien Deutſchen Hochſtiftes“ erſchienen. (Vergl. S. 1* f.)

F. Die „Berichte“ haben die ihnen geſtellte Aufgabe, „über die geiſtige Wirkſamkeit der Anſtalt und die Thätigkeit der Mitglieder, ſowie über Anſchaffungen, Geſchenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu ſetzen, in gewohnter Weiſe erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1892 nachweiſt. Das die Benutzung des Bandes weſentlich erleichternde ausführliche Regiſter wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für dieſen Band wie für alle früheren iſt eine Einbanddecke hergeſtellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechſelſeitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anſtrebenden Vereinen und Geſellſchaften erleidet keinerlei Unterbrechung. Als eine beſondere, uns erwieſene Freundlichkeit ſei hier erwähnt, daß die Goethegeſellſchaft in Weimar in liberalſter Weiſe dem Hochſtift die Sammlung der von Goethe herrührenden Silhouetten (Köpfe in Lebensgröße) zu zeitweiliger Ausſtellung überlaſſen hat, die ſie kürzlich angekauft und dem Goethe-Nationalmuſeum zur Aufbewahrung übergeben hat. Der Direktor dieſes Muſeums, Herr Hofrat Dr. Ruland, hat die Blätter bereits dem Hochſtift zur Ausſtellung zugehen laſſen. Für Frankfurt haben dieſe Blätter beſonderes Intereſſe, weil ſie den Kreis der Leipziger Studenten vorführen und ſomit für die nach Frankfurt gehörige Jugendzeit Goethes von Wichtigkeit ſind.

So haben die Arbeiten der Akademiſchen Abteilung auch im verfloſſenen Jahre einen guten Fortgang genommen, und wir hoffen, den mit gutem Erfolge bisher betretenen Weg auch weiterhin verfolgen zu dürfen.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1890/91.

Die Kommission hielt, außer den Sitzungen der Spezialkommissionen zur Vorberatung technischer und künstlerischer Fragen im Laufe des vergangenen Geschäftsjahres fünf Gesamtsitzungen ab. Ihr Wirken für die Vervollkommnung der Einrichtung und Herstellung der Räume des Goethehauses wurde von den im vorjährigen Berichte ausführlich dargelegten Grundsätzen bestimmt.

Für das Mobiliar wurden verschiedene wertvolle Stücke erworben, besonders ein Eckschrank und ein Schreibsekretär.

Die Bildersammlung des Herrn Rat im Gemäldezimmer des zweiten Stockes, für deren Bestand das von Goethes Vaters aufgestellte Verzeichnis sichere Anhaltspunkte giebt, wurde durch ein Kircheninneres von Morgenstern und zwei zierlich ausgeführte Seekatzsche Landschaften vermehrt. Die Reihe der Goethebilder erfuhr eine Vervollständigung durch die von Herrn Herm. Junker getreu wiedergegebene Kopie des 1787 in Rom von Angelica Kauffmann gemalten Portraits.

Für die Sammlung der Goethemedaillen wurde eine galvanoplastische Nachbildung der großen Schadowschen Medaille angekauft.

Von Herrn Bernhard Mannfeld wurde ein von ihm selbst gedrucktes Exemplar seiner künstlerisch vollendeten Original-Radierung „Goethes Gartenhaus" gestiftet.

Für die Bibliothek des Herrn Rat verdanken wir wertvolle Bereicherung der Güte des Herrn Georg Völcker hier, und des Herrn Baurat Dr. O. Mothes in Zwickau. Einige kleinere

Goetheana ſchenkten die Herren Gebrüder St. Goar. Den Herren Geſchenkgebern ſei hier nochmals der Dank des Hochſtiftes ausgeſprochen.

Die Thätigkeit der Goethehauskomiſſion hat, ſoweit ſie die dem Publikum jetzt zugänglichen Räume betrifft, bereits zu erfreulichen Ergebniſſen geführt, eine bedeutende Aufgabe iſt jedoch noch in der Wiederherſtellung der Staatszimmer im erſten Stocke und der Paterreräume zu löſen. So lange aber dieſe Räumlichkeiten noch für die Verwaltungszwecke des Hochſtiftes, für Bibliothek und Leſezimmer in Anſpruch genommen ſind, kann ſie an dieſe Aufgabe nicht herantreten. Das mit ſo großer Sorgfalt und Pietät begonnene Werk muß vorläufig unvollendet bleiben, bis es gelingt durch den Bau eines Verwaltungsgebäudes Abhilfe zu ſchaffen. Wie im Vorjahre hat die Kommiſſion auch in dieſem nach Möglichkeit auf die Erreichung des erſehnten Zieles hingeſtrebt.

Zu den früher für den Neubau entworfenen Plänen ſind noch mehrere hinzugekommen, ſo daß wir jetzt beim Projekt 5 angelangt ſind.

Ein abſchließender Erfolg iſt leider immer noch nicht erzielt.

V. Werther-Ausstellung.

In diesem Jahre wurde von einer größeren Kunstausstellung Abstand genommen und an ihre Stelle trat eine andersgeartete, mit Goethe in enger Beziehung stehende Ausstellung bescheideneren Umfanges im Goethehause selbst.

Sie umfaßte in Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen die Erinnerungen an Goethe in Wetzlar und an seinen Werther.

Herr Oberhofmeister Hugo Freiherr von Donop zu Weimar hatte die Güte gehabt in Erfüllung eines schon früher gegebenen Versprechens dem Hochstifte die Schätze seiner reichen Sammlungen für eine derartige Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Aus dem Archive und besonders aus der Goethebibliothek des Hochstiftes traten zahlreiche Ergänzungen hinzu, sodaß es möglich wurde bei der am 15. Juli stattgefundenen Eröffnung eine reichhaltige Sammlung von 296 Nummern vorzuführen.

Die historischen Persönlichkeiten der Wetzlarer Zeit, in erster Linie Goethe selbst, dann Lotte und Kestner, wie deren ganzer Familienkreis, die Genossen der Tafelrunde, Jerusalem, das Reichskammergericht waren in Briefen, Stammbuchblättern, Silhouetten und Porträten vertreten. Ihnen schlossen sich Abbildungen der Wetzlarer Örtlichkeiten an.

Den zweiten Teil bildete die Dichtung selbst in den wertvollen alten Drucken und Illustrationen. Der gewaltige Eindruck, den sie in der damaligen Welt hervorrief, wurde veranschaulicht durch eine Reihe von mehr als 100 Übersetzungen und Wertheriaden.

Daß aber auch in unseren Tagen das Interesse für Goethes großes Jugendwerk noch nicht erstorben ist, bewies die ungeahnte Anteilnahme, die diese Ausstellung in den gebildeten Kreisen fand.

**

Von Sammlern wurden hochwillkommene Ergänzungen geliefert.[1]) Viele der Beſucher, von denen die von auswärts gekommenen bei dieſer Gelegenheit auch das Goethehaus in ſeinem jetzigen Zuſtande kennen lernten, vertieften ſich, an der Hand des von Herrn Dr. O. Heuer bearbeiteten und mit einer Einleitung verſehenen Kataloges,[2]) in ein eingehendes Studium der Ausſtellung.

Auch die deutſche Preſſe hat das eigenartige Unternehmen in anerkennendſter Weiſe gewürdigt, unter beſonderer Betonung des Werthes, den es gerade für unſere realiſtiſche Zeit habe, da es in vieler Beziehung zur inneren Sammlung, zur Einkehr und Umkehr mahne.

[1]) Es ſeien hier beſonders genannt die Herren: Schriftſteller Gotthilf Weisſtein, Berlin. Die Familie Keſtner; Herr Hiſtorienmaler Laves, Hannover; kgl. Baurat Toebe, Breslau.

[2]) Der Katalog (Werther-Ausſtellung 1892) iſt von der Kanzlei des Hochſtiftes oder durch den Buchhandel zu Mk. 1.— zu beziehen.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (SchW).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier;
„ Dr. med. W. Hanauer, prakt. Arzt, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. W. Jordan, als zweiten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn und als Schriftführer Herrn Dr. E. Böcker.

In der Sitzung vom 9. November wurde ein von Herrn Dr. Waſſerzieher, Flensburg, eingeſendeter Vortrag „Ein nordfrieſiſcher Kalender“ verleſen.

Am 7. Dezember ſprach Herr Dr. Sulzbach über
„Louvier: Goethe als Kabbaliſt“.

Am 21. Dezember ſprach Herr Prof. Dr. V. Valentin über
1. „Herr Profeſſor Minor und die Goethe- und Schillerlitteratur in den Hochſtiftsberichten; 2. Die Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte; 3. Die Widmung „Zum 8. Oktober 1892“.

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. Herr Profeſſor Minor und die Goethe-Schillerlitteraturberichte des Freien Deutſchen Hochſtiftes. Von Herrn Profeſſor Valentin.

In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, (Heft 10, S. 902—903) zeigt Professor J. Minor in Wien die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes“ an. Nachdem wir seiner Schilderung der Einrichtungen des Hochstiftes ergänzend hinzugefügt haben, daß jede Fachabteilung jährlich einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden wählt, und daß die aus diesen Vorsitzenden der Fachabteilungen gebildete Vereinigung den „Akademischen Gesamtausschuß“ darstellt, dürfen wir zunächst der Genugthuung über die den Arbeiten des Hochstiftes gestellte Beurteilung Ausdruck geben. Im übrigen ist zu unterscheiden zwischen den bei größeren Anlässen, wie den regelmäßig satzungsgemäß gefeierten Geburtstagen Goethes und Schillers, gehaltenen Vorträgen in den Gesamtsitzungen und den im kleineren Kreise der Fachabteilung gemachten Mitteilungen oder da gehaltenen Vorträgen, die keineswegs alle in ausführlicher Form abgedruckt werden. So ist der Aufsatz über Schillers „Ideal und Leben“ ein Festvortrag, die Mitteilungen über Humboldts Einfluß auf Schiller sowie über die Loreleysage Fachabteilungsvorträge: der erste ist von Karl Rehorn, die beiden letzteren sind von Fritz Rehorn, nicht aber alle drei von demselben Verfasser.

Wir würden indessen alle diese Punkte hier nicht besonders berühren, wenn nicht der Schlußabsatz der Besprechung einen indirekten, aber darum nicht minder schwer wiegenden Angriff auf das Hochstift, bezw. auf den Akademischen Gesamtausschuß, der die „Berichte“ herausgiebt, enthielte. Professor Minor wendet sich gegen die von Professor Max Koch in Breslau im Auftrage des Akademischen Gesamtausschußes verfaßte Besprechung der neueren Schiller- und Goethelitteratur: „Sie ist mit viel Fleiß, aber auch mit sehr viel Absicht gemacht. Aufsätze aus seiner Zeitschrift zitiert der Rezensent auch wohl zweimal in einem Hefte, die Seuffertsche Vierteljahrsschrift ignoriert er grundsätzlich. Wer sich einer solchen Arbeit unterzieht, der muß sich selbst verleugnen können. Koch aber besitzt dazu weder das reife, ruhige Urteil, noch die nötige Sachlichkeit, ja auch nur die nötige Wahrheitsliebe. Er verteilt, mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch, blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der

anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat, in Lob und in Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und parteiisch befangen. Zum Rezensenten gehört in erster Linie eine feste Überzeugung, und in zweiter Linie eine sichere Hand: beides fehlt dem Berichterstatter des Freien Deutschen Hochstiftes.“ Wenn dies alles zutrifft, so hat sich das Hochstift in unbegreiflicher Verblendung von allen denkbaren Berichterstattern den möglichst ungeeigneten herausgesucht: nachdem es über seinen verblendeten Zustand von Professor Minor aufgeklärt worden ist, wird es sich natürlich beeilen die ehrenvolle und dornenvolle Aufgabe sofort einem anderen zu übertragen. Nun treffen aber die Vorhaltungen Minors nicht zu, und das Hochstift bedauert der in Minors Beschuldigungen notwendigerweise mitenthaltenen Folgerung nicht stattgeben zu können. Das Hochstift weist vielmehr derartige gegen seinen Beauftragten gerichtete und es selbst treffende, beweislos vorgebrachte Beschuldigungen mit aller Entschiedenheit als sachlich unwahr zurück. Das Hochstift verlangt von seinem „Rezensenten“ gerade die Tugenden, die Minor bei Koch vermißt, ohne auch nur eine Spur von Beweis für seine harten Beschuldigungen zu geben. Aber es läßt auch seinem Berichterstatter freie Hand, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Es verlangt nicht, daß er diesen oder jenen Schriftsteller lobe, weil er einer bestimmten Richtung angehört, verwehrt es ihm aber auch nicht, Ausstellungen an diesem oder jenem Schriftsteller zu machen, obgleich er einer bestimmten Richtung angehört. Das Hochstift steht den verschiedenen Strömungen in der Litteraturwissenschaft durchaus unparteiisch und frei gegenüber und bindet sich nach keiner Seite. Es weiß dabei sehr wohl, daß jedes Urteil durch den besonderen Studiengang, durch bestimmte litterarische Beziehungen, durch die persönliche wissenschaftliche Entwickelung des einzelnen Schriftstellers beeinflußt ist: es identifiziert sich daher durchaus nicht mit dem Urteile seines Berichterstatters, sei es wer es wolle; wohl aber verlangt es für seinen Berichterstatter die Freiheit des Urteils, ohne die die wissenschaftliche Freiheit überhaupt nicht bestehen kann; es verlangt aber ganz besonders, daß das litterarische Urteil nicht mit dem moralischen zusammengeworfen werde. So, wie es den Bericht des Bericht-

erſtatters zurückweiſen würde, wenn er, durch ſein Urteil über den moraliſchen Charakter ſeines Objektes verleitet, den litterariſchen Charakter ſeines Urteiles beeinfluſſen ließe, ebenſo beſtimmt muß es Anſchuldigungen zurückweiſen, die ſtatt die litterariſche Thätigkeit zu treffen, den Schein ſittlicher Entrüſtung zu erringen ſuchen, indem ſie ihr Urteil d. h. hier ihre Anklagen auf die moraliſche Seite hinüberſpielen. Beſitzt Koch „weder das reife, ruhige Urteil noch die nötige Sachlichkeit“, ſo beweiſe Minor ſeine Behauptungen: dadurch, daß er ſie drucken läßt, ſind ſie noch nicht wahr und können ſolchen, die die Thatſachen reden zu laſſen gewöhnt ſind, durchaus nicht imponieren. Wenn Koch „mitunter an dieſelbe Perſon und an dasſelbe Buch blind ausſchüttend ſeine Gnaden und ſeine Strafen, mit der anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat“, verteilt, ſo iſt, bis zum Beweiſe, daß er „in Lob und Tadel gleich unbeſonnen, unvorſichtig und befangen“ verfährt, das Gutes und Verfehltes ruhig gegeneinander abwägende Verfahren ein Kennzeichen echt wiſſenſchaftlicher Kritik: nur der Fanatiker verurteilt und lobt ohne weiteres; der echte Kritiker, der das Wahre der Sache zu ergründen ſucht, wird das Gute eben ſo gerne anerkennen, wie er bereit iſt das Schlechte zu verwerfen — und was wäre ſo ſchlecht, daß es nicht auch gute Seiten, was ſo gut, daß es nicht auch Minderwertiges hätte? Und wenn der Kritiker, unbekümmert um Beifall oder Tadel, an demſelben Objekte lobt und tadelt, wie es die Sache nach ſeiner Überzeugung verlangt, iſt er deshalb ein Achſelträger? Wenn Minor Schillers Werke beurteilt, macht er es etwa anders? Scheidet er nicht ſelbſt vortrefflich, z. B. bei ſeiner Beurteilung der Räuber, zwiſchen dem was zu loben und dem was zu tadeln iſt, und ſcheut er ſich zu tadeln, weil er daneben lobt, oder ſcheut er ſich zu loben, weil er daneben auch tadelt? Wenn nun Koch die Vorzüge der Schillerbiographie von Minor, die er aufs entſchiedenſte anerkennt, und die Vorzüge der Schillerbiographie von Weltrich, die er Minor zu liebe abzuleugnen gar kein Recht hätte, vorſichtig und maßvoll gegeneinander abwägt, jeder ihre Vorzüge zuerkennt und bei keiner der beiden ſeine Ausſetzungen verſchweigt, und wenn das Ergebnis den Zorn Minors erweckt, folgt dann

daraus, daß dieses Ergebnis auf geistiger Impotenz oder gar moralischer Verderbtheit beruhe? Hat der Berichterstatter Falsches gesagt, so möge der Betroffene es richtig stellen — der Raum soll ihm zu sachlichen Berichtigungen nicht fehlen. Aber gegen die Methode solche in ganz allgemeinen Sätzen gehaltene Anklagen, die in keiner Weise bewiesen werden, mit dem Tone der unfehlbarsten Sicherheit auszusprechen, muß in entschiedenster Weise Einsprache erhoben werden: ein solches Verfahren schädigt nicht nur den Einzelnen, gegen den sie erhoben werden, nicht nur die Anstalt, die sie angeblich geschehen läßt oder veranlaßt, es schädigt den guten, vornehmen Ton, der einer wissenschaftlichen Kritik von Seiten derjenigen zukommt, die in der Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnehmen und daher die geborenen Wächter des guten litterarischen Tones sein sollten, es schädigt die Freiheit der Untersuchung und des Urteils, weil es den Charakter angreift statt bei der Sache zu bleiben, weil es die Person verunglimpft, um ihr Urteil aufzuheben.

Aber Minor begnügt sich nicht damit: er erhebt nicht nur allgemeine Klagen, sondern eine ganz bestimmte. Koch besitzt nach ihm nicht „die nötige Wahrheitsliebe". Zur Bekräftigung eines so schweren Vorwurfs ist er gerecht genug den Beweis der Wahrheit anzutreten, d. h. er macht wenigstens den Versuch dazu. Daß dieser kläglich ausfällt, ist für Minor bedauerlich, bleibt aber darum nicht weniger Thatsache. Koch hat des Schillerbiographen Minor Polemik gegen den Schillerbiographen Weltrich nicht „für taktvoll" erklärt und behauptet, Minor habe Weltrichs Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen „durch maßlos übertreibenden Tadel" herabzusetzen gesucht (Berichte Bd. 6, S. 547 und 554). Demgegenüber erklärt nun Minor, er habe „Weltrichs Buch nur im „Anzeiger für deutsches Altertum" XII, S. 274 ff. besprochen und dort als „die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, welche wir besitzen" bezeichnet". So hätte Koch also wirklich nicht wahrheitsgemäß berichtet und besäße demnach, wie Minor hier wieder verallgemeinert, nicht die „nötige Wahrheitsliebe"? Nun steht aber Minors Rezension jedermann zur Verfügung, und jeder kann sich somit von den Thatsachen überzeugen. Koch, dem hier

zunächst das Wort gebührt, schreibt selbst über diese Angelegenheit folgende Erwiderung, die in ungefähr gleichem Wortlaut auch in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ erscheinen wird.[1])

Entgegnung.

Herr Professor Dr. Jakob Minor in Wien hat in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ manches Lobende von den Berichten des Hochstiftes gesagt, damit sich von dem hellen Hintergrunde mein dunkles Bild um so abscheuerregender abhebe. Hätte der Akademische Gesamtausschuß nicht einem Menschen, wie Herr Minor mich zu schildern für gut findet, seit 1889 den Bericht über die neuere Goethe-Schillerlitteratur anvertraut, die Leitung des Hochstiftes würde dann auch für die übrigen besseren Beiträge nur eingeschränktes Lob verdienen. Daß meine, zwar von dem Verbrechen zweimaligen Zitierens in meiner eigenen Zeitschrift erschienener Aufsätze von O. Francke und M. Landau befleckten Berichte, gerade weil sie von jeder Parteistellung und Kameraderie sich gewissenhaft freihalten, den nur nach Parteirücksichten Urteilenden zum schweren Ärgernis gereichen, will ich Herrn Minor gerne glauben. Seine dreiste Anmaßung, über meine Befähigung den Richter spielen zu wollen, brauche ich bei unbefangenen Lesern der „Berichte“ nicht erst zurückzuweisen. Was ich geschrieben habe, möge selbst für oder gegen mich zeugen. Ich habe von den verschiedensten Seiten und berufenen Beurteilern wiederholt so freundliche Beistimmung gefunden, daß ich auf Herrn Minors oberherrliche Billigung ohne Herzweh verzichten kann. Herr Minor hat persönliches Schimpfen und Drohen beliebt und sich dadurch einer sachlichen Besprechung für entbunden erachtet. In einem aber, und dies möge sein ganzes Verfahren kennzeichnen, muß ich mich doch auf eine Erwiderung einlassen. Sein überaus zartes Ehrgefühl hat über zwei Jahre gebraucht, um sich über meine Bemerkung (Berichte VI, S. 547), er habe den überlegenen Mitwettbewerber Weltrich in wenig taktvoller Weise angegriffen, sittlich zu entrüsten. Hat er doch im „Anzeiger für deutsches Altertum“ XII, S. 289 Weltrichs Buch die beste wissenschaftliche

[1]) Diese Entgegnung ist inzwischen in dem Bande 1893 S. 94 f. erschienen.

Schillerbiographie, die wir besitzen, genannt. Allein diesem Urteile, das Herr Minor gegen mich anführt, gehen in derselben Rezension ganz andere, von denen ich nur einige herausgreife, voran.

„Auf diese Weise macht Ws. Buch weit mehr den Eindruck eines Kompendiums der Schillerlitteratur als den einer nach wissenschaftlichen und künstlerischen Grundsätzen gearbeiteten Monographie“ (S. 278). Was muß das aber für ein Kompendium sein, von dem es S. 288 heißt: „Über Ws. Art, die wissenschaftliche Litteratur zu zitieren, bin ich nicht im klaren. Man weiß nicht, welche Auswahl er in seinen Zitaten trifft.“ — „Auch in den erzählenden Teilen macht sich indessen eine auffallende Ungeschicklichkeit in der Kunst des Disponierens geltend und Weltrich hätte in dieser Hinsicht gegen Hepp bescheidener auftreten dürfen“ (S. 278). Weltrich mußte bei seiner Herrn Minor wohl bekannten Stellung zu Hepp dies als die bitterste, höchst taktlose Kränkung empfinden. „Ws. Grundsatz kann leicht zu dem kunstlosen Chronikstil verleiten . . . noch störender ist die Anordnung in den folgenden Kapiteln . . . . der Hauptfehler einer solchen Darstellung ist natürlich der, daß der Leser von der Entwickelung Schillers als Schüler und als Dichter kein bestimmtes Bild erhält. Hätte W. den inneren Zusammenhang über dem äußeren nicht vernachlässigt, ... Ich kann aber nicht sagen, daß er seine Vorgänger hierin [im Nachweis der psychischen Entwickelung] weit hinter sich zurückgelassen hätte“ (S. 279). „Leider läßt uns W. in Bezug auf die Grundlage der philosophischen Bildung Schillers ganz im Stich. Zufällige Bemerkungen . . . sind alles, was er zu bieten hat“ (S. 283). „Ich habe behauptet, daß W. die Erkenntnis der dichterischen Entwickelung Schillers nicht weit über das bekannte hinaus gefördert habe; und dieser Vorwurf führt mich auf einen allgemeineren Fehler, welcher das ganze Buch von W. durchzieht. Wir finden nämlich S. 163—167 einen langen, fast hätte ich geschrieben langweiligen Excurs“ (S. 284). „Und so wie W. hier die Zeugnisse nicht zum Reden zu bringen versteht . . . so fehlt auch sonst zwischen dem allgemeinen und individuellen Teil der Zusammenhang.“ „Hier ist ein richtiges Prinzip durch ungeschickte

Anwendung förmlich parodiert“ (S. 285). „Trotz der übermäßig langen Verbreitung über einen ganzen Bogen doch nicht den rechten Grund, wie er auch . . . [Schillers] Ergüsse . . . ohne den allgemeinen Ausblick auf die Sturm- und Drangperiode nicht gehörig zu beurteilen weiß“ (S. 286). „Die zwei Stadien [der Räuber] hätten ausführlicher erörtert und besser begründet zu werden verdient. . . Auch hätte ihre Entstehungsgeschichte nicht so arg zersplittert werden sollen. . . . Nicht genug verwertet . . . finde ich das Erlebte“ (S. 287). „Einen gebildeten, das Geschmacklose allezeit abwehrenden und überall maßhaltenden Stil besitzt er nicht. Er ist überall weit mehr Agitator, Rufer in dem Streit, den er nicht ungern sucht, auch wohl Redner, als ein gelehrter Schriftsteller, welcher zugleich volkstümlich schreibt“ (S. 289).

Und wenn man solchen Tadel gegen seinen Mitbewerber in der Schillerbiographie wenig taktvoll nennt, hat Herr Minor die Stirne, von „Verdächtigung“ zu sprechen, weil das von ihm allein angeführte Schlußurteil in höchst überraschendem Gegensatze steht zu der vorausgehenden Verurteilung Weltrichs nach Inhalt und Form! Nein, Herrn Minors Kunst „mit der einen Hand zurückzunehmen, was man mit der anderen gegeben hat“, verstehe ich nicht zu würdigen, denke sie auch so wenig von ihm zu lernen wie die Klugheit, mich von seinen oder seiner Freunde Drohungen einschüchtern und vom geraden Wege abbringen zu lassen.

Breslau, 17. November 1892. Max Koch.

Wie maßvoll Koch geurteilt hatte, beweist die Thatsache, daß er für das wenig taktvolle Auftreten Minors gegen Weltrich Minors Verteidigung des Verfahrens Hepps und die dabei gegen Weltrich gerichteten Vorwürfe nicht erwähnte. Minor kommt in seinem Urteil über Weltrichs Auftreten gegen Hepp zu dem Ergebnis: „Um die deutsche Schriftstellerwelt unter die Waffen zu rufen, erscheint dieser Diebstahl wahrlich nicht groß genug“ (S. 278): in der Litteratur also ist der Diebstahl nur dann öffentlichen Tadels wert, wenn er groß ist, und man henkt hier nur die großen Diebe, die kleinen läßt man laufen! Man sollte doch meinen, daß der Vertrauensbruch als solcher zu tadeln und zu

unterdrücken wäre, daß aber die Frage nach groß und klein hierbei ganz außer dem Spiele bliebe. Aber Weltrich muß noch einen besonderen Zweck gehabt haben, wenn er auf eine solche Kleinigkeit, wie sie es nach Minor ist, Wert legt. „Man kann bei der Lektüre des Weltrichischen Protestes das Gefühl schwer überwinden, daß hier Aufsehen gemacht werden sollte, noch ehe das Buch in den Händen der Leser war und diese selbst urteilen konnten" (S. 278). Also wenn ein Schriftsteller merkt, daß ihm sein geistiges Eigentum, obendrein durch Vertrauensbruch, entwendet ist und erhebt Klage vor dem hier allein in letzter Instanz entscheidenden Richter, dem Publikum, so findet dies Auftreten seine Deutung dahin, daß er diesen Weg nur beschreitet um Reklame für sein Buch zu machen! Ich glaube, Minor hätte sehr gut daran gethan den milden Vorhalt des wenig taktvollen Auftretens ruhig hinzunehmen, statt die Erinnerung an Aussprüche wachzurufen, die besser in die Nacht der Vergessenheit gesunken wären.

Das ist aber sicherlich nicht seine Meinung. Er fühlt sich so sehr im Rechte, daß er seinen Angriff auf Koch mit den Worten schließt: „Sollte Herr Koch auf diese Erklärung hin seine Verdächtigung wiederholen, so wird er wissen, was er von einem zu befahren hat, der einem ehrenrührigen Vorwurf zu begegnen weiß". Eine solche Drohung ist nicht mehr ganz neu. Sie geht auch das Hochstift direkt nichts an, für das es in erster Linie wichtig ist hervorzuheben, daß die gegen seinen Berichterstatter erhobenen Vorwürfe, die es mittreffen würden, wenn sie wahr wären, thatsächlich nicht der Wahrheit entsprechen. Dennoch gehört dieser Ausspruch hierher: er zeigt, wie notwendig es ist, zu betonen, daß in litterarischen Dingen es sich um die Klärung von wissenschaftlichen Wahrheiten handelt, und das Verlangen auszusprechen, daß Neigung und Abneigung gegen Personen aus dem Spiele bleiben müssen, daß in der Art Kritik zu üben und Kritik zu ertragen ein Ton der Vornehmheit wieder Platz greifen muß, der in der Hitze des Gefechtes vielfach verloren gegangen ist. Wenn ein Streiter bei dem Gegner die unbedingte Redlichkeit der Absicht, die Ehrlichkeit in der Handhabung der Waffen, die Ritterlichkeit in der Führung des Kampfes nicht mehr voraussetzt, dann freilich

ist es Zeit die Feder mit dem Revolver zu vertauschen: dann wäre es aber auch Zeit, daß die Wissenschaft ihr Haupt verhüllte und schwiege. Je weniger aber ein solches Verfahren als ein allgemeines oder auch nur als ein allgemeine Billigung findendes vorausgesetzt werden darf, um so entschiedener muß es da, wo es auftritt, in seine Schranken zurückgewiesen werden, zumal wenn es in seinem blinden Ungestüm nicht einmal merkt, daß, indem es vermeint eine bestimmte einzelne Persönlichkeit zu treffen, das Verfahren eines Institutes trifft, das allen Parteibestrebungen ferne steht und nicht auf Förderung von Persönlichkeiten, sondern auf Förderung der Sache der wissenschaftlichen Erkenntnis ausgeht.

Nachschrift. Professor Minor nimmt in einer „Erwiderung", die sich in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (vgl. oben S. 64 Anm.) an die dort von Professor Koch gegebene Entgegnung anschließt, wenigstens indirekt seine gegen Koch gerichteten Vorwürfe zurück, indem er von allen seinen Kritiker verdächtigenden Behauptungen nur eine einzige zu begründen sucht. Die Gerechtigkeit erfordert es daher ihm auch hier das Wort zu geben.

Erwiderung.

Die „beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien" ist darum noch kein fehlerfreies Werk. Ihre unbestreitbaren Mängel aufzuzeigen, war die Pflicht des Rezensenten und sein Recht. Herr Koch hat meine Einwendungen zusammengestellt und man wird finden, daß sie durchaus sachlich sind, zu einem Teile gar keinen Tadel enthalten und zum andern Teile sich gar nicht auf die Schillerbiographie Weltrichs, sondern auf einen Zwist mit Hepp beziehen. Über das Werk als Ganzes habe ich in dem Schlußurteile: „die beste unter den Schillerbiographien" unzweifelhaft eine Empfehlung und ein Lob ausgesprochen, an dem sich nicht deuteln läßt. Wer ein solches Urteil als „maßlos übertreibenden Tadel" bezeichnet und dem Beurteiler die Absicht unterschiebt, sich „eines überlegenen und unbequemen Mitbewerbers zu entledigen", der spricht damit leichtsinnig eine Beschuldigung aus, die er nicht verantworten kann.

Die „Gewissenhaftigkeit“ der Kochischen Berichte will ich an einem weiteren Beispiele kenntlich machen. Er erzählt seinen Lesern, daß ich Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura ausgegeben hätte. In meinem Buche steht davon das Gegenteil.

Wien. J. Minor.

Nach der oben angegebenen Darlegung kann jeder leicht urteilen, inwieweit Kochs Vorhaltung in der That ein leichtsinniges Aussprechen einer Beschuldigung ist, die er nicht verantworten kann. Merkwürdig ist bei diesem Urteil nur, daß Minor sich auf den Standpunkt stellt, ein relatives Schlußurteil, das er selbst durch Einschaltung des Wortes „damals“ („die beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien“) als relatives kennzeichnet, solle als absolutes Urteil gelten und hebe die vorher gemachten Einwendungen auf, so daß der von seinem Kritiker erhobene Tadel sich gegen das Schlußurteil als das Alleingiltige, nicht aber gegen die vorher erhobenen Einwendungen sowie den Ton, in dem sie gemacht worden sind, wendete. Wäre nun aber der Standpunkt richtig, daß ein Schlußurteil die früher gemachten Einwendungen aufhebt, so muß dieser Standpunkt nicht nur für Minor, sondern auch für Koch gelten. Neben seinen Einwendungen im einzelnen erkennt Koch Minors Arbeit in hohem Grade an: „Die durchgehende Selbständigkeit von Minors Forschung braucht man nicht eigens zu erwähnen; seine Forschung ist nicht nur selbständig, sie bringt auch manche erwünschte Ergänzung, neue Gesichtspunkte“ (V, 551). „Doch diese Bedenken gegen einzelne Urteile sollen keineswegs an der ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Arbeit Minors rütteln“ (V, 553). Nun ist der Standpunkt, das Schlußurteil hebe die tadelnde Kraft der Einwendungen gegen Einzelnes auf, entweder richtig: dann kommt er für Koch ebenso inbetracht wie für Minor, und dieser hat bei so entschiedener Anerkennung des Kochischen Schlußurteils sich über einzelne Ausstellungen nicht zu beklagen, womit sein Vorwurf leichtsinnig ausgesprochener Beschuldigung hinfällig wird; oder aber der Standpunkt ist nicht richtig und die gegen Einzelnes erhobenen Einwendungen sowie der gegen den Ton, in dem sie vorgebracht sind, erhobene Tadel behält seine Giltigkeit:

dann fällt Minors Behauptung, Koch habe durch Nichtbeachtung des Schlußurteils ihn leichtsinnig beschuldigt, erst recht dahin. Hiermit scheint uns die Angelegenheit als eine aus überreizter Empfindlichkeit entsprungene Übereilung Minors erledigt und die der Berichterstattung des Hochstiftes und indirekt diesem selbst gemachten Vorwürfe als unerwiesen dargelegt zu sein. Demgegenüber können Hinweisungen auf einzelne Irrtümer nicht inbetracht kommen, und Minor hätte recht weise gehandelt, wenn er sich den kleinen Triumph seinem Kritiker einen Irrtum nachzuweisen gespart hätte, da er den Punkt nicht zur Richtigstellung der Sache, sondern zur Herabsetzung des vermeintlichen Gegners hervorhebt, den kleinen Triumph, der sich so leicht wettmachen läßt. Wie thöricht — und zwar mit vollstem Rechte — würde es Minor erscheinen, wenn ich ihn für einen minder tüchtigen oder gar für einen nicht gewissenhaften Forscher und Kritiker halten wollte, weil er sich über die beiden Brüder Rehorn und das jedem einzelnen Zukommende geirrt hat! Unfehlbar ist niemand: schlimm aber ist es, den einzelnen Fall zu einer Charaktereigentümlichkeit zu erweitern und den ganzen Menschen zu verdächtigen, wo es sich um eine Einzelheit handelt. Eine solche kann richtig gestellt werden und wird gerne von jedem zugegeben, der sich nicht für unfehlbar hält: wer dies thut, scheidet damit aus der Reihe der wissenschaftlichen Forscher. Nur muß man beim Vorhalten solcher Dinge nicht thun, als ob der Steinwerfer nicht gelegentlich selbst im Glashause säße. Über den ihm vorgeworfenen einzelnen Irrtum schreibt uns Professor Koch:

„In seiner Erwiderung auf meine Entgegnung belegt Herr Minor meine Gewissenlosigkeit durch das Beispiel, ich hätte behauptet, er habe Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura angegeben, während er an Frau Fischer festgehalten. Bei Besprechung von Minors Buch VI, 553 schrieb ich zustimmend: „Minor will neben Frau Vischer auch noch die Jungfer Andreä in Schillers Frauengalerie einführen.“ Minor hatte I, 384 die für Schillers Beziehungen zu Wilhelmine Andreä sprechenden Zeugnisse zusammengestellt, um S. 385 zu schließen: „dann werden wir dieser Übereinstimmung der Zeugnisse mit den Dichtungen wohl einen Zug für Schillers Jugend entnehmen dürfen“. Bei der Er-

wähnung von Kuno Fiſchers Polemik gegen die Einführung Wilhelmine Andreäs in die Schilleriſche Frauengalerie habe ich aber ein Jahr nach der Beſprechung von Minors Buch wirklich Minors Verteidigung der Jungfer Andreä als Schillers Jugendgeliebten neben Frau Viſcher, geborenen Andreä, ſoweit verwechſelt, daß ich irrtümlich ſchrieb, Minor ſei geneigt, Wilhelmine Andreä als das Urbild der Laura anzunehmen VII, 415. Ob Herr Minor durch dieſen litterariſchen Irrtum das Recht zu einer moraliſchen Verdächtigung gewinnt, überlaſſe ich der moraliſchen Kritik aller derer, die niemals einen ähnlichen Irrtum begangen. Zu dieſen gehört Herr Minor freilich nicht. Oder nennt es Herr Minor auch „Gewiſſenhaftigkeit", wenn er, der Splitterrichter ſelbſt, z. B. in der „Zeitſchrift für deutſche Philologie" XXI, 214 Eichendorff in dem Fragment „Emma und Eginhard" ſtofflich mit Fouqué zuſammentreffen läßt, obwohl Fouqué von Karls des Großen Tochter und Geheimſchreiber, Eichendorff von Kaiſer Ottos Tochter und König Eginhard von Böhmen, dem bekannten Volksbuche, gedichtet hat? Irrtümer uns einander vorzuwerfen haben wir alle das Recht, meine „Gewiſſenhaftigkeit" zu verdächtigen hat niemand, am wenigſten Herr Minor nach ſeinem gewiſſenloſen erſten Angriffe, ein Recht.

Breslau, 13. Februar 1893. Max Koch.

2. Jahresbericht für neuere deutſche Litteraturgeſchichte. Unter ſtändiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elſter, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendorffer, A. Köſter, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferſcheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhauſen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erſter Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung 1892. Von Herrn Profeſſor Valentin.

Da für alle, die ſich mit der deutſchen Litteratur beſchäftigen, ſei es ſchaffend, ſei es forſchend, ſei es lernend oder genießend,

nicht leicht ein anderes neueres Werk von gleicher Bedeutung sein möchte als das hier in seinem ersten Bande vorliegende, so ist es billig die Anlage und den Plan dieses Werkes etwas genauer darzulegen und in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Die Absicht der Herausgeber wird in der Vorrede dahin ausgesprochen, es solle „durch die „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" in übersichtlich angeordneten und innerlich zusammenhängenden Abschnitten festgestellt werden, welche Leistungen nicht nur in Büchern, sondern auch in Aufsätzen, Artikeln und Kritiken hervorgetreten sind, und was sie enthalten an Neuem und Wertvollem". Damit wird ein so umfassendes Leistungsgebiet in übersichtliche Zusammenfügung gebracht, daß die Hoffnung der Herausgeber wohl als berechtigt betrachtet werden dürfte, wenn sie darauf zählen, daß die Jahresberichte „nicht nur dem strengen Spezialisten ein Hand- und Hilfsbuch, ein Quellenwerk für jetzt und immer bilden werden, sondern daß sie auch dem Schulmann, dem populären Schriftsteller und dem Studenten als ein unentbehrlicher Leitfaden gelten und besonders dem gebildeten Publikum Anregung und Genuß gewähren können. Ihnen wird alljährlich ein aus der Einzelforschung zusammengesetztes, lebenerfülltes Mosaikbild der deutschen Litteraturgeschichte geboten". Diesem Bestreben dem Fachmann und dem Freunde der Wissenschaft genug zu thun sucht die formale Anlage der Berichte gerecht zu werden: es wird auf eine strenge Scheidung des zusammenhängenden Textes und der unter den Text gestellten Schrifttitel gehalten. Demgemäß kann der Text ohne Störung gelesen werden, andererseits erscheinen die litterarischen Angaben, zu denen die praktische Angabe des Preises ergänzend hinzutritt, in Übersichtlichkeit nebeneinander, da in den Anmerkungen außer diesem Materiale nichts Sonstiges Aufnahme findet.

Das zu behandelnde Gebiet der Litteraturgeschichte wird durch ihre Bezeichnung als der „neueren" abgegrenzt: es handelt sich um die Zeit von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bevor jedoch der engere Stoff zur Behandlung kommt, muß erst ein Überblick über die „Teil- und Grenzwissenschaften" gegeben werden, die für das Studium der Litteraturgeschichte

unumgänglich notwendig sind, wenn sie sich über die an ihrem Platze wohlberechtigte Kleinforschung zu dem großen und weiten Gesichtspunkte einer keine Seite des geistigen und seelischen Lebens unberücksichtigt lassenden Forschung erheben will, die sich bewußt ist, daß die Litteratur ihre Wurzeln im ganzen Umfang des Einzel- und des Gesamtlebens eines Volkes hat. So tritt neben die Darstellung der methodischen Behandlung der Litteraturgeschichte in Theorie und Praxis die Behandlung der Kulturgeschichte und der Poetik, welche letztere sich schon im ersten Bande sehr richtig zu einer Ästhetik, soweit sie irgend mit der Litteratur in Beziehung steht, ausgestaltet hat und eben darum ihre Aufgabe von weitem Gesichtspunkt aus und zwar trefflich gelöst hat, und als besonderes ergänzendes Kapitel der Poetik die Geschichte der Metrik. Die sprachliche Seite findet ihre Behandlung in der Geschichte der deutschen Philologie und in der Darstellung des Schrift- und Buchwesens sowie der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, während die litterarische Bildung ihre Darstellung in der Geschichte des Unterrichtswesens findet, an die sich das Kapitel über die Litteratur in der Schule schließt.

Auf diesen vorbereitenden Abschnitt baut sich der Hauptteil des Buches auf, der sich zunächst zeitlich in drei große Epochen gliedert: von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, dann bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und endlich bis zur Gegenwart. Innerhalb jeder dieser Epochen werden die einzelnen Werke mit den Arbeiten, zu denen sie Anregung gegeben haben, in Gruppen zusammengefaßt, deren Charakter aus Inhalt und Form der bearbeiteten Werke gewonnen wird. So wiederholen sich gleichmäßig, nachdem jedesmal an die Spitze der Behandlung eine Rubrik „Allgemeines“ getreten ist, Lyrik, Epos, Drama und Didaktik. Wo hervorragendere Persönlichkeiten in Frage kommen, finden sie Einzel- oder Gruppenbehandlung. So erscheint in der ersten Epoche Luther besonders, während die Reformationslitteratur und die Humanisten und Neulateiner in je einer Gruppe zusammengefaßt werden; die zweite Epoche bietet hierzu keine Veranlassung, umsomehr die dritte, in der Klopstock, Wieland, Lessing, Herder einzeln hervortreten, während Goethe

wiederum, gleichsam eine Epoche für sich, die Unterabteilungen einer solchen zeigt: Allgemeines, Lyrik, Epos, Drama, Didaktik: hier tritt bei dem Dichter, bei dem im höchsten Grade Leben Dichten und Dichten Leben ist, noch der besondere Abschnitt: Leben hinzu. Neben Schiller, der wieder allein auftritt, stellen sich dann die beiden Gruppen Romantik und das junge Deutschland.

Einen besonderen Wert haben die Herausgeber auf das Register gelegt und mit Recht: gerade ein solches Buch kann nur dann zu allseitigem Gebrauche gelangen, wenn alles leicht und sicher zu finden ist. Das Register teilt sich in zwei Teile: Autorenregister und Sachregister, in welch letzterem auch Stichwörter allgemeineren Charakters aufgenommen worden sind, so daß man sich auch über die Frage, ob über eine bestimmte Materie Arbeiten vorliegen, leicht unterrichten kann. Als Ergänzung kommen noch ein Verlegerregister, sowie ein Siglenregister hinzu, und endlich noch „Bemerkungen über den Gebrauch", die freilich zuerst zu lesen gut sein wird.

Die „Jahresberichte" sind darauf berechnet in je einem Bande die Litteratur je eines Jahres zu umfassen: wenn es gelingt, so wird in diesem Umstande eine Erleichterung des Gebrauches liegen. In diesem Bande war es für einige Abschnitte nicht möglich diesen Grundsatz einzuhalten, und es wäre zu verwundern, wenn sich das nicht wiederholen sollte: dazu sind die Verfasser der einzelnen Abschnitte zu sehr allem Menschlichen unterworfen. Einen wesentlichen Schaden kann man darin auch nicht sehen, zumal wenn erst einige Bände vorliegen und dadurch ein Ausgleich des in dem einen Bande Fehlenden durch den anderen Band eintritt. Viel wichtiger ist, daß die Hoffnung sich verwirklicht, die die Herausgeber selbst aussprechen, „daß fernerhin, nachdem Mitarbeiter, Redaktion und Druckerei sich dem eigenartigen Betriebe angepaßt haben, der zeitliche Abstand zwischen Erscheinungsjahr und Bericht sich mehr und mehr verringern wird".

Der Berichterstatter, der zwar nicht an diesem Bande, wohl aber weiterhin als Mitarbeiter beteiligt sein wird, enthält sich naturgemäß einer Kritik der Kritik, mit der auch, da sie doch nur einzelne Punkte treffen könnte, nicht viel gethan wäre, und begnügt sich damit hervorzuheben, daß der Charakter der Berichterstattung

der einer sachlichen ist, und daß die Kritik durchweg in dem vornehmen Tone gehalten ist, der die naturgemäße Folge einer sachlichen Betrachtung ist. Gerade nach dieser Richtung können die „Jahresberichte“ eine läuternde Wirkung ausüben, die, wenn sie zu wirken anfängt, nicht zu den geringsten Vorteilen gehören wird, die man sich von dem großgedachten Unternehmen versprechen darf.

3. Zum 8. Oktober 1892. Von Herrn Professor Valentin.

Am 8. Oktober 1892 feierten Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog Carl Alexander und die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen zu Weimar das schöne Fest der goldenen Hochzeit. Unter den Vielen, die ihre Huldigungen darbrachten, wollten auch die Redaktoren und der Verleger der „Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen“ nicht fehlen. So widmeten sie dem hohen Paare eine besondere Schrift, die nicht im Buchhandel erschienen ist: das in hundert Exemplaren gedruckte Werk steht allein dem Großherzog und der Frau Großherzogin zur Verfügung: infolge gnädiger Anordnung hat das Freie Deutsche Hochstift ein Exemplar dieses Werkes für seine Goethebibliothek erhalten. Das Werk setzt sich aus fünf Abhandlungen zusammen, die von den Redaktoren der Goetheausgabe herrühren und zwar sind es: Leonore von Este von Hermann Grimm, Tannhäuser in Sage und Dichtung von Erich Schmidt, Wielands höfische Dichtungen von Bernhard Seuffert, Ilmenau von Bernhard Suphan, der Löwenstuhl von Carl Redlich. Indem der Berichterstatter das vortrefflich ausgestattete Buch vorlegte, verfehlte er nicht auch hier dem Dank Ausdruck zu geben, mit dem das Freie Deutsche Hochstift diese schöne Gabe erhalten hat und den es den erhabenen Spendern dauernd bewahrt.

4. „Ein nordfriesischer Kalender“ von Herrn Dr. Wasserzieher (Flensburg).

Unter dem Titel „Ferreng an ömreng Allemnack för't Juar 1893“ haben die Herren Dr. Bremer und Jürgens einen Kalender in friesischer Sprache herausgegeben (Halle, Max Niemeyer), der gar kein Schriftdeutsch enthält, sondern nur Friesisch

und zwar, wie der Titel beſagt, in Föhringer (ferreng) und Amrumer (ömreng) Mundart. Ein ſolches Unternehmen iſt mit Freuden zu begrüßen: dient es doch nicht nur zur Stärkung des ſchwachen Dialektes — er wird nur von etwa 30000 Menſchen geſprochen —, ſondern es arbeitet auch dem künftigen Sprachforſcher und Liebhaber vor. Der „Allemnack“ enthält zunächſt einen Kalender, der mit fortlaufenden Wochenſprüchen verſehen iſt, die Jürgens zum Verfaſſer haben. Ich teile den erſten nebſt Überſetzung mit: Un Janniwori fu wi arken Sönnendai so'n allerdönners milj Wedder, dat'r nämen at Becken me tu Bad ha thär, wann 'r uck allianeng släpt: Im Januar bekommen wir jeden Sonntag ſo äußerſt mildes Wetter, daß niemand die Wärmflaſche mit zu Bett zu nehmen braucht, wenn er auch allein ſchläft. Es folgen eine Anzahl Erzählungen aus der frieſiſchen Geſchichte, teils von Bremer, teils von Jürgens u. a. verfaßt; in einer Abhandlung: Hü skell wi üssens Spriak skriw? legt Bremer Grundſätze für eine vernünftige Orthographie des Frieſiſchen dar; den Beſchluß des ganzen, 86 Seiten faſſenden Büchleins bilden zwölf Rätſel.

Von den beiden Herausgebern iſt Nickel Jürgens (Neggel Jirrins) Frieſe von Geburt: er lebt jetzt als Beamter in Kiel und wirkt ſchon längere Zeit in Wort und Schrift für Erhaltung ſeiner Mutterſprache; Bremer, ein geborener Pommer, Privatdozent in Halle, hat ſich ſo in die frieſiſchen Mundarten eingelebt, daß er ſogar die einzelnen Unterdialekte beherrſcht und von den Eingeborenen als Landsmann angeſehen wird. Es ſei geſtattet, eine der frieſiſchen Geſchichten, von Jürgens bearbeitet, in der Überſetzung hier mitzuteilen.

„Ein Otterbaanki“ [1]) (Volksſage, bisher unveröffentlicht).

Einige Eltern drohen ihren Kindern mit dem Bolliman,[2]) andere mit Muubelken,[3]) noch andere mit Otterbaankin. Welches

[1]) Dürfte ungefähr dem deutſchen Heinzelmännchen entſprechen.

[2]) Ein alter Mann mit verhülltem Geſicht, welcher in dunkeln Zimmern und Winkeln ſein Weſen treibt und unartige Kinder mitnimmt.

[3]) Kleine geſpenſtiſche Weſen, die namentlich in mondhellen Nächten daherziehen.

von dieſen drei Mitteln das beſte iſt, läßt ſich nicht gut ſagen. Daß aber die Otterbaankin, jene kleinen Männchen mit roten, ſpitzen Hüten, mitunter ganz abſonderliche Teufeleien im Kopfe hatten und anderen Leuten oft einen Schabernack ſpielten, davon wiſſen die Alten ja manches zu erzählen.

Es ſcheint faſt, als ſeien die Otterbaankin jetzt ausgeſtorben, wenigſtens habe ich nie ſolche geſehen. Aber vor ſo und ſo viel Jahren, als ſie noch am Leben waren und allüberall ihre Schlupfwinkel hatten, da wurde von ihnen u. a. einer Frau ein Streich geſpielt, und das trug ſich ſo zu:

Die Frau, von der ich erzählen will, Matje war ihr Name, hatte ein kleines Kind in der Wiege. Ihr Mann machte Reiſen nach der Davisſtreet. Nun war es gerade zur Zeit der Heuernte. Alle rüſtigen Männer waren fort, um auf See Geld zu verdienen. Fremde[4]) zum Beſorgen der Außenarbeit gab es derzeit noch nicht im Lande; auch hatte man damals noch nicht ſo viel Geld wie jetzt. Jedermann hatte während dieſer Tage ſo viel zu thun, um ſein Heu in Diemen zu ſetzen oder es nach Hauſe zu ſchaffen, daß der eine Nachbar dem andern nicht helfen konnte. Matje hatte einen Streifen Ackerlandes eben oberhalb des Dorfes und mußte, weil ſie keine Swelſters[5]) hatte bekommen können, ihr Heu allein in Diemen ſetzen. Weil es ein ſo recht ſchöner warmer Tag war, nahm ſie ihr Kind mit und legte es vorne am Acker hin. Nachdem ſie einen oder zwei Diemen gemacht hatte, wollte ſie auch einmal wieder nach ihrem Kindlein ſehen. Aber wie erſchrak ſie, als ſie an das Ende des Ackers kam! Es flimmerte ihr vor den Augen. Ihr Kind war ihr freilich nicht abhanden gekommen, es war auch nicht tot oder krank. Nein, es lag da allerliebſt und blickte ſie fröhlich an. Aber neben ihm lag ein ebenſolches Kind und ſah ſie gerade ſo freundlich an, war auch ganz genau ſo gekleidet wie das andere. Eins von den beiden mußte ein Otterbaanki ſein, das wußte Matje wohl, aber welches war's? Sie vermochte eins vom andern nicht zu unterſcheiden.

[4]) Heutzutage werden die Erntearbeiten durchweg von Nordſchleswigern, Jüten und Pelwormern beſorgt.

[5]) Frauen, welche das Zuſammenſetzen des Heus beſorgten.

Welch ein Geſchick! Nun mußte ſie mit zwei Kleinen nach dem Dorfe hin, und was würden die Leute doch wohl dazu ſagen! Doch war das noch nicht das Schlimmſte. Nun ſollte ſie in Zukunft das Otterbaanki ebenſo pflegen, wie ihr eigenes Kind, weil ſie ſich eben ſagen mußte, daß vielleicht gerade ihr eigenes Töchterchen darunter leiden möchte, wenn ſie das eine oder andere weniger pflegte. Wie ſollte ſie es doch machen!

Im Dorfe wohnte auch eine alte Kraſſen. Dieſe war bereits gegen hundert Jahr alt, hatte in ihrem langen Leben viele Erfahrungen geſammelt und wurde deswegen von anderen auch des öfteren um Rat gefragt. Zu ihr ging Matje mit den beiden Säuglingen, erzählte ihr alles und fragte dann: „Können Sie mir jetzt nicht ſagen, welches von beiden das Otterbaanki iſt?“ Das konnte die alte Kraſſen zwar nicht; aber ſie ziſchelte Matje doch einen Rat ins Ohr, ein ſonderbarer war's, würde aber wohl helfen, meinte Kraſſen: denn der Großmutter ihrer Mutter war auch ſchon einmal Ähnliches zugeſtoßen, und ihr war auf dieſe Weiſe geholfen worden. Matje ſollte, wenn ſie nach Hauſe gekommen ſei und die beiden Kleinen in die Wiege gelegt habe, alsbald ſich daran machen, ihre Stube auszukehren, nicht jedoch, wie man ſtets zu thun pflegt, ſondern den Beſen umkehren und mit dem Stiel fegen; dann würde das Otterbaanki wohl, weil es ja ſchon den vollen Verſtand und ſich nur ein kindermäßiges Ausſehen gegeben hatte, anfangen zu ſprechen. Ja, wie war Kraſſen doch eine überaus weiſe Perſon!

Matje that, zu Hauſe angekommen, die Kinder ſchnell in die Wiege und begann mit dem Beſenſtiel zu fegen. So hatte ſie erſt einigemale über den Fußboden geſtrichen, als das eine Kind in der Wiege rief: „Ich bin ſo alt, wie die weite Welt, habe aber niemanden derartig fegen ſehen.“ Matje ſchleuderte den Beſen fort, riß das Otterbaanki (jetzt wußte ſie, welches von beiden es war) aus der Wiege und ſetzte es zur Straßenthür hinaus.

So bekam ſie ihr eigenes Kind wieder.

5) Über F. A. Louviers „Goethe als Kabbaliſt“ von Herrn Oberlehrer Dr. A. Sulzbach.

„Im Auslegen seid ihr frisch und munter,
Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter."

Auf keinen ist dieses Wort wohl mit mehr Recht anzuwenden, als auf den Mann, der sich rühmt, den wahren Weg in der Goetheforschung gefunden und alle übrigen Erklärer siegreich überwunden zu haben, auf F. A. Louvier, den Verfasser der „Sphinx locuta est" (Berlin 1887) und des neuesten „Goethe als Kabbalist" (Berlin 1892). Es ist erstaunlich, was der Verfasser alles in den Faust hineingelegt und dann herausgelesen hat, und wie er es versteht, dem Leser die Anerkennung seiner Findigkeit abzuzwingen, — aber weiter auch nichts. Wenn die Prämissen nicht so durchlöchert wären, dann könnten die Resultate sich behaupten, aber dort fehlt es; abgesehen von der grundlegenden und obersten Voraussetzung, eine wahre Dichtung entströme so ganz und voll dem Dichtergemüte, quelle aus dem innersten Herzen heraus, wisse nichts von Finessen, die mit wohlüberlegter Wortvertauschung anderes sagen, als was sie sagen will, eine Voraussetzung, die hier vollkommen verneint wird: enthält das Werk solche Ungeheuerlichkeiten, die nur genannt zu werden brauchen, um als solche erkannt zu werden.

Das Faustwerk hat nach der Ansicht Louviers eine vierfache Bedeutung: eine poetische, eine philosophische, eine kulturhistorische und eine kabbalistische. Alle diese vier Bedeutungen kommen zu gleicher Zeit zur Geltung, die Erklärung muß daher auch eine vierfache, und notwendiger Weise muß daher auch die Dichtung mit Rücksicht auf diese vierfache Bedeutung entworfen sein. In seinem ersten Werk „Sphinx locuta est" war der Verfasser bis zur kabbalistischen Deutung noch nicht vorgedrungen; diese hat er erst nach schwerem Bemühen in dem vorliegenden niedergelegt. Wie ist nun seine Forschung, was sind seine Resultate?

Der Faust, so erläutert der Verfasser, ist außer einem Rätselbuch, wie es ja sein erstes Werk bewiesen habe, ein Geheimbuch; Goethe hat sich kabbalistischer Griffe bedient, um ein solches Buch zu schaffen: ein Geheimbuch ist aber, so äußert sich der Verfasser, „nicht ganz ohne Hinterlist, und seine Waffe ist ein klein wenig — Sophisterei, denn es verleitet fortwährend zu Trugschlüssen. Das Rätselbuch sagt uns offen, was es ist, und dient großen Kindern

zum geiſtigen Spiel; ſein ſchlimmes Gegenſtück, das Geheimbuch, iſt nicht ſo offen: „es könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören“..... „Das Geheimbuch gleicht dem Wegelagerer, der ſich hinter einer Statue oder einem anderen Bilde, verbirgt; es läßt den ahnungsloſen Wanderer an ſich vorübergehen, und niemand ahnt ſein Daſein; ſtürzt es (?) aber einmal hervor, ſo fällt es (?) mit ſeiner Sophiſtik ſelbſt den Denker an und ſtürzt ihn zu Boden, ſodaß das arme Opfer, halb zur Beſinnung gelangt, vermuten muß, entweder auf den Kopf gefallen zu ſein oder geſchlafen zu haben.“ Da nun Goethe ein ſolches Geheimbuch geſchaffen, ſo hat er, mit anderen Worten, die Welt genasführt; ja er hat es dadurch noch ärger getrieben, daß er den Schlüſſel für dieſe Geheimniſſe mit in das Buch niedergelegt hat, nach dem man ſich nur zu bücken braucht, um ihn aufzuheben: der Verfaſſer hat ſich richtig gebückt und ihn aufgehoben und ſchließt nun ein geheimes Schubfach nach dem anderen auf. Wie muß ſich der alte Schalk oben im Paradieſe oder auf dem Sirius vor Lachen geſchüttelt haben, wenn er ſah, wie ſich bisher die Menſchenkinder von ihm haben düpieren laſſen; ich fürchte, der Herr Louvier hat mit ſeinen Entdeckungen und Schlüſſeln dem alten Herrn die Freude verdorben.

Schon in der „Sphinx locuta est“ wird der Grundſatz aufgeſtellt, daß Goethe für ſeinen „Fauſt“ ſich eine eigene Sprache geſchaffen habe. Gewöhnliche Menſchen glauben, daß ein Dichterwerk nur dann einer beſonderen Erklärung bedarf, wenn der Dichter ſich dunkel ausdrückt, wenn der Zuſammenhang unklar iſt u. dgl. Die Goetheerklärung hat nun auch da eingeſetzt, wo dieſe Schwierigkeiten ſich zeigen: da aber eine Erklärung zu verſuchen, wo der Dichter einfach und ſchlicht erzählt, das iſt noch niemanden eingefallen. Wenn man z. B. vom Oſterſpaziergang lieſt, ſo wird man doch ſicherlich nicht bei der Stadt und der fröhlichen Menge, die ſich aus den Mauern ins Freie hinausdrängt, auf eine beſondere Erklärung warten, was denn wohl das alles bedeuten ſolle. Nicht ſo Louvier, er will die einfache Bedeutung nicht hinwegleugnen, aber noch ein tieferer Sinn ſoll in den Worten liegen. Denn die Worte bedeuten nicht das, wofür ſie im gewöhnlichen Leben gelten, alles iſt Symbol, Allegorie, oder nenne man es, wie man wolle.

Die Stadt ist der Kopf, die Mauer die Hirnschale, die Menschen die Gedanken u. s. w. Das ist eben die Goethesprache; so geht es durch das ganze Buch hindurch, wahrlich eine schwierige Arbeit das zu stande zu bringen, aber noch eine schwierigere, das in sich aufzunehmen und ohne bedenkliche Störungen zu verdauen. Manche scharfsinnige und geistvolle Lösung wirklicher dunkeler Stellen und Rätsel heben nicht über das Unbehagen hinweg, das die Lektüre des Buches im ganzen und großen bereitet. Wenn Ludwig Geiger dieses Buch in einer Besprechung eine „Blasphemie" nennt, so ist er, falls er damit sagen wollte, der Dichter sei durch dieses Werk verhöhnt worden, zu weit gegangen: eine Blasphemie ist es nicht; es ist eine Verirrung, die nicht für Goethe, aber für den Verfasser bedauerlich ist.

Wie der Verfasser nun in seinem ersten Werke eine Goethesprache konstruiert, so hier im vorliegenden eine kabbalistische Sprache, deren sich Goethe bedient habe, und auf welcher die ganze Darstellung und Erklärungsweise des vorliegenden Buches beruhe. So ist Goethe nicht ein Kabbalist in dem Sinne, daß er geheime Wissenschaft getrieben und mit dieser geheimen Wissenschaft allerhand Furchtbares angestellt hätte: er habe vielmehr die kabbalistische Erklärungsweise für seinen „Faust" dahin angewendet, daß er durch Wortverdrehung die Menschen genarrt und auf den Forscher gewartet habe, der den Schlüssel zu seiner kabbalistischen Geheimschrift entdecke.

Wie ist nun das kabbalistische Wissen des Verfassers beschaffen? Es ist doch zu erwarten, daß er es in dieser Geheimlehre zu etwas gebracht, da er sich auf sie beruft und ihre Erklärungsweisen und Deutungen auf den „Faust" anwendet. Nun hat der Verfasser allerdings einen Artikel in Hamburgers „Real-Encyklopädie des Talmud" nachgelesen, aber leider sehr wenig davon verstanden und das Meiste mißverstanden. Vor allen Dingen verwechselt er Kabbala mit Exegese; jede logische Schlußfolgerung wird unter seinen Händen zur Kabbala, zu einer „rostigen Waffe"; von der Anwendung dieser Regeln hat er eine merkwürdige Vorstellung, wie ich weiterhin zeigen werde. Wie unwissenschaftlich der Verfasser verfährt, zeigt sich gleich bei Wiedergabe der in der Ham-

burgeriſchen Encyklopädie aufgeſtellten Regeln. Hamburger ſchreibt: „Die Normen der Exegeten ſind folgende;“ hierzu macht der Verfaſſer die Bemerkung: „Weil der Ausdruck „Norm“ für dieſe kabbaliſtiſchen Regeln ſich findet, erklärt ſich II, Vers 3712: „Du regeſt dich nach ew'gen Normen“; d. h. die Fauſtforſchung, Homunkulus, bewegt ſich entſprechend dieſen alten rabbiniſchen Regeln oder Normen.“ Alſo weil Hamburger im Jahre 1866, denn da erſchien die erſte Auflage ſeiner Encyklopädie, ſich des Wortes Norm bei Aufzählung der Regeln der Exegeſe bedient, und nicht „Regel“ oder beſſer noch „Grundſatz“ ſchreibt, darum hat Goethe im Jahre 1810 oder 12, oder vielleicht noch früher, auch „Norm“ geſchrieben; es iſt klar, Goethe war ein vorahnender Prophet. Einen ſchlagenderen Beweis für das geringe Verſtändnis, oder beſſer für das Unverſtändnis des Verfaſſers von dieſer ſogenannten Kabbaliſtik als das eben Geſagte giebt es nicht. Das Wort „Norm“ geradezu als notwendiges Requiſit für die urſprünglich hebräiſch geſchriebenen exegetiſchen Regeln anzuſehen, ſagt mehr als man zu beweiſen nötig hätte.

Das ganze Buch iſt nun auf dem Syſtem der Rücküberſetzung aufgebaut; dem Verfaſſer iſt dies die kabbaliſtiſche Sprache. Hierzu nun einige Beiſpiele: „Zelt“, griech. Skene, Rücküberſetzung: Auftritt, Szene; wo alſo Goethe „Zelt“ ſchreibt, kann auch „Szene“ verſtanden werden. — Hier, griech. Hieros, Rücküberſetzung: Heil; „hier“ bedeutet alſo „Heil“. — Mütter, hebr. Immoth, Rücküberſetzung: Anfangsbuchſtaben. — Ars, Kunſt, das erſtere Wort mit ſtärkerem Ziſchlaut geſprochen, ergiebt Hinterteil, alſo „Hinterteil“ = „Kunſt“. — Gott, Deus, Goethe. — Herr Hans = Don Juan, = Oper von Mozart. — Theophraſt = Theos Phraſter, Goethe-Zeiger. — Narr, griech. Moros, der Kabbaliſt Morus. Daß in dieſem Schema auch Zar als hebr. neu erwähnt wird, entzieht ſich meinem Verſtändnis, da ein ſolches hebräiſches Wort nicht exiſtiert; wie aber Fauſt und Nous eins und dasſelbe iſt, das hat der Verfaſſer durch einen Gedankenſprung fertig gebracht, der dem größten Seilkünſtler zur Ehre gereichen würde.

Das alles ſoll auf kabbaliſtiſcher Erklärungsweiſe beruhen, ſolches will der Verfaſſer in Hamburgers Encyklopädie geleſen haben. Es iſt traurig, daß er ſeine einzige deutſch geſchriebene Quelle für die jüdiſche Exegeſe nicht verſtanden hat.

Nach alter Weiſe der Worterklärung, wie wir ſie bei Griechen und Römern ſpäterer Zeit, im Mittelalter bei den Grammatikern und Scholaſtikern, ſpäter noch bei Bibelforſchern, wie z. B. bei Carpzovius, finden, die zwei gleichklingende Wörter in zwei verſchiedenen Sprachen für verwandt anſah und eines durch das andere zu deuten verſuchte, wird auch bisweilen in den talmudiſchen Schriften ein hebräiſches Wort durch ein griechiſches erklärt, wie z. B. das hebräiſche hen, „ſiehe", durch das griechiſche ἕνα, „eins". Oder es wird ein in den Volksgebrauch oder in die Rechtsſprache übergegangenes lateiniſches, bezw. griechiſches Wort durch hebräiſche ähnlich klingende Wörter aufgelöſt, ganz nach der Weiſe alter etymologiſcher Deutung. Letzteres ſollte namentlich dazu dienen dem Volke das Fremdwort verſtändlich zu machen. So wird z. B. das Epikomon, Nachtiſch, durch die Wörter der aramäiſchen Umgangsſprache „Aphiku monaichu" „Entfernt das Tiſchgeſchirr", das Wort Hypotheke durch: Apo tehe kai „es ſtehe für dieſes" erklärt. Ferner wird die Bedeutung eines dunkeln Wortes durch Vergleich in einer fremdſprachlichen Überſetzung gefunden. A iſt ein unbekanntes, B ein bekanntes Wort: nun findet ſich, daß die chaldäiſche Bibelüberſetzung beide Wörter durch dieſelbe Überſetzung wiedergiebt, folglich müſſen A und B Synonyme ſein. Daraus macht nun der Verfaſſer ſeine famoſe Rücküberſetzung, die kabbaliſtiſche Sprache Goethes, und wie er ſo alles aus allem macht, werden wir bald ſehen.

Um die Verirrungen des Verfaſſers nachzuweiſen, ſollen nur einige Proben ſeiner Deutungsweiſe, ſeiner Art und Weiſe der Anwendung der ſogenannten kabbaliſtiſchen Deutungsregel hervorgehoben werden; alle Fehler aufzudecken, dazu müßte man ein ebenſo dickes Buch wie das des Verfaſſers ſchreiben.

Es ſteht bei ihm feſt, daß Goethe eine Menge von Zauberwörtern oder Schlüſſeln durch den Fauſt hin verſtreut hat, mit deren Anwendung die richtige Löſung dunkler Stellen gefunden

werden kann. Eines dieſer Zauberwörter iſt das Wort Nu, welches im „Fauſt" II, Vers 6009 ff. niedergelegt ſein ſoll:

Mich däucht, er will ein Zeichen haben u. ſ. w (S. 24)

Es ſoll dies ein Rätſel darſtellen, deſſen Auflöſung das „Wörterbuch von Adelung und Campe" ſein ſoll. Adelung iſt der Adler, Campe der Greif. Der Greif kann ſich nicht mit dem Adler meſſen, Campe habe nämlich ein Plagiat an Adelung begangen, indem er in ſeinem Wörterbuch den Artikel „Nu" aus jenem abſchrieb, allerdings nicht wörtlich, aber in Reihenfolge, Inhalt und an Beiſpielen. Jeder Kenner von Wörterbüchern weiß, was das beſagen will. Louvier will auf dieſe Löſung durch das wiederholte: „Gieb acht" gekommen ſein; „gieb acht" bedeutet nämlich: „nun bemerke" und dieſes heißt „Bemerke Nun". Der Verfaſſer ſubſtituiert ſich alſo das Wort „nun", denn in dieſem „gieb acht" ſteht nichts von „nun", um daran ſeine Entdeckung zu hängen. Ferner heißt es in dieſen Verſen: „im gleichen Nu"; wollte man dieſes „Nu" als „Nun" oder Zeitpunkt auffaſſen, ſo wäre das undeutſch und unlogiſch, denn alle Punkte (Zeitpunkte oder Ortspunkte) ſind ohne Ausdehnung und daher einander „gleich"; es müßte in dieſem Falle „in demſelben Nu" heißen; folglich kann im gleichen „Nu" nur den gleichen Artikel „Nu" im Wörterbuche bedeuten.

Herr Louvier ſcheint bei dieſen Expektorationen nicht mehr daran gedacht zu haben, daß die wortwörtliche Auffaſſung des Textes neben den anderen Deutungen auch aufrecht gehalten werden ſolle, daß ſeine Abſicht garnicht dahingehe, dieſe zu leugnen; ſoll dies aber gelten, ſo hätte Goethe mit dem „gleichen Nu" ſich undeutſch und unlogiſch ausgedrückt, wenn es überhaupt undeutſch und unlogiſch wäre. Will denn aber auch weiter der Verfaſſer alle diejenigen einer unlogiſchen Schreibweiſe zeihen, welche von gleicher Zeit und gleicher Stunde ſprechen, obwohl doch Zeit immer gleich Zeit, und Stunde immer gleich Stunde iſt? Ich gehe auf die weiteren Deuteleien dieſes ſogenannten Rätſels nicht ein, ſie ſind für mich irrelevant, ich will nur den „Nu"-Unfug, der ſich noch weiter breit macht, verfolgen. Der Verfaſſer legt ſich dann ſelbſt die Frage vor, was denn Goethe mit dieſem Rätſel

eigentlich gewollt? Er wollte durch ſein Greifrätſel auf das oft vorkommende Zauberwort „Nu“ aufmerkſam machen.

Dieſes Wort hat nämlich eine wahre Proteusgeſtalt: es erſcheint im Fauſt in der franzöſiſchen Bedeutung nous, „wir“, in der griechiſchen νοῦς, „Verſtand“, und nebenbei auch als deutſches Wort. Man muß nur zu leſen verſtehen. Aus dieſen Vorausſetzungen ſoll nun auf kabbaliſtiſchem Wege bewieſen werden, was bereits der Verfaſſer durch die Fauſtſprache in ſeiner „Sphinx“ bewieſen hat, daß Fauſt den Verſtand im Menſchen bedeute.

Fauſt II, Vers 1951: Weh uns, wehe! Nu im Nu!
„ 1952: Da habt ihr's nun, mit Narren ſich beladen
„ 1955: Hier lieg', Unſeliger, verführt
Zu ſchwergelöſtem Liebesbande;
Wen Helena paralyſiert,
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.

Dieſe Schlußverſe aus dem 1. und Anfangsverſe aus dem 2. Akt werden nun folgendermaßen durch das „Zauberwort“ Nun gelöſt.

Dieſes Zauberwort erſcheine zwei Mal im Text als Nun und Nu; das Wort Nu in Vers 1961 ſei geradezu im Deutſchen ganz unkorrekt, außer wenn Goethe plattdeutſch reden wollte, ([!!] der Verfaſſer ſetzt zu dieſer geiſtreichen, von Sprachverſtändnis zeugenden Äußerung, die nichts davon weiß, daß Goethe nicht ſelten Worte ſüddeutſcher Mundart und beſonders Frankfurter in ſeinen Werken angewendet hat, zwei Ausrufungszeichen; ich ſetze noch zwei dazu für den Herrn Verfaſſer): ſo nehme er, der Verfaſſer, es für irgend ein Fremdwort, entweder für das franzöſiſche nous oder das griechiſche νοῦς. Zunächſt franzöſiſch, wegen der gleichklingenden Ausſprache. Nous heißt aber „wir“, zu einem „wir“ gehören aber mindeſtens zwei, oder ein Paar, alſo ein Liebesband, folglich: „Nun lieg' Unſeliger verführt (d. h. überſetzt) zu ſchwerem Liebesbande (= nous, wir); dieſe an Fauſt gerichteten Worte ſagen nun ganz deutlich „er ſelbſt iſt überſetzt (verführt) in ein Liebesband, nämlich in das Wort nous“. Nous iſt aber griechiſch νοῦς, der Verſtand, alſo Fauſt iſt der Verſtand; q. e. d.!

Der Verfaſſer begnügt ſich jedoch nicht mit dem Gefundenen: er will auch beweiſen, und mit kühnem Sprung ſchwingt er ſich von Vers 1955 bis zum Vers 5626, um ſich eine Unterſtützung für ſeinen „Fauſtverſtand" zu holen. Es ſind die Verſe, in welchen Mephiſto dem Fauſt den Rat giebt, den Krieg als Gelegenheit zu benutzen, dem Kaiſer ſich nützlich zu erweiſen, um über ſeine Ländereien die Lehensherrſchaft zu erlangen:

„Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da, nun, Fauſte, greife zu."

Fauſt verſteht Mephiſto im erſten Augenblick nicht, weiß nicht, worauf er zielt und ruft ärgerlich aus:

„Mit ſolchem Rätſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich!"

Und Mephiſto erklärt ſich ganz ausführlich, ſetzt ſeine Meinung ſo deutlich auseinander, daß jede Spur rätſelhafter Andeutung geſchwunden iſt. Es dürfte wohl keine zweite Stelle im „Fauſt" geben, die ſo wenig dunkel iſt, wie dieſe, d. h. für gewöhnliche Menſchenkinder, die gewohnt ſind, das einfach zu nehmen, was einfach lautet, und die nicht hinter jedem Wort, das Goethe geſchrieben, den Schalksnarren ſuchen. So hat bisher niemand in dem Worte „Fauſte" etwas anderes als den Vokativ von „Fauſtus" erkannt, doch wie haben wir uns jammervoll geirrt! Fauſte iſt nichts anderes als der Imperativ eines neugebildeten Verbums „fauſten", heißt ſoviel, wie „packe"; das wäre nun allerdings viel weniger deutſch als das vom Verfaſſer beanſtandete „nu"; ferner dürfte der große Anfangsbuchſtabe Bedenken erregen — aber da haben wir ja gerade den echten Teufelskerl, den Goethe, wie er die armen Menſchen am Narrenſeil herumführt, und es darf noch als ein Glück für die Menſchheit geprieſen werden, daß an der Neige des Jahrhunderts ein Denker auftritt, der ſeinen eigenen Weg geht und ſich nicht in das Narrenſeil, an dem die übrige Menſchheit bisher gegängelt worden, einſpannen läßt, und die Welt aus dem Banne, in dem ſie bis jetzt gelegen, befreit. Alſo: Packe Nun, d. h. packe du Verſtand, ſo ſpricht Mephiſto kabbaliſtiſch zu Fauſt, dieſer antwortet aber ebenſo kabbaliſtiſch: „Mit ſolchem Rätſelkram verſchone mich", d. h. löſe nicht mich

auf ſolche Weiſe kabbaliſtiſch mit Hilfe des Nu, ſondern ſtatt meiner: Erkläre dich! dich, Mephiſto, ſelber erkläre alſo!" Nun wiſſen wirs, auch die Schauſpieler werden es wiſſen und auf dem Theater nicht mehr: „Erkläre dich!", ſondern: „Erkläre dich!" ſprechen.

Ein anderes Zauberwort iſt „hier", das, was als ſehr beweiskräftig für dieſe Annahme gelten ſoll, über 200 Mal im Fauſt vorkommt. Es iſt ein kleines Wort. „Ich darf mein Wort nicht brechen" (II 1575); es iſt ſo klein, daß es der Setzer nicht brechen, nicht teilen kann. Allerdings heißt es „ich darf", doch darf iſt nach der kabbaliſtiſchen Norm: „Lies nicht ſo wie geſchrieben ſteht" ſoviel wie kann. Nun, leider verſteht Louvier dieſe ſogenannte kabbaliſtiſche Form nicht, die nur eine einfach exegetiſche iſt. Da die alten Kodices ohne Vokalzeichen oder diakritiſche Punkte geſchrieben ſind, ſo kann durch Vokalwechſel, der ja in dieſem Falle bei der Leſung möglich iſt oder durch Verſetzung des diakritiſchen Punktes über dem S-Laut, der alsdann in Sch verwandelt wird, noch beſſere Erklärung des Wortes leicht möglich ſein. Daß ein anderes Wort für ein gegebenes ſubſtituiert werde, geſchieht nur auf Grund einer vorhandenen Variante oder zu dem Zweck, einen anſtößigen Ausdruck bei der öffentlichen Vorleſung zu mildern. Wenn nun Mephiſtopheles erwidert: „Unſinnig war's, leichtſinnig zu verſprechen", ſo iſt hier wieder von dem kleinen Zauberwort die Rede, das ſo klein iſt, daß man leicht darüber hinwegſprechen könne.

„Hier" iſt nun auch der Schlüſſel, vermittelſt deſſen Fauſt zu den Müttern gelangen ſoll, da Mephiſtopheles ſagt: „Hier iſt der Schlüſſel" (II, 1647), d. h. der Schlüſſel iſt das „Hier"; dieſe Deutung ſoll ſich auf die eben gehörte kabbaliſtiſche Regel ſtützen, die ſogar auch auf die Betonung Einfluß üben ſoll. Was Louvier davon verſteht, haben wir eben gehört. Es kommt aber noch beſſer: Fauſt ſpricht:

„Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was iſt das Wort, das ich nicht hören mag?" (II 1653.)

Jeder hat bisher unſchwer dieſen Satz dahin verſtanden, daß Fauſt vor dem Wort „Mütter" ſchaudert, und nun fragend ausruft: „Was iſt das Wort u. ſ. w.", d. h. was bedeutet das Wort

wohl, daß es ihm Schauder erregt, eine Frage, die natürlich keine Antwort erwartet. Nach Louvier muß man aber leſen: Was iſt u. ſ. w., es iſt demnach eine Frage, auf welche Fauſt Antwort erwartet, die er aber nicht erhält; doch ſie kommt, wenn auch ſehr ſpät, im Verſe 6620, volle fünftauſend Verſe weiterhin, in einer Szene, die mit der obigen gar nichts zu thun hat. Wer hat bis jetzt das „Von hier aus“ des Mephiſtopheles und die einfallende Rede Fauſts: „Das verfluchte hier! Das eben leidig laſtet mir“ nicht leicht verſtanden? Wer hat darin nicht den Schmerz des Fauſt erkannt, von hier, von dem Platze aus, auf dem er ſteht, in ſeinem Beſitze im Ausblick geſtört zu ſein? Doch Louvier giebt ſich mit ſolchen Kleinigkeiten nicht zufrieden; das hier iſt die 5000 Verſe nachhinkende Antwort auf die Frage des Fauſt, was das für ein Wort ſei, das ihn ſchaudern mache, „das verfluchte Hier!“ Liegt darin noch Verſtand? Gewiß nicht, aber die kabbaliſtiſche Regel: „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora“ begründet dieſe Erklärung. Louvier beruft ſich auf ſie, hat aber wieder einmal einen glänzenden Unbefähigungsnachweis geführt. „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora“ heißt: die Erzählungen im Pentateuch ſind nicht überall chronologiſch geordnet, das Vorher und Nachher iſt kein Beweis, daß die Thatſachen auch in ſolcher Reihenfolge ſich ereignet haben müſſen. Wie z. B. von der Ankunft Jethros im Lager in der Wüſte ſchon vor der Geſetzgebung erzählt wird, obwohl dieſe erſt, wie manche annehmen, nach der Geſetzgebung ſtattfand. Daß zwiſchen Frage und Antwort hundert Seiten liegen, oder der Zuſammenhang einer Begebenheit ſo zerriſſen ſein könnte, ſolches Unding wird nirgends behauptet.

Die Papiergeldſzene iſt gewiß leicht verſtändlich: ſehen wir was Louvier mit Hilfe des Schlüſſels „Hier“ daraus gemacht hat.

Unter dem Kaiſer ſei der Leipziger Verlagsbuchhändler Philipp Erasmus Reich verſtanden. Der Kaiſer erklärt ſeinen eigenen Namen für gefälſcht, denn er ſagt Vers 1452: „Wer fälſchte „Hier“ des Kaiſers Namenszug?“ Hier iſt aber nichts anderes als die Umkehrung des Namens Reich (h und ch werden gleich gerechnet), alſo iſt der Namenszug gefälſcht; wiederum aber ein Merk für den Schauſpieler, den Ton auf das Wort „hier“ zu

legen. In der langen Rede des Schatzmeisters kommt nun das Wort hier in folgenden Bedeutungen vor: in der deutschen, in der französischen als hier, gestern; in der griechischen als ἱερός, heilig; in der lateinischen als Sanctus, dann als das deutsche Heil und Wohl. Mehr kann man nicht verlangen.

Vers 1455: „Hast selbst es unterschrieben, erst heute Nacht": „Heute Nacht" = gestern = hier (französisch).

„ 1457: „Gewähre dir das hohe Festvergnügen, des Volkes Heil mit wenig Federzügen"; hohes Fest = Kirchfest; Festvergnügen = Kirchenmusik = Sanctus = ἱερος. — Volk = Griechen, diese aber brauchen für Hier nur drei Buchstaben, also „wenig Federzüge".

Darum hat der Schatzmeister recht, wenn er sagt „in dieser Nacht" (= gestern = hier) wird es „durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht"; denn in dem Französischen kommt im h eine Art Spiritus hinzu, im Griechischen vertausendfacht aber ein Spiritus den Zahlenwert des Buchstabens. Doch es sei genug mit dem Zauberwort „Hier"; mit Beweisen widerlegen kann man den geistreichen Unsinn nicht.

Diese Belege geben hinlänglich Zeugnis für die Art und Weise der kabbalistischen Erklärung, mit welcher Louvier den Goethischen Faust erklären will; wir brauchen auf die weiteren Fälle nicht einzugehen. Nur kurz sei einiges angedeutet: „In diesem Wust von Raserei" (I, 1986: Hexenküche) steckt ein Kabbalist, nämlich der berühmte jüdische Exeget Raschi (Raser), der nebenbei bemerkt nichtsweniger als Kabbalist war; dieser Raschi steckt nun auch in dem „raschen Fleiß (II 6893) und in dem raschen Wirken" (II 3712). Das nicht schwer verständliche: „Vor solchen (Sphinxen) hat einst Oedipus gestanden, vor solchen (Sirenen) krümmte sich Ulyß in hänfenen Banden" (II 2573) muß natürlich umgedeutet werden: Oedipus ist Burnouf, (?) [1]) der die

[1]) Hier ein sehr großes Fragezeichen, da sich Louvier's Gelehrsamkeit hier glänzend beweist. Burnouf, den Goethe gemeint haben könnte, war ein Forscher in den klassischen Sprachen; die zwei Burnouf jedoch, die sich in den orientalischen Sprachen hervorthaten, können nicht gemeint sein, denn der eine trat mit seiner ersten Schrift erst 1826 hervor, der andere wurde erst 1821 geboren; beide jedoch haben mit den Keilschriften nichts zu thun, der eine war Pali-, der andere Sanskritforscher.

Keilſchrift enträtſelte, „dieſe alt-perſiſche Sphinx“ (giebt es keine, ſo macht man eine), Ulyß iſt Seume, der „vielgewanderte“, „der in ſeinen Poeſien mit den Reimen, alſo den Vokalen, nicht recht fertig werden konnte“. Die Sirenen bedeuten nämlich Vokale.

Auch Jean Paul erſcheint im zweiten Teile des Fauſt, denn Vers 214 heißt es: „Er lügt ſich ein, ſo lang es geht“: nun hat aber Jean Paul ſeine erſten Werke nicht unter ſeinem Familiennamen, Richter, geſchrieben, hat ſich alſo eingelogen; das „ſchafft er uns zu Hof willkommene Gaben“ bezieht ſich zweifellos auf Richters Wohnort, Hof in Bayern.

„Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab, von keinem Graben, doch vom „Grab“ “ (II 6945): das bezieht ſich auf Chr. Dietr. Grabbe.

Paris und Helena bedeuten Empire und Republik; aus dieſem Vergleich aber nur eins: „Ein kühner Heldenmann, umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann. Geſtärkten Arms hebt er ſie hoch empor. Entführt er ſie wohl gar?“ (II 1926.) Der kühne Heldenmann iſt Napoleon, der die Helena, Republik, hoch erhebt, indem er ſie zur Monarchie macht; das konnte er aber nur durch Unterſtützung des Mitgliedes des Direktoriums, der Napoleon zum General gemacht hatte, durch Barras, denn bras iſt Arm, barras der verſtärkte oder geſtärkte Arm.

Es ließe ſich noch vieles ebenſo Drolliges anführen, doch ich will, um zum Schluß zu kommen, nur noch die Stelle hervorheben, in welcher Louvier die Weiſung für den Weg gefunden hat, den die wahren Erklärer Goethes einzuſchlagen haben.

Der Bibelvers, den Mephiſto dem Schüler ins Stammbuch ſchreibt, giebt die Weiſung: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum“; Goethe ſchreibt abſichtlich nicht „Dii“ nach der Vulgata, denn ſicherlich hat der Dichter, um genau zu zitieren, vor dem Niederſchreiben dieſes Satzes die Bibel nachgeſchlagen, ſondern Deus; deus heißt aber in der Goetheſprache „Goethe“, niemals dii, und ſo heißt denn dieſer Satz: „Ihr Fauſterklärer werdet erſt klug werden, wie Goethe ſelber, wenn ihr erkennt, was im Fauſtwerk „poſitiv“ und was „negativ“ iſt, nämlich Dr. Fauſt poſitiv und Mephiſto negativ.“ Louvier aber hat dies erkannt, folglich

ist er klug und zwar so klug wie Goethe, und vielleicht noch klüger als Goethe, denn gewiß hat er sehr viel im Faust erkannt, was Goethe selbst nicht erkannt hat, und mit dieser Anerkennung Louviers will ich meine Betrachtung über diese große Kalauerei schließen, ohne auf dessen Selbstironie, die in Vischers drittem Teile des Faust als „Steinzwänger" ehrend erwähnt zu sein glaubt näher einzugehen.

Nur noch eine allgemeine Bemerkung. Louvier erhebt einmal gegen seine Kritiker die Bemerkung, daß man seine Erklärungen nicht durch Beweise widerlegt habe; ich glaube nun bewiesen zu haben, daß seine ganze sogenannte kabbalistische Erklärungsweise auf falscher Grundlage beruht, da er von der wirklichen Erklärungsart der Kabbala auch nicht die leiseste Ahnung hat. Übrigens giebt es Dinge, die durch Beweise nicht widerlegt werden können: wenn man mit Hilfe von Sprachverrenkung und Sprachverdrehung zu Werke geht, dann hört jeder Gegenbeweis auf; wenn mir jemand sagt: „Tisch, ist nicht Tisch, sondern ein Waschbecken", dann kann ich nicht weiter mit ihm streiten; jeder Beweis würde an dem Umstande zu schanden werden, daß wir uns nicht mehr verstehen, daß jener eine ganz andere Sprache redet, als ich und meine Sprachgenossen. Sollte man aber glauben, jedem Denkenden müßten doch die Ungeheuerlichkeiten Louviers als das erscheinen, was sie sind, und es bedürfte gar nicht der Mühe, ihnen überhaupt entgegenzutreten: so irrt man sich sehr, auch er hat seine andächtige und gläubige, wenn auch nur kleine, Gemeinde; aber wer bürgt dafür, daß in unserer Zeit exzentrischer Gefühls- und Denkungsart, an der Neige unseres Jahrhunderts, die so reich an pathologischen Erscheinungen ist, sich diese Gemeinde nicht vergrößere und eine Gefahr für unsere Litteratur in Erkenntnis und Hervorbringung werde, daß das ungesunde Verständnis nicht auch ungesundes Schrifttum erzeuge? Denn mit der von Louvier angebahnten Wortverrenkung und Wortvertauschung kann das Geistvollste erniedrigt und das Gemeinste verklärt werden, und darum ist es, da ja ohnehin die Fausterklärung schon sehr bedenkliche Blüten gezeitigt hat, wie Professor Kochs Umschau in der Goethelitteratur (Berichte des Freien Deutschen

Hochstiftes 1892, Heft 3—4) nachweist, Pflicht, derartigen Auswüchsen, wie sie das Louviersche Werk an den Markt bringt, mit Ernst entgegenzutreten.

2. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Baier, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

In dieser Sektion sprachen am

30. November: Herr Oberlehrer Hauschild über
„Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen im Lateinischen und Griechischen".

14. Dezember: Herr Dr. Ziehen über
„Cicero im Bürgerkriege".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Cicero im Bürgerkriege von Herrn Dr. J. Ziehen.

Unsere Kenntnis des römischen Bürgerkrieges vom Jahre 49/48 ist sehr ungleichmäßig; während sie inbezug auf die äußeren militärischen Vorgänge durch die Untersuchungen v. Gölers, Stoffels, Heuzeys, Tissots, Schneiders u. a. so weit gefördert ist, daß viel neue Resultate kaum noch zu erwarten sind, so ist es mit unserer Kenntnis der inneren politischen Vorgänge jener Jahre noch sehr schlecht bestellt, wie ein Blick z. B. auf ihre neueste eingehendere Darstellung — ich meine die Ihnes im 7. Band seiner Römischen Geschichte — jedem Unbefangenen zeigen wird. Erklärlich freilich ist dieses Mißverhältnis: für die militärischen Vorgänge besitzen wir an Cäsars Memoiren eine trotz gelegentlicher tendenziöser Entstellung doch in ihrer Klarheit einzigartige Quelle; für

die innere Geſchichte jener Zeit ſind wir auf Ciceros Briefe angewieſen, Aktenſtücke allerdings von mindeſtens gleichem Quellenwert wie Cäſars genannte Schrift ihn hat, aber eine Quelle, deren Benutzung durch zahlreiche Umſtände in ganz beſonderer Weiſe erſchwert iſt.

Die Wichtigkeit einer Korreſpondenz iſt ja naturgemäß in erſter Linie durch die Bedeutung der Perſönlichkeit beſtimmt, um die ſie ſich gruppiert; daß Cicero im Jahre 49 die wichtige Rolle eines Vermittlers zwiſchen Cäſar und Pompeius geſpielt hat, bedarf nach Niſſens maßgebenden, neuerdings von O. E. Schmidt wieder aufgenommenen Darlegungen nicht mehr des Beweiſes.[1]) In wie unbilliger Weiſe man z. T. dieſen Vermittlungsverſuchen des Cicero den Charakter der Lächerlichkeit zu geben beſtrebt war, lehrt namentlich die Art, wie Mommſen die drei Stellen der Korreſpondenz mit Attikus verwertet, an denen Cicero erſt um Zuſendung der Schrift des Demetrios Magnes περὶ ὁμονοίας bittet, dann ihre Rückſendung anzeigt: „Selbſt M. Cicero überzeugte ſich endlich, daß er ſeiner Bürgerpflicht nicht ausreichend damit genüge, wenn er eine Abhandlung über die Eintracht ſchreibe“ (M. III⁷ 408)! Läßt ſich aus den Äußerungen Ciceros wirklich nichts Anderes entnehmen? Iſt es wirklich begründet, wenn auf Grund dieſer Stellen Cicero einem anderen modernen Hiſtoriker das Muſterbild verbiſſener abſtruſer Studierſtubenpolitik geworden iſt? Ich denke, man thut nicht gut, jene auf die Schrift des Demetrios bezüglichen Stellen ohne weiteres mit den Äußerungen Ciceros in ſeiner Korreſpondenz zuſammenzuwerfen, in denen er das Bedürfnis verrät, in Notlagen ſeines Lebens Troſt bei ſeinen Büchern zu ſuchen (z. B. ad XII 14, 3; 18, 1; cf. auch X 14, 2). Die Schrift des Demetrios will er offenbar zu einem durchaus praktiſchen

[1]) Nur inbezug auf die Stelle ad fam. VIII 17, 1 und ihre Verwertung darf ich mir vielleicht erlauben, eine etwas abweichende Anſicht hier vorzutragen; ich glaube, daß das Part. Praes. proficiscens uns zwingt, die Lesart Ariminum, die neben Arimino und Arimini wie es ſcheint auch überliefert iſt, zu bevorzugen. Wir würden dann den Beſuch des Caelius bei Cicero in die Nacht nach dem 7. Januar zu ſetzen haben (vgl. Niſſen, Hiſt. Zeitſchrift X, S. 90).

Zwecke haben; er will offenbar zwar keine „Abhandlung", wohl aber eine Flugschrift schreiben, wie wir ihnen in jener Zeit in großer Zahl begegnen; daß aus Schriften, wie die des Demetrios περὶ ὁμονοίας eine gewesen ist, wohl mancher Wink auch für die politische Praxis zu gewinnen war, dafür mag an Ciceros Amnestievorschläge in der Zeit nach Caesars Ermordung erinnert werden: derartiges Material, durchaus nicht völlig unverwendbar im praktischen politischen Leben einer späteren Zeit, war in solchen Schriften gesammelt; dies Verfahren, im Drange der Gegenwart Rat bei solchen Handbüchern zu holen, mag uns befremdlich sein, lächerlich ist es nicht.

Ihne steht durchaus nicht auf dem Boden der Drumann'schen Auffassung von Ciceros Persönlichkeit, die ja zum Glück neuerdings nicht mehr so viele Anhänger hat; es war also zu erwarten, daß er gerade für den hier in Frage stehenden Zeitraum auf dessen Korrespondenz das nötige Gewicht legen und sie für die innere Geschichte der Zeit vom März 49 bis zum August 48 entsprechend verwerten würde. Leider hat Ihne das nicht gethan. Wir wissen aus Ciceros Briefen an Attikus, wie sehr Cäsar sich bemüht hat, den einflußreichen Redner auf seine Seite zu ziehen;[2]) bei seiner Rückreise von Brundisium nach Rom besuchte er den Cicero in Formiae, um ihn zur Teilnahme an den Senatssitzungen zu bewegen. Warum diese eifrige Bemühung um den einen Mann? Ihne hätte besser gethan, statt allgemeiner Sätze und statt eines an sich recht schönen Zitates aus Shakespeare den Kern der Sache scharf zu bezeichnen. Die Schwierigkeit von Cäsars damaliger Situation lag, wie das Cicero selbst z. B. ad Att. VII 13a, 1 sehr richtig bemerkt, darin, daß die rechtsmäßigen Organe des Staatslebens fast alle in den Händen der Senatspartei waren, daß Cäsar „ohne Senat, ohne Magistrate nicht einmal eine Scheinhand-

[2]) ad Att. IX 6, 6, — es ist eine der für Caesars Verhalten gegenüber Cicero bezeichnenden Stellen — wird wohl zu lesen sein: Furnius ... nuntiat ... illum maiores mihi gratias agere: quam vellem! Zum Komparativ maiores im Sinne eines verstärkten Positivs, vergl. magis ad Att. XVI 3, 1, das maiorem in modum zahlreicher Empfehlungsbriefe, auch Bildungen wie θεώτερος, θηλύτερος, ὀρέστερος.

lung in gesetzlicher Form vornehmen konnte" (Cic. ad Att. a. a. O.). Nun die Pompejaner durch ihre Flucht nach Griechenland dem Gegner den Boden, den geheiligten Schauplatz des römischen Staatslebens überlassen hatten, mußte für Cäsar alles darauf ankommen, auf diesem glücklich eroberten Boden den in seiner Funktion unterbrochenen staatlichen Organismus wieder in Bewegung kommen zu lassen; vor allen Dingen mußte er einen Senat zu seiner Verfügung haben. Es ist interessant, aus Ciceros eigenem Berichte (ad Att. IX 18) zu erfahren, wie große Konzessionen Cäsar machte, um den einflußreichsten der damals noch in Italien weilenden römischen Staatsmänner zur Teilnahme an seinem Senate zu bewegen; erst als Cicero für den Fall seiner Teilnahme eine lange Apologie des Pompeius in Aussicht stellt, bricht Cäsar mit einem erregten „ego vero ista dici nolo" die Unterhandlung ab; er hat ihm später (ad Att. X 8B) Neutralität angeboten und nach Pharsalos ihm seinen Anschluß an Pompeius gewiß besonders deshalb so bereitwillig verziehen, weil der Anschluß eines Mannes wie Cicero dem von Cäsar ins Leben gerufenen Staatsorganismus eine Art von Legitimität gab; „satis esse dixit si togatus urbana officia sibi praestitissem": entsprechend diesem Ausspruch, den Balbus (ad Att. IX 7B, 2) von Cäsar hörte, hat Cäsar stets seine Gegner in den Dienst seiner Sache zu ziehen gesucht. Im April des Jahres 49 ist es Cäsar noch nicht in erwünschter Weise gelungen, die römische Staatsmaschine funktionieren zu lassen; zürnend und mißmutig verließ er die Stadt, und für die Niedergeschlagenheit, die unter seinen Anhängern herrschte, gibt Cic. ad Att. X 4 einen Beleg; erst im November 49, namentlich durch die Wahl der Konsuln, erreichte er sein Ziel, die Pompejaner gelten nunmehr als ausgeschieden aus dem römischen Staatsorganismus, die legalen Beamten waren in Rom gewählt worden. Daß im April die Senatssitzung nicht nach Cäsars Wunsch verlief, dazu wird Ciceros ablehnende Haltung sehr wesentlich mitgewirkt haben; Eindruck machte diese Haltung sicherlich. Am 16. April schrieb Cäsar von seiner Reise aus „permotus hominum fama" einen neuen Brief an Cicero, in dem er ihn nunmehr wenigstens um Neutralität bittet; dabei ließ er den gefährlichen Mann streng überwachen,

und namentlich Antonius erregte durch seine wenig rücksichtsvolle Ausführung dieser Befehle Cäsars des Redners höchsten Zorn.[3])

Für Cicero folgte nach Cäsars Entfernung jene traurige Zeit des Schwankens, aus der, sehr zum Glück für unsere Kenntnis der Geschichte jener Tage, aber ihm selbst lange Zeit zum Schaden in den Augen der Nachwelt so zahlreiche intime Herzensergüsse von ihm enthalten sind; es sind ja namentlich die Briefe dieser Zeit, bei deren Verwertung für Ciceros Charakterbild man gut thut, des Mannes eigene Worte zu beherzigen (ad Att. VIII 14, 2): ego tecum tamquam mecum loquor: quis autem est, tanta quidem de re, quin varie secum ipse disputet. Man darf diese Briefe nicht dazu benutzen, im Drumannschen Stile aus ihrem Schreiber ein Zerrbild jämmerlichen Wankelmutes und vollendeter Charakterlosigkeit zu machen. Man soll freilich nun auch im Gegensatze zu dieser Drumannischen Methode nicht dazu kommen, mit Aly Leben Ciceros S. 186 zu behaupten: daß „Privatbriefe, die durch einen Zufall der Nachwelt erhalten werden, nun und nimmer als geschichtliche Dokumente angesehen werden können". Warum nicht als geschichtliche Dokumente? im Gegenteil, als sehr wertvolle sogar; man muß sie nur verständig benutzen und vor allem darin unterscheiden, was in ihnen abstrakter Herzenserguß, was daneben konkretes Material für die Geschichte ihrer Zeit ist. Und gerade die Briefe der hier in Frage stehenden Monate bieten sehr konkretes historisches Material, mehr noch vielleicht als die in einer überraschend ähnlichen Situation geschriebenen und darum vielfache Analogien bietenden Briefe aus der Zeit nach Cäsars Ermordung. Warum Ihne es für völlig überflüssig gehalten hat, die zahlreichen Andeutungen, die wir über die damaligen Vorgänge in Italien aus Ciceros Briefen erhalten, für seine Geschichtserzählung zu ver-

---

[3]) Namentlich der zweite Brief, der uns von Antonius aus dieser Zeit erhalten ist, versetzte durch seinen kurzen und barschen Ton den Redner in die höchste Aufregung; er teilt ihn seinem Atticus mit: habes σκυτάλην Λακωνικήν. omnino excipiam hominem? (— so mit? statt des Punktes wird an der Stelle, ad Att. X 10, 3, gewiß zu lesen sein; vergl. ad Att. X 8, 5: omnino potui? wo nicht mit Esenberg statt dessen ein non einzuschieben ist, und XIII 42, 3 ad templum effandum eatur?

werten, ist mir unverständlich. Freilich weiß ich für die fünf eigentümlichen Stellen in Ciceros Korrespondenz, an denen er seine Überlegungen und Pläne in Anspielung auf eine nicht erhaltene briefliche Äußerung des Attikus mit dem Namen eines Caelius in Verbindung bringt, auch heute keine anderen Erklärungen vorzubringen, als die in den Ephemerides Tullianae (S. 24 ff.) vorgetragenen. Doch ist soviel sicher, daß Cicero gerade in der Zeit, wo unglückliche Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatze einliefen, wo auch in Italien selbst, zum Teil sogar in dem Heere, eine für Cäsar ungünstige Stimmung herrschte, ernstlich den Gedanken erwog, eine Schilderhebung gegen den abwesenden Feind zu veranstalten, und, etwa ähnlich wie Domitius es faktisch gethan hat, den Pompejanern Streitkräfte aus Italien zuzuführen. Am 12. Mai begab er sich, „um jedem Verdacht wegen seiner Abreise oder seines anderweitigen Planes vorzubeugen", auf das zurückgezogenere (vergl. dazu ad Att. XV 13, 6) Pompeianum; als dort nur drei Kohorten sich ihm zur Verfügung stellten, so bewirkte dies zusammen mit ungünstigen Nachrichten, die gerade damals z. B. von Cato eingetroffen waren, daß Cicero seine kriegerischen Pläne aufgab, nur noch an eine Abreise von Italien als Einzelner dachte. Es ist kein Wunder, daß wir für alle diese Pläne Ciceros und für alle diese Vorgänge nur auf wenige Anspielungen in seiner Korrespondenz angewiesen sind; die strenge Überwachung des Verkehrs in Italien nötigte zur Vorsicht und die sonderbare Geheimsprache, die mit dem Namen des Caelius ins Werk gesetzt ist, war eben mit veranlaßt durch die Furcht vor Entdeckung. Immerhin bleibt, was wir da aus Ciceros Korrespondenz entnehmen können, ein nicht unwichtiges Stück der inneren Geschichte jener Zeit, wesentlich auch für das Verständnis des Cäliusaufstandes und der Unruhen unter Dolabella, und keinenfalls durfte Ihne (vergl. s. Darstell. S. 121) über all dies mit Stillschweigen hinweggehen.

Von Ciceros Leben nach seiner Abfahrt von Italien bis zur Schlacht bei Pharsalos ist uns wenig bekannt. Plutarch (c. 38) giebt einige Bonmots des Redners aus dieser Zeit und hebt hervor, daß Pompeius ihn bei seinen Unternehmungen wenig heranzog. Daß Cicero in der That im Lager der Pompejaner sich wenig

*

wohl fühlte, geht aus mehreren Stellen späterer Briefe von ihm mit Sicherheit hervor. Doch sollte man die Wichtigkeit auch seiner damaligen Stellung nicht unterschätzen: nicht nur, daß man ihm nach der Schlacht bei Pharsalos den Oberbefehl über das Heer anbot, beweist sein damaliges Ansehen; wichtiger noch ist in diesem Betracht ein Brief, den M. Caelius Rufus Ende Januar 48[4]) an Cicero ins pompejanische Lager richtete (ad fam. VIII 17): im leidenschaftlichsten Tone geschrieben, enthält er die Mitteilung der Umtriebe, die der frühere Anhänger Cäsars damals im Interesse der pompejanischen Partei in Italien gemacht hatte, enthält Vorwürfe über das unthätige Verhalten der Pompejaner in Griechenland, sowie in unverkennbaren Anspielungen die Aufforderung, die eben geschilderte Lage in Italien, doch wohl zu einer militärischen Diversion dorthin, zu benutzen. Daß ein Brief, der derartiges enthält, nicht ein rhetorischer Übungsversuch des leidenschaftlichen jungen Mannes ist, sondern sehr praktische Zwecke verfolgt, bedarf nicht ausdrücklicher Hervorhebung; wenn dem aber so ist, so gewinnt nicht nur der Aufstand des Caelius, den Ihne S. 28 f. mit wenigen Worten beiläufig erledigt, eine ganz andere größere Bedeutung, sondern daneben ist beachtenswert, daß es auch hier wieder Cicero ist, dem Caelius seine bei der militärischen Sachlage zu Anfang des Jahres 48 durchaus nicht so ganz abenteuerlichen Pläne vorträgt.

[4]) Zur Zeitbestimmung vergl. Ephem. Tullianae, Budapest 1887, S. 42 ff. Die in der genannten Schrift von mir versuchte chronologische Bestimmung der Ereignisse des Jahres 48 bis zur Schlacht bei Pharsalos ist neuerdings von G. Unger in Fleckeisens Jahrbüchern 1890, S. 491 ff. angefochten worden. Die Bezeichnung der jahreszeitlichen Verhältnisse ist nirgends in der Überlieferung so klar, daß sie sich meines Erachtens mit Erfolg für die Chronologie verwerten läßt: wenn ich sie aus diesem Grunde unverwertet ließ, so ist damit doch, wie mir scheint, keine Verwechselung julianischer und vorjulianischer Monate begangen. Die Schwierigkeit, die meinen chronologischen Ansätzen im Wege stand, Cäsars Ausdruck multi menses für einen Zeitraum von gegen zwei Monaten, verlor an Bedeutung, wenn wir erwogen, daß Cäsar hier, wie öfters sonst, die chronologischen Verhältnisse aufs raffinierteste zu vertuschen sucht; freilich darf man demgegenüber nicht mit Sätzen aus der Anthropologie der Naturvölker operieren, wie Herr Unger, dem multi aus dem Grunde mindestens fünf bedeuten muß, weil „die geringste von der Natur gegebene Vielheit in der Zahl der Finger enthalten ist".

2. Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen desſelben Stammes von Herrn Oberlehrer Hauſchild.

Bei Gelegenheit der Sammlung von Beiſpielen für die Verwendung des Reimes in Bibelſprachen [1]) hatte der Vortragende beobachtet, daß im hebräiſchen Original eine ſyntaktiſche Struktur in vielen Fällen ungeſucht den Reim ergab. Dieſe Struktur iſt die durch nichts getrennte Verbindung des Infinitivus absolutus mit einer finiten Form desſelben Verbs beziehungsweiſe desſelben Verbalſtammes. Wo bei ihr die finite Verbalform endungslos auftritt, da liegt meiſt voller Verbindungsreim vor; ſo beim ſtarken Verbum in Verbindungen wie malok timlok; sällem jəsällem; häqreb täqreb (juss.); himmalet ʾhimmalet. Beim ſogenannten ſchwachen Verbum iſt dieſe reimende Zuſammenſtellung noch häufiger möglich; man vergleiche bôs jebôs, (bîn jabîn); näces jənäces, gares jəgares; hägged tägged (juss.), haper japer; himmôl jimmôl, heʾhaßep jeʾhaßep ꝛc.[2])

Wenn nun aber dieſe Verbindung ſchon im Hebräiſchen nur mit endungsloſen Verbalformen einen Reim ergab, ſo mußte ſie im Griechiſchen und Lateiniſchen wegen der hier durchgängig auftretenden Perſonalendungen reimlos werden, ſelbſt wenn ſie wörtlich hätte wiedergegeben werden können.

Letzteres aber ſcheint nicht der Fall geweſen zu ſein; denn von den etwa 500 Fällen, welche A. Rieder in ſeiner Inaugural-Diſſertation [3]) aus dem Hebräiſchen des Alten Teſtaments für dieſe Verbindung anführt, weiſt der Text der LXX [4]) nur ein Beiſpiel nach, wo auch im Griechiſchen der finiten Verbalform ihr Infinitiv vorausgeht; es ſteht Joſ. 17, 13: vəhôres lō hôrîsû = ἐξολοθρεῦσαι δὲ αὐτοὺς οὐκ ἐξωλόθρευσαν. Kühners „ausführliche Grammatik der griechiſchen Sprache“ läßt, wenn man aus ihrem

[1]) S. Jahrgang 1888, Heft 2 f.

[2]) Die Transſkription iſt die der 9. Auflage von Seffers hebräiſcher Grammatik mit Ausnahme der dageſſierten Buchſtaben und der Vokalunterſchiede.

[3]) Die Verbindung des Infinitivus absolutus u. ſ. w. Leipzig 1872.

[4]) Von mir zitiert nach der Ausgabe Glichi. Venedig 1822.

Schweigen einen Schluß ziehen darf, den Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Verbindung überhaupt nicht zu.

Für das Lateinische giebt Perizonius in seiner Ausgabe der Minerva des Francisco Sanchez zu Exod. 3, 7 videre vidi als Übersetzung von ra'ho ra'hîtî. Ob das ein Zitat aus der vorhieronymianischen Bibel ist, war vorläufig nicht zu ermitteln, da der Vortragende für die sogenannte Itala nur Tertullian, Cyprian und die Übersetzungen zu Justin und Irenäus zur Hand hatte.[5]) Alle diese drücken unsere Verbindung in der erwähnten Stelle anders aus, ebenso die Vulgata. Doch ist es nicht unmöglich, daß sich diese Struktur in der Itala wörtlich so wiedergegeben findet, da sie in der lateinischen Volkssprache ebenso vorhanden gewesen zu sein scheint, wie in der deutschen;[6]) wenigstens lesen wir bei Plautus: domum properare properas — pergin vero pergere? — meminisse ut memineris.[7]) Liegt sie doch der Form nach selbst noch in Ciceros videre videor vor! (Lael. 12, 41 u. a.)

Wie hat sich nun die griechische und lateinische Übersetzung des Alten Testaments mit diesem Hebraismus abgefunden? Hat sie ihn wenigstens der Bedeutung nach auszudrücken vermocht oder versucht? Und wenn, in welcher Weise ist sie ihm in beiden Fällen gerecht geworden? — Das waren die Fragen, deren Beantwortung der Hauptteil des Vortrages gewidmet war.

Hierfür muß man sich folgendes[8]) über die Bedeutung und den Gebrauch des hebräischen inf. abs. vergegenwärtigen:

1) er dient „zur Hervorhebung des Verbalbegriffs in abstracto, d. h. er benennt eine Handlung (resp. einen Zustand) ohne

---

[5]) Die Sammelwerke von Sabatier und Bianchini sind in Frankfurt überhaupt nicht aufzutreiben.

[6]) Für das Deutsche führte Herr Professor Wolff — wie Rieder a. a. O. S. 27 — an: „gehen geht er."

[7]) Vergl. Kühners Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache unter „Pleonasmus 3".

[8]) Nach Gesenius-Kautzsch hebräischer Grammatik, 25. Auflage, S. 336 ff., vergl. auch S. 353 f.

Rückſicht auf ihren oder ihre Urheber, ſowie auf die Tempus- und Modusverhältniſſe, unter denen ſie ſtattfindet“;

2) im Anſchluß an irgend eine Form des Verbum finitum dient er „zur näheren Beſchreibung des Modus oder der begleitenden (namentlich auch der zeitlichen und räumlichen) Umſtände, unter denen eine Handlung oder ein Zuſtand ſtattgefunden hat, reſp. ſtattfindet oder ſtattfinden wird“;

3) in unmittelbarer Verbindung mit dem Verbum finitum vom gleichen Stamme dient er „einer Näherbeſtimmung oder Verſtärkung des Verbalbegriffs in mannigfaltigen Nüanzierungen“. Dieſe unmittelbar mit verb. fin. verbundenen inff. absoll. gehören nach Geſenius (a. a. O. S. 329 o.) „ſtreng genommen in den Bereich des ſogenannten schema etymologicum, d. h. ſie ſind Objekte des betreffenden Verbum finitum; nur daß der inf. abs. (als nomen abstractum) mehr die Thatſächlichkeit oder Energie der Handlung, das eigentliche Nomen dagegen das Produkt[9]) der Thätigkeit hervorhebt“.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Bedeutung iſt hierbei die Stellung des inf. abs.; denn a) vor dem Verbum ſoll er mehr „die Gewißheit oder die Nachdrücklichkeit und Vollſtändigkeit eines Geſchehens“, wohl auch einen Gegenſatz hervorheben, b) nach dem Verbum ſoll er — namentlich in Verbindung mit Infinitiven und Partizipien — dies zwar auch thun, beſonders aber „die längere Fortdauer der Handlung“ ausdrücken: letzteres namentlich dann, wenn ihm noch ein zweiter inf. abs. koordiniert iſt, welcher „dann eine begleitende oder gegenſätzliche Handlung oder auch das Ziel“ ausdrückt, bis zu deſſen Erreichung die Haupthandlung fortgeſetzt wird.

Ebenſo wie für die Überſetzer dieſe verſchiedene Stellung im großen und ganzen von keinem beſonderen Belang geweſen zu ſein ſcheint, ſo findet auch Geſenius-Kautzſch den durch ſie ausgedrückten Bedeutungsunterſchied nicht groß genug, um nicht beide Erſcheinungsformen dem Bereiche der figura etymologica mit der oben (unter 3) angegebenen Beſchränkung zuzuweiſen.

---

[9]) Wir würden noch hinzuſetzen: „oder den Inhalt“.

Dagegen schließt Rieder a. a. O. und in einer später erschienenen Miszelle zu demselben Gegenstande[10]) den vor das verb. fin. gestellten inf. abs. nicht mit Unrecht von dem Bereiche der figura etymologica überhaupt aus, wenn anders Lobeck[11]) und Kühner[12]) Recht haben mit der Behauptung, daß „die Verbindung eines Verbs mit einem stammverwandten Nomen nicht eine Verstärkung, sondern eine Verengerung des Verbalbegriffs" hervorbringe, resp. daß „der sinnverwandte Kasus dem allgemeinen Begriffe des Verbs eine bestimmte Sphäre" zuweise. Mit Recht bezeichnet er bei dieser Verbindung den inf. abs. als den „ursprünglichen Bestandteil, zu dem das verb. fin. eigentlich nur als Appendix hinzutritt", während die Rolle des Appendix der inf. abs. übernimmt, wenn er nach dem verb. fin., als dem dann ursprünglichen Bestandteile der Verbindung, steht. Denn hier „ordnet sich der inf. abs. dem verb. fin. gewissermaßen als Objekt unter und gewinnt dadurch den Wert eines Nomens, wie ja denn auch zuweilen statt des inf. abs. geradezu ein Substantivum gleichen Stammes mit dem verb. fin. verbunden und beinahe[13]) in demselben Sinne gebraucht erscheint, wie die Verbindung des verb. fin. mit dem inf. abs. Es fällt also diese Verbindung nahezu mit der zusammen, in welcher zu einem Verbum das Substantivum gleichen Etymons tritt, eine Verbindung, in welcher, wie Ewald (Grammatik [8] § 486) bemerkt, der Verbalbegriff aus sich selbst d. h. vermittelst eines Abstraktum sich beschränkt und erklärt".

I. Beschränken wir den Umfang der fig. etym., wie es doch eigentlich der damit in Verbindung gesetzte Begriff des inneren oder absoluten Objekts verlangt, auf die Verbindung eines Akkusativ mit einem gleichstämmigen Verb, so zeigt uns deren geringes Vorkommen in den Übersetzungen, daß unsere Struktur für die Übersetzer in der That wenig mit der fig. etym.

[10]) Quae ad syntaxin Hebraicam-afferantur. Gumbinnen, Programm des Gymnasiums. 1884.

[11]) Paralipomena II, S. 501 ff.

[12]) Griechische Grammatik [2], II, § 410, 1 f.; lateinische Grammatik II, § 72, 1 f.

[13]) S. auch Gesenius-Kautzsch a. a. O. S. 331, Note 3.

in dieſem Sinne zu thun gehabt hat. Denn ſie begegnet uns nur in folgenden Stellen: Deut. 15, 8 = δάνειον δανεισεῖς = fenus fenerabis (T.)[14]; ib. 14 ἐφόδιον ἐφοδιάσεις; Jer. 23, 32 ὠφέλειαν οὐκ ὠφελήσουσιν; Num. 27, 7 δόμα δώσεις und ἔδωκεν (2 Sam. 19, 43); Deut. 14, 22 δεκάτην ἀποδεκατώσεις und —σω (Gen. 28, 22); Sach. 7, 5 νηστείαν νενηστεύκατε = ieiunium ieiunastis (V.); Ex. 22, 25 ἐνεχύρασμα ἐνεχυράσῃς und ἐνεχυρασμόν οὐκ ἐνεχύρασε; Ex. 21, 22 ἐπιζήμιον ζημιωθήσεται; Jer. 50, 34 κρίσιν κρινεῖ und ἔκριναν κρίσιν = iudicium non iudicaverunt (Jer. 5, 28) und κρίσιν κρίνειν (Gen. 19, 9: inf. nachgeſt.); Gen. 50, 15 ἀνταπόδομα ἀνταποδῷ; Jer. 31, 17 ἀκοὴν ἤκουσα (lat. ſ. u.); Job. 37, 2 (inf. nachg.) ἄκουε ἀκοήν = audite auditionem (V.); Dan. 10, 3 ἄλειμμα οὐκ ἠλειψάμην (lat. ſ. u.); Num. 23, 11 εὐλόγηκας εὐλογίαν (inf. nachg.); Ez. 25, 12 (do.) ἐκδικήσαι ἐκδίκησιν und ἐξεδίκησαν δίκην; 2 Sam. 19, 43 ἄρσιν ἦρεν; Num. 11, 32 (inf. nachg.) ἔψυξαν ψυγμούς. Hierher gehört auch Dan. 11, 13 ἐπελεύσεται εἰσόδια und, obgleich das Subſtantiv mit einer Präpoſition verbunden iſt, Lev. 7, 24 εἰς βρῶσιν οὐ βρωθήσεται. Als adjektiviſches Nomen im Akkuſativ tritt nur ἀθῶος auf in Jer. 46, 28 und Nah. 1, 3: ἀθῶον οὐκ ἀθωώσω (—σει) σε. Die Vulgata bietet als ſelbſtändige Überſetzung zu Jeſ. 6, 9 videte visionem (inf. nachg.); ſie hat auch ein rapinam non rapuerit, wozu mir die Belegſtelle entfallen iſt. (Ez. 18, 16 ſteht auch im Hebräiſchen ein Subſtantiv).

II. Erweitert man den Begriff der fig. etym., wozu man ja in formaler Hinſicht ein Recht hat, auf die Verbindung eines anderen Kaſus mit einem gleichſtämmigen Verb, ſo nimmt die Zahl der Fälle, wo die Überſetzungen unſere Struktur durch die fig. etym. ausdrücken zu wollen ſcheinen, gleich ganz bedeutend zu. Dieſer Kaſus iſt im Griechiſchen der Dativ,[15] im Lateiniſchen der Ablativ.[16] Wenn man aber bedenkt, 1) daß dann „eine

[14] Ju. = Juſtinus (ed. Otto); Ir. = Irenaeus (ed. Stieren); T. = Tertullianus (ed. Öhler); C. = Cyprianus (ed. Hartel); V. = Vulgata (ed. Verduſſen).

[15] Kühner, Griech. Gramm.[2] II, § 410, Anm. 4.

[16] Kühner, Lat. Gramm. I, § 72, Anm. 1.

durchaus verſchiedene Anſchauung ſtattfindet, indem der Dativ reſp. Ablativ den Grund, das Mittel oder die Art und Weiſe angiebt"; 2) daß durch die auch hierbei gewöhnlich erfolgende Hinzuſetzung einer attributiven Beſtimmung „der Verbalbegriff nicht ſo vollendet, ſo abgeſchloſſen, ſo unzweideutig wird",[17]) wie es bei unſerer Struktur im Hebräiſchen der Fall iſt; 3) daß die Grammatik der beſſeren außerbibliſchen Gräzität oder Latinität hierbei nur intranſitive oder paſſive Verben durchgehen läßt: ſo werden wir die Übertragung unſerer Struktur durch einen nominalen Dativ reſp. Ablativ mit gleichſtämmigem Verb gleichfalls nicht als eine Form dieſer fig. etym. bezeichnen können. Denn ſie läßt eben (ad 3) nicht bloß intranſitive oder paſſive Verben zu; ſie verbindet (ad 2) ihre Subſtantive nie mit einem Attribut und braucht (ad 1) nicht ſo aufgefaßt zu werden, als ob ſie kauſale, inſtrumentale oder modale Angaben mache. Doch ſoll nicht verkannt werden, daß dieſe Übertragung, wenn man von letzterer Auffaſſung aus an ſie herantreten zu müſſen meint, auch dann noch dem Sinne des hebräiſchen Originals weit näher kommt, als die mit dem Akkuſativ. Denn wenn einer „mit Vernichtung vernichtet", ſo vernichtet er völlig; wenn einer „mit Gehör hört", ſo hört er aufmerkſam; wenn einer „mit Wiedergabe wiedergiebt", ſo giebt er gewiß wieder; wenn einer „mit Verluſt verliert", ſo verliert er ſtark u. ſ. w. So betrachtet, muß zunächſt dieſe Übertragung als eine ſinnentſprechende bezeichnet werden. Sie tritt in folgenden Verbindungen auf:

A. Das genau entſprechende verb. fin. ſteht 1) im Aktiv, und zwar a) im Ind. Präſ.: γνώσει γ. (Jer. 40, 14), πτώσει π. (Jud. 20, 39); b) im Fut. α) aktiver Form: ἐκβολῇ ἐ. (Ex. 11, 1), θανάτῳ θανατώσομεν (Jud. 15, 13), —σεις (Jer. 38, 15), ταφῇ θάψετε (Deut. 21, 23) = sepultura sepelietis (T.), καθαρισμῷ οὐ κ. (Ex. 34, 7), προσοχθίσματι π. (Deut. 7, 26), ἀναθέματι ἀ. (ib. 20, 17), ἀποστροφῇ ἀ. (ib. 22, 1. 31, 18: lat. ſ. u.), ἀποστολῇ ἀ. (ib. 22, 7), ἀποδόσει ἀ. (ib. 24, 13) = redditione reddes (T.), δεσμῷ δ. (Jud. 15, 13), μιάνσει μ. (Lev. 13,44), ἐλεγμῷ ἐ. (ib. 19, 17) =

[17]) Rieder, Die Verbindung u. ſ. w. S. 25.

traductione traduces (T.), ἀφανισμῷ ἀ. (Deut. 7, 2), ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 12, 2) = perditione perdetis (T.), θελήσει θ. (Ez. 18, 23), φερνῇ φ. (Ex. 22, 15), ἀνομίᾳ ἀ. (Deut. 31, 29), ἐξουδενώσει ἐ. (Cant. 8, 7), πτέρνῃ π. (Jer. 9, 3 (4); lat. ſ. u.), ἀκοῇ ἀκούσετε (Jeſ. 6, 9: inf. nachg.) = aure audietis (C.; V. ſ. u.), ἐξαρῶ ἐξάρσει καὶ ἀπωλείᾳ (Jer. 12, 17: inf. nachg.) = evellam evulsione et perditione (V.); β) mediale Form: ἀγαλλιάσει ἀγαλλιάσονται (Pſ. 132, 16) = exsultatione exsultabunt (V.), ζωῇ ζήσεται (Ez. 18, 9 u. ö.) = vita vivet (V.), φυγῇ φεύξεται (Job. 27, 22; lat. ſ. u.), θανάτῳ ἀποθανεῖσθε (Gen. 3, 4 u. ö.) = morte moriemini (V.); c) im Jnd. Aor.: κλαυθμῷ ἔ. (Jeſ. 30, 19; lat. ſ. u.), διαλύσει δ. (Neh. 1, 7), ταραχῇ ἐ. (Jud. 11, 35), ἐπιθυμίᾳ ἐ. (Gen. 31 30) cf. Tert. zu Luc. 22, 15 = concupiscentia concupivi, ταλαιπωρίᾳ ἐ. (Mich. 2, 4; lat. ſ. u.), ὅρκῳ ὤ. (Ex. 13, 19), εὐλογίαις εὐ. (Joſ. 24, 10); d) im Conj. Aor.: θανάτῳ μὴ θανατώσητε (1 Reg. 3, 26), ἀκοῇ ἀ. (Ex. 19, 5 u. ö.), κακίᾳ κ. (Ex. 22, 22), φυγῇ φ. (2 Sam. 18, 3); e) im Jmper. Aor.: ἐκλείψει ἐκλιπέτω (Zeph. 1, 2) = defectione deficiet (C.), κλαύσατε κλ. (Jer. 22, 10: inf. nachg.).

Das genau entſprechende Verb ſteht 2) im Medium bezw. iſt Deponens, und zwar a) im Fut.: ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 4, 26 u. ö.), βδελύγματι βδελύξῃ (ib. 7, 26), ἐπισκοπῇ ἐ. (Gen. 50, 24 u. ö.), οἰωνισμῷ οἰωνίσεται und οἰωνεῖται (Gen. 44, 5. 15), μνείᾳ μνησθήσομαι (Jer. 31, 20 u. ö.), ἰάσεται ἰάσει (Jeſ. 19, 22: inf. nachg.); b) im Conj. Aor.: κατάραις καταράσῃ (Num. 23, 25), κοίτῃ κοιμηθῇ (Lev. 15, 24); c) im Perf.: ἐπισκοπῇ ἐπέσκεμμαι = visitatione visito (Ju. in Ex. 3, 16, V. ſ. u.).

Das genau entſprechende Verb ſteht 3) im Paſſivum und zwar a) im Jmper. Präſ.: θανάτῳ θανατούσθω (Num. 15, 35 u. ö.) = morte moriatur (V.); b) im Fut.: πράσει οὐ πραθήσεται (Deut. 21, 14: lat. ſ. u.), παραδόσει π. (Jer. 32, 4), συλλήψει σ. (Jer. 34, 3: lat. ſ. u.), ἐκτρίψει ἐκτριβ. (Num. 15, 31), λύτροις λ. (Num. 18, 15), φθορᾷ φθαρ. (Jeſ. 24, 3) = dissipatione dissipabitur (V.), ταραχῇ τ. (ib. 19) = confractione confringetur (V.), ἀπορίᾳ ἀπορηθήσεται (ib.) = commotione commovebitur (V.), ἐρημίᾳ ἐρημωθ. (Jeſ. 60, 12: lat. ſ. u.), εὐφροσύνῃ εὐφρανθ. (Jeſ. 61, 10: lat. ſ. u.); c) im Jnd. Aor.: ἀλλ' ἁλίσθης (Ez. 16, 4) =

sale salita (V.), ἐν σπαργάνοις οὐκ ἐσπαργανώθης (ib.), ἀπαγγελίᾳ ἀπηγγέλη (Ruth 2, 11), κλοπῇ ἐ. (Gen. 40, 15); d) im Conj. Aor.: βρώσει βρωθῇ; e) im Perf.: λύτροις οὐ λ. (Lev. 19, 20: lat. ſ. u.)

B. Dasſelbe Verbum, aber mit anderem Stamm in der finiten Form, ſteht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut. α) aktiver Form: καθαιρέσει καθελεῖς (Ex. 23, 24); β) medialer Form: βρώσει φαγῇ (Gen. 2, 16); b) im Ind. Aor.: βρώσει ἐφάγομεν (2 Sam. 19, 43), καταβρώσει κατέφαγε (Gen. 31, 15), περιπτώματι περιέπεσον (2 Sam. 1, 6); c) im Conj. Aor.: ὑπερόψει ὑπερίδωσιν (Lev. 20, 4), vergl. hiermit (Num. 22, 30) ὑπεροράσει ὑπεριδοῦσα, wo unſere Struktur alſo ſogar durch Subſtantiv und verb. infin. wiedergegeben iſt; 2) im Medium und zwar im Conj. Aor.: διαχύσει διαχέηται; 3) im Paſſiv und zwar a) im Fut.: περιτομῇ περιτμηθήσεται (Gen. 17, 13), προνομῇ προνομευθήσεται (Jeſ. 24, 3: lat. ſ. u.); b) im Imp. Aor.: καθάρσει οὐ μὴ καθαρίσθητε (Jer. 25, 29).

C. Dasſelbe Verbum, aber mit einer Präpoſition zuſammengeſetzt, ſteht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut.: ἀλοιφῇ ἐξαλείψω (Ex. 17, 14) = deletione deleam (C.), ἀκοῇ εἰσακούσομαι (Ex. 22, 22 u. ö.); b) im Conj. Aor.: ἀκοῇ εἰσακούσητε (Deut. 11, 13 u. ö.); 2) im Medium, und zwar a) im Conj. Aor.: λήθῃ ἐπιλάθῃ (Deut. 8, 19); 3) im Paſſiv und zwar a) im Fut.: δίκῃ ἐκδικηθήσεται (Ex. 21, 20), φθορᾷ καταφθαρήσῃ (Ex. 18, 18).

D. Dasſelbe Verbum, aber das Subſtantiv mit einer Präpoſition zuſammengeſetzt, ſteht in διαμαρτυρίᾳ μεμαρτύρηται (Gen. 43, 3).

E. Das Verbum iſt weitergebildet oder überhaupt anderen Stammes, und ſteht 1) im Aktiv, und zwar a) im Imper. Präſ.: θανάτῳ τελευτάτω (Ex. 21, 17) = morte moriatur (V.), λίθοις λιθοβολείτω (Lev. 24, 16); b) im Fut.: λιθοβολήσουσιν ἐν λίθοις (Deut. 13, 10), θανάτῳ τελευτήσει (Ex. 19, 12 u. ö.) = morte morietur (V.), θ. ἀποκτενεῖτε (Ex. 22, 18) = morte moriatur (V.), πατάξει πληγῇ (Jeſ. 19, 22: inf. nachg.); c) im Conj. Aor.: ἐξόδῳ ἐξέλθῃ (Num. 35, 26), κακίᾳ κακοποιήσητε (1. Sam. 12, 25); d) im Imper. Aor.: ἀπόκτεινόν με ἀναιρέσει (Num. 11, 15: inf. nachg.); 2) im Paſſiv, und zwar a) im Fut.: λίθοις λιθοβοληθήσεται (Ex. 21, 28).

Rechnen wir zu den eben namentlich angeführten 95 Beiſpielen noch 28 hinzu, in welchen dieſelbe Zuſammenſtellung ſich wiederholt, ſo ſehen wir, daß faſt ein Viertel ſämtlicher Stellen, in denen unſere Struktur ſich findet (123:500), im Griechiſchen durch Dativ und Verb wiedergegeben iſt. Es kann alſo — wenigſtens für die bibliſche Gräzität — nicht aufrecht erhalten werden, was Kühner a. a. O. S. 265 hiervon ſagt: „Jedoch iſt dieſe Wortverbindung ungleich ſeltener.“ Wenn wir ferner die geringe Zahl der Stellen, in welchen Akkuſativ und Verb verbunden ſind, vergleichen mit der großen Zahl derer, welche Dativ und Verb aufweiſen, ſo kann — wenigſtens für die bibliſche Gräzität — auch das nicht richtig ſein, was er a. a. O. S. 262 bemerkt: „Ob das Intranſitiv mit dem Akkuſative[18]) oder Dative verbunden wird, iſt gleichviel.“[19]) Soll aber die Richtigkeit dieſer Behauptung unbeſtritten bleiben, dann kann dieſe Übertragung unſerer Struktur auch deshalb nicht mit den von Kühner dort beſprochenen Erſcheinungen auf die gleiche Linie geſtellt werden.

Nicht viel anders liegt die Sache für das Lateiniſche. Auch da erklärt es Kühner a. a. O. S. 208 zunächſt für gleichgiltig, mit welchem Kaſus das Intranſitiv verbunden werde; dagegen ſagt er a. a. O. S. 211: „In der Proſa iſt es gewöhnlich“, daß „ſtatt des Akkuſativs auch der Ablativ gebraucht“ wird. Nun ſind aber, ganz abgeſehen davon, daß „zuweilen“ und „gewöhnlich“ ſich ausſchließen, von den hierfür beigebrachten 9 Beiſpielen 3 aus Plautus, 1 aus Katull, 1 aus Virgil, 1 aus Cicero, 3 aus Livius und 1 aus Seneka (Epiſteln)! Man wird hier alſo überhaupt wohl nicht von einer in der lateiniſchen Proſa „gewöhnlichen“ Erſcheinung reden können; auch paſſen Beiſpiele wie laetamur amicorum laetitia aeque ut nostra (Cic. Fin. 1. 20, 67) ſelbſt nicht zu dem von Kühner dort behandelten Gegenſtande. Wird man alſo ſein „gewöhnlich“ ſtreichen müſſen und nur „zuweilen“ für zuläſſig erklären dürfen, ſo wird man es auch begreiflich finden,

[18]) So iſt doch wohl anſtatt „Genitive“ zu leſen.

[19]) Das ſtimmt auch nicht recht zu dem folgenden Satze: „In keiner anderen Sprache hat ſich der Gebrauch dieſes Akkuſativs ſo umfangreich und zugleich ſo ungemein ſinnreich ausgebildet wie in der griechiſchen.“

daß in der bibliſchen Latinität die Beiſpiele für Ablativ und Verb gleichfalls nicht allzu häufig ſind: decken ſich hier doch nur 16 verſchiedene Fälle und 5 Wiederholungen mit den erwähnten 95 beziehungsweiſe 123 aus dem Griechiſchen! Ich ſuche den Grund hierfür einmal in der im Lateiniſchen vorliegenden Schwierigkeit, ſolche Verbindungen ohne Attribut gebrauchen zu können: auch keines der von Kühner angeführten Beiſpiele entbehrt ein ſolches! Sodann muß wohl auch der allmählich eingetretene Widerwille gegen die damit verbundene Alliteration als dieſer Übertragung hinderlich angeſehen werden: es iſt jedenfalls auffällig, daß von den obenſtehenden 16 Fällen ſich 8 finden, die nur in der Bibel vor Hieronymus ſo wiedergegeben wurden, während ſie bei Hieronymus ſelbſt eine einfachere oder andere Übertragung erfahren haben. Auch iſt es gewiß nicht zufällig, daß ſich 6 von dieſen bei ihm ausgemerzten Verbindungen in dem Pentateuch finden, den Hieronymus hiernach mit beſonderem humaniſtiſchem Intereſſe überſetzt, beziehungsweiſe mit beſonderem puriſtiſchem Streben behandelt zu haben ſcheint. Denn aus dieſer ſeiner Behandlungsweiſe der in Rede ſtehenden Verbindung geht klar hervor, daß ſie der Klaſſiziſt nicht bloß als einen Gräzismus[20]) betrachtet, ſondern auch als eine poetiſche Ausdrucksweiſe angeſehen haben muß, die in lateiniſchen Proſawerken möglichſt zu vermeiden war.

Um ſo mehr überraſcht es uns zu ſehen, daß ſich Ablativ und Verb bei Hieronymus noch an einigen Stellen findet, wo die LXX unſere Struktur nicht durch Dativ und Verb ausgedrückt haben. Dieſe ſind: A. mit genau entſprechendem Verb 1) im Aktiv: congregatione congregabo (Mich. 2, 12), auditu audieritis (Sach. 6, 15); hierher gehört auch memoria memor ero (Thr. 3, 20); 2) im Deponens: zelo zelatus sum (1. Reg. 19, 10), praevaricatione praevaricata est (Jer. 5, 11), oblivione obliviscar (Hoſ. 1, 6), fornicatione fornicati sunt (Hoſ. 4, 18); 3) im Paſſiv: aversione aversi fueritis (1. Reg. 9, 6), suffossione suffodietur (Jer. 51, 58), contritione conteretur (Jeſ. 24, 19), agitatione agitabitur (ib.),

[20]) S. Kühnaſt, Die Hauptpunkte der livianiſchen Syntax I, S. 141.

confusione non sunt confusi (Jer. 6, 15), unguento unctus sum (Dan. 10, 3; T.: oleo).

B. Mit verſchiedenen Stämmen: 1) im Aktiv: separatione dividet (Jeſ. 56, 3), venatione ceperunt (Thr. 3, 52), lugeatis fletu (Jer. 22, 10) und lacrimis plorate (Mich. 1, 10), exultat gaudio (Prov. 23, 24); 2) im Paſſiv: ariditate siccabitur (Sach. 11, 17), depopulatione vastati sumus (Mich. 2, 4), adapertione pandentur (Nah. 3, 13), concisione lacerabuntur (Sach. 12, 3),[21]) vanitate seducti sumus (Neh. 1, 7), pavore solvetur (2. Sam. 17, 10).

Zeigen ſchon dieſe unabhängig vom Griechiſchen gebildeten Übertragungen, daß Hieronymus der Alliteration thunlichſt aus dem Wege zu gehen beſtrebt war, ſo iſt das noch augenfälliger in den Übertragungen, wo Hieronymus Ablativ und Verb verſchiedenen Stammes verbindet, während er ſich hierzu doch eben ſo gut, wie die griechiſchen Überſetzer, gleichſtämmiger Wörter hätte bedienen können. Auf dieſe Fälle wurde u. a. ſchon oben (S. 108) hingewieſen. Sie ſind: (A, 3, b) vendere pecunia (Deut. 21, 14), prehensione capieris (Jer. 34, 3), solitudine vastabuntur (Jeſ. 60, 12); (A, 3, e) pretio redempta (Lev. 19, 20); (B, 3, a) direptione praedabitur (Jeſ. 24, 3); (E, 2, a) lapidibus obruetur, opprimetur (Ex. 21, 28; 19, 13) oder opprimet (Lev. 24, 16).[22])

III. Konnte ſchon die Wiedergabe unſerer Struktur durch Dativ beziehungsweiſe Ablativ mit gleichſtämmigem Verb als eine immerhin ſinnentſprechende bezeichnet werden (ſ. o.), ſo verdient die folgende Übertragung dieſe Bezeichnung um ſo mehr, als ſie ſich auch in der Form dem hebräiſchen Originale nähert. Denn ſie giebt die hebräiſche Nominalform des Verbs gleichfalls durch eine verbale Nominalform wieder. Dieſe kann aber, da nach dem oben (S. 99 f.) Geſagten vom Infinitiv nicht mehr die Rede ſein kann, nur noch das Partizipium ſein. Die griechiſchen Überſetzer würden damit nur einem Gebrauche gehuldigt haben, von

[21]) Man beachte, daß auch von dieſen Beiſpielen keines dem Pentateuch angehört!

[22]) Tertullian und Cyprian drücken letztere Wendung z. B. durch lapidibus lapidabunt oder einfach durch lapidabunt aus.

dem Kühner[23]) ſagt: „Ein eigentümlicher, aber echt griechiſcher Gebrauch der Partizipien beſteht darin, daß neben dem Prädikate ein Partizip desſelben Stammes und gleicher Bedeutung ſteht: ein Gebrauch, der ganz analog iſt dem μάχην μάχεσθαι, φυγῇ φεύγειν u. ſ. f." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß letztere Bemerkung ſich nur auf die formale Seite der Sache, die Verbindung gleichſtämmiger Wörter zu mehr oder minder ſtraffen Begriffseinheiten, beziehen ſoll, daß aber die behauptete vollſtändige Analogie nichts mit Sinn und Bedeutung ſolcher Verbindungen an ſich zu thun haben kann. Sollte das dennoch angenommen werden, ſo würden wir aus den oben (S. 102 u. 104) angegebenen Gründen auch die nun zu beſprechende Verbindung nicht als eine Form dieſer fig. etym. bezeichnen können.

Auf jeden Fall kann auch im außerbibliſchen Griechiſch die Verbindung eines Partizips mit einer gleichſtämmigen finiten Verbalform der Bedeutung nach nicht mit der eines Akkuſativs und einer ſolchen Verbalform verglichen werden, wenigſtens nicht, wenn es ſich bei dieſem Kaſus nur um das Produkt der Thätigkeit, und nicht vielmehr um ihren Inhalt handeln ſoll. Eher kann mit dieſer Verbindung ſchon die eines Dativs mit gleichſtämmigem Verb der Bedeutung nach verglichen werden, weil auch das Partizip die Umſtandsbeſtimmungen ausdrücken kann, welche durch dieſen Kaſus zu bezeichnen möglich iſt (ſ. S. 104). Denn, wer „hörend hört", der hört geſpannt, aufmerkſam; wer „wiedergebend wiedergiebt", der giebt entweder fürwahr, ſicherlich wieder oder er giebt ſogleich, ſofort wieder; wer „wiſſend weiß", der weiß wahrhaftig; wer „ſchwörend ſchwört", der ſchwört feierlich; wer „reinigend reinigt", der reinigt gründlich u. ſ. f. So ſehen wir denn, um vorderhand nur ein Beiſpiel anzuführen, in der That neben das ſeltene ἀκοῇ ἀκούετε das häufige ἀκοῇ ἀκούετε, neben dieſes aber das noch viel häufigere ἀκούοντες ἀκούετε treten: und letzteres mit Recht, denn weil es ſich bei unſerer hebräiſchen Struktur eben vielmehr um eine intenſive Verſtärkung des Verbalbegriffs überhaupt handelt,

[23]) Griech. Grammatik ², II, § 490, 3.

als um adverbiale Bestimmungen der durch ihn ausgedrückten Zustände oder Thätigkeiten im besonderen, eben deshalb muß die unmittelbare Verbindung dieser nominalen Verbalform mit ihrem Verbum finitum als eine Übertragung bezeichnet werden, die dem Originale am nächsten kommt und seiner Bedeutung am meisten gerecht wird.

Um das zu erreichen, mußte aber das Partizip immer die erste Stelle in der Verbindung einnehmen, durfte es durch nichts von der Verbalform getrennt sein, selbst nichts sonst bestimmen und auch durch nichts sonst bestimmt sein, mußte es auf seine Bedeutung als besonderes Satzglied verzichten, d. h. den eigenen Einfluß aufgeben und fremden abwehren. Von allem, was es hatte, bleibt ihm nur noch die Motionsfähigkeit, insofern es sich in Genus und Numerus nach der Verbalperson richten muß; alles andere, Rektionsfähigkeit und Bestimmbarkeit, sind ihm bei dieser Verbindung in der Übertragung der LXX genommen: es ist wirklich, soweit das überhaupt möglich war, der starre Verbalbegriff, der Verbalbegriff in abstracto geworden.

Soweit ist es aber mit diesem Gebrauch des Partizips in der außerbiblischen Gräzität nicht gekommen, wenn man sich auf die von Kühner a. a. O. hierfür angeführten Beispiele verlassen darf: sie hat auch für diese Erscheinung mehr nur die Unterlage gebildet, den Ausgangspunkt angegeben. Denn dort 1) nimmt es nicht immer die erste Stelle ein, 2) erscheint es auch im Akkusativ (mit Infinitiv), 3) kann es rektionsfähig sein, 4) kann es Umstandsbestimmungen bei sich haben, 5) wird es vom Verb getrennt, 6) kann es stets als adverbiale Nebenbestimmung aufgefaßt und in einen Nebensatz aufgelöst werden, ohne daß Pleonasmus oder gar Tautologie vorläge, und endlich 7) schränkt das verb. fin. durch Zusammensetzung zuweilen auch den im Partizip liegenden Allgemeinbegriff des Verbums ein.

Die lateinische Bibelübersetzung hat auch diese griechische Übertragung unserer Struktur sich zu eigen gemacht, freilich ohne in der außerbiblischen Latinität auch nur die geringste Unterlage oder Handhabe hierfür zu besitzen. Hieraus erklärt sich auch die weiter unten zu besprechende Stellungnahme des Hieronymus zu

dieſer befremdlichen Übertragung. Ehe ich auf dieſe eingehe, werde ich die griechiſchen Beiſpiele ſo vorführen, daß die temporale Zugehörigkeit der Partizipien den äußeren Einteilungsgrund abgiebt, die verba finita aber wie oben angeordnet werden. Der Kürze halber wird für Partizipien und Verbalformen der Infinitiv das Stichwort bilden.

I. Participium praesentis Activi.

A. Genau entſprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Imperfektum: ἐξαίρειν (Jud. 1, 28); b) im Futurum, α) aktiver Form: ἀνοίγειν (Deut. 15, 8 u. ö.) = aperiens aperies (T.), ἀνιστάναι (Deut. 22, 4), ἐξαποστέλλειν (1. R. 11, 22), ποιεῖν (Jer. 44, 17 u. ö.) = facientes faciemus (V. u. ö.), καλύπτειν (Ez. 44, 20; lat. ſ. u.), ἀγοράζειν (1. Chr. 21, 24), συντρίβειν (Ex. 23, 24), διδόναι (Deut. 15, 10), καθιστάναι (Deut. 17, 15), ἀνακάμπτειν (Jer. 3, 1), βλέπειν (Jeſ. 6, 9: inf. nachg.) = videntes videbitis (C.), βασιλεύειν (Gen. 37, 8 u. ö.), κυριεύειν (ib.), πληθύνειν (Gen. 3, 16) = multiplicans multiplicabo (C.); ſo auch V. in Gen. 16, 10, διαῤῥήσσειν (1. Reg. 11, 11), ὀλοθρεύειν (Joſ. 3, 10), εὐλογεῖν (Deut. 15, 4) = benedicens benedicat (T.), V. in Pſ. 132, 15 = benedicens benedicam, παραδιδόναι (2. Sam. 5, 19; lat. ſ. u.), σώζειν (Jer. 39, 18; lat. ſ. u.), λαλεῖν (Ex. 4, 14), ἀπαγγέλλειν (1. Sam. 22, 22), ἀναγγέλλειν, παραβάλλειν, ἐλεεῖν (Jer. 31, 20; lat. ſ. u.), ἐκζητεῖν (Deut. 23, 22) = inquirens requiret (C.), ἐκπορνεύειν (Hoſ. 1, 2) = fornicans fornicabitur (V.), ἀθετεῖν (Jeſ. 48, 8) = praevaricans praevaricaberis (V.); β) medialer Form: φυλάσσειν (Deut. 6, 17), ἐμπαίζειν, καταλαμβάνειν (1. Sam. 30, 8), γιγνώσκειν (Gen. 15, 13; lat. ſ. u.); c) im Aor., 1) Aktiv, α) Indic.: ἀποδοκιμάζειν (Jer. 14, 19; lat. ſ. u.), πολεμεῖν (Jud. 11, 25), ἀπατᾶν, ἀθετεῖν, παροργίζειν (2. Sam. 12, 14), μισεῖν (Jud. 15, 2), ἀγιάζειν (Jud. 17, 3; lat. ſ. u.), ποιεῖν (Jer. 44, 25), ὑπομένειν (Pſ. 40, 2) = exspectans exspectavi (V.), κακοποιεῖν (1. Chr. 21, 17), παιδεύειν (Pſ. 118, 18) = castigans castigavit (V.), κλαίειν (Thren. 1, 2) = plorans ploravit (V.), θηρεύειν (Thr. 3, 52), συμβουλεύειν, συγκλείειν (Gen. 20, 18), ζητεῖν (Lev. 10, 16), ἐγείρειν (Jud. 7, 19), εὐλογεῖν (inf. vor- u. nachg.); β) Conjunct.: διορθοῦν (Jer. 7, 5), ποιεῖν (Jer. 22, 4 u. ö.) = facientes feceritis (V.), εὐλογεῖν (1. Chr. 4, 10 u. ö.) = bene-

dicens benedixeris (V.), εἰσακούειν (Jer. 17, 24), ἀνανεύειν (Ex. 22, 16), ἀλλάσσειν (Lev. 27, 10), διδόναι (Jud. 11, 30), ἀπαγγέλλειν (Jud. 14, 12 u. ö.), ἐπιβλέπειν (1. Sam. 1, 11; lat. ſ. u.), γιγνώσκειν (1. Sam. 20, 9), ἐπιστρέφειν (2. Sam. 15, 8 u. ö.), ἐκπηδᾶν (1. Reg. 20, 39); γ) Optat.: ἱστάναι (Job. 6, 2); δ) Imper.: βαστάζειν (Ruth 2, 16); 2) Paſſiv: παραπικραίνουσα παρεπικράνθην (Thren. 1, 20); d) im Perf.: ἀκούειν (1. Sam. 23, 10; lat. ſ. u.), ζηλοῦν (1. Reg. 19, 10; lat. ſ. u.).

B. Dasſelbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Aktiv, a) im Fut., α) aktiver Form: ἀναιρεῖν (Deut. 13, 16; lat. ſ. u.), λέγειν (Ez. 28, 9); b) im Aor.: α) im Ind.: λέγειν (Jud. 15, 2 u. ö.); β) im Conj.: λέγειν (1. Sam. 20, 21) mit ſtets nachgeſtelltem Partizip.

C. Dasſelbe Verbum mit einer Präpoſition zuſammengeſetzt: 1) im Act., a) im Fut.: ἐρωτῶντες ἐπερωτήσουσιν (2. Sam. 20, 18); b) im Aor.: α) im Ind.: ἐρωτῶν ἐπηρώτησεν (Gen. 43, 7), πορνεύοντες ἐξεπόρνευσαν (Hoſ. 4, 18), πτύων ἐνέπτυσεν (Num. 12, 14); β) im Conj.: σιωπῶν παρασ. (Num. 30, 15).

D. Mit weitergebildetem oder ſinnverwandtem Verb: 1) im Act., a) im Fut.: ἐπαναστρέφων ἥξω (Gen. 18, 10) = revertens veniam (V.), ἀποτρέχοντες ἀπελεύσονται (Jer. 37, 9) = euntes abibunt (V.); b) im Aor.: α) im Ind.: τύπτων ἐπάταξας (2. Reg. 14, 10; lat. ſ. u.); β) im Conj.: ἀνθοῦσα ἐξανθήσῃ (Lev. 13, 12), δεσμεύοντες δήσωσι (Jud. 16, 11), γιγνώσκων οἶδεν (1. Sam. 20, 3); δ) im Imper.: διαβαίνων σπεῦσον (2. Sam. 17, 16).

II. Participium praesentis Medii oder Deponentis.

A. Genau entſprechendes verb. fin. 1) im gleichen Präſ.: διαμαρτύρεσθαι (1. Sam. 8, 9); 2) im gleichen Fut.: κτᾶσθαι (2. Sam. 24, 24), ἀντιτάσσεσθαι (Hoſ. 1, 6), δύνασθαι (1. Sam. 26, 25) = potens poteris (V.),[24]) ἐκδέχεσθαι, πορευομένη πορεύσεται (Jud. 4, 9), εἰσπορεύεσθαι (Jer. 36, 29; lat. ſ. u.); 3) im gleichen Imperf.: πορεύεσθαι (Pſ. 126, 6) = ambulantes ambulabant (T.), euntes ibant (V.), δύνασθαι (2. Chr. 32, 13); 4) im gleichen Aor.: a) im Ind.: πορεύεσθαι (Jud. 9, 8), γεύεσθαι (1. Sam. 14, 43) = gustans gustavi (V.), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. ſ. u.),

[24]) Intereſſantes Beiſpiel dafür, daß es ein part. praes. zu posse gab.

καταισχύνεσθαι (Jer. 6, 15), γίγνεσθαι (lat. ſ. u.), ῥύεσθαι (2. Reg. 18, 33), μάχεσθαι (Jud. 11, 25), ἀπωθεῖσθαι (Thr. 5, 22) = proiciens reppulisti (V); b) im Conj.: ἀποκρίνεσθαι (Ez. 14, 3), λυτροῦσθαι (Lev. 27, 13), ἐπισκέπτεσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. ſ. u.); 5) im Perf.: αἰσχύνεσθαι (1. Sam. 27, 12; lat. ſ. u.).

B. Dasſelbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Fut. Med.: ἐξαιρεῖσθαι (2. Reg. 18, 30 u. ö.; lat. ſ. u.), ἐλεύσεται ἐρχόμενος (Dan. 11, 10: inf. nachg.; lat. ſ. u.).

C. Mit ſinnverwandtem Verb 1) im Fut. Act.: ἐρχόμενοι ἥξουσιν (Pſ. 126, 6) = venientes venient (T. und V.), ἐρχόμενος ἥξει (Hab. 2, 3) = veniens veniet (V.); 2) im Fut. Med.: παραγινόμενος παρέσται (1. Sam. 9, 6); 3) im Aor.: im Imper.: σαλευόμενοι μεταναστήτωσαν (Pſ. 109, 10; lat. ſ. u.).

III. Participium praesentis Passivi.

A. Genau entſprechendes verb. fin. 1) im Fut. Paſſ.: παραδίδοσθαι (Jer. 38, 3; lat. ſ. u.), κατασκάπτεσθαι (Jer. 51, 58), ἀνοίγεσθαι (Nah. 3, 13), ξηραίνεσθαι (Sach. 11, 17), ἐκτυφλοῦσθαι (ib.; lat. ſ. u.), συνάγεσθαι (Mich. 2, 12 u. ö.), μιαίνεσθαι, τήκεσθαι (2. Sam. 17, 10), αἰχμαλωτεύεσθαι (Am. 5, 5; lat. ſ. u.); 2) im Aor. Paſſ.: a) im Conj.: ἀθωωθῆναι (Jer. 49, 12).

IV. Participium aoristi Activi.

A. Genau entſprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Ind.: ἀναιρεῖν (Jer. 26, 19), ὁρᾶν (Ex. 3, 7) = videns vidi (Jr.), ὁρκίζειν (1. Sam. 14, 28); β) Conj.: ἐσθίειν (Lev. 7, 18), περιαιρεῖν (Num. 30, 13), μανθάνειν (Jer. 12, 16; lat. ſ. u.), ἐξέρχεσθαι (Jer. 38, 17; lat. ſ. u.), καθίζειν (Jer. 42, 10; lat. ſ. u.); γ) Imper.: ἐμμένειν (Jer. 44, 25); b) Fut.: πίπτειν (Eſth. 6, 13), πατάξας πατάξω (2. Reg. 6, 21); 2) im Med., a) im Fut.: γιγνώσκειν (Jer. 13, 12 u. ö.) = scientes scietis (V.), ἀναβαίνειν (Num. 13, 30), πίνειν (Jer. 25, 28) = bibentes bibetis (V.).

B. Mit ſtammverwandtem Verb im Fut. Med.: ἔρχεσθαι (Gen. 37, 10), ἐξέρχεσθαι (2. Sam. 18, 2), καθίζειν (1. Sam. 20, 5).

C. Mit ſinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Conj.: μεταβαλοῦσα μεταπέσῃ (Lev. 7, 18), κεκράξαντες καταβοήσωσι (Ex. 22, 22; lat. ſ. u.); b) Fut.: ἀποστρέψας ἀποδώσεις (Ex. 23, 4 u. ö.); c) Perf.: ἰδόντες ἑωράκαμεν (Gen. 26, 28).

V. Participium aoristi Medii.

A. Mit demſelben Verb a) im gleichen Aor., α) Conj.: γίγνεσθαι (Num. 30, 7).

B. Mit ſinnverwandtem Verb a) im Fut.: γενόμενος ἔσται (Jer. 42, 19); b) im Aor.: παραγενόμενος εἰςέλθῃ (Lev. 13, 7).

VI. Participium aoristi Passivi bezw. Depon.

A. Mit demſelben Verb 1) im Paſſiv, a) Aor., α) Ind.: ἀποκαλύπτεσθαι (1. Sam. 2, 27); β) Conj.: ἀποστραφέντες ἀποστραφῆτε (1. Reg. 9, 6).

B. Mit ſinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) Aor., α) Conj.: ἀποκριθεὶς εἴπῃ (Ex. 21, 5); 2) im Paſſiv, a) Aor., α) Ind.: ὠσθεὶς ἀνετράπην (Pſ. 118, 13).

Es mag auffällig erſcheinen, daß das Lateiniſche, wenn es doch nun einmal dieſe Übertragung übernahm, ſie nicht mehr verwendete, als es nach den im Vorausgehenden ſchon mit angegebenen Beiſpielen der Fall geweſen zu ſein ſcheint. Der Gebrauch war in der That ein etwas ausgedehnterer. So giebt uns T. und C. in Deut. 13, 9 nach den LXX noch annuntians annuntiabis, wo im Hebräiſchen zwar die Konſtruktion, aber nicht die Bedeutung ſtimmt; C. in Deut. 7, 13: veniens venit, in Jer. 10, 5: tollentes tollunt, in Dan. 7, 13: veniens venit ohne LXX. Über das Verhältnis des Hieronymus zur Itala ſei hier gleich darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich mit Ausnahme von multiplicans multiplicabo ſonſt keines der angeführten Beiſpiele im Pentateuch des Hieronymus befindet und die anderen auch hier alle der vorhieronymianiſchen Überſetzung zufallen. Daß Hieronymus der Verbindung, auch ohne hebräiſche oder griechiſche Vorlage, ſonſt nicht ausweicht, zeigt 2. Sam. 15, 8, wo ſein vovens vovit = nedĕr nadăr = εὐχὴν εὔξατο, vergl. auch Hab. 3, 9.

Einige Beiſpiele aus Hieronymus für die Verbindung von Partizip mit gleichſtämmigem Verb wurden oben deshalb nicht aufgeführt, weil ſie an der betreffenden Stelle kein Analogon in der griechiſchen Überſetzung haben, ſondern da durch Subſtantiv mit gleichſtämmigem Verb ausgedrückt waren. Dies ſind 1) (Akkuſativ und Verb) Jer. 31, 17: audiens audivi, 2) (Dativ und Verb) Jer. 9, 3 (4): supplantans supplantavi, Job. 27, 22: fugiens

fugiet, Ex. 3, 16: visitans visitavi, Thren. 1, 2: plorans ploravit, Jes. 61, 10: gaudens gaudebo.

In anderen Beispielen haben die LXX entweder die einfache oder eine ganz andere Übersetzung; so 1. Sam. 2, 30: loquens locutus sum, Ez. 31, 11: faciens faciet, 1. Reg. 8, 13: aedificans aedificavi, Jes. 22, 18: coronans coronabit, Jer. 13, 17: plorans plorabit, Jes. 30, 19: miserans miserebitur, Jer. 8, 13 und Zeph. 1, 2: congregans congregabo, Jer. 11, 7: contestans contestatus sum, Jer. 49, 12: bibentes bibent, Jer. 25, 30: rugiens rugiet, Ez. 3, 21 (18, 9): vivens vivet, Ez. 44, 20: tondentes attondent, Am. 9, 8: conterens non conteram.

Wo das verb. fin. durch das Passiv auszudrücken war, verbot sich im Lateinischen diese Übertragung wegen Mangels eines part. praes. pass. von selbst; es mußte dafür das part. praes. zu einem anderen Verbum, und zwar im Aktivum, gesucht werden. So in Sach. 11, 17: tenebrescens obscurabitur, Ps. 109, 10: nutantes transferantur; statt des part. tritt wohl auch ein entsprechendes Adjektiv ein, wie in captiva ducetur (Am. 5, 5) vergl. mit festinus veniet in Jer. 36, 29 und captiva migrabit (Am. 7, 17). Nicht minder hinderlich war auch der Mangel eines part. praet. im Aktiv.

In den meisten Fällen ist es aber gewiß der Widerwille gegen die Assimilation, welche den Hieronymus die Verbindung von Partizip mit gleichstämmigem Verb vermeiden lehrt; so in dicens loqueris, respiciens videris (1. Sam. 1, 11), respiciens requisierit (1. Sam. 20, 6), tradens dabo (2. Sam. 5, 19), disrumpens scindam (1. Reg. 11, 11), percutiens invaluisti (2. Reg. 14, 19), eruens liberabo (2. Reg. 18, 30 u. ö.), proiciens abiecisti (Jer. 14, 19), tollam portans (Jer. 23, 39; LXX dat.) und portata tollentur (Jer. 10, 5: s. o.), quiescentes manseritis (Jer. 42, 10), reddens retribuet (Jer. 51, 56; LXX dat.), peccavit delinquens (Ez. 25, 12: inf. nachg.), efflorueriť discurrens (Lev. 13, 12), scito praenoscens (Gen. 15, 13), comedetis vescentes (Joel 2, 26), succensae comburentur (2. Sam. 23, 7), nudans spoliavit (Joel 1, 7); vergl. retractat cogitans (2. Sam: 14,14).

Aus der vorhieronymianiſchen Überſetzung gehören hierher: vociferantes exclamaverint (Ex. 22, 22 bei C.), delinquens peccet (1. Sam. 2, 25: ohne hebr. Vorlage).

In einigen Fällen iſt hier wie dort die eigentliche Bedeutung der Struktur deshalb kaum noch zu erkennen; ſo in eruditi didicerint (Jer. 12, 16), mundans non faciet innocentem (Nah. 1, 3), adducam te revertentem (Gen. 46, 4), meditantes gememus (Jeſ. 59, 11), profectus exieris (Jer. 38, 17), impulsus eversus sum (Pſ. 118, 13), quasi parturiens dolebit (Ez. 30, 16); requiescens accubuisti (Gen. 49, 9 V., obdormisti C.), vergl. mit recubans requievit (Num. 24, 17 bei C.: ohne hebr. Vorlage; ähnl. 24, 9 bei V.).

IV. Dafür hat das Lateiniſche eine Übertragung verſucht, welche dem Griechen zu bilden unmöglich war. Es drückte nämlich den erſten Beſtandteil unſerer Struktur auch durch den Ablativ des Gerundiums desſelben oder eines ähnlichen Verbs aus. Ging man hierbei von dem hebräiſchen Infinitiv aus, ſo mochte dem Lateiner das Gerundium als ſubſtantiviſches Verbalnomen an ſich ſchon einen beſſeren Erſatz für ihn zu bieten ſcheinen als das adjektiviſche Verbalnomen; ferner konnte durch das Gerundium wegen ſeiner Flexionsfähigkeit die (modale) Verſtärkung des Verbalbegriffs einerſeits deutlicher zum Ausdruck gelangen, als durch den flexionsloſen Infinitiv (ſ. o.) oder durch das hier nur im Nominativ brauchbare Partizip; andererſeits konnte hierdurch aber doch auch verhütet werden, die enge Verbindung des erſten Beſtandteils mit dem zweiten unſerer Struktur in dem Sinne als eine rein adverbiale Nebenbeſtimmung aufzufaſſen, wie es ſelbſt bei einem mit dem Verb gleichſtämmigen Subſtantiv nur allzu oft kaum zu vermeiden war (ſ. o.). Ging man aber von dem in der griechiſchen Überſetzung dafür angewendeten Partizip aus, ſo war deſſen Wiedergabe durch das Gerundium inſofern ſchon angebahnt, als „ſeit der Auguſteiſchen Periode der Ablativ des Gerundiums oft ſtatt des Participii praesentis gebraucht wird“:[25]) ein Gebrauch,

[25]) Kühner, Lat. Grammatik II, S. 564. Beſonders belehrend iſt hier Liv. 8. 17, 1 populando pervenerunt, vergl. mit 3. 26, 1 infesta populatione venit; auf S. 562 das ciceronianiſche incipiendo refugi (Att. 4. 6, 3) und die Verbindung von Abl. Ger. und Part. durch kopulative Partikeln, z. B.

der auch in den von Hieronymus ganz unberührt gelaſſenen Büchern der lateiniſchen Überſetzung des Alten Teſtaments überraſchend und häufig genug auftritt.

So finden ſie ſich denn auch in den verglichenen vorhieronymianiſchen Überſetzungen (ſ. o.) mehrere Male: bei Cyprian in 1. Reg. 19, 10: aemulando aemulatus sum = zelo zelatus sum bei Hieronymus (ſ. o.); bei Cyprian in 1. Sam. 2, 25: delinquendo peccet, wo das hebräiſche Original nur jĕcĕṭā, die LXX aber ἁμαρτάνων ἁμαρτάνῃ hat — Hieronymus, aus dem Hebräiſchen direkt überſetzend, bietet nur peccaverit —; bei Juſtin in Deut. 31, 18: avertendo avertam = ἀποστροφῇ ἀποστρέψω, was Hieronymus durch abscondam et celabo wiedergegeben hat; bei Irenäus in Hoſ. 1, 2: fornicando fornicabitur, wo Hieronymus fornicans f. bietet. Hieronymus iſt alſo in den von ihm aus dem Hebräiſchen überſetzten Büchern dieſer Übertragung ausgewichen, wo er konnte, und hat, was für den Puriſten und die Verſtändlichkeit der Übertragung zu ſeiner Zeit bezeichnend genug iſt, das Partizip hierbei immerhin noch für beſſer gehalten als das Gerundium. Wenn er dieſes trotzdem einmal auch bietet, ſo iſt es ihm wohl nur mehr in Erinnerung an die frühere Überſetzungsweiſe entſchlüpft; denn wollte man annehmen, daß er, vom Griechiſchen beeinflußt, deſſen part. praes. pass. ſo am beſten ausdrücken zu können meinte, ſo müßte man ſich nur wundern, daß er dies in allen anderen Fällen, wo es ſich um ein Paſſiv handelte, unterlaſſen hätte. Das eine Beiſpiel ſteht in Jer. 38, 3: tradendo tradetur = παραδιδομένῃ παραδοθήσεται. Will man als Grund für das ſonſt gänzliche Fehlen dieſer Übertragung bei ihm nicht eine ſprachliche Abneigung gegen ſie überhaupt gelten laſſen, ſo würde als nächſter wieder der bezeichnet werden müſſen, daß auch durch dieſen ſubſtantiviſchen Ablativ die Einheit der Anſchauung und die Geſchloſſenheit des Begriffs im Original gefährdet erſchien.

V. Da es ſich im hebräiſchen Original um die Zuſammenſtellung gleichſtämmiger Formen handelt, ſo muß auch die Ver-

---

Tac. A. 15, 38: in edita assurgens et rursus inferiora populando, anteiit etc. — Vergl. auch Kühner, Griech. Gramm. ² II, § 485, 2.

bindung eines gleichſtämmigen Adjektivs oder Adverbs mit der finiten Verbalform als ein Verſuch bezeichnet werden, der Bedeutung, welche unſere Struktur im Original beſitzt, nach Kräften gerecht zu werden. Soweit es ſich hierbei um gleichſtämmige oder in der Bedeutung verwandte Adjektive handelt, ſind die wenigen Fälle ſchon oben geſtreift worden: Jer. 46, 28 ἀθῶον οὐκ ἀθῳώσω σε; Nah. 1, 3 ἀ. οὐκ ἀθῳώσει σε = mundans non faciet innocentem (V.), wo f. i. ſoviel iſt wie mundabit; Jer. 36, 29 bô'h jabô'h = festinus veniet (ſ. o.); Am. 5, 5 galo jiglae = captiva ducetur (ſ. o.), hierzu tritt als neu nur noch Jeſ. 54, 15 gôr jagûr = προσήλυτοι προσελεύσονται und Num. 13, 30 jakol nûkăl = δυνατοὶ δυνησόμεθα.

Nicht zahlreicher ſind die Beiſpiele für die Verbindung gleichſtämmiger oder gleichbedeutender Adverbien mit ihren Verben; ſo Ex. 15, 1 u. 21: ga'ho ga'ha = ἐνδόξως δεδόξασται = gloriose magnificatus est; Num. 22, 17: kăbbed 'hăkăbbaedəka = ἐντίμως τιμήσω σε = decreveram magnifice honorare te; Prov. 23, 1: bîn tabîn = νοητῶς νόει = diligenter attende; Prov. 27, 23: jadoă'h tedă'h = γνωστῶς ἐπιγνώσῃ = diligenter agnosce; 2. Reg. 5, 11: jeçē jaçō = πάντως ἐξελεύσεται.

VI. Mit dem vorgeführten Material ſind, abgeſehen von einer am Schluß noch beſonders zu beſprechenden Übertragung, die Fälle erſchöpft, wo im Griechiſchen oder Lateiniſchen der hebräiſche inf. abs. und verb. fin. durch gleichſtämmiges Nomen, Partizip oder Adverb und verb. fin. ausgedrückt iſt. Sie verteilen ſich in folgender Weiſe: von 451 Einzelfällen iſt der Akkuſativ im Griechiſchen 23 mal, im Lateiniſchen 6 mal, der Dativ im Gr. 123 mal, der Ablativ im Lat. 67 mal, das Partizip im Gr. 171 mal, im Lat. 89 mal, das Adjektiv im Gr. 3 mal, im Lat. 2 mal, das Adverb im Gr. 5 mal, im Lat. 4 mal mit ſeinem verb. fin. verbunden. Das Griechiſche hat alſo unſere Struktur 325 mal, das Lateiniſche nur 168 mal durch gleichſtämmige oder gleichbedeutende Verbindung auszudrücken verſucht.

Der griechiſche Akkuſativ iſt im Lateiniſchen 4 mal durch den Akkuſativ, 1 mal (V.) durch den Ablativ, 5 mal (V.) durch das Partizip ausgedrückt; der griechiſche Dativ erſcheint als Ablativ

10mal in der ſogenannten Itala, 38mal in der Vulgata, als Partizip 1mal in der J., 8mal in der V., als Gerundium 1mal in der J.; das griechiſche Partizip erſcheint als Partizip 11mal in der J., 42mal in der V., als Akkuſativ 2mal in der V., als Ablativ 1mal in der J., 12mal in der V., als Gerundium 3mal in der J., 1mal in der V.; über Adjektiv und Adverb ſ. o. Unabhängig vom Griechiſchen hat das Lateiniſche den Ablativ in 5 Fällen (V.), das Partizip 1mal in der J., 21mal in der V.

In beiden Sprachen hat alſo das Partizip den Löwenanteil an der Übertragung bekommen. Das iſt für das Lateiniſche um ſo wichtiger, als eine ſolche Verbindung in der außerbibliſchen Sprache etwas ganz Unerhörtes war. Sie muß alſo doch auch dem Hieronymus, wenn wir bedenken, daß ſeinen 76 Beiſpielen hierfür nur 55 für den Ablativ gegenüberſtehen, nicht nur als eine richtigere, ſondern auch als eine beſſere Übertragung erſchienen ſein als die letztere, für deren etwaige Bevorzugung er ſich doch auf das Vorbild der klaſſiſchen Latinität hätte berufen können. Daß er aber auch die Übertragung mit dem Partizip nicht für gut lateiniſch hielt, mag daraus hervorgehen, daß er ſie im Pentateuch ſo gut wie gar nicht (ſ. o.) aufkommen ließ, obgleich auf dieſen 178 von den 451 beſprochenen Einzelfällen entfallen.[26]) Der Mangel von etwas Ähnlichem in den romaniſchen Sprachen zeigt, daß ſie auch in der Volksſprache nicht heimiſch geweſen ſein kann.

Ziehen wir von den 126 Einzelfällen, die nach Obenſtehendem in der LXX nicht durch gleichſtämmige oder gleichbedeutende Verbindung ausgedrückt ſind, 12 ab, wo die LXX eine Übertragung nicht einmal verſucht, ſo würden wir nun fragen müſſen: wie hat nun die griechiſche Überſetzung unſere Struktur in den übrigen 114 Fällen wiedergegeben? und wie die lateiniſche in den anderen 283 Fällen?

---

[26]) Man wird alſo, wenn Ähnliches ſich bei Vergleichung der Überſetzung anderer Eigentümlichkeiten zeigen ſollte, unterſcheiden müſſen Vu^1 = von H. unberührte, Vu^2 = von H. revidierte, Vu^3 = von H. mit Anlehnung an die LXX aus dem Hebräiſchen überſetzte, Vu^4 = von H. ohne ſolche, alſo aus dem Hebr. direkt überſetzte Bücher des A. T. — Ein vovens vovit (ſ. o.) weiſt alſo 2. Sam. der Vu^2 zu.

Aus Rückſicht auf den Raum ſollen bei Beantwortung dieſer Frage nur die allgemeinen Geſichtspunkte berückſichtigt und nicht alle Beiſpiele im einzelnen vorgeführt werden.

Das (Griechiſche und) Lateiniſche drückt die in unſerer Struktur liegende Verſtärkung des Verbalbegriffes aus: 1) durch Kompoſition wie in εἰσακούειν = oboedire (V.: Deut. 11, 13), exaudire (C.: Ex. 22, 22), ἀνταποθανεῖσθαι (Ex. 22, 2), pertransire (Ex. 23, 5), praevalere (2. Chr. 32, 13), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 28), ἀνταποδιδόναι (Jer. 51, 56), adiurare (Ex. 13, 19);[27]) 2) durch Adverbien und adverbielle Ausdrücke: σκληρῶς ἀποκριθῆναι (1. Sam. 20, 7). Dieſe Art iſt namentlich im Lateiniſchen, und zwar in der Vulgata, angewendet worden: Hieronymus zeigt ſich auch da wieder als feinen Überſetzer, dem es mehr darauf ankommt, daß ſeine Überſetzung ſinngemäß, als daß ſie wortgemäß ſei. So ſieht er in dieſer Verbindung ausgedrückt die Begriffe: ſchnell (cito perire in Deut. 4, 26); ſofort (statim reddere Deut. 24, 13; 13, 16; extemplo contradicere Num. 30, 13); unverzüglich (absque dilatione transgredi 2. Sam. 17, 16); ſorglich (proicere de industria Ruth 2, 16; diligenter attendere Prov. 23, 1); offen (aperte revelari 1. Sam. 2, 27); gewiß, ſicher (certe cognoscere 1. Sam. 20, 9; profecto venire 1. Reg. 13, 32; absque dubio comprehendere 1. Sam. 30, 8; sine ambiguitate venire 1. Sam. 9, 6; procul dubio annuntiare 1. Sam. 22, 22; certissime regnare 1. Sam. 24, 21; vere compleri Jer. 44, 29); unweigerlich (absque retractatione mori 1. Sam. 14, 39); heftig, dringend (instantius persequi Jud. 20, 39; rogare obnixe 1. Sam. 20, 28); völlig (omnia disperire[28]) Deut. 8, 19; percutere ad interitum Deut. 7, 2); öfter (rursum inquit 2. Sam. 20, 18); reichlich (largiter flens 1. Sam. 1, 10); 3) durch zwei

[27]) Die früheren Beiſpiele zeigen, daß dieſe und die folgende Art der Übertragung mit der gleichſtämmigen verbunden ſein kann. — Die Kompoſition kann auch durch aſyndetiſche Doppeltſetzung desſelben Verbs vertreten ſein, wie in Jer. 6, 9: καλαμᾶσθε, καλαμᾶσθε und in Job. 13, 17: ἀκούσατε, ἀκούσατε (vergl. unſer „hört, hört!“); vergl. das Lat. in 2. Sam. 20, 18: qui interrogant, interrogent = interrogantes i.

[28]) S. Wölfflin, Archiv u. ſ. w. VIII, 2, S. 243.

verſchiedene Verba, mit et verbunden: abscondam et celabo (V. in Deut. 31, 18), fugiam et salver (V. in 1. Sam. 27, 1), abbreviata et parvula est facta (V. in Jeſ. 50, 2), καταλειφθῇ καὶ εὑρεθῇ (V. in Ex. 22, 3), scitote et cognoscite (V. in Jer. 26, 15), consecravi et vovi (V. in Jud. 17, 3), jurgatus sit et pugnaverit (V. in Jud. 11, 25); das Lat. allein: 4) durch zwei Sätze: obsecro te ut dimittas me (V. in 1. Reg. 11, 22), obsecro ut interficias me (V. in Num. 11, 15), audite quaeso[29]) (V. in Job. 13, 17 und 21, 2);[30]) 5) durch modale Hilfsverben wie posse, debere, solere (dieſes in 1. Sam. 20, 5 durch ex more verſtärkt), pati, compellere (Ex. 11, 1); 6) durch ſonſtige Umſchreibungen, wie V. in Deut. 7, 26: quasi spurcitiam detestaberis et velut inquinamentum ac sordes abominationi habebis; V. in 1. Sam. 12, 25: perseveraveritis in malitia; V. in Jud. 21, 5: grandi iuramento se obstrinxerant; V. in Gen. 43, 3: denuntiavit sub attestatione iurisiurandi; V. in Ex. 18, 18: stulto labore consumeris; V. in 1. Sam. 27, 12: multa mala operatus est; V. in Jer. 30, 11: non faciam in consummationem. Die meiſten der hier von 1—3 ohne Beigabe des Griechiſchen vorgeführten Beiſpiele ſind in der LXX mit Partizip, eine geringere Anzahl mit Dativ wiedergegeben und für das Griechiſche in beiden Fällen ſchon oben belegt worden.[31])

Als Reſultat muß alſo bezeichnet werden, daß nur das Griechiſche ſich bewußt war, ſo glücklich zu ſein, in der Verbindung von Partizip und Verb eine der hebräiſchen adäquate Ausdrucksweiſe zu beſitzen. Dagegen hat das Lateiniſche, indem es ſich mit allen Kräften um eine ſolche abmühte, deren Eintönigkeit überwunden und durch den mit dieſem Suchen zuſammenhängenden Wechſel im Ausdruck die Darſtellung in angenehmer Weiſe belebt:

---

[29]) quaeso iſt alſo nicht ſchon mit Seneka abgeſtorben; ſ. ebenda I, 1, S. 47.

[30]) Ein lehrreiches Beiſpiel dafür, daß die vorhieronymianiſche Überſetzung über die Bedeutung der Verbindung von part. und Verb ſich nicht klar war, giebt Cyprian, welcher Jer. 15, 18: γενομένη ἐγενήθη wiedergiebt mit: dum fit, facta est.

[31]) Die wenigen noch übrig bleibenden Beiſpiele bieten das einfache Verbum dar oder beruhen auf anderen Lesarten im hebr. Urtext.

einem fortwährenden audiens audit gegenüber wirkt der Wechſel wahrhaft erfriſchend, wie er vorliegt in auditionem, auditu, auditione, aure, audiens und audiendo audit, exaudit, oboedit, attente audit u. ſ. w.

VII. Von beſonderem Intereſſe, auch für Neuphilologen, iſt noch der nach dem verb. fin. geſtellte inf. abs. in zuſammengeſetzter Verbindung (ſ. o.), namentlich wenn „der Begriff der längeren Fortdauer durch das Verbum halăk (πορεύεσθαι) mit ſeinem inf. abs. — oder auch durch den letzteren allein — ausgedrückt wird, und zwar nicht bloß da, wo die eigentliche Bedeutung (gehen, ſchreiten) angenommen werden kann, ſondern auch in den Fällen, wo halăk in der Bedeutung fortgehen, fortdauern lediglich zur Umſchreibung eines Adverbs dient. Die Handlung ſelbſt wird in einem zweiten inf. absol., bisweilen auch in einem Partizip oder Adjektivum verbale beigefügt". (Geſenius-Kautzſch a. a. O. S. 330 f.)

In dieſem Falle iſt der letztere Infinitiv im Griechiſchen und Lateiniſchen faſt ſtets[32]) mit dem Partizip wiedergegeben: zweimal (Jer. 12, 17 und Jeſ. 19, 22) erſcheint in beiden Sprachen dafür der Dativ beziehungsweiſe Ablativ (ſ. o.); öfter das verb. fin., und zwar im Griech. und Lat. in Joel 2, 26: φάγεσθε ἐσθίοντες καὶ ἐμπλησθήσεσθε = comedetis vescentes et saturabimini, 1. Reg. 20, 37: ἐπάταξεν πατάξας καὶ συνέτριψεν = percussit et vulneravit; im Griech. allein in Joſ. 6, 13 (εἰξεπορεύοντο, ἐσάλπισαν ταῖς σάλπιγξι), 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), Jeſ. 31, 5 (ὑπεραςπιεῖ καὶ ἐξελεῖται καὶ περιποιήσεται καὶ σώσει), Jer. 7, 13 (ἐλάλησα ὄρθρου καὶ ἐκάλεσα), Jer. 7, 25 (ἐξαπέστειλα ὅ. καὶ ἀπέστειλα), Jer. 26, 5 (ἀποστέλλω ὅ. κ. ἀ.), Jer. 35, 14 f. (ἐλ. ὅ. κ. ἀ.), Jer. 41, 6 (ἐπορεύοντο καὶ ἔκλαιον); im Lat. allein in Gen. 8, 7 (egrediebatur et non revertebatur = ἐξελθὼν οὐκ ἀνέστρεψεν). Wie in dieſer Stelle, ſo haben auch in den vorhergehenden Lat. und Griech. ihre Rollen vertauſcht. Denn V. hat in Joſ. 6, 13 praecedebant-ambulantes et clangentes, 1. Sam. 6, 12 ibant-pergentes et mugientes, Jeſ. 31, 5

[32]) Z. B. 2. Sam. 3, 16. 5, 10. 15, 30. 16, 5. 13; 2. Chr. 36, 15; Jer. 25, 3 f.

proteget-protegens et liberans, transiens et salvans, Jer. 7, 13 u. 35, 14 locutus sum-mane consurgens et loquens, Jer. 7, 25 u. 35, 15 misi-consurgens diluculo et mittens, Jer. 26, 5 m. c. et dirigens, Jer. 41, 6 incedens et plorans ibat (ſ. u.).

In den geſperrt gedruckten Stellen hat Hieronymus genauer und richtiger überſetzt, als die LXX; denn er hat den dort nach văjjelĕk bezw. văjjeləkû ſtehenden inf. abs. halôk auch hier durch das part. praes. eines Zeitworts der Bewegung ausgedrückt. Das thun die LXX ſonſt auch, und zwar ſo, daß ſie dieſe zwei Verbalformen durch ἐπορεύετο πορευόμενος (Jud. 14, 9; 1. Sam. 14, 19; 2. Sam. 16, 13; 18, 25) bezw. διέπ. π. (2. Sam. 5, 10), ἐπορεύθη π. (2. Sam. 13, 19) und πορεύσονται βαδίζοντες (Jer. 50, 4) wiedergeben. Ihre Übertragung des zweiten Infinitivs iſt in dieſen Stellen wieder eine doppelte; ſie erfolgt: a) durch das Partizip wie in Jud. 14, 9 (καὶ ἐσθίων), 2. Sam. 16, 13 (καὶ καταρώμενος καὶ λιθάζων ἐν λίθοις), ib. 18, 25 (καὶ ἐγγίζων), ib. 13, 19 (καὶ κράζουσα), ib. 5, 10 (καὶ μεγαλυνόμενος), καὶ κλαίοντες (Jer. 50, 4); b) durch das verb. fin., wie in 1. Sam. 14, 19 (καὶ ἐπλήθυνε). Aber ihre Stellung zu dieſer Struktur war noch viel mannigfaltiger: c) ſie unterdrücken den erſten inf. abs. (halôk), wie in 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), 2. Sam. 3, 16 (ἐπορεύετο κλαίων = sequebatur plorans); d) ſie unterdrücken das davorſtehende verb. fin. (văjjelĕk), wie in Gen. 26, 13 προβαίνων μείζων ἐγένετο); e) ſie unterdrücken den zweiten Infinitiv, d. h. den mit dem verb. fin. gleichſtämmigen, und ziehen ihn mit dieſem zu einem Begriffe zuſammen, wie in Gen. 12, 9 (πορευθεὶς ἐστρατοπέδευσεν) und wohl auch Gen. 8, 3 (ἐνεδίδου τὸ ὕδωρ πορευόμενον ἀπὸ τῆς γῆς); f) wo das Verbum halăk überhaupt nicht inbetracht kommt, werden gern beide Infinitive durch Partizip wiedergegeben, ſo noch[33]) in 2. Chr. 36, 15 (ἐξαπέστειλε ὀρθρίζων καὶ ἀποστέλλων = mittebat de nocte consurgens et commonens, vergl. Jer. 25, 4: ἀπέστελλεν ὄρθρου (NB.) ἀποστέλλων = misit cons. diluculo mittensque, ebenſo die Vulgata ſelbſtändig in Jer. 29, 19), Jer. 25, 3 (ἐλάλησα ὀρθρίζων καὶ λέγων = locutus sum

[33]) Außer den bereits oben angeführten Stellen.

de nocte cons. et loquens), 2. Sam. 16, 5 (ἐξῆλθεν ἐκπορευόμενος καὶ καταρώμενος = procedebat egrediens et maledicebat (NB.), mit Verſtärkung durch ähnliche Begriffe in 2. Sam. 15, 30 (ἀνέβαινεν ἐν τῇ ἀναβάσει ἀναβαίνων καὶ κλαίων = porro ascendebat scandens et flens).

Bei den mit haläk als verb. fin. (oder vorangeſtelltem Partizip) gebildeten Verbindungen weiſt auch die Vulgata verſchiedene Arten der Übertragung auf: 1) Sie drückt beide Infinitive aus, und zwar a) beide durch Partizipien, ſo in Gen. 26, 13 (ibat proficiscens atque succrescens), Joſ. 6, 13 (ſ. o.), 1. Sam. 6, 12 (ſ. o.), 2. Sam. 5, 10 (ingrediebatur proficiens atque succrescens), 2. Sam. 13, 19 (ibat ingrediens et clamans), Jer. 50, 4; b) ſie drückt den erſten durch das Partizip, den zweiten durch ein verb. fin. aus, ſo in 2. Reg. 2, 11 (cumque pergerent et incedentes sermocinarentur), 1. Sam. 19, 23 (ambulabat ingrediens et prophetabat = ἐπορεύετο προφητεύων); c) ſie drückt den erſten durch eine adverbiale Beſtimmung, den zweiten durch Zuſammenziehung mit dem Hauptverb aus, ſo in Jud. 14, 9 comedebat in via); 2) ſie unterdrückt den erſten (= πορευόμενος), ſo in 2. Sam. 16, 13 (gradiebatur maledicens et mittens lapides), ib. 18, 25 (properante (mit Zuſammenziehung) illo et accedente propius) vergl. auch 2. Sam. 3, 16; ferner 1. Sam. 14, 19 (crescebatque paulatim (mit adverbialer Beſtimmung) et clarius resonabat.

Die mit anderen finiten Verben der Bewegung oder ſonſtiger Begriffe gebildeten Verbindungen dieſer Art ſind in der Vulgata faſt nur ſo wiedergegeben, daß den Infinitiven faſt ebenſoviele Partizipien entſprechen. Zu den bereits vorgeführten Beiſpielen ſind noch nachzutragen: Gen. 8, 3 (reversae sunt euntes et redeuntes), ib. 12, 9 (perrexit videns et progrediens), proficiebatque David vadens et crescens (1. Chr. 11, 9).

Wenn oben geſagt wurde, daß die Übertragung dieſer letzteren Verbindung auch für Neuphilologen von Intereſſe ſei, ſo denke ich an aller mit ſogenanntem gerundiviſchen Partizip (Mätzner) oder gar Gerundium (Lücking), „wobei jenes Verb in allgemeiner Weiſe die werdende oder fortſchreitende Thätigkeit bezeichnet, als deren nähere Beſtimmung das Partizip zu faſſen iſt,

welches der Form nach nur eine damit gleichzeitige Thätigkeit bezeichnet".[34]) Man ist gewohnt, wegen der öfteren Verbindung durch en diese verbale Nominalform in der aus dem Obenstehenden ersichtlichen Weise zu bezeichnen; das kann aber, wenn überhaupt die lateinische Bibel- und Kirchensprache irgend welchen Einfluß auf die Entwickelung der romanischen Sprachen gehabt haben soll, nicht richtig sein. Vielmehr muß nach dem Vorausgehenden wenigstens die ohne en gebrauchte französische Nominalform des Verbs als participe présent bezeichnet werden. Wie en in diese Verbindung, in der es völlig bedeutungslos ist, gekommen ist, würde noch zu untersuchen sein. Ist die in Rede stehende Form Partizip, dann könnte en das in essentiae mit diesem sein.[35]) Soviel aber darf als sicher angenommen werden, daß die Verbindung von aller mit einer solchen verbalen Nominalform auf das Bibel- und Kirchenlatein zurückzuführen ist, da das außerbiblische Latein kein Analogon dafür bietet. Ob en für die Übertragung dieser Verbindung nötig war, darauf mag eine Vergleichung der in Rede stehenden Beispiele selbst die Antwort geben: 1) mit anderen Verben als aller a) ohne en: il sortit allant et revenant (Gen. 8, 7), il partit marchant et s'avançant (Gen. 12, 9); b) mit en: il continua son chemin en mangeant (Jud. 14, 9), tenant toujours le même chemin en marchant et mugissant (1. Sam. 6, 12), ils marchaient en parlant (2. Reg. 2, 11); 2) mit aller bezw. s'en aller, a) ohne en: elle s'en allait criant (2. Sam. 13, 19), il s'en alla pleurant continuellement (2. Sam. 3, 16), Samuel alla croissant (1. Sam. 2, 26); b) mit en: il allait toujours en augmentant (Gen. 26, 13), il allait toujours en avançant et en croissant (2. Sam. 5, 10). Ein Vergleich beider Beispiele mit croître, auch des berühmten le mal va(toujours) croissant zeigt die Bedeutungslosigkeit des en! Wenn übrigens Mätzner sagt: „Den Begriff einer Steigerung wie in aller croissant etc. gewährt vielmehr der Thätigkeitsbegriff des Partizips als die Verbindung desselben mit aller", so ist das ja in diesem Falle von der Bedeutung des Verbs aus richtig; aber wenn einer in dem

[34]) Mätzner, Französ. Grammatik § 154, 4.

[35]) Daß dieses auch der Vulgata nicht fremd war, dafür vergl. Ex. 6, 3.

durch dieſes ausgedrückten Zuſtand immer weitergeht, fortſchreitet, ſo muß dieſe Zuſtändlichkeit doch auch dadurch eine Steigerung erfahren.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Ziehen, Gymnaſiallehrer, hier;
„ Dr. ph. O. Liermann, Gymnaſiallehrer, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer A. Caumont, als zweiten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner, als Schriftführer Herrn Oberlehrer Zander.

Am 26. Oktober ſprach Herr Oberlehrer Dr. Banner über

„Die Syntax des Franzöſiſchen als ein Produkt ſeiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes."

In der Sitzung vom 30. November wurde ein Aufſatz des Herrn Dr. Waſſerzieher „Über die Gründe der Sprachänderungen" verleſen.

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. Die Syntax des Franzöſiſchen als ein Produkt ſeiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes von Herrn Dr. Banner.

Die Stellung der Satzglieder im Franzöſiſchen zu einander betrachten heißt im Grunde genommen nichts weſentlich anderes, als die Stellung von Subjekt und Akkuſativ-Objekt im Satze beleuchten. Unverrückbar als Angelpunkt des franzöſiſchen Satzgefüges ſteht das Verbum da, die übrigen Glieder gruppieren ſich hauptſächlich im Hinblick auf dieſes, und insbeſondere Subjekt und Akkuſativ-Objekt haben ihren feſten Platz links und rechts von ihm:

eine Stellung, an der im großen und ganzen nicht gerüttelt werden darf, da ſonſt beide Satzglieder nicht mehr von einander zu unterſcheiden wären. Dieſe wie ſonſt manche ſyntaktiſche Eigentümlichkeit hier ebenſoſehr und mehr noch als in anderen Sprachen muß ja direkt als ein Produkt der Formenlehre betrachtet werden. Denn wie der Verluſt der lateiniſchen Flexionsfähigkeit des Nomens im Neufranzöſiſchen zur Einſtellung von Partikeln im Genitiv, im Dativ und in anderen Fällen zwang, ſo im Nominativ und Akkuſativ zu einer beſtimmten unverrückbaren Stellung:

La mère a bien accueilli la voisine.
La voisine a bien accueilli la mère.

Wie wird es nun bei der Frage? Die Mutterſprache des Franzöſiſchen kennzeichnet dieſe durch Partikeln, das Deutſche, wenn nicht bloß durch eine beſondere Betonung, die dem Franzoſen, nach der bei ihm herrſchenden eigentümlichen Akzentuierung, nicht in gleichem Maße genehm iſt, überall durch die Umſtellung von Subjekt und Verbum. Das Franzöſiſche hat nun zwar die Tendenz, wie das Deutſche zu verfahren; aber welche Schwierigkeiten ſtellen ſich ihm dabei entgegen, Schwierigkeiten, die ſchier unüberwindlich wären, wenn nicht ein einziger Ausweg offen ſtände. Und das iſt der Fall, wo es ſich um ein verbundenes Perſonalpronomen als Subjekt handelt; da allein kann die die Frage kennzeichnende Umſtellung von Subjekt und Verbum ohne jede Gefahr eines Mißverſtändniſſes vorgenommen werden, weil bei dieſer einen Wortklaſſe ſich Nominativ und Akkuſativ formell unterſcheiden:

Comment a-t-il trouvé le menu?
Pourquoi as-tu peur?
A-t-elle un chien?

Wie iſt es aber bei einem ſubſtantiviſchen Subjekt? Wenn wir hier von denjenigen Verben abſehen, die zu ihrer Ergänzung hinter ſich ein Prädikatsnomen verlangen, ſo können wir ſagen, daß wir jedes direkt hinter dem Verbum ſtehende Subſtantiv ohne Präpoſition als einen Akkuſativ anſehen. Es würde demnach beiſpielsweiſe die Wortfolge „a le père un chien?“ „hat den Vater ein Hund?“ oder etwas ähnlich Unſinniges bedeuten. Es bleibt ſomit, da, wie oben ſchon erwähnt, das verbundene Perſonal-

pronomen allein als Subjekt die Stellung hinter dem Verbum verträgt, der einzige Ausweg, das ſubſtantiviſche Subjekt vor dem Verbum ſtehen zu laſſen, den interrogativen Charakter aber mit der Wiederaufnahme desſelben durch das entſprechende verbundene Perſonalpronomen hinter dem Verbum anzudeuten: Le père a-t-il un chien? Ein gleiches gilt im allgemeinen auch für die durch ein Fragewort eingeleiteten Frageſätze und im weiteren dann für jeden in Frageſtellung gegebenen Satz:

Pourquoi ton père a-t-il un chien?
Cet enfant est-il drôle! (als Ausruf).
Tu as raison, dit-il alors.
En vain ton frère a-t-il cherché des amis.
Le roi l'eût-il voulu, il en eût été capable.

Eine ſolche Wiederaufnahme des Subjekts durch die nicht mißzuverſtehende Form des verbundenen Perſonalpronomens iſt nun insbeſondere dann vonnöten, wenn ein ſubſtantiviſches Objekt veranlaßt iſt, gleich dem Subjekt vor das Verbum zu treten. Dies geſchieht, ſobald es entweder für ſich allein als ſubſtantiviſches Fragepronomen oder als ein mit einem Fragewort verbundenes Subſtantiv an die Spitze des Frageſatzes geſtellt werden muß:

Qui le roi a-t-il chargé de cette mission?
Quel livre ton père a-t-il lu?
Combien de lettres ta mère a-t-elle écrites?

Nur ſo auch laſſen ſich die Sätze „welche Nation hat dieſen König beſiegt“ und „welche Nation hat dieſer König beſiegt“ im Franzöſiſchen ohne Umſchreibung auseinanderhalten; der eine iſt quelle nation a vaincu ce roi? der andere quelle nation ce roi a-t-il vaincue?

Wie nun hier das Subjekt, ſo wird in einem anderen Falle, wo ein ſubſtantiviertes Objekt neben dem Subjekt vor dem Verbum Platz nehmen muß, das Objekt durch eine Form des verbundenen Perſonalpronomens hinter dem Verbum nochmals deutlich gekennzeichnet. Dieſer Fall tritt dort ein, wo in einem Satze jenes Satzglied als beſonders hervorgehoben an die Spitze geſetzt wird. Nun kann der Franzoſe den Satz: „Deinen Brief hat mein Bruder nicht geleſen“ ja zwar unter Umſtänden durch

*

eine Umſchreibung wiedergeben; dem Deutſchen jedoch die nachdrückliche Betonung oder die Voranſtellung oder aber beides zugleich einfach nachzubilden, geht aus den ſchon erwähnten Gründen im Franzöſiſchen eben nicht, und der Franzoſe kann den Gedanken nur wiedergeben durch ta lettre mon frère ne l'a pas lue. Wie unumgänglich notwendig eine ſolche Nachhilfe durch die Syntax bei vorhandener Formarmut iſt, zeigt ſich aber erſt bei der Wiedergabe etwa folgender beiden deutſchen Sätze, die nur durch Vertauſchung von Subjekt und Objekt ſich unterſcheiden:

Deine Mutter hat mein Bruder nicht gegrüßt

und

Deine Mutter hat meinen Bruder nicht gegrüßt.

Auch im Deutſchen iſt ja das eine der beiden in Betracht kommenden Subſtantiva nicht fähig, ſeine Kaſus formell zu trennen; da aber das zweite noch dazu imſtande iſt, kommt man mit den gewöhnlichen Mitteln aus, um die Bedeutungsunterſchiede herbeizuführen. Der Franzoſe muß im erſten wie im zweiten Beiſpiel mit dem verbundenen Perſonalpronomen nachhelfen:

Ta mère mon frère ne l'a pas saluée.
Ta mère elle n'a pas salué mon frère.

In beiden Fällen iſt das hervorzuhebende Subſtantiv aus dem eigentlichen Satzgefüge ausgeſchieden und bedeutſam an die Spitze geſtellt, das Übrige zeigt uns einen regelrecht gebauten franzöſiſchen Satz.

Man darf aber nicht unterlaſſen, an dieſer Stelle auch auf die Kehrſeite der Medaille hinzuweiſen. Begegnet es einmal in einem den obigen entſprechend gebauten deutſchen Satze, daß beide in betracht kommende Subſtantiva Nominativ und Akkuſativ formell nicht ſcheiden können, wie in:

Deine Mutter hat meine Schweſter nicht gegrüßt

ſo verhilft auch hier, falls das eine der beiden Subſtantiva hervorgehoben iſt, das mehrfach genannte Mittel im Franzöſiſchen zum unbedingten Verſtändnis, falls aber keines hervorgehoben werden ſoll, bringt die unveränderte feſte Stellung der Satzglieder die Vermeidung jedweder falſchen Deutung mit ſich. Hier iſt es dann

das Deutſche, das nur mit beſonderen, einem ſolchen Falle eigentümlichen Nachhilfen, ein ſicheres Verſtändnis herbeiführen kann.

Unter den Fällen, in denen im Franzöſiſchen das Objekt vor das Verbum treten *muß*, giebt es drei oder genauer nur zwei, wo dies unbeſchadet des Verſtändniſſes ohne weiteres auch geſchehen *kann*: einmal tritt es ja, wie oben ſchon erwähnt, als ſubſtantiviſches Fragepronomen oder als Subſtantiv in Verbindung mit einem adjektiviſchen oder adverbialen Fragewort an die Spitze des Satzes; da jedoch hier für die Verdeutlichung des in demſelben Satze ſtehenden Subjekts, ſobald dies ſubſtantiviſcher Art iſt, mithin alſo für die Klarlegung des Objekts ſelbſt, beſondere Vorkehrungen getroffen werden müſſen, ſo gehört dieſer Fall eben nicht ſo ganz in die bezeichnete Rubrik. Zweitens tritt das Objekt als Relativpronomen zur Einführung eines relativen Nebenſatzes an die Spitze eines ſolchen und es braucht in ihm keine ſeine Charakteriſierung als Objekt unterſtützende Veränderung zu verurſachen, da ſich Akkuſativ und Nominativ formell unterſcheiden. Endlich drittens darf das Objekt aus dem gleichen Grunde als verbundenes Perſonalpronomen ohne weiteres vor das Verbum treten, und es thut dies, weil es in ſeiner Unſelbſtändigkeit (ähnlich wie ne) die proklitiſche Anlehnung an das Verbum finitum ſucht. Wie es darum auch mit ſeinem wenig auffälligen Weſen ſich ſeiner ſelbſt entäußernd zur Verdeutlichung der ſonſt ſchwer kenntlichen Objekte ſeine Kräfte leiht, das iſt oben gezeigt worden.

Bekannt iſt das Geſetz, daß ein den Satz einleitendes Adverb keinerlei Änderung in der Wortſtellung hervorruft; während alſo im Deutſchen in dieſem Falle das Subjekt hinter das Verbum tritt, muß es im Franzöſiſchen ſeinen Platz *vor* dieſem behalten:

Damals beſiegte Friedrich der Große die Ruſſen.
Alors Frédéric le Grand vainquit les Russes.

Der gleiche Unterſchied beider Sprachen zeigt ſich in der Geſtaltung des Nachſatzes:

Als der Winter herannahte, verließen die Vögel das Land.
Lorsque l'hiver s'approcha, les oiseaux quittèrent le pays.

Dem mit einem Adverb beginnenden Satze entſprechend behandelt wird der durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleitete Satz,

ſobald es ſich in ihm um ein ſubſtantiviſches nicht von einer Präpoſition abhängiges Objekt handelt. Die eigenartige Stellung, die wir in dem deutſchen Satze:

Der Mann, deſſen Kinder ich geſtern geſehen habe, iſt geſtorben

antreffen, finden wir im Franzöſiſchen durch die ſtreng fixierte Reihenfolge der Satzglieder wiedergegeben in:

L'homme dont j'ai vu les enfants, est mort.

Handelt es ſich aber in dem durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleiteten Satze um ein formell erkennbares genitiviſches oder mit irgend einer anderen Präpoſition verbundenes Objekt, ſo tritt dieſes ohne Schaden an die Spitze des Nebenſatzes, alſo vor das Verbum:

Der König, deſſen Wohlthaten wir uns immer erinnern werden

und

Der König, deſſen Wohlthaten wir unſer Glück verdanken

ſind franzöſiſch:

Le roi des bienfaits duquel nous nous souviendrons toujours

und

Le roi aux bienfaits duquel nous devons notre bonheur.

Freilich darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Form dont als vom lateiniſchen deunde ſtammend eben ein Adverb iſt und ſchon deshalb der Behandlung dieſer ſich anſchließt.

Es iſt von Vorteil, im Aufbau des franzöſiſchen Satzes von vornherein einen Unterſchied zwiſchen „Adverb“ und „adverbialer Beſtimmung“ zu machen und zwar ſo, daß man mit „Adverb“ ein einzelnes Wort, mit adverbialer Beſtimmung eine Verbindung von einem Subſtantiv mit Artikel, Pronomen oder Präpoſition bezeichnet; denn in der That unterſcheiden ſie ſich durch ihre Stellung im Satze zumeiſt ganz weſentlich von einander. Während es nämlich möglich, ja geboten iſt, daß das Adverb unmittelbar hinter dem Verbum, bei zuſammengeſetzten Zeiten oft ſogar hinter dem Hilfsverbum, Platz nimmt, muß die adverbiale Beſtimmung in der Regel entweder noch vor dem Subjekt oder hinter allen Objektsbeſtimmungen des Verbums ſtehen, und dies wiederum nicht ohne guten Grund; denn das Adverb kann zu keinerlei Mißverſtändniſſen führen, wohl aber die adverbiale Beſtimmung. Iſt dieſe ein Subſtantiv mit Artikel oder Pronomen, ſo kann ſie unter Umſtänden

irrtümlich für das Subjekt oder für das direkte Objekt, ist sie ein Substantiv mit der Präposition de oder à, für ein indirektes Objekt gehalten werden. Wie ändert sich beispielsweise der Sinn in folgenden Sätzen durch die Stellung:

Il est sûr que tous les moments de sa vie le père maudira cet hiver

und

Il est sûr que cet hiver le père maudira tous les moments de sa vie.

A la cour de ce prince je songeais toujours au printemps

und

Au printemps je songeais toujours à la cour de ce prince.

De mon temps les médecins ne savaient rien

und

Les médecins ne savaient rien de mon temps.

Und so giebt man denn dem Schüler, wenn man ihn vor Fehlern in diesem Punkt bewahren will, mit praktischem Erfolg die Regel, der adverbialen Bestimmung sich möglichst gleich am Anfang des Satzes, bezw. wo eine Konjunktion, ein Adverb oder ein Relativpronomen den Satz einleitet, sofort hinter diesem zu entledigen.

Wird einem Verbum außer einem direkten Objekt noch ein mit einer Präposition verbundenes, sagen wir — was es ja meistens ist — ein Dativobjekt hinzugefügt, so behält auch da in der Regel das erstere seinen Platz direkt hinter dem Verbum. Der Dativ wird nur in dem Falle vor das Akkusativobjekt gestellt, wenn dieses durch ausgedehnte Attribute erweitert, die schnelle Vorführung und damit die leichte Übersicht über die, vornehmlich substantivischen, Hauptelemente des Satzes aufhalten würde. Wie würde sich der Satz: le jeune négociant offrit à mon père toutes ces marchandises, telles que des tapis, des couvertures, des bijouteries etc. ausnehmen, wollte man das Accusativobjekt voranstellen! Oft aber rechtfertigt sich diese Stellung auch dadurch, daß andernfalls ein Mißverständnis eintreten würde. So möchte beispielsweise ein dem Akkusativobjekt folgendes zugehöriges adjektivisches Attribut, wenn mit diesem dem Dativobjekt vorangestellt, stets unweigerlich mit dem Dativ in Verbindung gebracht werden und das notwendig vielfach falsch. Unzweifelhaft den vollen damit verbundenen Sinn geben die Worte:

Le roi imposa aux ennemis des conditions trop dures

nur in dieſer Stellung, nicht ſo in der Folge:

Le roi imposa des conditions trop dnres aux ennemis;

umgekehrt giebt der Satz:

Le duc donna des lois pen agréables à l'empereur d'Allemagne

nur mit dieſer Wortfolge guten Sinn, nicht mit der anderen:

Le duc donna à l'empereur d'Allemagne des lois pen agréables.

Insbeſondere nun aber wird das Akkuſativobjekt einem anderen nachgeſtellt, wenn es durch einen Relativſatz eine Ergänzung erfährt. Und hier wiederum haben wir ein ſyntaktiſches Sondergeſetz vor uns, das direkt aus einer formellen Beſonderheit des Franzöſiſchen hervorgegangen iſt. Weil in dem landläufigen franzöſiſchen Relativpronomen kein Genus und kein Numerus unterſchieden werden kann, weil beiſpielsweiſe der Akkuſativ que ſich ebenſogut auf ein Femininum wie auf ein Maskulinum, ebenſowohl auf einen Plural wie auf einen Singular beziehen kann, hat ſich als ſyntaktiſche Norm feſtſetzen müſſen, das Relativpronomen ſtets mit demjenigen Worte in unmittelbare Berührung zu bringen, zu dem es gehört. Welch ſonderbaren Sinn würde auch beiſpielsweiſe der Satz:

Je recommanderai à mon frère le plat que j'ai mangé hier

ergeben, wollte man den Akkuſativ von dem zugehörigen Relativſatz loslöſen und vor den Dativ ſtellen.

Haben wir es in einem ſolchen durch den Akkuſativ des Relativpronomens eingeleiteten Satz dann etwa noch mit einem ſubſtantiviſchen Subjekt zu thun, das ſeinerſeits wiederum einen Relativſatz zur Ergänzung hat, ſo wird dieſes notwendig hinter das Verbum geſtellt werden müſſen, wodurch uns in dem Satze:

Je recommandai à mon frère ce conseil que m'a donné mon père qui m'a tonjonrs bien guidé

die eigentümliche Reihenfolge: Objekt, Verbum, Subjekt entgegentritt.

Eine von der der übrigen Verba geſonderte Betrachtung erſcheint gerade im Kapitel der Satzſtellung noch für die ſogenannte Kopula, die Verknüpfung von Subjekt und Prädikatsnomen, erforderlich. Die Kopula par excellence, die weſentlich nur als Bindemittel für zwei verſchiedene Satzglieder dient und nichts anderes iſt als ein Gleichheitszeichen zwiſchen zwei Begriffen, iſt das

Verbum être. Damit iſt nun ſchon über ſeine Stellung alles geſagt: als Gleichheitszeichen zwiſchen zwei Begriffen, als Bindemittel zweier Satzglieder wird es ſeine Stellung notwendig in deren Mitte haben müſſen, alſo daß hier das Subjekt hinter das Verbum tritt, ſobald das Prädikatsnomen vorausgeht, gleichwie umgekehrt; liegt es ja doch in der Natur der Sache, daß Subjekt und Prädikatsnomen zumeiſt ohne Bedenken mit einander vertauſcht werden können. So ſagen wir affirmativ:

Sa joie était grande
Sa joie était telle que . . .

und in umgekehrter Stellung:

Telle était sa joie que . . .

und in der Frage (oder im Ausruf):

Quelle était sa joie
Quel était son maître

und anſchließend dann auch:

Là était son maître

und in der Frage:

Où était son maître

und indirekt fragend:

Il ne savait pas où avait été son maître.

Als Mittelding zwiſchen être und den anderen keine eigentliche Thätigkeit ausdrückenden Verben und den vollkommenen tranſitiven erfahren dann noch die Intranſitiva und Paſſiva einerſeits und die Reflexiva andererſeits eine eigne Behandlung. Da nämlich jene eine Thätigkeit ausdrücken, die auf keinen Gegenſtand übergeht, dieſe aber eine ſolche, die auf denjenigen ſich bezieht, von dem ſie ausgeht, mit anderen Worten, da jene überhaupt kein Objekt, dieſe aber als Objekt eine Form des in ſeiner Stellung vor dem Verbum fixierten verbundenen Pronomens haben, kann das Subjekt ohne Gefahr einer falſchen Beziehung hinter dem Verbum ſtehen:

Ainsi va le monde.
Dans quelle année naqnit Molière?
A cette époque fut créée la célèbre école de Salerne.
Comment se porte ton frère?
Je connais les pays où se refugièrent alors les Français qui étaient persécutés à cause de leur religion.

Hauptſächlich durch dieſe Verben werden die ſogenannten fakultativen Stellungen geſchaffen, die, obwohl von der Norm abweichend, dennoch geſtattet und dem Schriftſteller als Mittel zur Belebung ſeines Stils willkommen ſind. Und auch außerhalb des Bereiches dieſer Verben begegnen wir hie und da einer freieren, von den oben gegebenen Regeln abweichenden Wortfolge im Satze. Nie aber wird der Franzoſe die Klarheit und Durchſichtigkeit der Konſtruktion außer acht laſſen. Dieſe bleibt oberſtes Prinzip jeder Schriftgebung, und darum wird uns wohl noch auf lange Zeit hinaus wie bisher ein franzöſiſcher Philoſoph und ein franzöſiſcher Mathematiker bequemer in dieſe und jene Disziplin einführen als deutſche Schriftſteller auf beiden Gebieten dies zu thun vermögen.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf einige in unveränderlicher Form dem Sprachſatz einverleibte Redensarten mit eigentümlicher Wortfolge, ſo dürfen wir nicht vergeſſen zu berückſichtigen, daß dieſe größtenteils wie alle derartigen erſtarrten Sprachgebilde in ihrer Entſtehung einer weit zurückliegenden Zeit angehören und daß viele Formen darin, die dem heutigen Schematismus zum Opfer gefallen ſind und ſich abgeſchliffen haben, damals noch ihr deutliches individuelles Gepräge hatten. Immerhin ſind ſie auch in ihrer heutigen Form nicht geradezu mißzuverſtehen, wie die Redensarten: il gèle à pierre fendre, sans mot dire u. a.; ähnlich auch die Überreſte ſelbſtändiger Konjunktive: vive le roi, périsse le traître u. a.

Wie man übrigens dazu kommt, den Mangel einer Nominalflexion nach der oben dargelegten Weiſe vielfach durch eine Anleihe gerade vom Pronomen her auszugleichen, liegt auf der Hand. Die Verwendung des Pronomens zur Vertretung eines Nomens iſt ja wohl allen Sprachen gemein, hat es doch von dieſer Funktion ſeinen Namen erhalten; eigentümlich iſt dem Franzöſiſchen nur, daß das Pronomen dazu verwendet wird, vollkommen zur Genüge ausgedrückte Begriffe ausſchließlich zu dem Zwecke wieder aufzunehmen, damit dieſe in ihrer Beziehung zum Verbum oder auch zu anderen Satzgliedern klarer und leichter erkannt werden. Und da muß man denn ſagen, daß, wie wegen der beſonderen Formenarmut der franzöſiſchen Sprache im Nomen eine ſyntaktiſche Prophylaxis er-

forderlich, so andererseits infolge des besonderen Formenreichtums im Personalpronomen diese Prophylaxis auch wirklich möglich ist. Es hat sich ja das Pronomen auch in anderen Sprachen unter den Wortklassen seine ursprüngliche Gestalt und damit seine ursprüngliche Formenmannigfaltigkeit bewahrt, daß aber, wie im Französischen, für sämtliche Kasus des persönlichen Pronomens eine doppelte Ausdrucksweise möglich ist, dürfte sonstwo schwer zu finden sein. Und dieser Reichtum nun setzt, wie gesagt, das Französische in den Stand, die ihm eigentümlichen Mängel in der Formbildung an anderen Stellen auszugleichen. Nur eine Sprache, die, wie das Französische, allenthalben neben einer lautlich verkümmerten und syntaktisch unselbständig gewordenen Form eine zweite kräftiger entwickelte zur Verfügung hat, konnte es sich erlauben, erstere so zu gebrauchen, wie wir es in diesem Kapitel ausgeführt haben.

3. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Fr. Leykauff, Landgerichtsdirektor, hier;
„ O. Creizenach, Amtsrichter, hier;
„ A. Lossen, Landgerichtsrat, hier;
„ Dr. jur. F. Rothschild, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. L. Weiß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. R. Heß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. B. Mettenheimer, Gerichtsreferendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landrichter H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. L. Wurzmann.

In der Sektion sprachen:

Herr Dr. Zirndorfer über
„Entwickelung der Vaterschaftsklage";

Herr Dr. Benkard über
„Einleitung in das Frankfurter Partikularrecht";

Herr Dr. Hanau über
„Frankfurter Sachenrecht, Teil I";

Herr Landrichter Dove über
„Rudolf von Ihering und Bernhard Windscheid".

Der eingesandte Bericht lautet:

Rudolf von Ihering und Bernhard Windscheid von Herrn Landrichter Dove.

Die Herbsttage des Jahres 1892 sind für die Wissenschaft des römischen Rechts in Deutschland bedeutungsvoll geworden: am 17. September starb Rudolf von Ihering, in der Frühe des 26. Oktober folgte ihm Bernhard Windscheid. Man braucht nur die Namen zu nennen, um sich die Bedeutung ihres Todes zu vergegenwärtigen. Denn wen immer man nach den bedeutendsten Vertretern der romanistischen Wissenschaft in unseren Tagen gefragt hätte, er hätte die beiden genannt und keinen neben ihnen.[1]) Und

[1]) Nur Kohler in der „Zukunft" (Bd. 2 No. 16 und 17) hält es für angemessen, die beiden Verstorbenen herabzusetzen und ihnen gegenüber den lebenden Dernburg über Gebühr zu erheben. Es ist gewiß das Vorrecht erlauchter Geister, von dem schwächlichen und unwahren „de mortuis nihil nisi bene" emanzipiert zu sein. Aber die gleichzeitige Verherrlichung der Lebenden steht in schneidendem Gegensatze zu den schönen Worten, die Uhland seiner Muse nachrühmen durfte.

„Und hat sie nie die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben".

Und wenn gar der Lorbeer von den Stirnen der Entschlafenen gezerrt wird, um die eigene Schläfe des Spoliierenden damit zu umwinden, so muß der Eindruck um so peinlicher sein. Im Folgenden ist im Text nur der erste Aufsatz Kohlers: „Windscheid" in No. 16 der „Zukunft" vom 14. Januar 1893 S. 54 ff. berücksichtigt. Der spätere „Windscheid und Ihering" in No. 17

als die Trauer um den Verluſt durch die Sorge um die Nachfolge abgelöſt war, da erſchien keiner der Überlebenden ſo ſehr der Erbſchaft würdig, daß ſich auf ihn aller Augen, als auf den gegebenen Nachfolger gerichtet hätten. Und noch ein anderes Merkmal ſei gleich hier hervorgehoben, das beiden Meiſtern gemeinſam war: ſie ſind von uns geſchieden nicht als müde Greiſe, die man mit Pietät betrachtet, an deren Stelle man aber im Intereſſe des nie raſtenden Fortſchrittes menſchlicher Geiſtesthätigkeit rüſtigere Kräfte zu ſehen wünſcht; nein, obwohl ſie das Alter des Pſalmiſten erreicht, und obſchon ihr Leben Mühe und Arbeit geweſen, noch ſtanden ſie aufrecht unter uns, bereit zu ſchaffen und zu kämpfen.

Wenn zwei Männer von ſo hervorragender Bedeutung auf dem gleichen Felde wiſſenſchaftlicher Thätigkeit nebeneinander wirken, ſo iſt es naheliegend, ſie in einem gewiſſen Gegenſatze zu denken. An dem Gegenſatze eines ebenbürtigen Genoſſen arbeitet ſich die Individualität nur um ſo ſchärfer heraus. So iſt es auch mit Ihering und Windſcheid. Freilich nicht als Häupter von Parteien oder Schulen treten ſie uns entgegen, wie etwa Labeo und Capito oder Savigny und Thibaut. Die Zeit der Schulen iſt hoffentlich für unſere Wiſſenſchaft überhaupt vorbei. Aber in ihrer Eigenheit und darum auch in ihrer Bedeutung für die Wiſſenſchaft ſtellen die beiden allerdings Gegenſätze dar. Ihering war ein echter Oſtfrieſe, eine kräftige Kampfesnatur. Ihm galt es vor allem einzureißen, was baufällig und morſch war, um Boden zu neuem Aufbau zu gewinnen. Was er anfaßte, da war er mit ganzer Seele dabei. Aber ſein lebhafter Geiſt führte ihn von einem zum andern, er arbeitete ſprungweiſe: ehe noch das eine fertig war, erſchien ihm ein anderes wichtiger, und er griff es an, um erſt mit ihm ins Reine zu kommen. So ſtehen ſeine Werke zum Teil da als gewaltige Torſen, mächtig in der Anlage, herrlich durchgeführt, aber leider unvollendet. — Windſcheid war ein ruhiger, feiner Arbeiter. Nicht ein gewaltiges Bildwerk wollte er ſchaffen, ſondern ein ins feinſte durchgearbeitetes Meiſterſtück. Möglichſt

vom 21. Januar 1893 S. 113 ff. giebt mir keine Veranlaſſung, mein Urteil über Ihering, ſo ſehr es mit den paradoxen Behauptungen Kohlers kontraſtiert, irgendwie zu modifizieren.

viel Stoff ſollte hinein verarbeitet werden, und vollendet ſollte es in allen ſeinen Teilen ſich darſtellen. Ihering griff auch auf andere Gebiete über, er ſchöpfte das Recht aus dem lebendigen Treiben des Tages, ſeine Sprache, voll und reich, lieh gern ihre Bilder von der Naturwiſſenſchaft, er ging der Bedeutung der Worte nach und ſuchte ſie nutzbar zu machen für die Erklärung der Rechtsbegriffe. Windſcheid wollte Juriſt ſein und nur Juriſt, und die Jurisprudenz war ihm ein logiſcher Prozeß; nicht das Tagesleben mit ſeinen wechſelnden Bildern zog ihn an, in dem corpus juris lag für ihn die Summe der Weisheit beſchloſſen.

Es wäre müßig, von der Gegenüberſtellung beider Männer zu ihrer gegenſeitigen Abwägung übergehen zu wollen. Suchen wir lieber zu erfaſſen, wodurch ein jeder von ihnen ſeiner Wiſſenſchaft gedient. Freilich ein erſchöpfendes Bild ihrer Wirkſamkeit zu geben, kann meine Aufgabe nicht ſein. Aber wenn ich der kleinen Skizze vielleicht einige charakteriſtiſche Züge beifügen kann, ſo iſt es, weil es mir vergönnt war, mit beiden in perſönliche Berührung zu kommen.

Wer von Windſcheid ſpricht, denkt zuerſt an ſein Lehrbuch. „Der Windſcheid" das ſind ſeine Pandekten, das Werk ſeines Lebens, ſeine Stärke und ſeine Begrenzung. In der That hat dieſes Buch ihn ſeit der erſten im Jahre 1862 bis zur ſiebenten im Jahre 1891 erſchienenen Auflage ein Menſchenalter hindurch unausgeſetzt beſchäftigt. War eine Auflage zum Abſchluß gebracht, ſo ging er alsbald an die Sammlung des Materials für die nächſte. Die Vollendung ſtellte ſich ihm als ein Abſchnitt dar: er liebte es, die knappen Vorreden von irgend einem dies festus zu datieren: „am Weihnachtsabend 1874", „am Tage der Eröffnung des Reichsgerichts", „Neujahr 1887", „am Jahrestage der Wiederaufrichtung des deutſchen Reichs". Seine Fürſorge erſtreckte ſich bis auf Kleinigkeiten: er beſtimmte den Drucker wie den Korrektor, die Bezeichnung der Noten und die Zitiermethode. Auf der Genauigkeit im großen wie im kleinen, auf der abſoluten Zuverläſſigkeit und Vollſtändigkeit beruht zum nicht geringen Teil der Wert und Einfluß ſeines Lehrbuches. Daß dieſer Einfluß in der Praxis faſt unbegrenzt war, darüber ſind alle einig; ob er ab-

ſolut heilſam geweſen, darüber gehen ſchon jetzt die Meinungen auseinander. „Es bildet," ſagt Landsberg (in der „Nation" No. 6 vom 5. November 1892 S. 86) „den Abſchluß der ganzen bisherigen Wiſſenſchaft von dem in Deutſchland giltigen Recht; es verbindet die reiche, in die Antike zurückgreifende Vergangenheit mit einer hoffentlich nicht minder reichen nationalen Zukunft; es wahrt die Kontinuität in der Rechtswiſſenſchaft und ſoll fernen Geſchlechtern Zeugniß ablegen von dem, was die deutſche Civiliſtik war und vermochte in dieſem wichtigſten Wendepunkte ihrer ganzen Geſchichte." Hören wir dagegen Kohler (in der „Zukunft" No. 16 vom 14. Januar 1893): „So iſt das Windſcheid'ſche Lehrbuch ein Herbarium geworden, ein Herbarium mit ſauberen, hübſch ausgetrockneten und gut präparierten Pflanzeneinlagen; alle paar Jahre neu gereinigt, neu präpariert und mit neuen Einlagen bereichert; und wenn man nachſehen will über irgendeine Pflanzenſpezies im großen Lande des Pandektenrechts, ſo findet man an der betreffenden Stelle des großen Herbariums die getrockneten Stengel mit zierlich bewahrten Staubfäden und Piſtillen; man findet allerdings nichts vom Blütenduft mehr: der Kampher, der die Sammlung ſorgfältig vor den Angriffen der eindringenden Gährungsbazillen ſchützt, ſchlägt überall durch, und je älter das Lehrbuch wurde, um ſo mehr machten ſich die antiſeptiſchen Ingredienzien des fleißigen Konſervators bemerklich." In der That ſieht Kohler in den „Pandekten" den Niedergang Windſcheids. „Aus dem kühnen Juriſten, der uns mit den Ideen der Vorausſetzung und des Anſpruchs bereichert hat, iſt ein überaus peinlicher Grübler geworden", ſo, wie bei Goethe die ſchönen Anfänge, die er dem deutſchen Drama gegeben, ſtecken geblieben ſind, „als er im Übermaß des Hellenismus ſeinen Shakeſpeare vergaß und marmorkalte Stücke, wie Taſſo und Iphigenie, ſchrieb", und wie Schillers „genialiſche Geiſtesgährung, die in der wunderbar ergreifenden Verzweiflungsſzene des Franz Moor ausbricht," „in den matten, phraſenhaften, dialektiſchen Monologen der Jungfrau, des Tell und Wallenſtein Kraft und Nachdruck verloren" hat. Kohler wirft Windſcheid vor, daß er die Gabe der Phantaſie, ſoweit er ſie beſeſſen, in ſteter Selbſtzucht dem grübelnden Verſtande geopfert

habe. Die Thatsache selbst wird vielleicht nicht zu bestreiten sein; es fragt sich nur, ob sie wirklich Windscheid so zum Vorwurf gereicht, wie Kohler meint. Wohl mag der Jurist eines erheblichen Quantums Phantasie nicht entraten können, der daneben Sonette macht, Musik und bildende Kunst traktiert, der Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz zitiert und das Recht der Azteken wie das Konkursrecht der Kabylen darzulegen unternimmt. Aber auch dem Verstande dürfte sein Recht in der Jurisprudenz nicht streitig zu machen sein. Windscheid selbst hat sich darüber in der Tischrede, welche er beim Jubiläum unseres unvergeßlichen Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Albrecht hielt (abgedruckt in der Frankfurter juristischen Rundschau 1889, Beilage II) wie folgt ausgesprochen: „Die Quelle der Entscheidung kann nur das juristische Denken sein. Wenn aber das Resultat des juristischen Denkens zu dem, was der Takt eingiebt, nicht stimmt, so soll das dem Richter eine Warnung sein. Er soll sich zwei und drei Mal fragen, ob er richtig gedacht hat, und, meine Herren, wer am meisten gelernt hat, wird am ehesten befähigt sein, mit den Mitteln des juristischen Denkens die Anforderungen des Taktes, d. h. des Gerechtigkeitsgefühles, zu befriedigen. Aber wenn trotz alledem das juristische Denken von seinem Resultat nicht ablassen will, dann soll der Richter entscheiden, wie er gedacht hat, nicht wie er fühlt. Abhilfe ist dann nur von der Gesetzgebung zu erwarten — an das gesetzte Recht sind wir Alle gebunden."

Und darin besteht in der That der dauernde Wert des Windscheidischen Lehrbuches, daß es uns juristisch denken gelehrt hat. Das habent sua fata libelli gilt ja namentlich von den Lehrbüchern. Sie herrschen ihre Zeit, dann bleibt nur noch der Name bestehen. Der vorhin erwähnte Präsident Albrecht erzählte einmal, wie er als junger Praktiker in Greifswald sich auf neuere Pandektisten berufen habe. Darauf habe ein alter Rat erwidert: „Vangerow, Windscheid und wie sie alle heißen mögen, stimmen hier nicht mit, hier gilt Mevius!" Aber mit den alten Herren wurde die Herrschaft des Mevius zu Grabe getragen. Und nicht anders ging es später Vangerow. Und so wird auch Windscheid aus der unmittelbaren Anwendung verschwinden, noch ehe das

bürgerliche Geſetzbuch in Kraft tritt. Denn, was ihm ſtets wieder die Herrſchaft befeſtigte, der Wiederverjüngungsprozeß, die Aufnahme der ganzen inzwiſchen erſchienenen Litteratur und Rechtſprechung: das iſt nun vorbei, da der Griffel der müden Hand entfallen, das eifrig ſpähende Auge für immer geſchloſſen iſt. Schon bei Lebzeiten Windſcheids hatte ſich das Dernburgiſche Lehrbuch zu einer beachtenswerten Rivalität erhoben, mehr vielleicht, als Windſcheid ſelbſt geglaubt hatte. Sein Verleger erzählte mir einmal vor Jahren, wie er den Autor auf die Konkurrenz Dernburgs hingewieſen. Darauf habe Windſcheid nicht ohne Geringſchätzung erwidert: „Ach nein, der thut uns nichts!“ Dieſe Anſicht des großen Gelehrten, der auch ein guter Geſchäftsmann war, iſt wohl nicht berechtigt. Freilich, wenn man, wie Kohler (a. a. O.), Dernburg weit über Windſcheid ſtellt und ihn den größten Pandektiſten der Gegenwart nennt, ſo vergißt man, daß der eine auf des andern Schultern ſteht. Wohl mag ſich der Blick freier eröffnen für den, der noch eine Spitze höher klimmt, als ſein Vorgänger; aber ihm iſt das Klimmen ein leichtes, wenn er die Stufen benutzen kann, die jener in die vordem unwegſame Eiswand geſchlagen. Zudem kann von einem Verdrängtwerden des Windſcheidiſchen durch das Dernburgiſche Lehrbuch bisher nicht geſprochen werden, wenn auch nach meinem Eindruck die jüngeren Praktiker ſchon mehr nach dem neueren Pandektenwerke greifen.

Aber wie geſagt, iſt der Einfluß von Windſcheids Pandekten nicht auf die unmittelbare Benutzung in der Praxis beſchränkt. Und nicht nur, was von ihm in Rechtſprechung und Rechtslehre übergegangen iſt, wirkt fort; wie das Lehrbuch in den gemeinrechtlichen Gebieten vielfach legis vicem gehabt, ſo iſt es auch Vorbild und an vielen Stellen Beſtandteil des Entwurfes zum deutſchen bürgerlichen Geſetzbuch geworden. Ob dies ein Segen für dieſes geweſen iſt, darüber ſind allerdings die Meinungen noch geteilter, als über die Heilſamkeit der unbedingten Herrſchaft der Windſcheidiſchen Pandekten in der Praxis. Denn es läßt ſich nicht beſtreiten, daß gerade die peinliche Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher Windſcheid ſtets auf die Quellen zurückging, eine gewiſſe Orthodoxie des corpus juris im Gefolge gehabt hat und daß durch

dieſe der Verſchmelzungsprozeß zwiſchen römiſchem und deutſchem Recht, die Umformung des erſteren nach den Bedürfniſſen des modernen Lebens nicht gefördert iſt. Dennoch war Windſcheid bereit, der Oppoſition gegen den erſten Entwurf, ſo ſchmerzlich ſie ihn berührte, Zugeſtändniſſe zu machen, ſofern dadurch nur das Zuſtandekommen des Geſetzbuchs nicht gefährdet, die Grundlage nicht erſchüttert wurde. In der erwähnten Tiſchrede beim Albrechtjubiläum ſagt er:

„Man ändere und verbeſſere den Entwurf! Ich gebe „Kauf bricht Miete“ und ich weiß nicht wie vieles andere Preis; man ſage nur nicht, daß das, was man nicht mag, das Reſultat engherzigen romaniſtiſchen Denkens ſei — die romaniſtiſchen Mittel reichen vollkommen aus, um auch dem Satz: „Kauf bricht nicht Miete“ gerecht zu werden.“ — Und wenn wir heute die Reſultate der zweiten Leſung, ſoweit ſie vorliegen, ins Auge faſſen, ſo werden wir ſagen müſſen: Einzelheiten ſind geändert, aber die Grundlage iſt unverändert geblieben; trotz des furor teutonicus, mit dem der Anſturm gegen den Entwurf unternommen iſt, wird ſein Grundcharakter romaniſtiſch bleiben, weil wir das römiſche Recht nicht miſſen können, weil es zu einem Kulturelement der modernen Welt geworden iſt.

Daß wir das verſtehen gelernt, verdanken wir dem anderen Meiſter, deſſen wir heute gedenken wollen, Rudolf von Ihering. Sein ſtolzes Wort: „Durch das römiſche Recht, aber über dasſelbe hinaus“, enthält in der That die Deviſe, unter welcher das große Geſetzgebungswerk in Angriff genommen werden mußte. Inſofern hätte vielleicht der kühn vorwärts ſtürmende Mann der That beſſer in die erſte Kommiſſion gepaßt, als der große Dogmatiker. Denn Ihering hatte das Zeug zum Geſetzgeber. Wie er ſelbſt das Geſetz als die wichtigſte Quelle des Rechts energiſch wieder zu Ehren gebracht und dem Kultus des Gewohnheitsrechts, dieſes Lückenbüßers politiſch ohnmächtiger Zeiten und Völker, hoffentlich für immer den Todesſtoß verſetzt hat, ſo beſaß er auch den Mut, wo ſich das Bedürfnis zeigte, ohne viele Skrupel, ob ſich eine Pandektenſtelle dafür anführen ließ, neue Rechtsſätze zu entwickeln. Ich erinnere hier nur an die culpa in contrahendo,

an die actio injuriarum, die ihm zum Mittel wurde, ein Stück Welt aus den Angeln zu heben. Aber er war darum kein Verächter des Positiven. Es ist vollberechtigt, wenn er in der Vorrede zur ersten Auflage des zweiten Teils seines „Geist des römischen Rechts“ (vom 1. August 1858 S. IX ff.) in der Abfertigung Rudorffs von sich sagt:

„In der That scheinen manche mich in den Ruf bringen zu wollen, ... als ob ich von der Höhe des „„Geistes““ mit einem gewissen Mitleiden auf die mit der treuen Erforschung des einzelnen beschäftigten Arbeiter herabsähe. Mit Worten dagegen zu protestieren, wäre vergeblich; ich hoffe durch die That jenen Vorwurf mehr und mehr verstummen zu machen. Ich unterstelle die gegenwärtige Abteilung ganz und gar der Kritik vom Standpunkt des Konkreten. Möge man also bei der Beurteilung derselben gerade das, woran für mich der Schweiß jahrelangen Ringens klebt: die Auffindung, Verfolgung und plastische Gestaltung des Allgemeinen ganz außer Anschlag lassen, mich lediglich messen und wiegen nach den Einzelnheiten, die ich selbst zuerst in den Quellen entdeckt oder in den rechten Zusammenhang und dadurch zu ihrem Verständnis gebracht habe — in meinen eigenen Augen hat dies zwar nur einen untergeordneten Wert, aber gegenüber denen, die sich mir gegenüber mit derartigen Leistungen zu brüsten gedenken, will ich es getrost in die Wagschale werfen und mir ganz und gar das Maß gefallen lassen, mit dem sie gemessen sein wollen, ohne meinerseits zu verlangen, daß sie sich ihrerseits auch einmal meinem Maße unterwerfen wollen.“

Der so schrieb, hatte wohl das Recht, gegenüber der hochmütigen Kritik verknöcherter Kathedergrößen, denen der glänzende Flug Iheringischer Genialität Schwindel erregte, und die daher ein Blendwerk zu sehen meinten, auf die Gediegenheit und den Umfang seiner Einzeluntersuchungen zu verweisen. Jeder von uns hat oft genug Iheringische Resultate unmittelbar in der Praxis verwertet. In den großen Werken, vor allem im „Geist des römischen Rechts“ und im „Besitzwillen“ finden sich ebenso zahlreiche Quellenuntersuchungen wie verstreut in den „Jahrbüchern für Dogmatik“ und in den Sammelwerken „Vermischte Schriften“,

Digitized by Google

„Abhandlungen aus dem römischen Recht", „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz". So ist Ihering auch quantitativ einer der fruchtbarsten Juristen geworden. Aber nie verlor er über der Arbeit im Kleinen den auf das Große gerichteten Blick, die sichere Divinationsgabe, mit der er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermochte, die Unbefangenheit und den praktischen Sinn, der ihm das Verständnis so vieler Dinge erschloß, die andern bis dahin verborgen geblieben waren. Denn das waren die herrlichen Gaben, welche er als Ausrüstung für seine Aufgabe mitbrachte. Einmal der universalhistorische Blick, der ihn die Institutionen der Völker auf dem Hintergrunde ihrer politischen und sozialen Verhältnisse erblicken ließ und ihm so das Verständnis für sie eröffnete, der die verwandten Gebiete der Sitte und Sprache heranzog, um den historischen Zusammenhang, wo er nicht zu Tage lag, aus dem Schutt herauszugraben.[2]) So hat er auch als einer der ersten mit Energie auf die Notwendigkeit vergleichender Rechtsstudien hingewiesen, ohne doch selbst in den Fehler zu verfallen, aus den zusammengerafften Notizen unjuristischer Reisender ein System aufbauen zu wollen, wie wir das in den juristischen Trachtenmuseen, welche man neuerdings als vergleichende Rechtswissenschaft ausgeben will, beobachten können.

Neben dem großen historischen Blick aber war es vor allem der praktische Sinn Iherings, der ihn zum Juristen prädestiniert

[2]) Kohler spricht Ihering die Eigenschaft des Historikers ab. („Zukunft" No. 17 S. 114.) „Alles andere," sagt er (a. a. O. S. 114), „finden wir eher im „Geist des römischen Rechts", als eine Versenkung in das wirklich römische Leben, aus dem das Weltrecht unseres Kontinents so reiche Anregung bekommen hat" Aber, was er selbst als solche Anregungsmomente anführt: der künstlerisch verklärte Lebenstrieb, die Aufnahme fremden Aberglaubens und abenteuerlicher Kulte, endlich der Hautgout antiken Gigerltums und Hetärenwesens ist teils ohne jede Bedeutung für die Rechtsentwickelung und findet seine Stelle in der Sittengeschichte, wie sie Friedländer uns mit Meisterhand gezeichnet hat, teils hat es auch mit der Zeit, welche Ihering zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat, nichts zu thun. Gerade, daß er es vermochte, zu unterscheiden, nur das Wesentliche zu geben, zeichnet Ihering vor Kohler aus, der die Masse seiner mit staunenswerter Geistesfertigkeit festgehaltenen Lesefrüchte nur zu oft vor den Augen der Leser paradieren läßt.

erſcheinen ließ. Wie der Zweckgedanke je mehr und mehr ihm als das beherrſchende Prinzip der Rechtsordnung erſchien, ſo war ihm auch die Anwendung der einzelnen Rechtsſätze in der Praxis ſtets der Prüfſtein für ihren Wert. Auch als Lehrer wußte er ſtets die praktiſche Seite der Jurisprudenz in den Vordergrund zu rücken. Er war der erſte, der nach Girtanner es unternahm, zu Unterrichtszwecken eine Sammlung von Rechtsfällen herauszugeben, um früh den künftigen Praktiker in der Entſcheidung ſtreitiger Fälle zu üben. Ihm trat an die Seite die kleine Sammlung: „Jurisprudenz des täglichen Lebens“. Wie ſie unmittelbar aus dem Leben geſchöpft iſt, davon hier ein Beiſpiel! Wir ſaßen einmal, mehrere Studenten in Göttingen im Kaffeehaus; neben uns entfernte ſich ein Gaſt und ließ, wie üblich, den Reſt des ihm zum Kaffee verabreichten Zuckers auf dem Wirtstiſche ſtehen. Einer von uns warf die Frage auf, wie es ſich mit den Rechtsverhältniſſen an dieſem Zucker verhalte, ob der Gaſt ihn auch hätte mitnehmen können, ob ein dritter ihn ſich aneignen dürfe, ob er dem Wirt zuſtände: Okkupation und ſtillſchweigender Vertrag wurden erörtert. Abends war ich bei Ihering eingeladen und erzählte ihm unſer Geſpräch. Er griff es eifrig auf, die Debatte wurde unter ſeiner kundigen Leitung fortgeſetzt. Dann aber ſtand er von dem ſchwediſchen Punſch, den er trefflich zu bereiten verſtand, auf, ging an ſein Arbeitspult und notierte den Fall für die „Jurisprudenz des täglichen Lebens“, in deren zweiter Auflage er ſich an der geeigneten Stelle findet.

Fragen des täglichen Lebens hat Ihering denn auch wiederholt zum Gegenſtande der Erörterung gemacht und Stellung zu ihnen genommen. So bei den Retourbillets und dem Trinkgeld. Er wurde auf dieſe Weiſe bis zu einem gewiſſen Grade populär oder auch bei einzelnen Berufsſtänden, wie den Kellnern, unpopulär. Und er wirkte unmittelbar auf das praktiſche Leben ein. Die Eiſenbahnverwaltungen ſahen ſich genötigt, den Rückfahrtskarten den Aufdruck zu geben: „Nicht übertragbar, ſiehe Tarif“; und der früher ſo ſchwunghafte Handel iſt ſeitdem wohl ziemlich verſchwunden. Und als ich im vorigen Sommer zwei Regentage im „Habsburger Hof“ in Innsbruck zubrachte, dem Reformhôtel ohne

jedes Trinkgeld und mit Beteiligung aller Angeſtellten am Reingewinn, da vermißte ich in dem mit allem Komfort ausgeſtatteten Hauſe nichts als die Büſte oder das Bild des Juriſten, der zuerſt gegen das Trinkgelderunweſen aufgetreten iſt.

War es doch auch eine praktiſche Frage, in welcher Ihering ſchon bald nach Beginn ſeiner Lehrthätigkeit das Wort zweimal ergriff: der bekannte Streit zwiſchen Baſel-Land und Baſel-Stadt um die Feſtungswerke von Baſel. Aber freilich über die Grenzen des Einzelfalles hinaus geſtaltete ſich der Streit zwiſchen Ihering und Dernburg zu einer wiſſenſchaftlichen Erörterung der Lehre von den res publicae, bei welcher der Beweis aus den Quellen zum weſentlichen Kampfmittel auf beiden Seiten wurde.

Es iſt nicht anders möglich, als daß ein ſo vielſeitiger Geiſt, eine ſo tapfere, autoritätsungläubige Natur wie Ihering vielfach Anſtoß erregte und Widerſpruch erfuhr. Es iſt ſchon oben darauf hingewieſen, wie das Geſchlecht der Zunftgelehrten den unbequemen Ketzer mit jenem Hochmut abzuthun ſuchte, der ihm von alters her eigen iſt. Noch als Ihering ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, 1874, als ich bei Beſeler in Berlin deutſches Privatrecht hörte, ſuchte dieſer die Monotonie ſeines Vortrags durch die in ſeinen Augen geiſtreiche und ein Vernichtungsurteil enthaltende Bemerkung zu unterbrechen, daß die Iheringiſche Richtung der „Darwinismus im Recht“ ſei: ſpotten ihrer ſelbſt, und wiſſen nicht wie! Denn gewiß! Was den großen Naturforſcher populär gemacht, trotz des Gezeters bibelgläubiger Paſtoren, das iſt auch bei Ihering der Grund, daß er trotz aller Anfechtung Sieger blieb: die richtige Erkenntnis, daß das Geſetz der Entwickelung und des Fortſchritts das Zeichen iſt, in dem der moderne Geiſt kämpfen und ſiegen muß.

Fragt man, welches Werk Iherings als das vorzüglichſte erſcheint, ſo iſt die Antwort nicht ſo auf der Hand liegend wie bei Windſcheid. Hätte man ihm ſelbſt bei Lebzeiten die Frage vorgelegt, er hätte immer das neueſte, mit dem er gerade beſchäftigt war, genannt. Denn ſo lebhaft nahm ihn in Anſpruch, womit er gerade ſich befaßte, daß ihm daneben alles andere minderwertig erſchien. Man hört das aus den meiſten ſeiner Vorreden

heraus, aus der zum „Geiſt“, zum „Zweck im Recht“, zum „Beſitzwillen“. Als ich ihn kennen lernte, hatte er eben das Schriftchen: „Der Kampf um's Recht“ veröffentlicht, das aus einem populären Vortrag hervorgegangen, einer Dame gewidmet, ſpäter in Volksausgaben erſchienen, ſich an das große Publikum wendet und den Kampf gegen die Auffaſſung der hiſtoriſchen Schule gleichſam auf die Straße hinausträgt. Geiſtvoll und paradox, hat es natürlich beſonders viel Widerſpruch erfahren.[3]) Wir ſprachen einmal darüber, ich vertrat ihm gegenüber den Standpunkt, daß ſeine Auffaſſung des Shylo jedenfalls nicht die Shakeſpeares ſei. Bei dieſer Gelegenheit äußerte er: „Es iſt doch das beſte, was ich geſchrieben habe.“ Ich erzählte das ſpäter einmal Windſcheid, der, den Kopf ſchüttelnd, erwiderte: „Und das ſagt der Verfaſſer des „„Geiſtes““!“ In der That liegt darin das richtige Maßurteil. Von allen Werken Iherings bezaubert der „Geiſt des römiſchen Rechts“ uns am meiſten durch die Fülle überraſchender, kühner Gedanken und ſcharfſinniger Hypotheſen, wie durch die glänzende Form der Darſtellung. Darauf hier näher eingehen zu wollen, würde die Grenzen dieſes Vortrages weit überſchreiten. Der „Geiſt“ will geleſen ſein, über ihn zu ſprechen, hieße den Genuß, den er bietet, abſchwächen.

Zum Schluß laſſen Sie uns noch kurz die Perſönlichkeit der beiden Männer, die wir feiern wollen, ins Auge faſſen. Ihr Lebensgang iſt einfach. In der Jugend und im erſten Mannesalter ſchnell die Katheder wechſelnd, gelangen ſie auf der Höhe des Lebens zu einem Ruhepunkt: Ihering in Göttingen, Windſcheid in Leipzig. Selten und in nicht erheblichem Maße greifen ſie in das Getriebe des öffentlichen Lebens ein, beide trotz der Verſchiedenheit ihres Naturells einer mittleren Richtung, einem gemäßigten Liberalismus huldigend. Greift freilich eine Tagesſtrömung das Ideal an, dem ſie dienen, Recht und Gerechtigkeit, ſo ſehen wir ſie vereinigt in die Schranken treten: unter dem Aufruf zur Bildung des „Vereins zur Abwehr des Antiſemitismus“ ſteht der Name Rudolf von Iherings, wie der Bernhard Windſcheids. Noch ein

[3]) Vergl. jetzt wieder Kohler: „Recht und Pflicht“ im „Archiv für bürgerliches Recht“ Bd. 6, Heft 2 S. 181 ff.

anderes Mal wurde des letzteren Name in der öffentlichen Diskussion genannt. Ein warmer Bewunderer des genialen Staatsmannes, der so hervorragenden Anteil an der Einigung Deutschlands hat, hatte er sich bei den Sammlungen zu einer Nationalgabe für Bismarck mit an die Spitze gestellt. Als sich die Nachricht verbreitete, daß der große Realist zu eigenem Nutzen begehre, was als ein an seinen Namen geknüpftes, dauerndes Erinnerungszeichen, irgend einem idealen Zwecke dienend, mehr schön als klar gedacht war, zog Windscheid sich enttäuscht zurück und sprach es aus, was viele Anhänger des leitenden Staatsmannes dachten, daß die Annahme des auf Wunsch angebotenen Geldes ein nationales Unglück sei. Wie die Verhältnisse lagen, konnte in dem damaligen offiziellen Preußen ein solches Wort weder Verständnis noch Verzeihung finden. Als Windscheid sein Jubiläum feierte und die Vertreter von Staat und Wissenschaft von aller Herren Ländern wetteiferten, ihm ihre Huldigungen darzubringen, blieb jedes Zeichen der Anerkennung von Preußen aus, als handle es sich um irgend einen Kgl. sächsischen Geheimrat und Professor, und nicht um den Mann, zu dessen Füßen ein Teil der Würdenträger des preußischen Staates gesessen hatte, nach dessen Pandekten in den gemeinrechtlichen Gebieten dieses Staates Recht gesprochen wird. Ob es ihn gekränkt? Ich glaube kaum. Höchstens ein feines sarkastisches Lächeln mag dieses Bild aus deutscher Großstaaterei ihm abgenötigt haben. Sein nationaler Sinn blieb unerschüttert, er fand seine Verkörperung vor allem in dem Bestreben, das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuchs zu fördern. Bekanntlich hat er eine Zeit lang der ersten Kommission angehört. Dann reklamierte ihn die sächsische Regierung für seine Lehrthätigkeit. Man mag auch das kleinlich finden, und doch muß man sagen, der Mann, der als Lehrer so viel und so gut gewirkt, war auf dem Katheder nur schwer zu missen. Und so hat er denn auch bis in die letzte Zeit gelehrt zum Segen von Generationen deutscher Juristen. Ich kenne seine Vorlesungen nicht aus eigener Erfahrung: man sagte ihnen nach, daß sie hohe Anforderungen an die Fassungsgabe stellten; die Lebhaftigkeit, das Unterhaltende des Iheringischen Vortrages fehlte ihnen. Aber nicht selten hörte man es aus-

ſprechen: „In Windſcheids Pandektenvorleſungen bin ich Juriſt geworden“. Auch auf litterariſchem Gebiete blieb der Gelehrte bis ins hohe Alter thätig. Neben den neuen Auflagen des Lehrbuches geht ſein „Wille und Willenserklärung“ aus dem Jahre 1877 einher. Wie er hier das Willensdogma mit dem ganzen Aufwande ſeines Scharfſinnes und ſeiner Gelehrſamkeit gegen die Widerſacher, namentlich Bähr, verteidigt, ſo iſt er als Greis noch einmal für die „Vorausſetzung“ in die Schranken getreten und hat einen Gang mit Lenel gethan, der ſeine ſehnige Kraft ungeſchwächt erſcheinen läßt. Wohl hat er ſich zeitweilig auch mit dem Gedanken getragen, eine Apologie des Entwurfs zu ſchreiben; zur Ausführung kam dieſer Plan nicht, ſei es, daß ihm die Sorge um die Erneuerung ſeines Lehrbuches mehr am Herzen lag, ſei es, daß der Zuſammentritt und die Arbeit der zweiten Kommiſſion ihn darüber beruhigte, daß ſein Volk in das Land der Verheißung, das ihm nur von ferne zu ſehen vergönnt war, gelangen werde. Enttäuſcht und bekümmert hat ihn die Aufnahme des erſten Entwurfs. Aber ein harmoniſches, glückliches Familienleben, das Bewußtſein einer ſegensreichen Wirkſamkeit, ſeine gleichmütige, vornehme Geſinnungsart haben ihm den Abend des Lebens freundlich geſtaltet und ihn in Frieden in die Grube fahren laſſen, nachdem er vor nicht gar langer Zeit den innerlich wohl ſchon früher vollzogenen Übertritt zur evangeliſchen Kirche, die trotz hierarchiſcher Gelüſte noch einige Schlupfwinkel für freiere Geiſter aufzuweiſen hat, auch äußerlich dokumentiert hatte.

Als Ihering aus dem geräuſchvollen, opulenten Wien 1872 in das ſtille Göttingen überſiedelte, hat mancher ſich darüber gewundert. Er gab ſchon damals als Grund an, er wolle Ruhe zum Arbeiten haben, und er hat dieſen Grund in der Widmung des zweiten Bandes des „Zwecks im Recht“ elf Jahre ſpäter wiederholt. Er hat, wie wir ſahen, ſeinen Zweck erreicht. In früher unbekannter Liberalität hatte ihn die Goßleriſche Unterrichtsverwaltung von der Verpflichtung, Vorleſungen zu halten, offiziell entbunden, ſo daß er ſchließlich ganz ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten leben konnte. Wer früher jene Vorleſungen gehört, dem werden ſie unvergeßlich ſein. Der lebhafte Mann, der häufig zum

direkten Zwiegeſpräch mit ſeinen Zuhörern, zu Frage und Antwort überging, der es auch gelegentlich an ſcharfer Polemik und derbem Spotte nicht fehlen ließ, war ſtets anregend und intereſſant. Seine äußere Erſcheinung ließ den Weltmann erkennen, und in ſeinem gaſtlichen Hauſe war Behaglichkeit und Wohlleben zu finden. Der Muſik war er mit Leidenſchaft ergeben; er hatte ſeine Söhne zum Teil gegen ihre Neigung veranlaßt, ein Inſtrument zu erlernen, und ſo eine gut geübte Hauskapelle gebildet. Sein äußeres Leben geſtaltete ſich mit der Zeit immer behaglicher. Der Widerſpruch verſtummte, und wenn auch der „Beſitzwille“ nicht die erwartete Anerkennung fand, ſo war doch Ihering nicht gewohnt, den eigenen Wert nach dem Urteil anderer zu meſſen. Nachdem er früher wiederholt den Verluſt der Gattin zu betrauern gehabt, war es ihm vergönnt, die letzten Jahrzehnte an der Seite der trefflichen Hausfrau zu verleben. Als er ſein Jubiläum feierte, bewies das Zuſammenſtrömen ſeiner Anhänger von nah und fern, wie weit der Ruhm ſeines Namens gedrungen, wie allſeitig die Sympathien waren, die er ſich erworben. Der ſcharfe Streiter war ein wohlwollender, liebenswürdiger Menſch. Sein ſcharfer Blick geſtattete ihm, über Gegenſätze unweſentlicher Art hinweg zu ſehen. In den „Dogmatiſchen Jahrbüchern“ verband er ſich mit dem Germaniſten Gerber, den Praktikern Bähr und Henrici, dem Öſterreicher Unger. Mit freudiger Anerkennung begrüßt er in der Widmung zum zweiten Bande des „Zwecks“ (an die befreundeten Wiener Genoſſen Glaſer und Unger) den Aufſchwung der Rechtswiſſenſchaft in Öſterreich. Höher noch ſteht ihm die Freude an dem innigen Bund zwiſchen dem öſterreichiſchen und dem deutſchen Kaiſerreich. „Mit ihm erſt iſt die Schöpfung des deutſchen Reichs vollſtändig geworden — beides noch erlebt zu haben, halte ich für den wertvollſten Inhalt meines ganzen Lebens.“ Auch Ihering hat nicht alle Entwürfe zur Ausführung zu bringen vermocht. Nicht nur, daß der „Geiſt“ und der „Zweck“ unvollendet geblieben ſind; in der erſten Göttinger Zeit trug er ſich auch mit dem Gedanken, ein Inſtitutionenwerk zu ſchreiben; es iſt im Intereſſe derer, welche, die Vorhallen des Rechts betretend, nur zu häufig durch die Öde ihrer Gänge abgeſchreckt werden,

gewiß zu bedauern, daß dieſe Abſicht nicht zur Ausführung gekommen iſt. Aber er ſagte mir damals ſchon, er wolle, ehe er an ihre Verwirklichung herantrete, den „Geiſt“ vollenden. Er kannte ſich ſelbſt zu wenig, als daß er geahnt hätte, daß der Flug der Gedanken ihn von einem zum andern entführen, ihn die Schranken der Jurisprudenz werde durchbrechen laſſen.

Ihering und Windſcheid waren ſich ihrer Gegenſätzlichkeit bewußt, und das Gefühl der Entfremdung ſteigerte ſich, je mehr den einen der Drang des Geiſtes in immer weitere Bahnen entführte, während der andere das abgeſteckte Feld immer intenſiver beackerte. Dennoch ſind beide ſich nie polemiſch gegenübergetreten. In der mehrerwähnten Tiſchrede, deren Zuhörer wir waren, hat allerdings im engeren Kreiſe Windſcheid, der eben damals ſich in dem erſten Entwurf des Bürgerlichen Geſetzbuches angegriffen wähnte und ſo reizbar gegen abweichende Richtungen geworden war, nicht ohne Schärfe Stellung zur Iheringiſchen Zweckjurisprudenz genommen. „In der neueren Zeit,“ ſagte er hier, „macht ſich in der Litteratur mit einer gewiſſen Aufdringlichkeit eine Richtung geltend, welche den Ruf „„Zweckjurisprudenz““ nicht „„Begriffsjurisprudenz““ erhebt — auch hier nenne ich keinen Namen. Sie wiſſen alle, was ich meine. In meinen Augen ſind das keine Gegenſätze. Alles Recht verfolgt Zwecke; jeder Rechtsſatz iſt nur deswegen da, um menſchliche Intereſſen und Bedürfniſſe, wie er ſie auffaßt, zu befriedigen. Das iſt keine neue Entdeckung, ebenſowenig wie es eine neue Entdeckung iſt, daß bei der Ergründung des wahren Sinnes eines Rechtsſatzes vorzugsweiſe auf deſſen Zweck Rückſicht genommen werden muß. Aber deswegen iſt es auch nicht weniger wahr, daß alle Wiſſenſchaft des Rechts ſich in Begriffen bewegt, ihre Aufgabe keine andere iſt, als ſcharfe Begriffe zu faſſen und den Inhalt derſelben darzulegen.“

In der Form ſcharfer Abwehr iſt hier vielleicht doch ein ſachliches Entgegenkommen zu verzeichnen.

Uns aber laſſen Sie mit dem Ausdruck der Freude darüber von den hingegangenen Meiſtern ſcheiden, daß zwei Männer ſo verſchiedener Geiſtesrichtung, ein jeder in ſeiner Art ausgeſtattet

mit den Gaben, welche, ſich gegenſeitig ergänzend, für die Wiſſenſchaft des Rechtes als die vornehmſten erſcheinen, in der letzten Hälfte des zur Neige gehenden Säkulums all das zuſammenfaßten, was in jahrhundertelanger Arbeit an geiſtiger Kraft und Anſtrengung auf die Bearbeitung des römiſchen Rechts verwendet iſt. So nur kann dieſes Recht uns ganz zu eigen werden, ſo nur der Wahrſpruch des einen: „Durch das römiſche Recht, aber über dasſelbe hinaus“ ſich verwirklichen in dem großen Geſetzgebungswerke, für das gearbeitet zu haben dem anderen als das wertvollſte Ergebnis ſeines Lebens erſchien.

Möge ihr Erbe unverloren ſein!

b) Sektion für Volkswirtſchaft (V).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. M. Behrend, Statiſtiker, hier.
„ Dr. med. W. Hanauer, prakt. Arzt, hier.
„ O. de Terra, kgl. Eiſenbahndirektor, hier.
„ Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Trommershauſen, Oberlehrer, hier.
„ E. Dennig, Handelskammerbeamter, hier.
„ G. Hoch, Redakteur, hier.
„ W. Schmidt, Lithograph und Reichstagsabgeordneter, hier.

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. F. Rothſchild, Referendar, hier.
„ Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Wahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Stadtrat Dr. Karl Fleſch, als zweiten Vorſitzenden und Schriftführer Herrn S. Spier.

Die Sitzungen am 10. und 17. Oktober, 28. November, 12. und 19. Dezember waren gemeinſamer kritiſcher Lektüre von Rodbertus

„Fünf Theoreme zur Erkenntnis unserer staatswissenschaftlichen Zustände“ gewidmet.

Am 31. Oktober sprach Herr Franz Wirth über „Pan-Amerika und Pan-Europa“;

am 5. Dezember hielt Herr J. H. Epstein einen Vortrag über „Das Wesen der produktiven Arbeit“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Pan-Amerika und Pan-Europa von Herrn Franz Wirth.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Vorschläge, größere Zollvereinigungen zu bilden, gerade von den Schutzzöllnern ausgehen. Schon vor Zeiten wurde von solchen der Vorschlag gemacht, das europäische Festland gegen England zusammenzufassen oder eine Zolleinigung wenigstens zwischen Deutschland und Oesterreich herzustellen. Der berühmte Schutzzöllner Dr. Peez in Wien glaubte dadurch allein die festländische Industrie retten zu können. Der amerikanische Minister Blaine folgte nach, indem er eine Zolleinigung für ganz Amerika vorschlug und zu diesem Zweck den panamerikanischen Kongreß in Washington veranstaltete.

Nun ist aber doch eine Zolleinigung so vieler und großer Länder nichts anderes als Handelsfreiheit innerhalb derselben und es liegt absolut kein Grund vor, irgend ein Land davon auszuschließen.

Der Hauptschrecken aller Schutzzöllner ist oder war vielmehr, müssen wir sagen, England, dessen Industrie so gewaltig und so entwickelt sei, daß wir nicht damit konkurrieren könnten. Etwas logisches Denken hätte die Urheber dieser Anschauung leicht darüber belehren können, daß Zölle dieses Ziel nie erreichen, weil sie schlechtere Arbeit veranlassen. Zölle sind überhaupt nur dann von Nutzen für die Geschützten, wenn sie einseitig nur auf gewisse Waren gelegt werden oder in entsprechend verschiedener Höhe. Werden sie auf alle Waren gelegt und in ganz gleicher, den Kosten entsprechender Weise, so heben sie sich gegenseitig auf und nützen keinem.

Dieſer Mangel an Logik zeigte ſich auch bei dem Beſtreben, ganz Amerika in einen Zollbund zuſammenzufaſſen. Blaine hoffte dadurch Europa auszuſchließen und die Induſtrieerzeugniſſe, welche Südamerika braucht, durch Nordamerika zu beſchaffen. Ein rieſiger Aufſchwung von deſſen Induſtrie müßte die Folge ſein!

In Wirklichkeit kam es aber ganz anders und die Südamerikaner waren auch ſo vernünftig, auf ein ſolches Projekt nicht einzugehen: nur einige Handelsverträge ſchloſſen ſie mit dem Norden.

Ein einfacher Blick auf die Ausfuhr Amerikas mußte den Nordamerikanern zeigen, daß ſie überhaupt nicht im Stande ſind, dem Süden alle ſeine gewerblichen Bedürfniſſe zu liefern, weil ſie dies nicht einmal für das eigene Land können. Die Vereinigten Staaten führten im Jahre 1889 für 745 Millionen Dollar ausländiſche Fabrikate und Produkte ein und für 742 Millionen Dollar aus, wovon faſt drei Viertel (523 Millionen) landwirtſchaftliche Produkte ſind. Die Baumwolle nimmt allein ein Drittel der ganzen Ausfuhr weg (über 3 Millionen Pfund). Und es iſt das eine ſehr natürliche Sache. Ein Land, das wie Amerika noch Millionen Quadratmeilen unbenützten Bodens hat, der nicht gedüngt zu werden braucht, das für einen Acker (40,000 □′) Landes nur $1^1/_4$ Dollar zu zahlen, auf der anderen Seite aber ſehr hohe Löhne und naturgemäß Mangel an Arbeitskräften hat, dieſes thut beſſer, Landwirtſchaft zu treiben, als Induſtrie.

Das iſt denn auch die Regel, und für Südamerika, wo die Sonne mithilft, gilt es noch weit mehr. Dort Fabriken zu errichten, während die Bodenerzeugniſſe faſt von ſelbſt heranwachſen, das wäre der Gipfel der Thorheit, abgeſehen davon, daß gar keine Arbeitskräfte für ſie vorhanden wären. Woher ſollte man ſie auch nehmen?! Durch hohe Zölle könnte man es ja fertig bringen, allein die übrige an ſich ſehr lohnende Produktion würde darunter leiden. Arbeiter und Kapital müßten aus den übrigen Produktionszweigen genommen werden, denn das Kapital kann nicht über Nacht geſchaffen werden und die vorhandenen Arbeiter können auch nicht mehr als 12 bis 16 Stunden arbeiten; folglich muß man ſie aus den vorhandenen Gewerben nehmen, und dieſe ſtehen dann ſtille. Was damit gewonnen ſein ſoll, iſt nicht wohl einzuſehen!

Die Erfahrung hat das denn auch bestätigt. Trotz möglichst günstiger Handelsverträge ist die Ausfuhr Nordamerikas nach dem Süden nicht gestiegen und hat teilweise sogar abgenommen. Das Organ der englischen Handelskammern berichtet darüber, daß die Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse in Brasilien in den ersten 14 Monaten fast dieselbe blieb (17 Millionen gegen 16,1 Millionen früher), während die Ausfuhr nach dem übrigen Amerika von 94,9 Millionen Dollar auf 135,2 stieg. — Das heißt doch nichts anderes, als daß ein großer Bedarf für die südlichen Produkte im Norden vorhanden war, und der Ausgleich wahrscheinlich durch Lieferung europäischer Fabrikate erfolgte. San Domingo nahm speziell den Vereinigten Staaten in den ersten 9 Monaten um 13000 Dollar weniger Ware ab, Salvador um 32000 Dollar.

Der Verkehr mit Cuba, Britisch Westindien und Porto Rico stieg wegen des Zuckers etwas (von 9,8 Millionen auf 14½, in Westindien und Porto Rico um 118,000 und 300,00 Dollar). Ungleich mehr ist aber die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten gestiegen, aus Cuba von 44,6 Millionen auf 54,9, San Domingo um 750,000 Dollar, Salvador (4 Monate) um 600,000. Es geht daraus hervor, daß der Norden in steigendem Maße südliche Erzeugnisse brauchte, sie aber nicht direkt mit den eigenen bezahlen konnte, sondern wahrscheinlich erst durch Vermittelung Europas, indem es diesem landwirtschaftliche Produkte lieferte.

Die Ausfuhrlisten Europas bestätigen dies. Hamburg führte im Jahre 1891 für 1295 Millionen Mark Waren aus, und davon gingen allein 428 Millionen nach Amerika. Bremen schickte für 111 Millionen Mark nach Amerika, beide Häfen zusammen 539 Millionen. Dazu kommt nun England, welches weitaus am meisten nach Amerika liefert, ferner Frankreich, die Schweiz u. a., welche fast nur Fabrikate hinliefern.

Wenn selbst Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ die „rapide Entwickelung“ Amerikas für eine „Gefahr für den Fortbestand der ökonomischen, politischen und intellektuellen (!) Weltherrschaft Europas“ erklären (No. 231 von 1892), so weiß man in der That nicht, was man dazu sagen soll! Wem hat es je ge-

ſchadet, daß ein anderer reich wurde, außer es geſchah auf ſeine Koſten? Die Amerikaner leben aber doch nicht auf unſere Koſten!

Die Idee von der Herrſchaft eines Volkes über das andere ſcheint noch ein Überbleibſel aus der Zeit des Merkantilismus zu ſein, wo man glaubte, daß beim Handel der eine verliere, was der andere gewinne. Daß beim Handel beide Teile gewinnen, iſt, ſcheint es, heute noch nicht überall zum Bewußtſein gekommen. Damit fällt auch die Idee einer Herrſchaft in wirtſchaftlichen Dingen.

Die Aufhebung der Zölle zwiſchen den einzelnen deutſchen Staaten durch den Zollverein hat ſich anerkanntermaßen als ſehr heilſam und für die Induſtrie günſtig erwieſen, obwohl im Zollverein mindeſtens ſo große Verſchiedenheiten wie zwiſchen Amerika und Europa beſtanden. Weshalb ſoll nun gegen das Ausland ſchädlich ſein, was ſich hier ſo ausgezeichnet bewährt hat?

Pan-Amerika würde durch Verſchwinden aller inneren Zölle ſicher ebenſoviel Gewinn ziehen, aber die äußeren Zölle ſind das Hindernis. Südamerika iſt und muß noch für lange freihändleriſch ſein, es kann keinem Zollbunde beitreten, der ihm ſeine gewerblichen Bedürfniſſe unmäßig verteuert. Der Norden iſt aber eben im Begriff, ſich vom Schutzzoll los zu machen. Pan-Amerika iſt dann eher möglich.

4. Abteilung für Geſchichte (G).

Die im Oktober ſtattgehabte Wahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorſitzenden Herrn Dr. Orth und als Schriftführer Herrn Dr. O. Heuer.

In der Sitzung vom 19. Oktober wurde die „Mosella“ des Auſonius gemeinſam geleſen, wobei Herr Dr. Orth das Referat übernommen hatte. Am 7. November und 9. Dezember wurde mit dem Leſen von Gregors v. Tours „Historia Francorum“ begonnen. Herr Dr. Schwemer und Herr Dr. Löhren referierten.

Am 21. Dezember ſprach Herr Dr. O. Heuer über
„Froitzheims hiſtoriſche Goetheforſchung“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Froitzheims historische Goetheforschung von Dr. O. Heuer.

Zu der großen Zahl der fleißigen Männer, die an der Ergründung und Darstellung der Lebensumstände unseres großen Dichters, an der Erklärung seiner Werke arbeiten, hat sich seit einigen Jahren Johannes Froitzheim in Straßburg gesellt. Er begann damit eine alte Legende zu zerstören und auf Grund urkundlicher Zeugnisse nachzuweisen, daß das als Goethehaus in Straßburg offiziell anerkannte Gebäude niemals von dem Dichter bewohnt gewesen sei, sondern daß diese Ehre einem ganz anderen Hause gebühre.[1]) Man braucht kein Reliquienverehrer zu sein, um das Verdienst Froitzheims in diesem Falle anzuerkennen. Hält man eine Erinnerungsstätte in Ehren, so ist es sicher von Wert, daß diese auch die richtige sei. Froitzheim schritt auf dem eingeschlagenen Wege urkundlich-kritischer Forschung munter fort. Das Jahr 1888 brachte zwei Bücher „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg, ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit" und „Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776, urkundliche Forschungen", denen im folgenden Jahre „Goethe und Heinrich Leopold Wagner, ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher" und 1891 „Lenz und Goethe" sich anschlossen. Wie die Titel schon zeigen, bringt Froitzheim neues von ihm aufgefundenes urkundliches Quellenmaterial und will die angeregten Fragen nach den Grundsätzen einer gewissenhaften historischen Kritik, an der es bisher gemangelt habe, behandeln. Er sieht sich bei seinen Studien immer mehr in die Notwendigkeit versetzt, Goethes „Dichtung und Wahrheit" auf ihren Wert als Geschichtswerk zu prüfen. In der Vorrede zu „Goethe und Heinrich Leopold Wagner" ist er zu der Überzeugung gelangt, daß Goethes Selbstbiographie zum großen Teil Tendenzschrift sei, und daß sich die heutige Auffassung von Goethes Jugendleben und Charakter auf einer schiefen Ebene bewege. „Hier auf Grund unzweideutiger Zeugnisse ein

[1]) Straßburger Post vom 23. März 1887, und als Anhang zu „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich". 1888.

energiſches Halt auszuſprechen, iſt die Pflicht des parteiloſen Hiſtorikers".

Anzuerkennen iſt die Mühe und der Fleiß, den Froitzheim auf die Aufſuchung des Materials verwendet hat: Archive aller Art, Regiſter, Kirchenbücher, Familienkorreſpondenzen werden mit minutiöſer Sorgfalt Blättchen für Blättchen durchgeſtöbert. Eine mühſelige und eine undankbare Arbeit, denn das Ergebnis ſteht zu der aufgewandten Zeit und Mühe in keinem Verhältniſſe; zwar ergiebt ſich eine Reihe von recht hübſchen Einzelnheiten, kleinen Richtigſtellungen, aber im großen und ganzen kann das neugefundene Material unſere Auffaſſung der Sturm- und Drangperiode, unſere Beurteilung von Goethes Jugendzeit und gar die ſeines Charakters in keiner Weiſe ändern.

Doch es iſt Froitzheims Privatangelegenheit, wenn er ſeine Mühe der wenig lohnenden Arbeit widmet, und wir können ihm dankbar ſein für die wenigen Goldkörner, die er mit ſaurem Schweiß aus den dunkeln Schächten gehoben hat. Die erſte Aufgabe des Hiſtorikers, das möglichſt vollſtändige Sammeln des Materials, hat er redlich zu löſen ſich bemüht, und man kann es ihm daher auch verzeihen, wenn er den Wert des Gefundenen häufig überſchätzt, einen wertloſen Kieſel für einen Edelſtein hält und mit naiver Freude jubelnd begrüßt. Und doch weiſt ſchon dieſe Überſchätzung, die bei einem beſonnenen Hiſtoriker doch bereits während der Sichtung und Verarbeitung des Stoffes einem richtigeren Abwägen Platz machen ſoll, auf einen Mangel an kritiſchem Sinne hin, wie auch das ſtete Hervorkehren der „urkundlichen Forſchung", der „unwiderlegbaren Zeugniſſe" etwas unverkennbar Dilettantenhaftes an ſich hat.

Doch hätte Froitzheim mit ſeinem Material ganz hübſche und intereſſante Arbeiten liefern können, wenn er wirklich der „parteiloſe Hiſtoriker" wäre, als den er ſich giebt, ja wenn er überhaupt Hiſtoriker wäre. Den Hiſtoriker aber macht nicht allein der Fleiß im Zuſammentragen der Bauſteine, er muß es auch verſtehen ſie zu ordnen, ſie zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenzufügen. Dazu gehört hiſtoriſcher Sinn und unbefangene ſtrenge Kritik. Die Quellenkritik iſt nun leider unſeres Goetheforſchers

ſchwächſte Seite, und das iſt beſonders deshalb recht ſchlimm, weil die eigentliche Aufgabe, die er ſich ſtellt, die Prüfung der Glaubwürdigkeit von Dichtung und Wahrheit, eine weſentlich kritiſche iſt. Anſtatt der kritiſchen Befähigung bringt Froitzheim eine vorgefaßte Meinung, eine felſenfeſte Überzeugung mit. Ihm ſteht es von vornherein feſt: Goethe iſt ein ganz niederträchtiger Charakter, ein jämmerlicher Renommiſt, der in ſeiner Selbſtbiographie ſich nicht ſcheut zu ſeiner Selbſtverherrlichung offenbare Lügen aufzutiſchen, ja ſeine treueſten Freunde ſchlecht zu machen.

Von dieſem Standpunkte aus erſcheint ihm der Dichter als ein Angeklagter, über deſſen Schuld kein Zweifel ſein kann, zu deſſen Überführung es nur noch der nötigen belaſtenden Zeugniſſe bedarf. Durch ſeine „urkundlichen Zeugniſſe“ glaubt Froitzheim die Schlechtigkeit Goethes darlegen zu können. Was aber gilt ihm alles als „unwiderleglicher urkundlicher Beweis“! Jede Äußerung, die nur gegen Goethe gefallen iſt, einerlei ob von Neidern und Verleumdern, ja jede, die nur Goethes Angaben zu widerſprechen ſcheint, einerlei ob ihre Urheber etwas von der Sache wiſſen konnten, ſelbſt dabei waren, oder ihre Kenntnis erſt aus zweiter oder dritter Hand hatten, — alles das iſt gleichwertig, unanfechtbar, überzeugend. Ja der albernſte Klatſch wird mit ernſthafter Miene ins Treffen geführt.

Aber, ſelbſt mit allen dieſen Mitteln hat Froitzheim in ſeinen genannten Schriften doch nur einige Punkte herausfinden können, in denen Goethe die „Wahrheit zu ſeinen Gunſten im Kerne verändert habe“, und in dieſen Punkten hat K. Kochendörffer[2]) Froitzheims willkürliche und oberflächliche Anklagen gründlich widerlegt. So den Verſuch, Goethes Äußerungen über die Gobelins beim Empfange Marie Antoinettens in Straßburg als ſpäter erfunden darzuſtellen, ſowie das nur durch den gerügten Mangel an kritiſchem Sinn mögliche Unternehmen, die Goethiſche Erzählung über ſeine Doktordiſſertation Lügen zu ſtrafen. Kochendörffer giebt ſich am Schluß ſeiner Ausführungen der Hoffnung hin, künftigen Angriffen

---

[2]) Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit. Preuß. Jahrbb., Bd. 66, S. 539—563.

auf Goethes Wahrheitsliebe den Weg verlegt zu haben. Daß dieſe Hoffnung allzu optimiſtiſch war, ſollte Froitzheims fernere Thätigkeit zeigen.

Als Beiſpiel will ich nur einen charakteriſtiſchen Fall anführen.

Froitzheim hatte in ſeinem „Goethe und H. L. Wagner" die Behauptung aufgeſtellt, Goethe habe ſich in den Äußerungen über Lenz' „Anmerkungen übers Theater" im 11. und im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit in einem unlösbaren Widerſpruche gefangen.

An der einen Stelle ſage nämlich Goethe ſelbſt, daß Lenz dieſen Aufſatz bereits im Sommer 1771 in der Salzmanniſchen Geſellſchaft, deren Mitglieder Goethe wie Lenz bekanntlich geweſen ſeien, vorgeleſen habe, während er an der andern erkläre, daß Lenz' Behauptung in einer lakoniſchen Vorrede, bei Überſendung der Arbeit an Goethe zur Herausgabe, der Inhalt ſei bereits durch eine Vorleſung einer Geſellſchaft von Litteraturfreunden vor Erſcheinen des Götz bekannt geworden, ihm einigermaßen auffallend erſchienen ſei.

Nun hat Kochendörffer klar nachgewieſen, daß Goethe der société de philosophie et de belles lettres, die Froitzheim meint, nie angehört hat, daß er auch im 11. Buch nichts Anderes ſagt, als daß man ſich ein Bild von dem über Shakeſpeare in dem zwangloſen Kreiſe des Lauthiſchen Mittagstiſches Geſprochenen und Verhandelten aus den [ſpäteren] Aufſätzen Herders und Lenzens machen könne, die die Anregung zu dieſen dort empfangen hätten: daß alſo ein Widerſpruch zwiſchen Goethes Äußerungen im 11. und im 14. Buch gar nicht vorhanden iſt.

Trotzdem bringt Froitzheim in ſeinem „Lenz und Goethe" die Sache nochmals vor, und heftet einen neuen Vorwurf daran. Goethe polemiſiere in jener Stelle des 14. Buches gegen die Vorrede zu den „Anmerkungen übers Theater", die ihm die Priorität der auf die Reform des Dramas abzielenden Ideen widerrechtlicher Weiſe habe entziehen wollen, während er doch „ſehr wahrſcheinlich um nicht zu ſagen ſicher" jene Vorrede ſelbſt geſchrieben habe.

Dies beweiſe Inhalt und Form der Vorrede, die von Lenz in der dritten Perſon ſpreche und ihn einen „Dilettanten“ nenne, was mit jener Anmaßung in Widerſpruch ſtehe. Um Goethe völlig zu vernichten, hat Froitzheim aber noch eines ſeiner „urkundlichen“ Zeugniſſe bei der Hand. In den ungedruckten Notizen des Moskauer Predigers J. M. Jerzembsky, der im Umgange mit Lenz Materialien zu einer Biographie des Dichters geſammelt habe, heiße es: „Anmerkungen übers Theater, von Goethe verſtümmelt. — Es waren vier Vorträge gegen die Trinitätslehre des Ariſtoteles als Beytrag zur Dramaturgie Shakeſpeares. Vorrede vom Herausgeber.“ Wie lautet denn dieſe Vorrede?

„Dieſe Schrift ward zwey Jahre vor Erſcheinung der deutſchen Art und Kunſt und des Götz von Berlichingen in einer Geſellſchaft guter Freunde vorgeleſen. Da noch manches für die heutige Bellitteratur drinn ſeyn möchte, das jene beyden Schriften nicht ganz überflüſſig gemacht, ſo theilen wir ſie — wenn nicht anders als das erſte ungehemmte Räſonnement eines unparteyſchen Dilettanten — unſern Leſern Rhapſodienweis mit“.

Die Form dieſer Vorrede weiſt allerdings auf den Herausgeber hin: muß deshalb aber auch der Grundgedanke der Priorität vor dem Götz von ihm ſtammen? Goethe ſelbſt ſagt darüber: Lenz habe ihm eine Anzahl Manuſkripte, darunter auch die „Anmerkungen“ geſandt. „Bei dieſen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakoniſchen Vorbericht ſich dahin äußerte, als ſei der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren als Vorleſung einer Geſellſchaft von Litteraturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit alſo, wo Götz noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger Verhältniſſen ſchien ein litterariſcher Zirkel, den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen und verſchaffte ihm zu dieſer, wie zu ſeinen übrigen Schriften Verleger, ohne auch nur im mindeſten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung auserſehen hatte.“ Die Sachlage iſt ſo klar wie möglich: obgleich Goethe die Behauptung des Verfaſſers mit Mißtrauen — und wohl mit

berechtigtem — betrachtete, so ließ er sie doch hingehen, er nahm sie in die kurze Vorrede, die er als Herausgeber voranschickte, auf.

Wo ist denn auch nur der geringste Grund zu der Annahme, Goethe habe, ganz ohne Lenzens Veranlassung, aus eigener Überzeugung die Priorität der „Anmerkungen" vor seinem bereits gedruckten „Götz" ausdrücklich hervorgehoben, um dann später seine eigene Behauptung anzuzweifeln?

Wahrlich, es gehört die ganze Kurzsichtigkeit und Verbissenheit eines Mannes wie Froitzheim dazu, um hier einen Widerspruch in Goethes Aussagen herauszutifteln.

Wer diese „historische" Kunst Froitzheims kannte, durfte denn auch durch die Resultate nicht überrascht sein, zu denen er in seinem neuesten Werk „Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen" gelangt ist.

Sofort nach dem Erscheinen dieses Buchs haben sich Stimmen erhoben, die es als eine skandalöse Schmähschrift bezeichneten: auf der anderen Seite hat es aber auch nicht an Kundgebungen gefehlt, die es als eine vorurteilsfreie Enthüllung der von Goethe verschleierten Wahrheit feierten. Ich nenne hier nur Theophil Zollings Aufsatz in der „Gegenwart" vom 10. Dezember „Die Wahrheit über Goethes Friederike". Zolling kommt zu dem Schluß, der fleißige und glückliche Straßburger Forscher verdiene Anerkennung und Aufmunterung, nicht aber die magistrale Verketzerung, die er von seiten der Goethepfaffen geerntet habe und noch ernten werde. Nicht Freude am Skandale oder gar Goethehaß liege vor, wie seine Gegner zu sagen liebten; wenn aus diesen Forschungen der Dichter nicht makellos hervorgehe, so sei es nicht die Schuld des Litterarhistorikers, sondern der Quellen, die er benutzen mußte. Die Gegner, die Froitzheim darum schmähten, leugneten einfach die Freiheit der Forschung. Der große Dichter vertrage auch als Mensch die volle Wahrheit. „Unser Goethe ist uns lieber als ganzer Mensch, denn als halber Gott."

Diesen letzten Satz unterschreibe ich gerne, und kein vernünftiger Verehrer unsers Dichters wird behaupten wollen, daß er von menschlichen Schwächen frei gewesen sei. Wir wissen alle, und er selbst hat daraus kein Hehl gemacht, daß er in der tollen

Gährungszeit seiner Jünglingsjahre in Übermut und Leichtsinn, in Maß- und Rücksichtslosigkeit gefehlt hat, aber kleinliche Scheelsucht, Niedertracht und Erbärmlichkeit, die Froitzheim ihm andichten will, haben seinem Charakter immer fern gelegen. Auch Zolling würde sich Froitzheim nicht gefangen gegeben haben, wenn ihm nicht eben die „Urkundlichkeit" seiner Forschung so gewaltig imponiert hätte.

Froitzheim selbst meint in der Vorrede: „Da die Ergebnisse meiner urkundlichen Forschung nicht anzugreifen sind, wird man mein Unternehmen als unpassend, ja unpatriotisch hinstellen wollen."

Ich will hier die Frage der Schicklichkeit ganz beiseite lassen, das Recht der freien Forschung durchaus nicht leugnen, sondern nur untersuchen, ob die Ergebnisse der urkundlichen Forschung Froitzheims über Friederike und Goethe wirklich so unangreifbar sind.

Diese Ergebnisse lassen sich sehr kurz in zwei Sätze zusammenfassen: 1) Friederike Brion hat 1787 ein uneheliches Kind geboren, vielleicht später noch mehrere. 2) Sie hat auch schon vorher im Jahre 1772 ein uneheliches Kind, und zwar von Goethe, geboren.

Das zweite Ergebnis scheint Froitzheim selbst allerdings nicht so ganz unangreifbar, er giebt es bald als Vermutung, bald als Behauptung, bald als Überzeugung. Dieses Schwanken hängt mit einem kleinen Kunstgriff zusammen, dessen er sich mit Vorliebe bedient: eine Folgerung, die er eben nur als möglich oder wahrscheinlich angenommen hat, gleich darauf als absolut sicher hinzustellen, wenn es gilt weitere Schlüsse daraus zu ziehen.

Wir müssen also zunächst das erste unanfechtbare Ergebnis ins Auge fassen.

Schon in den 20er Jahren liefen Gerüchte um, daß Friederike aus einem Verhältnisse mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt in Sesenheim ein Kind geboren habe. Jeder mit der Art der Legendenbildung Vertraute wird es begreiflich finden, daß hieran sich die Sage knüpfte, auch ihre Beziehungen zu Goethe, von denen durch Dichtung und Wahrheit alle Welt wußte, seien nicht ohne Folgen geblieben.

Beide Gerüchte durchkreuzten sich in den verschiedensten Versionen. Es hieß auch, daß Goethes Sohn nachher Pasteten-

bäcker zu Straßburg geworden sei. So wenig sich der Ursprung des ganzen Geredes klar legen ließ, so schien er doch nach Straßburg zu weisen. In Sesenheim hatte zuerst im Jahre 1822 der damalige Pastor Schweppenhäuser von der Verführung Friederikens durch Reimbolt erzählt.

Daß sich üble Nachrede an Friederikens Namen knüpfte, kann ja eigentlich nicht Wunder nehmen, es ist das gewöhnliche Los von ihrem Geliebten verlassener Mädchen.

Besonderes Verdienst um die Fortbildung des Gerüchtes erwarb sich Alexander Weill. Als im Jahre 1840 die „Friederiken-Frage" in den Blättern erörtert wurde, ließ auch Weill, der aus einer jüdischen Familie in Schirrhofen bei Sesenheim stammte, in der Zeitung für die elegante Welt einen sensationellen Artikel vom Stapel, allerdings in so wenig eleganter Form, daß er nur geringe Beachtung fand. Er selbst hatte in Sesenheim umhergefragt und besonders durch seine Schwester Florette bei allen alten Basen dort Erkundigungen einziehen lassen. Diese hatte in einem Briefe, den ihr Bruder wörtlich abdruckte, ihm das Ergebnis ihrer Bemühungen mitgeteilt. Aus ihrem konfusen Geschreibsel geht im wesentlichen hervor, daß das Gerücht über Friederikens Verhältnis zu Reimbolt auch einigen alten Weibern beiderlei Geschlechts in Sesenheim bekannt war.[3]) Die Chronologie ihrer Angaben ist völlig verwirrt. „Von dem Goethe," meldet sie, „weiß man nicht viel als daß sie sich geliebt haben, wo er jetzt sein kann weiß man auch nicht." Obwohl Weill nun dem Briefe seiner Schwester das Lob giebt: er erkläre in seiner Bauernsprache mehr in sechs Zeilen als ein Schriftsteller auf sechs Seiten, so war ihm doch nicht völlig damit gedient. Ob Reimbolt Friederike verführt hatte oder nicht, ließ die Lesewelt ziemlich kalt, Goethe mußte der Verführer sein, und so fügte Weill einige Erläuterungen hinzu, ein wirres Geschwätz, dessen Kern die Behauptung einer Nachbarin ist, Friederike habe zwei Kinder gehabt. Das genügt Herrn

[3]) Ihr Hauptzeuge, der alte Gressian, von dem sie 1840 die wichtigsten Nachrichten erhalten haben will, war übrigens, wie der jetzige Pfarrer von Sesenheim, Fr. Rübel, in der Straßburger Post vom 13. November 1992 nachweist, bereits 1832 gestorben.

Weill zu folgenden wunderbaren Schlußfolgerungen: „Täuſchen mich meine Erkundigungen nicht, ſo bekam Friederike von Goethe etwas mehr als Gedichte. Wozu es verhüllen, daß des Pfarrers Nachbarin noch von einem Kinde munkelte?“ Dieſe Äußerung der Nachbarin, die Goethe gar nicht nennt, iſt die einzige Quelle, welche Weill für ſeine Vermutung anzuführen weiß. Weiter erzählt er nur noch, daß der alte Chirurg Schöpflin, wenn auf Goethe die Rede gekommen ſei, mit den Achſeln gezuckt und gemeint haben ſolle, ſeine ſchnelle Abreiſe habe eine andere Urſache gehabt.[4]) An dieſes Orakelwort knüpft nun der Autor unmittelbar das kühne Urteil: „Sicher iſt, daß Friederike nicht rein aus Goethes Händen kam und daß es in Seſenheim noch viele Leute giebt, die behaupten, Friederike habe von ihrem erſten Geliebten ein Kind gehabt, das geſtorben iſt.“

Woher plötzlich die Sicherheit? Ein glaubhaftes Zeugnis wird nicht angeführt. Die Schweſter, die bei allen alten Bauern und Bäuerinnen ſich erkundigt haben will, erklärt, von Goethe wiſſe man nichts, als daß ſie ſich geliebt hätten, und bringt das zweite Kind, das Friederike gehabt haben ſoll, ausdrücklich nicht mit Goethe in Verbindung.

Das Ganze iſt eben ein von Widerſprüchen wimmelnder in plumpſter, oft geradezu ſinnloſer Form vorgebrachter alberner Altweiberklatſch, ſo daß man ſich nicht wundern kann, daß die elegante Welt des Jahres 1840 ſich wenig darum kümmerte. Wir hätten dieſes Geſchreibſel eines ſenſationslüſternen Journaliſten der wohlverdienten Vergeſſenheit überlaſſen können, wenn es nicht die Grundlage für Froitzheims Enthüllung geboten hätte. Für ihn haben Weills Worte, „die bis heute von der Kritik in unbegreiflicher Verblendung mißachtet wurden“, überzeugende Kraft. Er ſetzt ſich im Jahre 1892 mit Alexander Weill in Verbindung, der ihn an ſeine, als Frau Lehmann in Biſchweiler noch lebende, Schweſter weiſt. Nachdem Froitzheim das ſeltſame Geſchick beklagt

[4]) Auch dieſer war ſchon ſeit 1836 todt. Da er, wie Rübel feſtſtellt, erſt 1764 geboren iſt, konnte er wohl als 7jähriger Knabe kaum die wahre Urſache von Goethes Abreiſe durchſchaut haben.

hat, das ihn während früheren ſechsjährigen Aufenthalts in Biſchweiler die Bekanntſchaft Auguſt Stöbers nicht zu Nachforſchungen hatte benutzen laſſen, ja ihn auch nicht zu der am ſelben Orte weilenden Frau Lehmann geführt hatte, fährt er fort: „Auguſt Stöber iſt ſeitdem geſtorben. Aber Frau Lehmann lebt noch. Den 19. Mai mittags hatte ich jenen Brief A. Weills in Händen. Zwei Stunden ſpäter ſtand ich in Biſchweiler vor der 80 jährigen Matrone.“

Sein Eifer wurde belohnt. Das Gedächtnis der Greiſin war ſo vorzüglich, daß ſie jetzt mehr wußte als früher. „Alte Bäuerinnen erklärten mir ganz offen, Friederike habe auch von Goethe ein Kind geboren.“ Man ſieht, die Kunde wird immer genauer, je größer der Zwiſchenraum wird, der uns von den Ereigniſſen trennt.

Dieſe „Enthüllungen“ Weills und ſeiner Schweſter zwangen nun Froitzheim zu der Annahme, daß, wenn er erſt mit dem Friederikenthema ſich befaßte, unliebſame Dinge zu Tage treten würden.

Er kam auf den naheliegenden Gedanken in den Findelhausakten nach dem Kinde Reimbolts und Friederikens zu ſuchen, und fand den Taufſchein eines am 3. März 1787 zu Straßburg geborenen Johann Lorenz Blumenhold, ſowie das Protokoll über die Aufnahme dieſes Kindes ins Stephansfelder Findelhaus am 31. Mai 1787. Dieſes Protokoll erklärt, daß das Kind vom Pfarrer Reimbolt zu Seſenheim eingeliefert wurde. Im Taufſchein iſt als Mutter genannt Franziska Ludovika Wallner aus Schweighauſen, die, „wie uns die unterzeichnete vereidigte Hebamme nach der Erklärung der in den Wehen liegenden Mutter auf Amtstreue berichtet hat“ als Vater einen Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen bezeichnete. Dieſer Knabe Blumenhold ſoll nun, wie Froitzheim beſtimmt behauptet, Friederikens Sohn ſein. Die Urkunden ſagen zwar nichts davon, ſie geben nur den Anhalt, daß Reimbolt das Kind ins Findelhaus gebracht hat. Hier muß alſo die Kunſt des Hiſtorikers ergänzend eintreten. Froitzheim ſagt: die Namen ſind erdichtet, und da das Gerücht, von vertrauenswürdigen Männern vertreten, Friederiken ein Kind von Reimbolt

zuſchreibt, ſo iſt die Franziska Ludovika Wallner keine andere als Friederike Brion.

Um dieſe Annahme wahrſcheinlich zu machen, wird wieder ein kleiner Kunſtgriff angewendet: der Entlaſtungszeuge des zweiten Angeklagten wird verdächtigt um die Hauptangeklagte zu treffen. Die Erklärung der Hebamme, die in allen katholiſchen Taufbüchern des Elſaß wiederkehre, habe wenig materiellen Wert. Sie finde ſich bei unglaublichen Vater- und Mutternamen des vorigen Jahrhunderts. Die katholiſche Kirche, nach deren Ritus alle unehelichen Kinder, auch proteſtantiſcher Eltern, getauft werden mußten, habe die Echtheit der Angaben nicht geprüft, um Propaganda zu machen.

Woher weiß das Froitzheim? Hatte die katholiſche Kirche deshalb weniger Anſpruch auf die Kinder, wenn die amtlichen Angaben genau genommen wurden?

Aber geſetzt auch die formelhafte Erklärung der Hebamme ſei bedeutungslos, was beweiſt das gegen die Echtheit des Muttersnamens, auf den ſich jene Erklärung gar nicht bezieht?[5]) Den Vaternamen kann die Gebärende erdichten, da ihre Ausſage unkontrollierbar iſt, ihren eigenen kann ſie aber nicht ſo leicht fälſchen. Daß Froitzheim dieſe formelhafte, ſelbſtverſtändlich nur den Namen des Vaters ohne Gewähr enthaltende Angabe der Hebamme auch bei unglaublichen Muttersnamen gefunden habe, muß, wenigſtens in dem von ihm angenommenen Zuſammenhange, ſo lange bezweifelt werden, bis er einen Beweis dafür giebt.

Daß der Name Wallner in Schweighauſen ſeit 1810 nicht vorkommt und daß der 92jährige älteſte Einwohner des Dorfes, der alſo 1800 geboren iſt, ihn nicht kennt, beweiſt für das Jahr 1787 gar nichts. Bei alledem wäre aber die Möglichkeit doch nicht ausgeſchloſſen, daß es ſich hier um einen Sohn Reimbolts und Friederikens handeln könne, und die nie fehlenden Freunde des Skandals könnten nach wie vor ſich auf das Gerücht berufen, an

---

[5]) Der Taufſchein ſagt: filius illegitimus Franciscae Ludovicae Wallner ex Schweighausen prope Hagenoam oriundae et prout infra scripta jurata obstetrix Maria Francisca Müller ex declaratione matris sibi in partus doloribus facta nobis sub officii sui fide retulit, Joannis Friderici Blumenhold ex Pfaffenhofen.

dem doch etwas Wahres ſein müſſe, — wenn Froitzheim nicht ſelbſt bereits früher den Gegenbeweis geliefert hätte. Man war gerade in Straßburg durchaus nicht ſo nachſichtig hinſichtlich der unehelichen Geburten wie er uns glaubhaft machen will.

In ſeiner Schrift „Goethe und H. L. Wagner“ [6]) hat er nachgewieſen, daß in Straßburg nach geltendem franzöſiſchen Recht nicht nur der Kindesmord, ſondern die bloße Verheimlichung der Schwangerſchaft mit dem Tode beſtraft, und daß dieſes Edikt alle Vierteljahr von den Kanzeln verkündet wurde. Noch 1780 ſchreibt Fr. R. Salzmann: „Die gefallenen Mädchen müſſen ihre Schwangerſchaft, ſobald ſie ſie gewahr werden, bei dem Fiskal angeben. Wenn ſie es verſäumen, ſo verfallen ſie bei einer todten Geburt in die Strafe des Ediktes Heinrich II. und werden als Kindermörderinnen hingerichtet“.

Dieſer Strenge des, wie aus Salzmanns Angabe hervorgeht, in der Praxis doch nur wenig gemilderten Geſetzes gegenüber iſt es doch ganz undenkbar, daß es ein in Straßburg niederkommendes Mädchen hätte wagen ſollen, dem Fiskal falſche Angaben über Namen und Herkunft zu machen, noch weniger aber war nach Verhehlung der Schwangerſchaft eine heimliche Niederkunft möglich. Wie ſollte gar die in Straßburg ſo wohlbekannte Friederike Brion derartiges verſucht haben? Und doch ſchreibt ihr Froitzheim in dieſer Lage, wo ihr mindeſtens das Raſpelhaus in Ausſicht geſtanden hätte, auch noch „unverwüſtliche Heiterkeit“ zu, die ſich in der Wahl des ſchönen Namens „Blumenhold“ für ihr Kind kundgegeben.

Ja, auch der Umſtand ſpreche für Friederikens Schuld, daß der kleine Blumenhold „Laurentius“ genannt ſei, wie Reimbolt auch geheißen habe, ſelbſt daß Friederikens Name als Vorname des fingierten Vaters benutzt zu ſein ſcheine, entgeht dem Scharfſinn unſers Hiſtorikers nicht, und wird als belaſtendes Moment angeführt.

Aber die welterſchütternden Entdeckungen ſind damit noch nicht abgeſchloſſen. Froitzheim hat auch noch herausgefunden und

---

[6]) S. 43 ff.

„urkundlich“ bewieſen, daß der Knabe ſpäter Paſtetenbäcker geworden iſt. Da nun ein Gerücht einmal von einem Sohne Goethes und Friederikens gefabelt hat, der Paſtetenbäcker geweſen ſei, ſo iſt jetzt „mit einem Schlage aller Zweifel gelöſt“.

„Die Wahrheit — es hat bei der von mir ſo oft gerügten Voreingenommenheit unſerer Goetheforſchung freilich etwas lange gedauert — iſt durch mich ans Licht gebracht.“ Nun jubelt der große Entdecker auf „Was werden nun unſere Forſcher, vor Allem Düntzer und Erich Schmidt, für Geſichter machen“. Allerdings wohl recht erſtaunte, aber nur über dieſe Summe von Kritikloſigkeit und Oberflächlichkeit, die ſich ihnen da offenbart. Sie werden wohl ruhig ſagen, was jeder klar Denkende ſich ſagen muß, daß Froitzheim mit allen ſeinen Urkunden nichts anderes beweiſt, als daß die Mutter des Blumenhold Franziska Wallner geheißen hat, wie der Taufſchein ergiebt, daß Reimbolt zu dem Kinde in irgend einer Beziehung ſteht, ohne daß nachgewieſen wäre in welcher, daß Frotzheim endlich den Beweis für ſeine Behauptung, Friederike ſei die Geliebte Reimbolts und die Mutter des Knaben Blumenhold geweſen, vollſtändig ſchuldig geblieben iſt.

Damit fallen auch die Beſchuldigungen, die Froitzheim gegen Goethe erhebt, denn „Friederikens Sohn“ vom Pfarrer Reimbolt bildet für ſie die notwendige Unterlage.

„Da die Erkundigung Weills in Betreff der Verführung Friederikens durch den katholiſchen Pfarrer Reimbolt von der Wahrheit beſtätigt wurde, ſo wäre es kritiklos, ſeine andere Mitteilung, daß auch das Verhältnis Goethes zu Friederike mit einer Niederkunft geendet habe, von vornherein zurückzuweiſen.“

So wird das Kapitel „Goethes Schuld“ eingeleitet.

Was aber bringt es an Beweiſen? Nichts, als einzelne aus Goethes Briefen herausgeriſſene, in ganz willkürliche Beziehung gebrachte Stellen, aus denen hervorgehen ſoll, daß Goethe ſein Gewiſſen beſchwert gefühlt habe. Gewiß hat er ſich ſchuldig gefühlt, das unſchuldige Kind unbeſonnen in Liebesbande verſtrickt zu haben, erklärt er doch noch ſpäter: „Hier war ich zum erſten Male ſchuldig, ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinen Tiefen verwundet“. Aber ſetzt das eine grobſinnliche Verführung voraus?

Welch ein Menſch hätte Goethe ſein müſſen, wenn ihn das Herzeleid der Geliebten, die er doch verlaſſen mußte, nicht ergriffen hätte!

Für das Verfahren unſeres parteiloſen Hiſtorikers mit Goethes Briefen nur zwei Beiſpiele.

Am 28. November 1771 ſchreibt Goethe an Salzmann: „Sie kennen mich ſo gut, und doch wett ich, ſie rathen nicht, warum ich nicht ſchreibe. Es iſt eine Leidenſchaft, eine ganz unerwartete Leidenſchaft, Sie wiſſen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergeſſe. Ich kann nicht ohne das ſeyn, Sie wiſſens lang, und koſte es, was es wolle, ich ſtürze mich drein. Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Schakeſpear und alles vergeſſen worden." Dieſes Unternehmen, dieſe ganz unerwartete Leidenſchaft iſt, wie aus dem Briefe weiter hervorgeht, die Dichtung des Götz, die den Poeten vollkommen gefangen hält.

Wer kommt auf den Gedanken, daß auch in dieſen Worten des mit ſeinem Stoffe noch leidenſchaftlich ringenden Dichters ein „urkundliches" Zeugnis für die Schuld des Menſchen vorliege? Froitzheims ſcharfer Blick durchdringt jede Maske. Die Leidenſchaft kann natürlich nur eine neue Liebſchaft bedeuten, das Ganze iſt eine Anſpielung auf das Seſenheimer Liebesverhältnis. Froitzheim zitiert Goethes Worte nur bis zu dem Satze: „Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten" und fügt hinzu: „und nun ſpricht er von Goetz von Berlichingen".

Nein! er ſpricht von Anfang an von nichts anderem als von ſeiner Dichtung, die ſeine ganze Seele erfüllt.

Hier iſt nur zweierlei möglich, entweder hat Froitzheim dies nicht erkannt, dann beweiſt er ſeine völlige Unfähigkeit hiſtoriſche Quellen zu verſtehen, oder er hat es nicht erkennen wollen und um den Leſer irre zu führen das „und nun ſpricht er von Goetz" ſtatt Goethes eigener Worte gewählt, dann iſt er ein Fälſcher. Dafür ſpricht, daß er die „Folgen", die dem ganzen Zuſammenhange nach als Folgen des jede andere Thätigkeit ausſchließenden dichteriſchen Schaffens gedacht ſind, als die Folgen eines ſinnlichen Liebesverhältniſſes „nicht im allgemeinen, ſondern im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne" faßt.

Zu der gleichen Schlußfolgerung zwingt uns der zweite Fall. Froitzheim hat aus einer späteren Quelle die Kunde, daß Friederike um 1779 verblüht und reizlos gewesen sei, „Und doch hat Goethe bei seinem damaligen Besuche zu Sesenheim, um die eigene Schuld zu leugnen, die Kühnheit, zu behaupten, er habe Friederike wenig verändert gefunden! Ich frage: Was wird man einem solchen Berichterstatter, bei dem der Dichter den Geschichtsschreiber überwuchert, noch glauben können?“

Was sagt denn der Berichterstatter? „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich, wie sonst, gefaßt und selbständig.“ Jeder Unbefangene sieht, daß sich Goethes Äußerung nicht auf das Aussehen der früher Geliebten, sondern auf ihr Wesen bezieht, das ihn vordem so bezaubert hatte.

Sieht Froitzheim nicht, daß er durch solche offenbare Verdrehungen des Sinnes der Goethischen Worte den begründeten Verdacht der mala fides auf sich lädt? Wenn er wirklich in gutem Glauben handelte, so war es seine Pflicht, Goethes Äußerungen vollständig zu geben, damit der Leser sich selbständig ein Urteil bilden konnte. Daß er nur einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen anführt, denen er einen falschen Sinn unterschiebt, spricht dafür, daß er auf die Täuschung des vertrauensvollen Lesers ausgeht.

Aber alle diese erschlichenen Zeugnisse geben immer noch keinen Beweis von Goethes Schuld.

Diesen sucht daher Froitzheim durch eine besonders feine Kombination zu führen. Er glaubt bewiesen zu haben, daß Friederike 1787 von Reimbolt einen Sohn geboren habe, der Pastetenbäcker geworden sei. Nun hat gerüchtweise einmal von einem Sohne Goethes, einem Pastetenbäckerjungen, verlautet. Froitzheim schließt nun so: Der Familie Brion war besonders unangenehm, daß der Vater des Kindes ein katholischer Geistlicher war. Das Kind ließ sich aber nicht wegleugnen, daher „sollte ihm ein anderer Vater untergeschoben werden. Weshalb wurde nun von den Angehörigen Friederikens weder Lenz noch . . . irgend ein Anonymus als Vater untergeschoben? Die Vermutung liegt sehr nahe, weil auch Goethe schuldig war. Als Vater eines früheren Kindes der

Friederike konnte Goethe ohne großes Unrecht zum Vater jenes späteren gemacht werden!“ So ist nach Froitzheim jenes Gerücht von Goethes Sohne dem Pastetenbäcker entstanden.

Wenn es das wäre, ist darum in dem ganzen Schluß ein Beweis für Goethes Schuld gebracht, oder ist sie nicht vielmehr einfach darin vorausgesetzt?

Woher weiß denn Froitzheim, daß Friederikens Verwandte dem Kinde, das er Friederiken von Reimbolt andichtet, einen anderen Vater haben unterschieben wollen? Bei wem konnten sie denn hoffen mit der plumpen Lüge Glauben zu finden, daß der Weimarer Geheimrat, der 1779 zum letztenmal Friederiken gesehen hatte, der Vater eines 1787 geborenen Kindes sei? Woher nimmt Froitzheim die Berechtigung, den ehrenwerten Leuten Behauptungen unterzuschieben, an die sie nie gedacht haben, für die nicht der geringste Anhalt vorliegt? Froitzheim hat freilich auch hier wieder einen seiner Beweise. Ein Verwandter Friederikens, ein Arzt, hat ihm gesagt, Goethe „hat das Mädchen unglücklich gemacht“, daran knüpft Froitzheim die klassische Bemerkung: „Dieser Ausspruch im Munde eines Arztes deutet meiner Überzeugung nach auf mehr als eine bloße Herzenskränkung“. Nun, mit Überzeugungen läßt sich nicht rechten.

Ich will nur kurz noch „das ungedruckte Tagebuch eines Elsässer Theologen“ berühren, aus dem Froitzheim die sinnliche Lüsternheit Friederikens beweisen will. Als Historiker muß er den Unterschied zwischen einem gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschriebenen Tagebuche und zwischen nach langen Jahren gemachten Aufzeichnungen kennen. Er muß wissen, daß ersteres einen viel höheren Quellenwert besitzt als letztere. Was soll man nun von dem Historiker denken, der seinen Lesern die Beschreibung, die ein alter Mann von seinen Jugendthorheiten liefert, unter der wiederholten Bezeichnung „Tagebuch“ vorführt?

Bevor Froitzheim erwarten kann, daß dem Inhalt dieser Schrift, die durchaus den Stempel der Unglaubwürdigkeit trägt, die geringste Beachtung geschenkt wird, muß er eine ausreichende Quellenbeschreibung geben, die ein Urteil über den Verfasser und die Art der Abfassung ermöglicht.

Daß ein „Hiſtoriker“, der ſo auf jeder Seite gegen die Anfangsgründe ſeiner Wiſſenſchaft verſtößt, keine Ahnung davon hat, daß zur Beurteilung ſolcher Verhältniſſe auch ein gewiſſer pſychologiſcher Blick nötig ſei, daß er daher Goethes Denken und Fühlen ungefähr mit demſelben Maßſtabe mißt, wie das eines beliebigen Fleiſcherknechtes, kann nicht Wunder nehmen.

Froitzheim verſteht Goethe etwa ebenſogut, wie der Famulus Wagner Fauſt begreift.

Sein Schlußkapitel, in dem er ſich mit Goethe als Dichter beſchäftigt, iſt daher eine wahre Muſterleiſtung. Salzmann iſt Mephiſto, „Friederike in ihrer Verlaſſenheit iſt das arme verlaſſene Gretchen, deren blutige That die Ausführung desjenigen Gedankens bedeutet, der auch der verzweifelten Friederike *vielleicht einmal hätte nahetreten können*“. Warum denn „vielleicht einmal“? Liegt in der Kerkerſzene nicht der vollgiltige Beweis vor, daß Friederike-Gretchen ihr Kind wirklich umgebracht hat? Warum ſo zaghaft? Wie ſollte Goethe imſtande geweſen ſein, die „windende Todesnot“ des verlaſſenen Mädchens in der Kerkerſzene ſo naturgetreu darzuſtellen, wenn Friederike ihm nicht Modell geſeſſen hätte? So gut ſich das urkundliche Zeugnis fand, daß eine gewiſſe Wallner ein uneheliches Kind geboren hat, ſo gut wird es auch gelingen zu enthüllen, daß eine gewiſſe Müller oder Schulze ihr Kind umgebracht hat. Ich würde mich daher gar nicht wundern, wenn Froitzheims nächſtes Buch den Titel trüge „Friederike die Kindesmörderin. Nach geſchichtlichen Quellen“.

---

5. Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Profeſſor Dr. W. *König*, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier;

„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. Rauſenberger, als zweiten Vorſitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knies.

In dieſer Abteilung ſprachen am

11. November Herr Dr. O. Rauſenberger über „Der allgemeine Eulerſche Satz über Polyeder";

9. Dezember Herr Prof. Dr. W. König über „Hydrodynamiſche Probleme".

---

6. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Profeſſor Dr. W. König, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorſitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Direktor Dr. Pallmann.

In dieſer Abteilung ſprach am

17. November Herr O. Donner-von Richter über „Hans Holbeins Bild „Die Geſandten" in der Londoner Nationalgallerie".

III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Im Beginne der letzten Spielzeit machte ein Theaterkritiker die Bemerkung: „Die Programmlosigkeit auf dem modernen deutschen Theater heißt immer Schiller. Wir haben jetzt in Berlin fünf Bühnen, welche es mit ihm versuchen und alle mit einigem Glück.“ Schon vor anderthalb Jahren hat Ernst Possart mich auf die steigende Anziehungskraft aufmerksam gemacht, die Schiller gerade in Berlin, dem Hauptsitze des der deutschen Sprache sich bedienenden Naturalismus, neuerdings ausübe. Darf man auch nicht zu großes Gewicht auf diese Erscheinung legen, sie ist immerhin beachtenswert, und selbst der arme idealistische Dichter in Paul Heyses „Merlin“ erquickt sich an den Schiller-Aufführungen ankündigenden Berliner Theaterzetteln. Es lebt doch ein unverwüstliches theatralisch-dichterisches Element in diesen Stücken, an denen die Kritiker aus den entgegengesetzten Lagern so viel auszustellen wußten. Eben die schärfste und wohl auch beachtenswerteste Kritik an Schillers Dramen hat Otto Ludwig geübt. Was in Heydrichs Ausgabe seiner „Shakespearestudien“ (1872; vergl. W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, S. 389) zwischen verschiedenen Bemerkungen verstreut war, ist im ersten Bande von Sterns Ausgabe der „Studien“[1]) Otto Ludwigs nun in die zwei Gruppen „Shakespeare und Schiller“ und „Schiller“, die freilich nicht

[1]) Leipzig 1891 (Fr. Wilh. Grunow).

*

Ludwigs Äußerungen über Schiller erschöpfen, zusammengestellt worden. Völlig neu sind Ludwigs inhaltreiche Gespräche mit Josef Lewinsky, in denen er die Hauptvorwürfe gegen Schiller wieder vorbringt, hinzugekommen; aus Ludwigs Heften hat Stern die umfangreiche Kritik des Schauspiels „Maria von Schottland" der Freifrau von Ebner-Eschenbach, und im zweiten Bande einen Auszug aus den zwei Skizzenheften Ludwigs für seine tragische Historie „Leben und Tod Albrechts von Waldstein" neu hinzugefügt. Kürzer ist von Ludwigs Wallensteinplan und dem zu „König Darnleys Tod" in der Einleitung zu den „Dramatischen Fragmenten" [1]) berichtet. Da auch zu den einzelnen Abschnitten der Studien selbst Ergänzungen aus Ludwigs Niederschriften gekommen sind, so liegt jetzt erst Otto Ludwigs Schillerkritik [2]) in bisher nicht erreichter Vollständigkeit und Übersichtlichkeit vor. Ludwig stellt die Räuber am höchsten, ein Urteil, in dem ihm Tieck bereits vorangegangen; am meisten Vorwürfe häuft er gegen den Wallenstein, dem ja ebenfalls schon Tieck eine mehr shakespearisierende Dramatisierung der dreißigjährigen Kriegszeit entgegensetzen wollte. Auf Schillers Absichten bei der Wallensteindichtung, ihre irrige Auffassung und wünschenswerte Behandlung in der Schule ist sehr hübsch Hubert Beckhaus in dem Gymnasialprogramm „Zu Schillers Wallenstein" [3]) eingegangen. Knapp und treffend hat er die geschichtlichen Personen aus Schillers dreißigjährigem Kriege mit denen der Tragödie verglichen und die dichterische Intuition, welche vorausahnend das nach den neuesten Forschungen historisch Richtige gesehen hat,[4]) betont. Ludwig, der in seiner Kritik nicht nur die wirklich wunden Punkte in Schillers Komposition scharf erkennt, sondern die Schillersche Tragödie überhaupt als verfehlt

---

[2]) Fr. Keim, Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs. St. Pölten 1887. Sehr hübsch äußert sich Graf Schack in seinem Aufsatze über Ludwig: Mosaik, Vermischte Schriften, Stuttgart, 1891 S. 61.

[3]) Ostrowo 1892 (kgl. Gymnasium. Theodor Hoffmanns Buchdruckerei).

[4]) Mit einer Vorführung der „Gestalten aus Wallensteins Umgebung" soweit sie für Schiller in Betracht kommen, ist im zweiten Bande von Alois John's „Litterarischem Jahrbuch" (vergl. unten) durch H. Hallwichs Charakteristik Questenbergs der Anfang gemacht worden.

bekämpft, trifft in seinem weitangelegten, vor dem Regensburger Fürstentage beginnenden Wallensteinplane doch einige Male mit Schiller ebenso auffällig wie unabsichtlich überein, was wir im Gegensatz zu dem theoretischen Tadel als Anerkennung durch die That verzeichnen dürfen. Ludwig sagt, gleichsam selbst über seine harte Rüge Schillers betroffen, einmal: „ich habe, soweit ich mich kenne, ehrlich geforscht und gebe ehrlich die Resultate meiner Forschung hin: Ich handle, wie mir meine Natur gebietet, mögen es andere auch.“ Er hat wohl auch erkannt, daß Schiller seiner Natur nach unmöglich das von Shakespeare gegebene Muster sich aneignen konnte. Daß aber ein solches Einleben in das englische Drama des 16. Jahrhunderts für einen deutschen Dramatiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts unmöglich sei — ich verweise auf die Darlegung in meinem Schillervortrage, VI, 31* f. —, diese geschichtliche Thatsache hat Otto Ludwig zu seinem eigenen Schaden allerdings nicht erkannt. Der Vorwurf, daß Schiller die Sprache der einzelnen charakteristischer hätte gestalten sollen, anstatt allen das blendende Gewand seiner philosophischen Diktion überzuwerfen, ist richtig: für den vom Troßknecht aufgestiegenen Buttler paßt es schlecht, vom heiligen Herd der Laren zu sprechen. Hier hat Heinrich v. Kleist entschieden einen Fortschritt über Schiller hinaus gemacht. Wohl finden sich auch bei Schiller Ansätze zu einer charakteristisch abgetönten Sprache, im allgemeinen läßt er aber die Personen zu sehr seinen eigenen philosophisch geschulten Ideengang vortragen; soweit muß man den Vorwürfen Ludwigs wohl zustimmen. Die Ungerechtigkeit seiner Kritik liegt viel weniger in dem, was er tadelt, als daß er, so bewundernd er auch vom Menschen Schiller spricht, über den wirklich vorhandenen Schwächen für die Vorzüge des Dramatikers Schiller kein Auge zu haben scheint; das gilt freilich vor allem vom Wallenstein, während er in den Charakteren und der Seelenmalerei des Don Karlos einen shakespearischen Hauch findet. Und gerade wieder vom Don Karlos hatte Fr. Heinr. Jacobi geurteilt, es sei ein „kalter Palast, worin die überheizten Öfen riechen“, und dadurch Wilhelm v. Humboldt, der Don Karlos zwar auch als eine Zwittergattung wenig liebte, zu einem Briefe (15. Oktober 1796) veranlaßt, der eine herrliche

Ergänzung bildet zu Humboldts „Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung", noch immer dem beſten unter dem unüberſehbar vielen, was über Schiller geſchrieben worden iſt.

„So aufrichtig ich Goethe und Kant verehre", ſchreibt Humboldt aus Jena über ſeinen Freund Schiller in den vor kurzem erſt bekannt gewordenen Freundesbriefen an Jacobi,[5]) „ſo iſt mir keiner von beiden für die Kenntnis der menſchlichen Intellektualität ſo wunderbar und wichtig. . . . Schiller trägt durchaus und in allem, was er treibt, das Gepräge des echten Genies, von dem es nicht möglich iſt, ſich zu irren, aber ſowohl gegen ſeinen dichteriſchen als gegen ſeinen philoſophiſchen Beruf kann ich ſtarke Ausnahmen machen. . . . In ihm ſtrebt der Geiſt eigentlich das philoſophiſche und poetiſche Genie in einander zu verſchmelzen, und dadurch iſt er Schöpfer einer Poeſie, von der noch bis jetzt kein Beiſpiel vorhanden war." Humboldt glaubt an die Vollendung dieſer neuen Gattung, wäre ſie jedoch auch unmöglich, „ſo würde der Kopf immer höchſt merkwürdig bleiben, der ſo durch eine einzige Verſtandeshandlung alles Höchſte im Menſchen, Phantaſie und Vernunft, die Freiheit von jener und die Notwendigkeit dieſer zu vereinigen ſtrebt". Auch Ludwig nennt in dem Aufſatze „Shakeſpeare und Plutarch" Schiller den beſten Repräſentanten unſerer Zeit, aber er beurteilt ihn dann doch immer wieder nur nach den Anforderungen, die er ausſchließlich aus Shakeſpeares Dramen geſchöpft hat, und kümmert ſich ſo gut wie gar nicht um den Zuſammenhang der Ideen in Schillers Werken mit der philoſophiſchen Richtung des 18. Jahrhunderts. So wenig man Otto Ludwigs Urteil demnach als ein nach allen Seiten unbefangen abwägendes gelten laſſen könnte, ſein Eindringen in alle Fragen der dramatiſchen Geſtaltung iſt bewundernswert; ſeine Studien ſind ein Buch, zu dem man immer wieder von neuem greifen und aus dem man für alle dramatiſchen Fragen immer neue Belehrung ſchöpfen wird.

---

[5]) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Fr. Heinr. Jacobi. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle a. S. 1892 (Max Niemeyer).

Auch für Schiller selbst sind Ludwigs Bemerkungen überaus lehrreich, so wenig sie auch der Eigenart des Schillerischen Dramas gerecht werden.

Ungleich vorurteilsfreier als Ludwig erscheint Friedrich Hebbel auch im zweiten Bande seines Briefwechsels[6]) Schiller gegenüber, auf dessen Demetrius er anläßlich seiner eigenen Demetriusdichtung wiederholt zu sprechen kommt. Er will die in sich selbst zerrissene slavische Welt als Untergrund, „während Schiller einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde". Er bewundert den Torso als zu Schillers Allerbestem gehörend, aber er setze hier wie immer alles voraus und gebe sich nie damit ab, „die Wurzeln der Dinge und der Menschen bloßzulegen. Er läßt den Sturm elementarisch in seine Welt hinausbrausen, ich suche ihn aus Atemzügen entstehen zu lassen". Durch den Verzicht auf die Freiheiten des Shakespearischen Dramas tritt Hebbel auf Seiten Schillers gegen Ludwig, und es ist geradezu wie eine Verteidigung gegen Ludwigs Kritik, wenn er in den Briefen an Uechtritz. die (S. 234 u. 243) Goethe-Schillers Verhältnis zum Christentum behandeln, betont, Shakespeare habe seine Dramen auf einem ganz anderen Fundament erbaut, wie Schiller und Goethe; „aber er fand dies Fundament in seiner Zeit, Schiller und Goethe in der ihrigen nicht, darum war es bei ihm kein Vorzug, wenn er es that, bei ihnen kein Fehler, wenn sie es unterließen".

Wenn Otto Ludwigs dramaturgische Studien vervollständigt und in leichter übersehbarer Gliederung aufs neue ausgegeben wurden, so dürfen wir auch ein gegen Schiller gerechter verfahrendes dramaturgisches Werk aufs neue begrüßen. Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker" ist als erster Band der „Dramaturgie des Schauspiels" in „fünfter durchgesehener und erweiterter Auflage" erschienen.[7]) Dem bereits in einer der ersten dieser Übersichten (VI, 80) ausgesprochenen unbedingten Lobe des nach Form und Inhalt ausgezeichneten Werkes kann ich nur die Freude über

[6]) Mit Freunden und berühmten Zeitgenossen hg. von Felix Bamberg. Berlin 1892 (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

[7]) Oldenburg und Leipzig 1893 (Schulze'sche Hofbuchhandlung, A. Schwartz).

ſeine Verbreitung beifügen. Im weſentlichen hatte Bulthaupt nichts zu ändern, an kleinen Nachträgen und Änderungen ſowohl für Goethe (S. 85, 87, 117, 133, 137, 201) wie Schiller (S. 233, 235, 250, 299, 304, 305, 314, 320, 347, 352) iſt für die neue Auflage viel geſchehen. So iſt z. B. der Widerſpruch, der in Karlos' Beſitz von Briefen der Königin und ſeiner Unkenntnis ihrer Handſchrift liegt, S. 270 eingehend erörtert; das von Ludwig wie von vielen anderen getadelte Zaudern Wallenſteins aus ſeinem Charakter motiviert, S. 290; über Schillers Kunſt und Sorgfalt im Motivieren gelegentlich des Demetrius (S. 415) gehandelt. Den Einblick in Schillers ganze Arbeitsweiſe gewähren ja die, erſt nach Otto Ludwigs Tod bekannt gewordenen Demetriuspläne mehr wie irgend etwas anderes, und von dieſem Standpunkte aus iſt der Verſuch des Direktors Rudolf Franz, den Demetrius als Schullektüre zu pflegen,[8]) durchaus zu billigen. Franz giebt in ſeinem Programm ein gutes Bild der geſchichtlichen Grundlage des letzten Schilleriſchen Werkes, um dann in Kürze den Aufbau ſeiner Handlung klar zu legen. Das letztere Schema iſt abgedruckt aus Franz' größerem Werke „Der Aufbau der Handlung in den klaſſiſchen Dramen,“[9]) in welchem von Schiller alle ſelbſtändigen abgeſchloſſenen Werke und der Demetrius, von Goethe Götz von Berlichingen, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Torquato Taſſo auf ihre dramatiſche Technik hin unterſucht werden. Das Buch verfolgt, unbeſchadet der vollen Selbſtändigkeit beider Verfaſſer dieſelben Zwecke wie Unbeſcheids „Beitrag zur Behandlung der dramatiſchen Lektüre“, vgl. VII, 438. Franz ſchickt der Zergliederung der griechiſchen, Shakeſpeariſchen und deutſchen (Leſſing, Goethe, Schiller, Uhland) Dramen eine längere allgemeine Einleitung voraus über das Weſen, Einheit, Gliederung, Spiel und Gegenſpiel der Handlung und ihren Aufbau bei den verſchiedenen Völkern und Dichtern. An Guſtav Freytags Lehrbuch der „Technik des Dramas“ ſchließt Franz wie Unbeſcheid ſich an. Der Hinweis

[8]) Geſichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius in Prima. Halberſtadt 1892 (Realgymnaſium Druck von H. Doelle & Sohn).

[9]) Hilfsbuch zur dramatiſchen Lektüre. Bielefeld und Leipzig 1892 (Verlag von Velhagen & Klaſing).

auf Schiller tritt bereits in dieſer Einleitung ſtark hervor, während auf Goethes Dramen, wenn ich mich nicht irre, auf den erſten 72 Seiten kein einziges Mal exemplifiziert wird. Es entſpricht dies ganz der beiden Stellung im Drama. Für Goethe iſt das Drama gleichſam nur eine zufällige Form, die er ergreift, um ſein bewegtes Innere auszuſprechen; Schiller dagegen fühlt in ſich den Trieb, Tragödien zu dichten, er ſucht nach Stoffen, um ihnen die dramatiſche Geſtalt zu geben, in denen die angeborene Eigenart ſeiner Begabung mit ſeiner philoſophiſchen Erforſchung über Weſen und Aufgabe des Tragiſchen zuſammentrifft. Franz will denn auch die größere und ſicherere Wirkung der Schilleriſchen gegenüber den Goethiſchen Dramen nicht ſo ſehr in den großen Gedanken und der hinreißenden poetiſchen Sprache, in der die begeiſterten Freiheitsideen und hohen ſittlichen Forderungen gekleidet ſind, finden, „als in den wirklichen dramatiſchen Vorzügen ſeiner Stücke“. Die von Julius Heuſer aufs neue behandelte Frage „Warum iſt Schiller populärer als Goethe?“ [10]) hat ſchon eine lange Reihe von Aufſätzen hervorgerufen. Der Inhalt von Heuſers Arbeit, ſo weit er ſich dabei an die Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung anſchließt, iſt beſſer, als man nach den Schlagwörtern des Eingangs erwarten möchte. Wenn Heuſer von der unkünſtleriſch oft rohen Form der drei Jugendtragödien ſpricht, ſo iſt das nur im Hinblick auf einzelne Reden begründet, im eigentlich dramatiſchen Aufbau können wenigſtens die Räuber und Luiſe Millerin von dieſem Tadel durchaus nicht betroffen werden; ſelbſt Otto Ludwig bewundert bei Kabale und Liebe „das Zuſammendrängen des Stoffes in eine abgerundete Fabel, eine ſo energiſch und raſch fortſchreitende, immer ſpannendere Handlung und ſoviel Theaterſpiel“. Dagegen kann ich Franz nicht beiſtimmen, wenn er im Fiesko einen weſentlichen Fortſchritt der Technik gegenüber den Räubern erblicken will; im Gegenteil vermiſſe ich hier, und ſehe, daß auch L. R. Böhme in ſeinen „Schillerſtudien“ ähnlich urteilt, den ſicheren Griff und klaren Aufbau, der in dem erſten Werke ſchon durch die Entgegenſtellung der

[10]) Kaſſel 1892 (Programm der Realſchule).

feindlichen Brüder, Spieler und Gegenspieler, dessen selbständige Bedeutung Franz fehlerhaft findet, hervortritt. In der Besprechung Wallensteins durfte Eugen Kühnemanns gründliche und ergebnisreiche Untersuchung, vergl. VI, 97, der auch Beckhaus und Bulthaupt in seiner neuen Auflage selbständigen Wert beilegen, nicht übergangen werden. Im besonderen Teile hat Franz den Inhalt der einzelnen Dramen inbezug auf den Aufbau: Einleitung, Haupthandlung, steigende, fallende Handlung, erregende Momente, Höhe, Katastrophe und Ausklang sehr gut und ohne starres Festhalten an einer Schablone zergliedert. Das Buch ist durchaus tüchtig und besonders den Lehrern des Deutschen zu empfehlen.

Ich möchte im Anschluß an die dramaturgischen Arbeiten von Bulthaupt und Franz noch die beiden Programme von August Rosikat „Über das Wesen der Schicksalstragödie“ [11]) erwähnen, da in der gründlichen und mit Selbständigkeit einsichtsvoll abwägenden Arbeit überall Schiller besonders hervortritt. Einen urgermanischen Stoff würde ich das Thema des Bruderzwistes in der Braut freilich nicht nennen: sein Stammbaum geht doch zweifellos auf das Labdakidenhaus zurück. Zur Schicksalsfrage selbst in der Braut von Messina hat Franz bemerkt: „Die Personen handeln durchaus ihrer Natur gemäß, mit voller Freiheit der Bewegung und infolgedessen mit voller Verantwortlichkeit,“ eine Auffassung, die mit Rosikats Untersuchung über die Schicksalsidee von Sophokles bis Grillparzer völlig übereinstimmt. Einen besonders lehrreichen Beitrag zur Erläuterung der vielumstrittenen Schicksalsidee hat Rosikat geliefert, indem er das Vorkommen und den Gebrauch des Wortes „Schicksal“ selbst innerhalb von Schillers und Goethes Dramen festzustellen suchte. In Übereinstimmung mit Bellermann, vergl. VI, 283, sieht auch Rosikat die Quelle so vieler Irrtümer darin, daß man den auch unter den erhaltenen hellenischen Tragödien vereinzelt stehenden „König Ödipus“ als den Typus der alten Tragödie überhaupt betrachtet habe. Das erste von Egon Schuncks beiden Programmen „Goethes Iphigenie

[11]) Königsberg 1891 und 1892. Städtisches Realgymnasium (Hartung sche Buchdruckerei).

auf Tauris und das gleichnamige Euripideiſche Stück“ [12]), in dem Goethes Urteile über Euripides zuſammengeſtellt ſind, habe ich bereits VII, 267 — ich verbeſſere zugleich den dort im Namen eingeſchlichenen Druckfehler — genannt. Im zweiten Teile iſt der Inhalt des Goethiſchen, wie im erſten der des Euripideiſchen Stückes mit vielfach ausführenden Bemerkungen dargelegt, bei gutem Willen eine durchaus überflüſſige Arbeit. Dagegen kann man Emil Soffés zwei Programme „Die erlebten und litterariſchen Grundlagen von Goethes dramatiſchen Jugendwerken, I., Erwin und Elmire, II., Clavigo,“ [13]) wenn ſie auch nicht eben Neues bringen, wohl als geſchickte und gut geſchriebene Zuſammenſtellungen gelten laſſen. Soffé nimmt an, daß Goethe den Entwurf zur Operette nach ſeinen Erfahrungen mit Lili neu bearbeitet habe. Bei Bernardo will er Merck, bei Olimpia Frau Schönemann als Urbild annehmen, was ich wenigſtens für Elmirens Mutter nicht zugeben möchte. Die aus Goldſmiths Vicar of Wakefield entnommene Grundlage läßt ſich litterariſch weit verfolgen. Ophelia ſingt Strophen aus dieſer von Percy in ſeine Reliques aufgenommene Ballade. Aus Percys Sammlung hat ſie Bürger als den „Bruder Graurock und die Pilgerin“ überſetzt; Tieck hat ſie im ſechſten Akte des Zerbino dramatiſiert, und Kotzebue wollte das Idyll aus der ſatiriſchen Komödie losgelöſt für das Theater einrichten. Aber auch Goethes eigene Ballade „Der Müllerin Reue“, deren erſter Druck im Muſenalmanach für 1799 nur irreführend die Überſchrift „Reue, Altſpaniſch“ trägt, erinnert an jene litterariſche Grundlage des Singſpiels, deſſen zweite Bearbeitung ebenſo wie die Klaudinens noch im vorigen Jahre der 11. Band der Weimariſchen Ausgabe (ſ. u.) gebracht hat. Über die beiden Bearbeitungen der letzteren hat K. Kippenberg eine Arbeit geliefert,[14]) welche ſich durch ſichere Beherrſchung der ganzen ein-

---

[12]) Paderborn 1891 und 1892. Königl. Gymnaſium Theodorianum. (Junfermann'ſche Buchdruckerei.)

[13]) Brünn 1888 und 1891. K. K. Staatsoberrealſchule. (Verlag von R. Knauthe.)

[14]) Über Goethes Claudine von Villa Bella. Bremen 1891 (Programm der Realſchule in der Altſtadt; A. Guthes Buchdruckerei).

ſchlägigen Litteratur, ſelbſtändige, vorſichtige und doch entſchiedene Kritik höchſt vorteilhaft auszeichnet. Mit Strehlke ſetzt Kippenberg den erſten Entwurf, der dann im April 1775 wieder aufgegriffen wird, für den Herbſt 1773 an. Das ſpaniſche Kolorit erſcheint ihm wie v. Biedermann unzweifelhaft, aber die völlig unbeweisbare Abhängigkeit von der Don Juanſage weiſt er entſchieden mit Recht zurück. Ebenſo wird man ihm in der Polemik gegen Wilmanns ſymboliſche Auffaſſung des Stückes zuſtimmen müſſen. Die perſönlichen Beziehungen der Dichtung auf das Liebesverhältnis zu Lili ſind von Goethe ſelbſt bezeugt. Statt einer eingehenden Beſprechung der ſachlichen Veränderungen in der italieniſchen Faſſung giebt er eine genaue, ſehr gut abgefaßte Inhaltsangabe des Schauſpiels und der Opera buffa. Er betont Goethes Abſicht, eine theatermäßige Oper herzuſtellen, die denn auch von dieſem Standpunkte aus beurteilt ſein will, und erwähnt ihre Kompoſitionen, ohne jedoch auf Goethes Bemühungen um die deutſche Spieloper näher einzugehen.

Einen um ſo weiteren Geſichtskreis eröffnet dagegen der noch vor Vollendung ſeiner Arbeit geſtorbene Louis Hermanjat in dem anregenden Buche „Werther et les Frères de Werther“.[15]) Napoleon erklärte es für einen Kompoſitionsfehler, daß neben der Liebe auch gekränkter Ehrgeiz Werthers Selbſtzerrüttung herbeiführe. Hermanjat legt gerade auf dieſes ſoziale Motiv den Hauptnachdruck. In etwas grellen Farben ſchildert er die Scheidung der Geſellſchaft im 18. Jahrhundert: der Ordner des preußiſchen Staatshaushaltes und Begründer ſeiner Armee, Friedrich Wilhelm I., iſt doch etwas mehr als ein simple rustre geweſen. Ob Peſſimismus und Sozialismus einander bedingen, wäre erſt noch zu erörtern, jedenfalls iſt es aber thatſächlich unwahr, daß in Schopenhauers Syſtem der allgemeine Selbſtmord empfohlen ſei (S. 19): Schopenhauer hat ihn ganz im Gegenteile als eine Bethätigung des Willens verworfen. Die Entſtehungsgeſchichte des Werther, ihre erlebten Grundlagen erzählt er richtig; als die entſcheidenden

---

[15]) Étude de Littérature comparée. Dissertation. Lausanne 1892. (Imprimerie Ch. Pache & C.)

litterariſchen Einflüſſe nennt er die nouvelle Héloise und Émile, Hamlet und den ſehr ungünſtig beurteilten Oſſian. Hermanjat wie Deubner ſcheinen die beſte Unterſuchung über Werthers litterariſchen Stammbaum, Erich Schmidts trefflichen Beitrag zur Geſchichte des Romans „Richardſon, Rouſſeau und Goethe“ (Jena-Leipzig 1875), nicht zu kennen und werden infolgedeſſen der Bedeutung Richardſons nicht gerecht. Dem deutſchen ſtellt Hermanjat zunächſt den italieniſchen Werther, Foscolos ultime lettere di Jacopo Ortis entgegen, le patriotisme sceptique, le pessimisme douloureux, l'amour des aventures. Das Verhältnis der Goethiſchen Dichtung zu der Foscolos iſt gleichzeitig auch in einem franzöſiſch geſchriebenen Programm von Friedrich Deubner[16]) erörtert worden: Inhaltsangaben beider Werke, einen kurzen Abriß der Werthers Leiden zu Grunde liegenden Thatſachen und eine dem Italiener nicht gerecht werdende äſthetiſche Vergleichung beider Dichtungen. Deubners Angabe, daß Goethe zuerſt durch Keſtner in die Familie Buff eingeführt wurde, iſt irrig. Sowohl Deubner wie Hermanjat ſind die entſcheidenden Arbeiten unbekannt geblieben, welche über Ortis und Werther F. Zſchech auf Grund der neueſten italieniſchen Forſchungen in den Preußiſchen Jahrbüchern und in der Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte veröffentlicht hat. Ich ziehe mir freilich aufs Neue meines freundlichen Kritikers Ungnade zu, wenn ich trotz ſeines Befehles, die von Mitarbeitern meiner Zeitſchrift gelieferten Beiträge zur Goethe-Schillerlitteratur totzuſchweigen, hier Zſchech und gleich im folgenden Otto Harnack anführe. Wenn ich aber im allgemeinen in dieſen Überſichten auch Aufſätze aus Zeitſchriften nicht eigens beſpreche, erlaube ich mir doch trotz aller Ukaſe, wo es der Zuſammenhang mit ſich bringt, auf ſie hinzuweiſen, ganz gleichviel, in welcher Zeitſchrift ſie erſchienen ſein mögen.

An Foscolos Briefe reiht Hermanjat, Chateaubriands René, Nodiers Peintre de Salzbourg, Sénancours Obermann und

---

[16]) Quelques remarques sur „Werther“ de Goethe et „Ultime Lettere di Jacopo Ortis“ de Foscolo. Wiesbaden 1892 (Programm der ſtädtiſchen Realſchule; Buchdruckerei von K. Schwab).

Conſtants Adolphe, Lord Byrons Childe Harold und von ruſſiſchen Dichtungen Puſchkins „Onegin“,[17]) Lermontofs „Der Held unſerer Zeit“, Turgeniews „Neuland“. Bereits der treulich ſorgende Herausgeber der zu früh verwaiſten Arbeit, Profeſſor A. Maurer, hat Bedenken gegen dieſe Auswahl angedeutet. Schon aus der von Hermanjat ſtark benutzten Charakteriſtik der „Emigrantenlitteratur“ von Georg Brandes (Leipzig 1882) ließe ſich manches ergänzen. Ich will nur ein Hauptwerk nennen, das unbedingt in dieſem Kreiſe nicht fehlen dürfte: Alfred de Muſſets Confession d'un Enfant du Siècle. Die Aufgabe dem Werthérisme in der europäiſchen Litteratur vergleichend nachzuforſchen, iſt ja eine äußerſt verlockende. Mit der Überſetzung von W. M. Thackerays komiſcher Ballade Sorrows of Werther hat Graf Schack ſoeben den erſten Band ſeiner „Anthologie abendländiſcher und morgenländiſcher Dichtungen“[18]) eröffnet. Wenn der zu früh verſtorbene ſchweizeriſche Forſcher auch nur einen, in Einzelheiten wohl anfechtbaren Beitrag zu Werther in der Weltlitteratur geliefert hat, gebührt ihm auch hierfür Anerkennung. Werther in der Litteratur, ſo faßt er ſein Ergebnis zuſammen, iſt „l'histoire d'un homme qui vit de ‚la grande idée‘, qui en est pénétré, qui n'en conçoit point d'autre, qui cherche à en faire une réalité vivante, et qui meurt de la chimère“. Der Wiederabdruck von J. H. Weiß' Beſprechung der ihm durch Appels Buch bekannt gewordenen franzöſiſchen Wertheriaden aus dem Jahrgang 1856 der Revue de l'instruction publique „les commentateurs de Werther“ in ſeinem Buche „Sur Goethe“[19]) bietet nichts Erwähnenswertes. Beſſer iſt Weiß' Eſſay „les mémoires de Goethe“, 1855 gegen die ungenügende Überſetzung von Poésie et Vérité durch die Baronin von Carlowitz geſchrieben. Das Hauptſtück der Études bildet der Essai sur

---

[17]) Die Einwirkung, welche Childe Harold wieder auf den Onegin übte, hat Otto Harnack nachgewieſen, in der Studie „Puſchkin und Byron“, Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte 1888, N. F. I, 397.

[18]) Stuttgart 1893 (J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger).

[19]) Études critiques de littérature allemande. Paris 1892 (Armand Colin & Cie, éditeurs). Sarcey gefällt ſich in ſeiner Vorrede, einen gerade an dieſer Stelle recht unpaſſenden chauviniſtiſchen Ton anzuſchlagen.

Hermann et Dorothée de Goethe aus dem Jahre 1856: eine echt französische Deklamation, die jedoch mit Liebe und Verständnis darauf ausgeht, das fremdartige deutsche Idyll den französischen Lesern nahezubringen. Die Gegenüberstellung Hermanns und Werthers ist sehr geschickt dabei verwertet. Die Stellung von Werthers Leiden innerhalb der Entwickelung des deutschen Romanes hat neuerdings auch Carl Heine zu erläutern versucht.[20]) Indem er sich aber zugleich die nicht durchführbare Beschränkung auf die Jahre 1774 bis 1778 auferlegte und den etwa anderthalb Jahrzehnte später umgearbeiteten Wilhelm Meister dem Werther gegenüberstellen wollte, hat er seiner Arbeit wesentlichen Schaden zugefügt. Trotz seines Ausgangspunktes 1774 war er gezwungen im Anschluß an Erich Schmidt den Richardsonschen Roman und seine Einwirkung ausführlich zu erörtern, um für die angestrebte neue Einteilung des deutschen Romans in einen des Leidenschafts- und Gelassenheitsideales den Ausgangspunkt zu gewinnen. Werther und Meisters Lehrjahre würden als höchstes Muster diese beiden Ideale vertreten. Auch Boyesen (s. u.) hat in seinen beiden Studien über die German Novel Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre in den Mittelpunkt gestellt.

Ich kann unmöglich von Werther reden ohne auch in diesem Zusammenhange des bleibenden litterarischen Ergebnisses zu gedenken, welches wir der im vorhergehenden Hefte (S. 57) bereits gewürdigten Wertherausstellung des Hochstiftes verdanken. Wie hat Otto Heuer in den paar Einleitungsseiten zum Kataloge[21]) klar und knapp die Hauptmomente aus der Entstehungsgeschichte der Dichtung hervortreten lassen! Das Verzeichnis selbst räumt dem Ausstellungszwecke entsprechend den Bildern und Autogrammen den größeren Raum ein; aber die Wertheriana führen

---

[20]) Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Halle a. S. 1892 (Verlag von M. Niemeyer).

[21]) Katalog zur Ausstellung von Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen zu Goethes Leiden des jungen Werthers, aus der Autographensammlung des Freiherrn Hugo v. Donop nebst Ergänzungen aus dem Archiv und der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes. Frankfurt a. M. 1892. (Im Selbstverlag des Hochstiftes.)

auch fünf in der neuen Bearbeitung Goedeckes fehlende Bücher an und geben in mehreren Fällen Berichtigungen der Titel; ebenso bieten die angeführten Übersetzungen und Nachdrucke Anlaß zur Ergänzung der bisherigen Bibliographie. „Goethe und Kestner haben sich die auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft bis zu des letzteren Tode bewahrt." Kein Zeugnis wiegt vielleicht so schwer in der Wagschale zu Gunsten des jungen Dichters, wie des zur Eifersucht nicht unberechtigten Bräutigams Kestners Urteil, Goethe habe sich in der Wirklichkeit ungleich edler benommen als er sich in Werther darstellte, bei mancherlei merkwürdigen Eifersuchts- und Liebes-Szenen sei er ihm als Freund ebenso wie Lotte selbst nur immer lieber geworden. An diese unumstößliche Thatsache möchte ich erinnern, wenn ich von dem unerfreulichen Hervorzerren alten, unwahrscheinlichen und ganz unerweisbar gebliebenen Klatsches sprechen muß. Hätte Goethe uns nicht in „Dichtung und Wahrheit" die kunstvoll zur Novelle ausgestaltete Geschichte seiner Sesenheimer Liebe erzählt, die Erwähnung in ein paar zufällig erhaltenen Briefen an seinen Straßburger Mentor Salzmann würde uns ziemlich rätselhaft sein, die Erzählung der 1779 erfolgten Einkehr im Sesenheimer Pfarrhause in einem Briefe an Frau v. Stein aber niemanden zu einem Angriffe auf Goethe Anlaß geben. Wie man aus dem vom Dichter harmlos und ohne Nötigung erzählten Abbruch seiner ländlichen Liebesgeschichte nun durch bald achtzig Jahre hindurch Anklagen wegen Untreue und böswilligen Verlassens gegen ihn schmieden mag, dafür fehlt mir glücklicher Weise das Verständnis. Da nun aber manchen Litterarhistoriker die Sophokleische Dichtung nur wegen des Umstandes interessiert, „wie breit der Latz am kurzen Galahosenpaar des Ödipus gewesen ist", so ists schließlich nicht zu verwundern, wenn Eifer und Geschicklichkeit, die besserer Sache würdig wären, am durchaus Nichtigen vergeudet werden. Daß Friederike Brion einen Sohn gehabt habe, als dessen Vater bald Goethe, bald ein katholischer Pfarrer bezeichnet wurde, ist seit 1822 zu wiederholtenmalen von unverwerflichen Männern, wie selbst von B. G. Niebuhr, die zum Teil aus beachtenswerter Tradition schöpfen konnten, behauptet, mit Entrüstung zurückgewiesen, nie mit völlig be-

weiſenden Gründen widerlegt worden. J. Froitzheim[22]) hat jetzt verſucht, ob ſich feſte Beweiſe finden ließen. Der Nachbar der Brions, der katholiſche Pfarrer Reimbolt, welcher nach alter Überlieferung als Verführer Friederikens bezeichnet wird, hat am 31. Mai 1787 ein den offenbar erfundenen Vaternamen Blumenhold tragendes uneheliches Kind in das Findelhaus zu Stephansfeld gebracht. Dieſer Knabe Friedrich Blumenhold iſt 1807 als Paſtetenbäcker zu Straßburg am Scharlachfieber geſtorben. Das hartnäckige Gerücht, Goethe habe ſich um ſeinen und Friederikens Sohn, der Paſtetenbäcker zu Straßburg werden mußte, nicht gekümmert, iſt damit als vollſtändig nichtig nachgewieſen. Die Beſchuldigung Friederikens wegen ihres Verhältniſſes zu Reimbolt hat dagegen kaum eine feſtere Unterlage gewonnen.[23]) Aber das von Froitzheim mitgeteilte Tagebuch eines gleich Goethe und Lenz in Friederike verliebten jungen Theologen läßt ſie als ſinnlich und männerſüchtig erſcheinen (1778). Für das Schickſal von Goethes Straßburger Studiengenoſſen D. Ferul konnte Froitzheim wirklich etwas aus Akten feſtſtellen. Wenn er aber für Lenz' Berichte über ſeine Liebeserfolge in Seſenheim Glauben fordert, ſo muß ich ſagen, daß die Wiederleſung dieſer Briefe in ſeiner Schrift mich erſt recht von Lenz' Flunkerei überzeugt hat. Daß die ſtärker gewordene Belaſtung Friederikens ihm den Gedanken weckt, Reimbolt war nicht der erſte, der ihre Gunſt genoß, liegt nur dann nahe, wenn man die von Froitzheim neu zuſammengetragenen alten Behauptungen über Goethes Umgang mit ihr mit gleichem Vorurteil wie Froitzheim lieſt. Einen Beweis für die von ihm gehegte Überzeugung, Goethe habe Friederike in ähnlichen Umſtänden wie Fauſt Gretchen verlaſſen, konnte er nicht erbringen; ſeine ſchon früher vorgebrachte Beſchuldigung, Goethes Einkehr in Seſenheim auf der Schweizerreiſe des Jahres 1779

---

[22]) Friederike von Seſenheim. Nach geſchichtlichen Quellen. Gotha 1893 (Fr. A. Perthes).

[23]) Höchſt auffällig bleibt es, daß Goethe den Bericht Profeſſor Näckes, der die Anſchuldigung betreff Reimbolts enthielt, freundlich aufgenommen und öffentlich beſprochen hat, „Wiederholte Spiegelungen" 1823, ohne nur eine Wendung zur Verteidigung der Jugendgeliebten einfließen zu laſſen.

habe nur die Herausgabe ſeiner Briefe zur Abſicht gehabt, iſt nicht nur eine unbeweisbare, ſondern auch im allerhöchſten Grade unwahrſcheinliche Anklage. Ich wünſche auch, daß Froitzheim, der ſo geſchickt kleine Irrtümer und Zweifel durch mühſam trockene Aktenforſchung aufzuklären verſteht, nicht aus Oppoſition gegen die offizielle Goethephilologie, ſich zum Advokaten jeder gegen Goethe gerichteten Anklage hergiebt. Aber ſeinet-, nicht Goethe willens wünſche ich das: der kann die Wahrheit vertragen; ſeiner dichteriſchen und menſchlichen Größe kann weder die Kleinmeiſterei noch Aktenjägerei, noch der Haß der Feinde, noch Unverſtand von Freunden ſchaden.

In ganz anderer und erfreuender Weiſe führt uns in Goethes Straßburger Zeit Hans Lambel in der ſorgfältigen Einleitung zu ſeinem Neudrucke[24]) der 1773 von Herder herausgegebenen Fliegenden Blätter „von deutſcher Art und Kunſt“. Goethes 1772 in einem unbeachteten Einzeldruck erſchienener Lobhymnus „Von deutſcher Baukunſt, D. M. Ervini a Steinbach“ fand durch die Aufnahme in Herders Sammlung weitere Leſerkreiſe; Wackenroders und Tiecks „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ (1797) und damit die auf die altdeutſche Bild- und Baukunſt gerichtete Neigung der ganzen Romantik ſchöpften aus jenem Goethiſchen Aufſatze ihre erſten Anregungen. Was Herder ſelbſt in den Tagen des Straßburger Zuſammenlebens ſeinem aufmerkſamen Hörer und Pfleger über Shakeſpeare, Oſſian, das Volkslied lehrte, das finden wir in dem „Auszug aus einem Briefwechſel über Oſſian und die Lieder alter Völker“ und dem für die Entwickelung des deutſchen Dramas ſo wichtigen Aufſatze „Shakeſpeare“ im weſentlichen zuſammengedrängt. Hier wird am Schluße der vor Shakeſpeares heiligem Bilde umarmte Freund von Herder beglückwünſcht, daß er „ſein Denkmal aus unſern Ritterzeiten in unſrer Sprache, unſerm ſo weit abgearteten Vaterlande“ herſtellen wolle: die erſte Begrüßung des Götz von Berlichingen, deſſen Beziehung zu Shakeſpeare ſo bereits vor ſeinem Hervortreten feſtgeſtellt wurde. „Grundzüge einer Parallele

[24]) Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 40/41. Stuttgart 1892 (G. J. Göſchenſche Verlagshandlung).

zwiſchen Shakeſpeares Hamlet und Goethes Fauſt“ hat wie früher Levinſtein (1855) und Türck (1888) nun Ph. Winkler aufzuſtellen geſucht.[25]) Da der Verfaſſer ſelbſt im Vorworte ſo beſcheiden von der nur durch alten Brauch ihm abgenötigten Arbeit ſpricht, iſt ein näheres Eingehen auf die vielen Verkehrtheiten der gar nichts bietenden Abhandlung erläßlich. Auch Karl Küchler erklärt im Vorwort zu ſeiner zugleich däniſch in Kopenhagen, und deutſch in Leipzig erſchienenen Diſſertation „die Fauſtſage und der Goetheſche Fauſt“,[26]) er habe „einen bloßen vor der Hand nur einen Überblick gewährenden Verſuch“ gegeben, dem eine ausführlichere Durcharbeitung folgen werde. Für deutſche Leſer iſt die Beſprechung der einzelnen Fauſtbücher und die bewundernde Inhaltsangabe der Goethiſchen Dichtung jedenfalls völlig wertlos. Auf mehrere neuere Arbeiten über Goethes Verhältnis zu Shakeſpeare habe ich erſt in der vorletzten Überſicht VIII, 268 hingewieſen. Ergänzend kommen zwei, Goethe zwar nur mittelbar berührende, aber gerade durch die ſich darbietende Vergleichung wirklich fördernde „Beiträge zur Shakeſpearomanie der Sturm- und Drangperiode“ hinzu.[27]) Das Verhältnis von Goethes Nachahmern und dramatiſchen Wettbewerbern Lenz und Klinger zu Shakeſpeare wird inbezug auf Handlung und Charakter, Form, Motive, ſprachliche Einzelnheiten hin unterſucht. Von dem gemeinſam mit Lenz in Straßburg getriebenen Shakeſpearekultus hat Goethe ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt und für den Inhalt ihrer Geſpräche auf Lenz' „Anmerkungen übers Theater“ (1774 mit der Überſetzung von Loves Labours lost erſchienen) verwieſen, die wieder mit Herders eben erwähntem Shakeſpeareaufſatz, Gerſtenbergs ſchleswigiſchen Briefen über Shakeſpeare[28])

[25]) Straßburg 1892 (Progr. d. Realſchule zu Waſſelnheim i. E.; Druck von M. du Mont-Schauberg).

[26]) Leipzig 1893 (Verlag von Guſtav Fock).

[27]) L. Jacobowsky, Klinger und Shakeſpeare. Dresden 1891 (E. Pierſons Verlag). — Hermann Rauch, Lenz und Shakeſpeare. Berlin 1892 (Verlag von Emil Apolant).

[28]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, hg. von Al. v. Weilen. Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Heft 29/30. Stuttgart 1889 (G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung).

*

und alle drei wieder in ihrem gemeinsamen Gegensatze zu Lessings hamburgischer Dramaturgie zu vergleichen sind. Für die Geschichte des „Einflusses Shakespeares auf die Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur im 18. Jahrhundert", wie sie Emil Walther[29]) mit durchaus ungenügender Kenntnis und schlechter Ausführung gleich im ganzen geben wollte, sind so nun eine Reihe gründlich vorbereitender Einzelnuntersuchungen hergestellt.

Über Shakespeares Einfluß und Übersetzungen in Deutschland liegt eine ausgebreitete Litteratur vor. Über die englische Wertschätzung Goethes (the English estimate of Goethe), englische Goetheübersetzungen, Goethe und Carlyle hat der amerikanische Professor Hjalmar Hjorth Boyesen in seinen „Essays on German Litteratur"[30]) gehandelt. Boyesen strebt nicht nach einer möglichst erschöpfenden Darstellung, wie sie im dritten Bande des Jahrbuches A. Brandl für „die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England" ausgezeichnet gegeben hat, sondern bespricht nur einzelne Übersetzungen wie Coleridges „Wallenstein", Walter Scotts „Götz", Ellen Frothinghams „Hermann und Dorothea", John Weiß „Divan", die lyrischen Sammlungen von Dwight (Boston 1839) und Aytoun (Edinburgh 1859), sowie die Faustübertragungen von Shelley, Miß Swanwick, Brooks, Claudy, Anster. Taylors Übersetzung rühmt der durch einen eigenen Faustkommentar (deutsche Bearbeitung von O. Mylius, Reklam Nr. 1511/22) bekannte Kritiker als Poesie, während alle übrigen Gesamtübersetzungen nur metrische Prosa seien, die sich ab und zu in die den Musen geweihte Höhe aufschwingen. Im ersten Sammelbande von Studien der Harvard-Universität[31]) hat Amerika einen kleinen aber sehr hübschen Beitrag zur Faustforschung geliefert. Kuno Francke wies nach, daß „Mantegnas Triumph of Caesar in the second Part of Faust" Goethe die

---

[29]) Chemnitz 1890 (Progr. d. technischen Staatslehranstalten; Druck von Pickenhahn & Sohn).

[30]) London 1892 (T. Fisher Unwin).

[31]) Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the Direction of the modern Language Departements of Harvard University. Boston 1892 (bei Ginn & Comp.)

Anregung zur Vorführung der allegorischen Gruppe des von der Klugheit geleiteten Elephanten im Maskenzuge gegeben habe. Goethe hatte eben dieses Werk Manteguas 1823 in „Kunst und Altertum“ ausführlich erörtert; die von Francke seiner Untersuchung beigegebene Abbildung läßt keinen Zweifel an der Richtigkeit seines Nachweises zu. Von den englischen Schriften über Goethe behandelt Boyesen nur die als musterhaft gerühmte Einleitung John Stuart Blackies zu der Übersetzung „the wisdom of Goethe“ (Edinburgh 1883) und die ihn wenig befriedigenden, mir unbekannten Arbeiten von Richard Holt Hutton und Matthew Arnold, die letztere der Zurückweisung eines chauvinistischen Angriffs von Edmond Schérer gewidmet. Über das Goethe-Verständnis der Engländer im allgemeinen urteilt der amerikanische Kritiker höchst ungünstig. Carlyle, sagt er mit Übertragung des von Hegel überlieferten Witzwortes, sei der einzige Engländer, welcher Goethe verstanden habe und er habe ihn in wesentlichen Dingen mißverstanden. Heinrich v. Treitschke hat Carlyle als den einzigen Engländer bezeichnet, der wirkliches Verständnis des deutschen Geistesleben sich erworben habe. Boyesen betont abweichend von früheren Betrachtungen über Carlyles Verhältnis zu Goethe, vgl. V, 248, den Gegensatz zwischen Carlyles, vom schottischen Puritanismus ausgehender Weltanschauung und Goethes antiker Sinnenfreunde. Nach meiner Kenntnis Carlyles hat ihm Boyesen dabei eine stärkere Abhängigkeit von der religiös-kirchlichen Überlieferung zugeschrieben, als sie beim Verfasser des Sartorius resartus anzutreffen ist. Richtig ist es freilich, daß Carlyle sich aus Goethes Schriften und Ideen zunächst angeeignet habe, was seiner Natur am meisten entsprach, ohne genügend kritische Rücksicht, ob er damit auch den Kern von Goethes eigenem Wesen erfasse.

„. . . . liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden.“

Goethes Größe liegt indessen nicht zum kleinsten Teile eben darin, daß er aus der Universalität seines Wesens so vielen ganz ver-

ſchieden gearteten das ihrer Natur Zuſagende bieten konnte. Die dem vollendeten Überſetzer nötige, bis zum Aufgeben der eigenen Individualität gehende Schlegeliſche Schmiegſamkeit vermochte, darin hat Boyeſen zweifellos recht, eine ſo ſtahlharte Perſönlichkeit, wie der Einſiedler von Craigenputtock war, dem „Wilhelm Meiſter“ gegenüber nicht zu bethätigen. Carlyle konnte nie einen anderen als ſeinen eigenen Stil ſchreiben. Seinen Landsleuten jedoch, die Goethe nicht als Gentleman anerkennen wollten, hat er die Achtung vor Goethes Dichtung und Perſon aufzuzwingen gewußt. Sie hatten, nach Blackies Worten, in ihrem dichten Dunſt von Mißverſtehen und mit Vorurteilen gepanzert ſich mit Verachtung der Deutſchen gebrüſtet. Carlyle, ſagt Boyeſen, erwarb ſich um England das Verdienſt, ſeinen geiſtigen Geſichtskreis zu erweitern, indem er die deutſche Gedankenwelt erſchließend in den Wall der inſulären Vorurteile Breſche brach und dem Einſtrömen einer neuen Kultur breite Wege bahnte.

Völlig frei von Vorurteilen Goethe gegenüber erſcheint aber auch Boyeſen ſelbſt nicht, weder in dem wohl urſprünglich als Einleitung zu einer amerikaniſchen Ausgabe geſchriebenen Aufſatze „the life and works of Goethe“, noch in dem von ihm ſelbſt als Ergänzung bezeichneten „Goethes relations to women“ (Friederike, Lilli, Frau v. Stein, Chriſtiane). Den Egoismus Goethes Frauen und Männer gegenüber ſetze wenigſtens ich auf die Liſte alter Vorurteile; freilich wenn man Knebel, Zelter, Meyer nicht nennt, kann man leichter zu der Behauptung kommen, Goethe habe nach ſeiner völligen Reife (grew to his full intellectual stature) keine intimen Beziehungen mehr gewollt. Chriſtiane, welche die in ihrer Familie erbliche Trunkſucht ihrem Kinde übertragen haben ſoll, wird im allgemeinen zu ſchlecht und als Mitarbeiterin an den Studien über die Urpflanze zu günſtig behandelt. Der Bruch mit Herder war jedenfalls durchaus nicht durch Goethes ſinnliches Verhältnis bedingt. Karolinens Briefe an ihren in Italien weilenden Gatten zeigen, daß man im Herderiſchen Hauſe Freiheit walten ließ; Goethes Geſtändniſſe über ſeine Liaiſon in Italien (S. 169, Die ſchöne Mailänderin) waren nicht, wie Boyeſen meint, an Frau v. Stein gerichtet. Unrichtigkeiten und Wider-

ſprüche ſind Boyeſen in den ſehr lückenhaften Goetheaufſätzen wie in dem Eſſay „the life and works of Schiller“ mit untergelaufen; ſo iſt (S. 16) die erſte Faſſung des Götz keineswegs 1781, ſondern erſt nach Goethes Tode veröffentlicht worden; daß Lotte Buff ihre Neigung auf Goethe übertrug, iſt möglich, wir wiſſen es aber nicht. Schillers Vorleſung des Don Karlos in Darmſtadt (S. 192) hat nicht im April 1785, ſondern am 26. Dezember 1784 ſtattgefunden; das Verdammungsurteil des Regiſſeurs Meyer über Fiesko wird durch Weglaſſung der Vorleſungsgeſchichte irreführend; ſchlimmer irre führt uns freilich die Behauptung (S. 45), im weſtöſtlichen Divan ſei beſonders die Neuheit der Versmaße merkwürdig, Goethe gehe hier von den antiken Verſen zu denen einer ganz fremden Art, wie ſie dann Platen, Heine, Rückert, Daumer, Bodenſtedt gebrauchten, über. Goethe hat die orientaliſchen Versmaße nicht nur nicht ſo genau wie Rückert, ſondern gar nicht angewandt. In den beiden Studien über die German Novel hat Boyeſen die Wahlverwandtſchaften gar nicht erwähnt, während er über Meiſters Lehrjahre ſich in Widerſprüche verwickelt. S. 34 zeigt der Roman, daß die Adelsvorrechte ohne Geiſtes- und Charaktervorzüge ſich nicht mehr aufrecht halten laſſen, S. 244 wird Goethe vorgeworfen, er ſei ſo von Reſpekt für den Adel erfüllt geweſen, daß ihm das Widerſinnige (anomalous) der Unterordnung des Bürgers unter den Edelmann entgangen wäre. Nach S. 234 bieten die Lehrjahre vom romantiſchen Standpunkte aus wenig Anziehendes, auf der nächſten Seite erſcheint den Romantikern das Problem des Meiſters höchlichſt empfehlenswert und werden mehrere romantiſche Nachahmungen verzeichnet. Allein auch von dieſen einzelnen Ausſtellungen abgeſehen könnten die beiden Arbeiten über Goethes und über Schillers Leben und Werke durchaus nicht befriedigen.

Zwei andere engliſche Biographien aus Robertſons Sammlung der great writers[32]) das „life of Johann Wolfgang Goethe“ von James Sime und „life of Friedrich Schiller“ von Henry W. Revinſon möchte ich wegen der beiden beigegebenen

[32]) London und New-York (W. Scott und Th. Wittaker).

Bibliographie von John P. Anderſon wenigſtens nennen, wenn ſie auch nicht unter den neueſten Erſcheinungen beſprochen werden dürfen (1888 und 1889). Beſonders für die engliſchen Überſetzungen und Aufſätze in Zeitſchriften iſt Andersons Zuſammenſtellung zu empfehlen. Meine eigene Neubearbeitung der Bibliographie und Biographie Schillers iſt inzwiſchen im 12. Hefte von Goedekes „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung“[33]) erſchienen. Ich verweiſe auf die Selbſtanzeige meiner Bearbeitung der Goetheparagraphen VIII, 252; meinen, Edmund Goetze für die unermüdliche treue Unterſtützung ſchuldigen Dank möchte ich aber aufs neue ausſprechen, wie auch Fr. Jonas' gewährte Hilfe rühmend erwähnen. Die Heranziehung anderer dichteriſcher Bearbeitungen der von Schiller dramatiſierten Stoffe war noch von Goedeke ſelbſt beſtimmt. Die Ausführung der ſchwierigen Aufgabe mag, da in Goedekes Nachlaß auch hierfür wie für Schiller und Goethe überhaupt ſo gut wie gar nichts vorfand, arg lückenhaft ausgefallen ſein. Die Mitſchleppung des ganzen Ballaſtes der Schillerfeier von 1859 wird vielen mit Recht bedenklich erſcheinen, manche Ungleichheiten in der Art und Weiſe der Anführung als Zeichen der Überhaſtung tadelnswert. Die Aufgabe war bei Schiller durch das Fehlen brauchbarer Vorarbeiten ſchwieriger als bei Goethe, obwohl die Maſſe des zu ſichtenden Stoffes weit geringer war. Goedekes Darſtellung von Schillers Leben bedurfte einer viel gründlicheren Umgeſtaltung als es bei Goethe der Fall war. Die Lücken in der Bibliographie, ich möchte jedoch hinzufügen auch beinahe die Unmöglichkeit ihrer vollſtändigen Ausfüllung fühlt man beim Überblicke deſſen, was die nach abſoluter Vollſtändigkeit ſtrebende Bibliographie ſchon für ein einziges Jahr zu verzeichnen hat. Eine ſolche Überſicht für das Jahr 1890 bietet der erſte Band (zweite Halbband) der „Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte“[34]), in denen Albert Köſter S. 141—151 über Schiller berichtet, während das Referat über Goethe, S. 111—140, geteilt erſcheint: Allge-

[33]) Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Dresden 1892 (Verlag von L. Ehlermann), S. 15—237.

[34]) Stuttgart 1892 (G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung).

meines und Leben von L. Geiger, Lyrik von O. Pniower, Epos von Geiger, Drama von Erich Schmidt, Didaktik von O. Harnack. Der Bemühungen um das Frankfurter Goethehaus ist S. 115 gedacht; die vorangehende Bemerkung über das Erlöschen der englischen Goethegesellschaft beruht auf einem Irrtume, sie lebt und bereitet eben einen neuen Band ihrer Publications vor. Goethe und Schiller werden natürlich auch in den übrigen Abschnitten der Jahresberichte, so z. B. in dem Werner übertragenen Referate „Poetik und ihre Geschichte" wiederholt angeführt. Die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der Jahresberichte braucht nicht erst eigens betont zu werden; die Ausführung ist von Kleinigkeiten abgesehen durchaus zu loben und gerade an dieser Stelle, wo ja in den Übersichten immer nur das Wichtigere von den selbständig erschienenen Schriften besprochen werden kann, begrüßen wir mit Freude das große kritisch-bibliographische Unternehmen, ihm glücklichen Fortgang und eine dauernde Stellung außerhalb allen Parteigetriebes wünschend. Scherer hat bei Eröffnung des Goethearchives das schöne Wort gesprochen: wir wollen im Geiste Schillers an die Arbeit für Goethe herantreten. Es thäte wohl öfters Not den großen reinigenden Geist Schillers zu beschwören, im kleinen wie im großen.

In Nevinsons life of Schiller lesen wir ein zum Nachdenken aufforderndes Geständnis, das er bei einem Vergleiche seiner Schillerbiographie mit der Carlyles macht: „Wir hoffen von der deutschen Litteratur nicht mehr so Großes. In den letzten Jahren sind wir in England schrittweise aber unaufhaltsam zur französischen Verbindung zurückgekehrt, so daß das jüngere Geschlecht nur mit gewaltsamer Anstrengung sich die Scheu und Ehrfurcht der älteren gegenüber den deutschen Dichtern und Schriftstellern als etwas der Geschichte Angehöriges vergegenwärtigen kann." Vergleicht man Carlyles Preis der Räuber als einer weltgeschichtlichen That mit Nevinsons Ablehnung der kahlen Erfindung eines solchen Schülermachwerks, das den modernen Engländer nur burlesk anmuten könne, so tritt der Gegensatz der Zeiten und Meinungen allerdings scharf genug hervor. Daß Schiller keine besondere Fähigkeit für Geschichte gehabt habe (S. 79), darf, glaube ich als, eine wirklich neue

Behauptung verzeichnet werden, ebenso, daß in dem Gedichte „Die berühmte Frau“ Sophie Laroche verspottet werde. Auch für den Vorwurf der carefulness in thought in der Glocke darf der englische Biograph, der (S. 182) Browning hoch über Schiller stellt, Neuheit in Anspruch nehmen. Die Jungfrau von Orleans ist ihm eine italienische Oper, in der die Tragödie verloren gegangen ist. Für ein derartiges Verkennen Schillers vermögen nun manche lobenswerte Abschnitte der die zweite Lebenshälfte Schillers allzuknapp behandelnden Biographie keinen Ersatz zu gewähren; dagegen ist Simes Goethebiographie durchaus als eine tüchtige, wahrhaft erfreuliche Leistung zu rühmen. Nirgends das so beliebte Absprechen, sondern ein von ernstem Studium geleitetes liebevolles Streben nach Erfassen von Goethes Wesen als Mensch und Schriftsteller. Mag die litterarisch-ästhetische Beurteilung auch Mängel aufweisen, das Buch als Ganzes verdient volle Anerkennung, wenn wir eben seine Bestimmung für ein englisches Publikum wie billig berücksichtigen. Von den beiden deutschen Bändchen „Goethes Leben und Werke“ von Karl Heinemann, „Schillers Leben und Werke“ von Otto Lyon[35]) verdient die Arbeit über Schiller entschieden den Vorzug. Heinemann hat seine 130 Seiten in drei Abschnitte „der junge Goethe“; „auf der Höhe“ (S. 48—107); „die Vollendung“ gegliedert. Im Gegensatze zu Sime konnte er das Äußere, nicht einmal Goethes Geburtsjahr ist angegeben, als bekannt voraussetzen und die Besprechung der Werke geben, während Lyon wieder nur Schillers Lebensgang als Vorbild für die Jugend mit verständnisvoller Begeisterung schildert, die Dichtungen der Jena-Weimarer Zeit aber eben blos nennt. Das Bündnis zwischen Goethe und Schiller ist bei beiden zu kurz behandelt worden. Goethes medizinische Studien, die Heinemann schon für Leipzig ansetzt, sind doch erst für Straßburg bezeugt, und Lyon läßt (S. 89) Schiller irrtümlich in Bauerbach von dem Sekretär Reinwald empfangen werden. Heinemann hat die Ergebnisse der neueren Goethephilologie bis ins kleinste sich zu eigen

[35]) Sammlung deutscher Schulausgaben. 35. und 39. Lieferung. Bielefeld und Leipzig o. J. (Verlag von Velhagen & Klasing).

gemacht, und so rühmenswert dies an sich ist, bei den ihm gezogenen räumlichen Grenzen vielleicht das Detail zu stark betont. Durch Lyons Arbeit geht ein großer frischer Zug: seine ideale Schilderung möchte man in den Händen der Jugend sehen, während S. Peters „Schillers Leben, der reiferen Jugend erzählt“[36]) zwar mit Geschick und Kenntnis abgefaßt ist, aber das ethische Moment in Schillers Kämpfen und Streben nicht so vorbildlich und erziehend hervortreten läßt, wie dies Lyon in ganz ausgezeichneter Weise gelungen ist. Die allzugroße Knappheit der beiden letzten Abschnitte „auf festem Grunde“ und „am Ziele“ möchte ich in einer neuen Auflage durch etwas ausführlichere Darstellung beseitigt wünschen.

Den Schiller-Biographien nahe stehen Lothar Richard Böhmes „Schillerstudien“,[37]) deren zweiter Teil mit der Besprechung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges endet. Böhme will die Lehrer auf die Gesichtspunkte lenken, „durch welche nach und mit der Erklärung der Dichtungen und prosaischen Schriften Schillers dessen Welt- und Lebensanschauung zu vermitteln sein möchte“. In die Welt- und Lebensanschauung der Klassiker einzuführen anstatt den Schüler durch biographisch-kritische Notizen zu langweilen sei die Aufgabe des deutschen (litterargeschichtlichen) Unterrichtes an Gymnasium und Realschule. Man wird nicht nur solcher Auffassung gerne zustimmen, sondern auch Böhmes Studien lobenswert und tüchtig finden, wenn man sie diesem ihrem besonderen Zwecke nach beurteilt. An die äußeren Lebensereignisse als etwas Bekanntes mehr erinnernd als sie wiederholend werden die einzelnen Werke in ihrer Bedeutung für des Dichters Entwickelung und im Zusammenhange der Zeitströmung charakterisiert. Es ist ganz im Sinne von Weltrichs Biographie, wenn Böhme gleich eingangs als das Grundthema von Schillers Jugendpoesie bezeichnet „den von Rousseau aufgestellten Gegensatz zwischen der Fülle und Reinheit der ursprünglichen Menschennatur und der unheilbaren Ver-

---

[36]) Halle a. S. 1892 (Verlag von Max Niemeyer).

[37]) Freiberg 1891 und 1892 (Gymnasium Albertinum; Gerlach'sche Buchdruckerei).

derbtheit der thatsächlichen Wirklichkeit, insbesondere des Staates und der Gesellschaft". Treffend wird als ein Grund der unveraltenden allgemeinen Wirkung von Schillers Dramen bezeichnet, daß seine Dichtung „auf kulturgeschichtlichem und zwar zeitgeschichtlichem Grunde bedeutsame psychologische, darum allgemein menschliche Probleme löst". Zerrissenheit und zuweit getriebenen Subjektivismus wird man der Sturm- und Drangperiode mit Recht vorwerfen können: ein Zurücktreten der allgemeinen und nationalen Interessen möchte ich aber nicht mit Böhme ihr zum Vorwurfe machen. Der von Klopstock ausgehende nationale Zug ist gerade in der Sturm- und Drangzeit erst zur Geltung gekommen, wenn auch die Deutschtümelei der Ritterdramen nicht auf der Höhe des im Götz von Berlichingen pulsierenden nationalen Lebens sich erhalten konnte. Die Abhängigkeit von Rousseau kann diesem nationalen Charakter der Geniezeit kaum Eintrag thun; wieviel Fremdes und Ungesundes in dieser gewaltigen Gährung auch auf der Oberfläche brodelt, es ist doch ein Auflehnen des deutschen Geistes gegen den seit mehr als zwei Jahrhunderten auf ihm lastenden Romanismus. Die folgenden Geschlechter haben gerade von der Sturm- und Drangperiode das Gefühl des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen überkommen. In der Fortsetzung seiner Abhandlung „Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls"[38]) schildert A. Ruhe die Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft: erst auf der letzten halben Seite gelangt er zur Erwähnung Schillers, der im Unterschiede von vielen seiner Geistesgenossen für die Kunst einen bestimmenden Einfluß auf das staatliche Leben in Anspruch genommen habe. „Es ist kein Zweifel", äußerte selbst Otto Ludwig im Gespräche mit Lewinsky, „daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutschlands aus dem Samen entsprossen ist, den die großen Gedanken und die Macht von Schillers Rede gestreut hat."

Zu dem Vortrefflichsten, was Schiller überhaupt geschrieben hat, gehören nach Goethes Urteil seine Briefe. Die erste Lieferung von Fr. Jonas Sammlung durfte ich bereits in meiner letzten

[38]) III. Teil. Meppen 1892. Vgl. VII, 286

Überſicht begrüßen. Nun liegen zwei abgeſchloſſene Bände[39]) vor, eine Arbeit, des uneingeſchränkten Lobes würdig. An Ungedrucktem enthält der erſte Band außer einer Quittung (S. 486) nur einen Brief an Gottlieb Becker vom 17. Mai 1786 (Nr. 166) und an Wilhelm v. Wolzogen vom Dezember 1787 (Nr. 235); außerdem S. 504 Auszüge aus Briefen von Schillers Schwager Reinwald an Nicolai; der zweite Band je einen Brief an Knebel und Ludwig Schubart (Nr. 376 und 449). Allein wie viele in ihrer Verzettelung kaum als veröffentlicht anzuſehende Briefe der Jahre 1772 bis 1789 und zahlreiche Ergänzungen des bisherigen Textes bieten dieſe beiden erſten 476 Nummern zählenden Bände der kritiſchen Geſamtausgabe. Mit weiſer Selbſtbeſcheidung iſt die Auswahl der Lesarten und Erklärungen in den 65 und 55 Seiten des Anhangs getroffen. Auf Grundlage von Boxbergers Vorarbeiten und im Anſchluß, hier und da auch in Ergänzung von Minors ſo überaus reichhaltiger und ſorgfältiger Schillerbiographie hat Jonas alle Herausgeberpflichten muſtergiltig erfüllt. Dieſe Briefe in ihrer zeitlichen Reihenfolge geben uns ein Bild des Entwickelungsganges, der Kämpfe und Leiden in einer Unmittelbarkeit, wie kein Biograph es vermöchte; ſie müſſen ſich ihren Platz neben Schillers Dichtungen ſelbſt bei dem wenig zum Kaufe von Briefſammlungen geneigten deutſchen Publikum erkämpfen. Eine Behauptung des Herausgebers hat indeſſen eine ihm ſelbſt am meiſten erwünſchte Widerlegung gefunden; er meinte zu den etwa 2000 bereits gedruckten Schillerbriefen würden nicht viel ungedruckte mehr hinzukommen. In der „Weimariſchen Zeitung“ hat Bernhard Suphan von der Erwerbung von 60 Schiller- und 20 Goethebriefen an Göſchen, meiſt ungedruckt, als erfreulichen Neujahrsgruß Mitteilung gegeben, einen Brief Schillers vom 6. Januar 1789 als Probe veröffentlichend.[40]) Indeſſen hat auch die vierte Abteilung der Weimarer Goetheausgabe[41]) in Band 10 und 11, von v. d. Hellen trefflich herausgegeben, eine ganze Reihe,

[39]) Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Fritz Jonas. Kritiſche Geſamtausgabe. Stuttgart o. J. (1892. Deutſche Verlagsanſtalt.)

[40]) Sonderabdruck aus der Weimariſchen Zeitung 1893, Nr. 1.

[41]) Weimar 1892 (Hermann Böhlau).

ungedruckter Briefe, 192, für den Zeitraum vom 9. Auguſt 1792 bis Ende Dezember 1796 gebracht und damit zugleich die ſehr erwünſchte Neuerung, ſchon im Inhaltsverzeichnis jedes Bandes die zum erſten Male veröffentlichten Briefe kenntlich zu machen, eine Einrichtung, die Jonas zur Nachahmung zu empfehlen wäre. Mit Nr. 3064 beginnen im 10. Bande die Briefe an Schiller. Die neuen Mitteilungen ſind um ſo intereſſanter, als die weitaus überwiegende Mehrzahl der Briefe an eine bisher im Briefwechſel Goethes kaum vertretene Empfängerin gerichtet iſt — an Chriſtiane Vulpius. Die ſo hartnäckig feſtgehaltenen Vorurteile gegen Chriſtiane müſſen dieſen und Frau Rats Briefen gegenüber allmählich einer gerechteren Würdigung weichen. Es herrſcht in Goethes Briefen an die kleine Freundin eine Innigkeit und zärtliche Liebe, wie ſie gerade für jene Jahre, in denen Goethe nach außen vielfach kalt, verſchloſſen und abweiſend erſcheint, doppelt bedeutſam iſt, denn erſt durch dieſe Ergänzung lernen wir den ganzen Goethe kennen. Durch heiterſten Humor überraſcht der bisher unbekannte Brief an die Herzogin Amalia vom 25. September 1792. Die neu veröffentlichten Briefe an Heinrich Meyer, den gefunden zu haben er als eines der glücklichſten Ereigniſſe ſeines Lebens preiſt (Nr. 3283), enthalten eine Fülle von Selbſtbekenntniſſen, die jede Charakteriſtik Goethes verwerten wird. An Meyer berichtet er über Alexis, die Xenien, Dorothea, vor allem über die Überſetzung Cellinis. Unger gegenüber nennt er den Wilhelm Meiſter die obligateſte und ſchwerſte aller ſeiner Arbeiten. X, 388 iſt in den Lesarten eine Reihe von Stellen über die Lehrjahre zuſammengeſtellt; X, 415 ſtehen ſehr intereſſante abweichende Lesarten zu einem Briefe an Voß; XI, 32 iſt im Briefe an Knebel zweifellos „Mittags“ ſtatt „Mittwochs“ zu leſen. Im Juni 1796 meldet er an Meyer die Anweſenheit Jean Pauls. „Es iſt ein ſehr guter und vorzüglicher Menſch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen geweſen, ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den unſrigen gerechnet werden.“ An Goethes gutem Willen lag alſo nicht die Schuld, wenn Richter dem Goethe-Schilleriſchen Kreiſe fremd, ja feindlich gegenüber zu ſtehen kam.

In Goethes Umgebung führen uns zwei gleichzeitig erschienene, unter sich freilich ganz verschiedenartige Bücher: „Aus dem Goethehause“[42]) und „Aus Goethes Freundeskreise“.[43]) In der Biedermannischen Gesprächssammlung taucht Jenny v. Pappenheim, die Stieftochter des weimarischen Ministers v. Gersdorff nur einmal (Nr. 1436) auf; in Beaulieu-Marconnays „Erinnerungen aus Altweimar“ (Jahrbuch VI, 172) sind Goethes Dankverse an Frl. v. Pappenheim, „Dem heiligen Vater pflegt man, wie wir wissen“, die erst 1870 Aufnahme in Goethes Werke gefunden hatten, erläutert. Drei weitere Verse Goethes, „Der Bekannten Anerkannten“ gewidmet, sind erst im 12. Bande des Jahrbuchs in einem Auszuge des jetzt vollständig mitgeteilten Aufsatzes „Goethe und seine Umgebung“ bekannt geworden. Erst 1885 hat Freifrau Jenny v. Gustedt diese Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit niedergeschrieben, und ihre Enkelin hat sie in einer allzuwenig gesichteten, fast erschreckend umfangreichen Veröffentlichung aus ihrem Nachlasse herausgegeben. Frl. v. Pappenheim war mit Ottilie von Goethe und ihren Söhnen innig befreundet; ihre Charakteristik Ottiliens, Augusts und seiner Söhne, der Großherzoginnen Luise und Maria Paulowna geben ungemein anschauliche Bilder nach der Natur; das tragische Los der Enkel Goethes, einen ihrer Briefe an Wolfgang finden wir mitgeteilt, weiß sie voll Mitgefühl zu schildern. Über die Gründung von Ottiliens Zeitschrift „Das Chaos“ kann sie als Teilnehmerin berichten, ebenso über Felix Mendelssohns zweiten Besuch im Goethehause. Wohl die meiste Befriedigung aber mag die Erzählung wecken, wie bei Tiecks Anwesenheit das Frauenzimmerchen den alten Herrn bereden wollte, in die Gesellschaft zu kommen, er aber an seinem Pulte stehend polterte: „Ach was, glaubt Sie kleines Mädchen, daß ich zu jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da? wenn ich todt bin, machts Keiner. Sagen Sie das droben der Sippschaft. Ein

[42]) Briefe Fr. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. Nach den Originalen, herausgegeben von Ferdinand Heitmüller. Stuttgart 1892 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger).

[43]) Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt, herausgegeben von Lily v. Kretschmann. Braunschweig 1892 (Georg Westermann).

Greis, der noch arbeiten will, darf nicht jedem zu Gefallen ſeinen Willen umſtimmen; thut ers, ſo wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind, Ihre frohe Jugend wird denen da oben beſſer behagen als heut Abend mein nachdenkliches Alter". Über Goethes Briefe an Lavater, Lewes' Goethe- und Karoline v. Wolzogens Schillerbiographie hat Frau v. Guſtedt ihre Eindrücke niedergeſchrieben. In „Eine Erinnerung" ſtellt ſie Goethes werkthätige Nächſtenliebe als wahres Chriſtentum dem Gebahren frommer Kirchenbeſucher gegenüber. Die Gründung der Goethegeſellſchaft veranlaßt die Bemerkung: „Der deutſche Gelehrte, ſo hoch ich ihn ſtelle, gerät mit ſeinem Forſchungstrieb leicht in Kleinigkeiten und dann geht ihm der große Blick aufs Ganze verloren. Hoffentlich wird der Goetheverein nie vergeſſen, daß gerade Goethe, neben ſeinem Intereſſe für das Kleinſte, das Große ſtets obenan ſtellte, hoffentlich wird er ſeinen Geiſt zu erforſchen und lebendig auszubreiten ſuchen, was uns recht not thut." Ich möchte nicht eben behaupten, daß in Frau v. Guſtedts Aufzeichnungen ſelbſt man überall die Einwirkung des Goethiſchen Geiſtes verſpüre, es findet ſich gar manches frauenzimmerliche Urteil auf dieſen fünfhundert Seiten; allein das Streben, dieſen Geiſt zu faſſen und in einem langen Leben ſich der von ihm in der Jugend empfangenen Anregungen würdig zu erweiſen, tritt überall zu Tage. Es berührt allerdings peinlich zu ſehen, wie ſelbſt am weimariſchen Muſenhofe die franzöſiſche Sprache vorherrſcht, während Holtei über den von Goethes Schwiegertochter getriebenen Engländerkultus klagen muß. Dem deutſchen Empfinden und der von Goethe als der Bedingung aller menſchlichen Entwickelung geforderten Ehrfurcht — Wanderjahre II. Buch, 1. Kapitel — aber entſpricht es, wenn die Freundin der Kaiſerin Auguſta ihr Gedenkblatt der erhabnen „Tochter Weimars" mit den Worten ſchließt: „Kaiſerin Auguſta wirkte anregend auf jedem Gebiete, das war ein Erbe Goethes und jener Zeit. Was hat die jetzige Generation ſo verſchloſſen gemacht, daß keiner mehr den anderen kennt, keiner lebendig auf den anderen zu wirken vermag? Die Jugend will keine Autorität anerkennen, ſie hat auch ſeit dem Tode der Kaiſerin und ſeit Bismarcks Sturz keine wahre, geiſtige mehr, die vom Alter und

der Erfahrung geheiligt ist. Seit den letzten Monaten liegt ein Druck auf der Welt. Man hat die Eisenstange herausgesägt, auf der die Decke ruhte, weil die Kinder sich an den scharfen Ecken Beulen stoßen, und nun hofft man, die Decke werde nicht einfallen!“ Goethes von Gall anatomisch begründete Neigung, sich stets in „einem Tropus auszusprechen“, ist so auch bei seiner Schülerin nachwirkend.

Jenny v. Pappenheims Beziehungen zu Goethe begannen im Jahre 1825. Bis 1824 reicht der erhaltene Teil von Riemers 1803 eröffnetem Briefwechsel mit dem aus dem Buche „das Frommannsche Haus und seine Freunde“ (Dritte Auflage, Stuttgart 1889) sattsam bekannten Jenenser Buchdrucker und Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann, dem Pflegvater Minna Herzliebs. Auf irgend welche Beziehungen Goethes zu Minna, welche Frau v. Gustedt wiederholt in Abrede stellt, enthalten Riemers Briefe keine Anspielung. Wie Eckermann und andere ist auch Riemer, trotz eigener tüchtiger Leistungen, nur durch sein Verhältnis zu Goethe den Nachlebenden bemerkenswert geworden. Neben seiner Arbeit an der Herausgabe des Briefwechsels mit Zelter, der nachgelassenen Schriften, vor allem der Quartausgabe von 1836, hat er sich durch die beiden Bände der „Mitteilungen über Goethe“ (1841) und der „Briefe von und an Goethe“ (1846) ein Andenken gestiftet. An Vorwürfen gegen seine Herausgeberthätigkeit hat es nicht gefehlt, Neigung und Abneigung hat ihn gewiß nicht nur bei eignen Urteilen, sondern auch bei der Wiedergabe von Goethischen Äußerungen und Briefstellen hier und da geleitet. Seine „Mitteilungen“ sind aber mehr benutzt als erwähnt worden; die 1886 bereits begonnene Veröffentlichung seiner eignen Tagebücher in der deutschen Revue wird wohl mit ihrer Buchausgabe abschließen. Heitmüller hat dem mit Erläuterungen versehenen Abdruck der Briefe die Umrisse zu einer Charakteristik Riemers, die Schilderung seiner engen Beziehungen zu Goethe und deren zeitweiligen Unterbrechung vorangestellt. Für zeitliche Bestimmungen, z. B. der Theaterbearbeitungen des Götz, und für Feststellung kleiner Einzelheiten des weimarischen Lebens und Theaters bieten die 242 Briefe sehr viel; für die Weglassung gleichgiltiger Teile der Briefe kann

man dem Herausgeber nur dankbar sein. Zu dem Schreibfehler Laerimas, es handelt sich um F. W. Schütz' von A. W. Schlegel herausgegebenes Schauspiel Lacrimas, habe ich vergeblich eine Anmerkung gesucht. Im Register fehlt Kleist, obwohl ein Bericht über die erste Aufführung des „zerbrochnen Krugs" im Brief vom 9. März 1808 enthalten ist. Zur Aufführung des Julius Cäsar wäre Goethes eingehender Bericht über den Erfolg an den Übersetzer Schlegel, Jahrbuch V, 5, anzuführen gewesen. Goethes Verhältnis zum Körnerischen Hause war doch freundlicher und inniger als man nach Anmerkung 323 annehmen möchte. v. Biedermann hat die Belege dafür 1875 mitgeteilt in dem Buche „Goethe und Dresden", von dessen reichem Inhalte er jetzt neuerdings in dem schönen Vortrage „Goethe in Dresden"[44]) ein zusammengedrängtes Bild entworfen hat. Nach längerem Verkehre mit Zelter schrieb Riemer das Lob nieder, man stärke sich nicht wenig an seiner durchaus tüchtigen und kräftigen Natur. Aus der gleichen Zeit, dem August 1810, als er mit Goethe und Zelter in Bad Töplitz weilte, stammt Riemers Schilderung des wunderbaren, mitunter grotesken Landes Böhmen, wohin er seit 1802 Goethe jährlich begleitete, wie er in früherer Zeit W. v. Humboldt als Hauslehrer nach Italien begleitet hatte. Für die Durchforschung aller Beziehungen Goethes zu Böhmen ist in dem von Alois John begründeten und herausgegebenen „Litterarischen Jahrbuch"[45]) eine Sammelstelle geschaffen, nachdem John schon früher in einer eignen Monographie „Goethe in Deutschböhmen" das bisher über diese Beziehungen Bekannte zusammengestellt hatte.[46]) Im zweiten Bande des böhmischen Jahrbuchs hat W. v. Biedermann einen eigenhändigen Brief Goethes, Wohnungsbestellung in Marienbad, mitgeteilt; die Bibliographie macht mit sonst kaum zugänglichen Aufsätzen böhmischer Zeitungen bekannt. Goethe hat Böhmen und

[44]) Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte. Dresden 1892, Nr. 3.

[45]) Zentralorgan für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. I. Bd. 1892. II. Bd. 1892. Eger (Im Selbstverlage des Herausgebers); vgl. Anmerkung 4.

[46]) Eger 1889 (Im Selbstverlage des Verfassers).

seine Bäder 1785 zum ersten, 1823 zum letzten Male besucht. Ein anderes österreichisches Kronland, Tirol, hat er nur auf der Durchreise nach Italien betreten. S. M. Prem, der bei der „Enthüllungsfeier des Goethe-Bildnisses am Brenner-Posthause" Festrede und Festgedicht (beide im Einzeldruck 1888) vortrug, hat auch „Goethes Fahrt durch Tirol im September 1786" in einem eignen Büchlein[47]) beschrieben und erläutert.

Im Briefe vom 12. Dezember 1809 meldet Riemer, ein artiger junger Mann, Freund von Arnim, Liebhaber und Kenner der älteren nordischen Litteratur sei jetzt in Weimar. Da er „durch seine artigen Sammlungen allerlei Unterhaltung geben könne und die Jenaer Bibliothek durchforschen wolle," giebt er ihm einen Empfehlungsbrief an Frommann mit. Über „Goethe und die Brüder Grimm", denn kein anderer als Wilhelm Grimm ist jener artige junge Mann, der übrigens seinerseits über Riemer und seinen Einfluß auf Goethe sehr ungünstig urteilte, haben wir nun von Reinhold Steig ein ganz vortreffliches, ebenso gründliches als angenehm lesbares Buch erhalten.[48]) Über die Beziehungen der Brüder zu Goethe hat bereits Suphan in den Erläuterungen zu den sieben Briefen Jakobs und Wilhelms an Goethe gehandelt, welche im 9. Bande des Jahrbuchs mit den wichtigen Aktenstücken über die Gründung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte und Sprache veröffentlicht wurden. Steig führt uns die Geschichte dieses auf verständnisvoller Liebe gegründeten, von jeder kleinlichen Regung durch alle Jahre frei bleibenden Verhältnisses vor von der Anschaffung der Goethischen Schriften für die mühsam gesammelte kleine Bücherei der zwei Marburger Studenten bis zur wissenschaftlichen Ausschöpfung von Goethes Sprache für das Wörterbuch und Jakob Grimms Aufruf zum Berliner Goethedenkmal. Der Ansatz zu einer Rezension von Goethes Briefwechsel mit Karl August lag beim Tode Jakob Grimms auf seinem Arbeitstisch. Durch ihre Beziehungen zu den Romantikern Brentano und Arnim, im Hause Savignys zu Marburg wurden die Brüder zur ersten Verehrung

[47]) München 1888 (Verlag von B. H. Malten).

[48]) Berlin 1892 (Verlag von Wilhelm Hertz, Besserische Buchhandlung).

des Meisters angeleitet. Goethes Teilnahme an den Bestrebungen des Heidelberger Kreises, von ihm stammt der lateinische Spruch am Schlusse der ersten Nummer der Einsiedlerzeitung, sein Verhältnis zur deutschen Vorzeit ist, H. Großes Dissertation „Goethe und das deutsche Altertum" (Dramburg 1875) ergänzend, doch weder vollständig noch einwurfsfrei dargestellt. Steig konnte aus ungedruckten Quellen, hauptsächlich dem Briefwechsel der Brüder mit Arnim schöpfend, Briefe Goethes an beide Brüder mitteilen, ihre eigenen an Goethe vervollständigen. 1809 und 1816 fand Wilhelm Grimm in Goethes Hause freundlichste Aufnahme, 1815 traf er in Boisserées Bildersammlung in Heidelberg mit ihm zusammen, nachdem der nach Paris eilende Jakob „den Goethe im Blick noch zu Frankfurt gesehen". Bis 1824 dauerten dann die Zusendungen ihrer neuen Schriften nach Weimar; Wilhelms ausführlicher Brief vom 1. August 1816 entwickelt das Arbeitsprogramm der Brüder, als Übersetzer serbischer Lieder reiht sich der „Sprachgewaltige" Grammatiker den W. K. F. von „Kunst und Altertum" an. Aus Goethes Umdichtung des von Gottsched 1752 herausgegebenen Reineke Fuchs hat der Geschichtsschreiber des vermeintlichen deutschen Tierepos — die Ausgabe des Reinhart Fuchs erschien erst 1834 — die Thiersage zuerst kennen gelernt. So viele Fäden schlingen sich sinnig zwischen den das deutsche Altertum erschließenden, dichterisch empfindenden Forschern und dem „Mann, wofür wir Deutsche Gott genug nicht danken können", wenn auch Steigs Annahme, die Sprache der Grimms habe auf Goethe selbst eingewirkt (S. 234), kaum zutreffen dürfte. Liebevolleres Verständnis des fremden und treuere Abspiegelung des eigenen tiefen liebenswürdigen Wesens ist wohl selten so vereinigt wie in Jakob Grimms Brief an Arnim (1810?): „Goethe selbst kann ich mir einmal nicht anders als gut, lieb und darum auch recht denken, was er für sich selbst thut ist ihm gewiß notwendig und ob es auch gleich mich überraschte, so finde ich es doch nicht tadelnswert, daß er sich von dem äußeren abwendet und zu sich selber sammelt, es ist das ein uralter Trieb, der alle alte Helden aus dem Geräusch in die Einsamkeit zieht. Daß er viele herrliche Sachen nicht anerkennt oder nicht genug, und seine Herrlichkeiten darüber setzt, heißt nichts anders

als das gewöhnliche, daß kein Menſch alles zuſammen begreifen und lieben kann. Schätzt er alſo meiner Meinung nach die altdeutſche Poeſie, die deutſche Geſchichte zu wenig, ſo betrübt mich das inſofern gar nicht, als es meine andere Überzeugung davon nicht widerlegt; ja ich fühle, daß ich die römiſchen Paſten und antiken Monumente ebenfalls viel höher achten würde, wenn ich ſie genauer ſtudierte, denn in allem einzelnen iſt Liebe und Segen möglich, allein nicht in allem zuſammengenommen, wo er ſich zerſtreuen würde." Wenn aber Anhänger Goethes ſich gebärdeten als ſei „die ganze Maſſe von Welterfahrung, die heitere Anhöhe der Ruhe" auch von ihnen errungen, ſo fand er dies unerträglich.

Karl Ernſt Schubarth, deſſen Bemerkungen über das Niebelungenlied in ſeiner vom Dichter ſelbſt durchaus gebilligten Schrift „Zur Beurteilung Goethes" (1820; vgl. Berichte V, 233) Grimms Unwillen erregten, gehört dem engſten Kreiſe derjenigen an, die im innigſten Anſchluß an Goethe ihre eigene Bildung gewannen. Sein bereits durch Th. Paur und Hettners Herausgabe des Briefwechſels bekanntes perſönliches Verhältnis zu Goethe, ſeinen Lebensgang und ſeine Schriften hat Paul Scholz[49]) gut charakteriſiert und Briefe Hagens, Alexander von Humboldts und Eichhorns aus ſeinem Nachlaſſe mitgeteilt. „Ihr litterariſcher ehrenvoller Name," ſchrieb ihm Humboldt 1836 von Potsdam aus, „und die Achtung, welche Ihren Produktionen Goethe ſchenkte, ſind meinem Andenken ſtets gegenwärtig." Ernſt Auguſt Hagen, deſſen Epos „Olfried und Liſena" Goethe und Schubarth gemeinſam in „Kunſt und Altertum" lobend anzeigten, berichtet an Schubarth über ſeinen, weder in den Tages- und Jahresheften noch in Biedermanns Geſprächſammlung angeführten zweitägigen Aufenthalt in Weimar (Ende 1827), „den jugendlichen Humor des Greiſes" und Goethes Anteil an ſeinem Trauerſpiel „Bonifacio und Imelda", ohne Titelnennung in Eckermanns Geſprächen, 7. September 1823, erwähnt. Er wollte eine Abſchrift Goethe überſenden, doch ſcheint er die Arbeit nicht vollendet zu haben. Die bisher irrig auf den

[49]) K. E. Schubarth. Ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des 19. Jahrhunderts. Hirſchberg in Schleſien 1892 (Progr. des kgl. Gymnaſiums; Druck von Geisler & Co.).

**

Faust bezogenen Äußerungen über Bühnenfähigkeit in Goethes letztem Brief an Schubarth, deutet Scholz auf ein von Schubarth nach Weimar eingesandtes Trauerspiel des Hirschberger Dramatikers Robe (gest. 1864). Von den „Tages- und Jahresheften" ist nun der erste Band, gleichzeitig in der Weimarischen Ausgabe Bd. 35 und in Kürschners Nationallitteratur erschienen.[50]) Ziemlich reiches handschriftliches Material stand dem Weimarer Bearbeiter, der hier nicht wie sonst genannt ist, zu Gebote; die doppelte Fassung der Bemerkungen über Schillers Einstudierung des Mithridates, der ursprüngliche Entwurf für das Jahr 1801, die Begründung der traurigen Stimmung für das Jahr 1794 erscheinen in den Lesarten als nicht unwichtige Ergänzungen des bisherigen Textes. Die Weimarische Ausgabe schließt entsprechend der Ausgabe letzter Hand den Band mit 1806 ab, während Düntzer noch die beiden folgenden Jahre miteinbezieht. Die nun mögliche Vergleichung zwischen den Mitteilungen der Tages- und Jahreshefte und den unmittelbaren Aufzeichnungen der Tagebücher hat Düntzer in umfangreichen Anmerkungen durchgeführt, in der Einleitung über die Entstehung der Annalen manches zusammengestellt. Die Aufstellung der „summarischen Jahresfolge seiner Schriften", in der wir den Ausgangspunkt der Annalen erkennen mögen, verlegt Düntzer in den März 1819, die Weimarische Ausgabe, der ich hier folgen möchte, ins Jahr 1816. „Bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Konfessionen, und wer weiß wie sonst noch" hat Goethe in einem der Briefe diese Aufzeichnungen benannt, die er dann unter Vermeidung des Fremdwortes mit deutscher Bezeichnung „Tages- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" 1830 in der Ausgabe letzter Hand veröffentlichte.

Goethes Stellung zu der gegenwärtig als nationale, thörichter Weise auch als Parteisache behandelten Frage hat O. Dehnike in dem Schulprogramm „Goethe und die Fremdwörter"[51]) in wirklich fördernder Weise behandelt. An dem Widerspruch der vier

---

[50]) Stuttgart, Bd. 105. Goethes Werke, Bd. 24. Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

[51]) Lüneburg, Johanneum (Sternsche Buchdruckerei).

Xenien,[52]) gegen den Pedanten — mit „Peinling“ ist in den Grenzboten 1887 das im Xenion „Der Purist“ zur Übersetzung vorgeschlagene Fremdwort verdeutscht worden — und Goethes Verurteilung der Fremdworte im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, hätte Dehnicke sich nicht zu stoßen brauchen, denn diese Angriffe gegen Campes übertriebene Sprachreinigung gingen von Schiller aus. In demselben Briefe Goethes an Riemer, in dem er die Erfahrung äußert, daß es eigentlich geistlose Menschen seien, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen, gab er doch Riemer „völlige Macht und Gewalt, die fremden Worte insofern es möglich und rätlich aus der Handschrift zu tilgen“. In Werthers Leiden, Götz und noch häufiger in Meisters Lehrjahren hat er selbst in den späteren Ausgaben Fremdworte verdeutscht, und einige Verdeutschungen wie Besuchskarte, Selbstlernerei, Einhelfer (Souffleur), Zweigesang, ausgesprochen (prononziert), Mächler (Friseur) selbst geprägt. Als ihm der Teutonismus nach den Befreiungskriegen unsere, so vielfach von der französischen ausgehende Kultur zu gefährden schien, hat er sich der maßvollen Verteidigung der Fremdworte durch Ruckstuhl gefreut und sie seinen Freunden angepriesen. Dehnike hat nun in den Hauptdichtungen Goethes die Fremdworte, mit Ausschließung der Lehnwörter und unentbehrlichen Fremdwörter, 1500, zusammengestellt. Von den Dichtungen in Versen zählt der Faust am meisten (260), Iphigenie und Tasso die wenigsten (je 15) Fremdworte; die Übersetzungen Mahomet und Tankred nur je 5. Auffallend ist es, daß gerade die sonst nicht in gutem Rufe stehenden Festgedichte auf die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich ganz frei von Fremdworten sind. Wenn wir bei Schiller und Goethe noch viele Fremdworte antreffen, welche heute selbst entschiedene Gegner deutscher Sprachvereine zu gebrauchen Scheu tragen würden, so müssen wir uns eben erinnern, wie mühsam und langsam unsere Schriftsprache im vorigen Jahrhundert aus den lateinischen und französischen Fesseln sich löste. Bei Lessing ist nicht nur das Fremdwort, sondern auch die lateinische

[52]) Aus W. v. Humboldts Briefen an Jacobi ergiebt sich, daß Xenion 24 nicht nach der bisherigen Annahme gegen Nicolai, sondern auf Hermes gemünzt ist.

und französische Konstruktion in einer Ausdehnung vorhanden, wie man sie bei dem Vorkämpfer gegen die französische Tragödie und dem bahnbrechenden Meister unseres Prosastiles nicht erwarten sollte. Weder die Gegner noch die Verteidiger des Fremdwörterunwesens unserer Tage dürfen Goethe und Schiller als Parteigenossen in Anspruch nehmen.

Zu der von Karl Olbrich, vergl. VII, 267, behandelten Frage der Nachahmung der antiken Sprachen in den Dichtungen unserer Klassiker haben wir nun in W. v. Humboldts Briefen an Jacobi einen höchst interessanten Beitrag aus dem Jena-Weimarischen Kreise selbst erhalten. Anläßlich von Aug. W. Schlegels großer Rezension des Voßischen Homers wirft Humboldt (15. Oktober 1796) die Frage auf, wie Homer zu übersetzen sei, wieweit der Charakter der deutschen Sprache ein Homerisieren erlaube. Die zwei Klippen seien: zu strenges Kleben am bloß Hergebrachten und Neuerungen gegen den Genius der Sprache. Als Regel müsse gelten: „die Sprache erweitern, aber ihrem Geist und ihrem Charakter gemäß". Proben von Goethes eigener Homerübersetzung dürfen wir ja noch aus dem Goethearchiv erwarten; dann wird auch einmal Goethes Thätigkeit als Übersetzer eine umfassende Darstellung finden. Bei Karl Trooſt[53]) findet man nicht, wie die Überschrift „Versuch einer im Goethischen Sinne „identischen" Übersetzung" erwarten läßt, etwas über Goethes in Dichtung und Wahrheit, den Noten zum Divan und sonst öfters vorgetragenen Vorschlägen für die Übersetzungskunst. Dagegen bieten die Anmerkungen zu Troosts Virgilübersetzung einige kleine Beiträge für Goethes Verhältnis zu Virgil, wie für die Nachwirkung von Versen aus der Epistel an die Pisonen J. Bintz[54]) die Belegstellen aus Schillers und Goethes Werken gesammelt hat. Die in neuester Zeit leider verdunkelte Einsicht von der Notwendigkeit der Übertragung jedes Kunstwerkes in seiner Form, was Trooſt eben identische Übersetzung nennt, hat übrigens nicht Goethe, sondern

[53]) Seebilder aus Virgil. Frankenstein i. Schlesien (Städtisches Kath. Progymnasium).

[54]) Der Einfluß der ars poetica des Horaz auf die deutsche Litteratur des XVIII. Jahrhunderts. Hamburg (Kaiser Wilhelm-Gymnasium).

Aug. W. Schlegel in den „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache“ zuerst gewonnen und begründet. In den letzten Jahren ist Wilhelm Jordan dem Unfug, das Odysseuslied in Nibelungenstrophen zu übersetzen und ähnlichen, die Errungenschaften von Voß, Schlegel, Rückert verleugnenden Thorheiten mit gerechtem Zorn entgegengetreten (Beil. z. Münchener Allg. Ztg. 1886 Nr. 72). Wenn Schiller 1792 für seine Virgilübersetzung die von Wieland frei behandelte Ottaverime des italienischen Epos wählte, so gehört diese Übertragung in eine dem Original fremde Form eben der älteren, vorschlegelischen Periode an. Allein das von Schiller so glanzvoll behandelte zweite Buch der Äneide heute noch einmal in freien Stanzen zu übertragen, also einen unmittelbaren Wettkampf mit Schiller zu wagen, wie Emil Irmscher in einem Programm[55]) unternommen hat, erscheint nicht bloß höchst überflüssig, sondern geradezu widersinnig, denn das einzige, was dabei erreicht wird, die Beleuchtung der Vorzüge von Schillers Arbeit, kann nicht Irmschers Absicht gewesen sein. Über das Verhältnis der freien Stanzen, wie Schiller sie gebraucht, Goethe wenigstens im ersten Entwurfe der „Zueignung“ sie noch beibehalten hatte, zu Wielands freien Stanzen ist noch keine Untersuchung angestellt worden, wie eine Geschichte der Ottaverime in der deutschen Dichtung als Parallelarbeit zu Weltis trefflicher Geschichte des deutschen Sonettes (1884) überhaupt noch zu wünschen übrig bleibt.

Nur zur Verteidigung der eignen prächtigen „Seegeschichten“ geschrieben, kann Heinrich Kruses Exkurs „Der griechische Hexameter in der deutschen Nachbildung“ doch zugleich als eine Verteidigung der nicht nach klassischen Regeln gebauten Hexameter von „Hermann und Dorothea“ gelten. Über Rudolf Westphals Werk,[56]) dem der Exkurs einverleibt ist, traue ich mir kein Urteil zu, auf die häufige Verwendung aus Schiller und Goethe entnommener Beispiele darf ich aber hinweisen, und das umsomehr, als Westphals „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ (2. Aufl. Jena 1877), die

[55]) Dresden 1892 (E. Zeidlers Realschule).

[56]) Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1893 (Verlag von S. Calvary & Comp.).

beinahe auf jeder anderen Seite Goethe und Schiller anführt, in der Goethe-Schillerlitteratur wohl sehr selten genannt wird. Zur Formgeschichte der Goethischen Dichtung im besonderen sind zwei recht beachtenswerte, tüchtige Beiträge erschienen: Ewald Kunos Programm „Beobachtungen über das Verhältnis des Reims zum Inhalt bei Goethe“ [57]) und die Dissertation von Adolf Goldbeck-Löwe „Zur Geschichte der freien Verse in der deutschen Dichtung. Von Klopstock bis Goethe“.[58])

Goethe selbst hat im Eingang des 18. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ und in dem Zwiegespräch, man möchte lieber sagen Zwiegesang von Faust und Helena sich über das Wesen des Reims geäußert und Wilhelm Grimm in seinen Untersuchungen „Zur Geschichte des Reims“ (Kleinere Schriften IV, 324) auf diese beiden Bekenntnisse verwiesen. Kuno schlägt nach einem gedrängten Rückblick auf die Geschichte des Reimes und einzelne theoretische Äußerungen über ihn, wie er selbst sagt „bisher noch unbetretene Wege“ ein. Er unterscheidet bei Goethe: Wortreim, Sinnenreim, Gedankenreim, Inhaltsreim, Satzreim; der erste tritt ein, wenn die Worte ihrer Bedeutung nach zu einander in Beziehung stehen, z. B. wund — gesund, Feste — Gäste. Wenn erst eine engere Begrenzung des einen Reimwortes besondere Beziehung auf das andere ergiebt, so ist das ein Sinnenreim: wandelnde Gestalten — festzuhalten. Wenn aber ein Gedanke wie „alle erscheinen froh, du aber weinst“ in dem Reimpaar: erscheint — geweint (Goethes „Trost in Thränen“) Ausdruck findet, so haben wir es mit Gedankenreimen zu thun. Viel äußerlicher ist der Inhaltsreim, wenn durch den Gang des Gedichtes sich Worte reimen, die weder von Hause aus eine begreifliche Verwandschaft haben wie der Wortreim noch der Gegenüberstellung eines Gedankens dienen, wie wenn Goethe „An die Erwählte“ die Mahnung richtet: Hand in Hand! und Lipp auf Lippe! Liebes Mädchen bleibe treu! Lebe wohl! und manche Klippe Fährt dein Liebster noch vorbei“. Zwischen

[57]) Stargard in Pommern 1888.

[58]) Kiel 1891 (Druck von H. Fiencke); vergl. nun auch L. Fränkel, „Die freie Rhythmik in der neuhochdeutschen Lyrik vor, bei und nach Klopstock“ in Lyons Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht VI, 817.

Lippe und Klippe fehlt jede innere Beziehung, weswegen vielleicht auch „Inhaltsreim“ nicht gut als Gattungsbezeichnung für diese Art Reime gewählt ist. Daß das aufgestellte Schema überhaupt sich nicht der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber streng durchführen läßt, wird Kuno selbst bei seiner Aufstellung klar gewesen sein; durch die Erklärung des „Satzreims“, „wenn die Reimwörter zu einem und demselben Satze gehören, dann sind sie frei von jeder Regel“, läßt er in der That weitesten Spielraum. Andererseits gliedert er seine fünf großen Gruppen wieder sehr geschickt in Unterabteilungen und belegt sie mit so zahlreichen Beispielen, daß wir ein kleines, wohlgegliedertes Reimlexikon zu Goethe erhalten. Es mag dabei manches Widerspruch, vieles Ergänzung fordern: eine selbständige und wirklich reiche Anregung bringende Studie hat Kunow in jedem Falle geboten. Der Nachweis wie der Reim aufs innigste mit dem Gedanken selbst verknüpft ist, aus ihm hervorgeht und ihn wieder hebt, giebt für sonst nur gefühlte Vorzüge der Goethischen Lyrik klar bestimmte Gründe und somit einen interessanten Einblick in Goethes Schaffensart. Den Reim hat Goethe auch in den von Klopstock in die deutsche Litteratur eingeführten freien Versen, im Gegensatze zu Klopstock, hie und da angewandt. Er vermeidet das von Klopstock beliebte Enjambement, das mir übrigens durchaus nicht so tadelnswert erscheint, wie Goldbeck-Löwe es findet. Im ganzen bevorzugt Goethe kürzere Verse und zwar vorwiegend den Jambus, läßt nie mehr als zwei Hebungen ohne dazwischen liegende Senkung aufeinander folgen und beschränkt sich gewöhnlich auf eine Senkung; eine dreisylbige Senkung hat Goldbeck-Löwe nur in zwei Fällen gefunden. Klopstocks Gedichte in freien Versen haben also den Vorzug größerer metrischer Freiheit; ein Vorzug Goethes ist es hinwieder die strophische Gliederung abzustreifen. Goethe hat Pindar sich zum Vorbild genommen, wollte aber nicht wie Ramler und Willamow in seinen freien Versen antike Versmasse zum Ausdruck bringen; „es sind vielmehr deutsche Verse von klassischem Geiste beseelt“. Neben den großen bekannten Hymnen der Frankfurter und ersten Weimarer Jahre gehören auch acht Divansgedichte dieser Dichtungsform an. Die im elften Bande des Jahrbuches veröffentlichte erste

Form der „Ghaſele auf den Eilfer“ hat Burdach ja als ein Wiederaufleben des dionyſiſchen Schwungs von „Wanderers Sturmlied“ mit dieſem verglichen, freilich nicht ganz gerechtfertigter Weiſe. Zur Gruppe der Gedichte in freien Verſen gehört das Loblied aber mit den übrigen acht Divansgedichten. Wenn Goldbeck-Löwe die Goethiſchen Hymnen nach ihrer formalen Seite hin prüft, ſo ſucht Emil Große „Zur Erklärung von Goethes Gedichten „Das Göttliche“ und „Dauer im Wechſel“ “ nach der ethiſch-äſthetiſchen Seite hin beizutragen.[59]) Der in freien Verſen gedichtete Hymnus, der einzige bei dem Goldbeck-Löwe eine regelmäßige ſtrophiſche Abteilung beabſichtigt glaubt, iſt ohne Überſchrift 1783 im 40. Stücke des Tiefurter Journals erſchienen und ebenſo zwei Jahre ſpäter als unpaginiertes Doppelblatt am Eingange zu Jacobis Briefen „Über die Lehre des Spinoza“, die zwiſchen S. 48 und 49 auch den erſten Druck des großen Prometheus-Gedichtes brachten. Ein Wiederabdruck in den Berliner Ephemeriden betitelte 1786 den Hymnus: „Der Menſch“, und erſt 1789 in der Gedichtſammlung der Schriften traf Goethe die jetzt geltende Überſchrift. Die gereimten Verſe von „Dauer im Wechſel“ ſind dagegen erſt unter den geſelligen Liedern in Wieland-Goethes Taſchenbuch auf das Jahr 1804 erſchienen und 1815 in die Werke übergegangen. Große führt nun aus Goethes Werken, aus Herder, der Bibel den Gedanken der beiden Gedichte Verwandtes an. Den ſchon von Loeper gegebenen Hinweis auf den unzweifelhaften Zuſammenhang des Hymnus mit der Freimaurerei hat Große nicht beachtet. Den Idealen des Zeitalters der Humanität hat Goethe im „Göttlichen“ klaſſiſchen Ausdruck gegeben und ſeiner eignen thätigen, ſo oft verkannten Nächſtenliebe ſelbſt ein Denkmal geſetzt, deſſen Preis und Erläuterung man gerne von Große ſich vortragen läßt.

Für das Drama hatte die freien Verſe ſchon Leſſing in ſeiner lobenden Beſprechung der erſten Klopſtockiſchen Verſuche im 51. der Berliner Litteraturbriefe empfohlen, deren ſorgfältig hergeſtellten, auf erneuter Durchforſchung der altbekannten und einiger bis-

[59]) Königsberg 1892 (Königl. Wilhelmsgymnaſium; Hartungſche Buchdruckerei).

her unbeachteten Drucke verbesserten Text der achte Band von Munckers trefflicher Lessingausgabe[60]) gebracht hat. Goldbeck-Löwe hat von Goethes Dramen in freien Versen den Prometheus, die Proserpina und zweite Bearbeitung der Iphigenie, nicht aber den Elpenor erwähnt, wohl weil die Umschreibung seiner ersten Prosaform in Verse bisher als Arbeit Riemers galt. Allein aus dem 11. Bande der Weimarischen Ausgabe haben wir inzwischen erfahren, daß schon in Goethes Niederschrift manche Stellen in Verse eingeteilt waren und Riemers Abteilung von Goethe selbst überarbeitet worden ist. Diese eigenhändigen Verbesserungen Goethes und zum erstenmal auch das ganze Bruchstück in seiner prosaischen Urform sind jetzt durch Friedrich Zarncke veröffentlicht: es war auf dem von ihm mit so treuer Liebe gepflegten Felde der Goetheforschung die letzte Arbeit des unübertrefflichen kritischen Sammlers und Forschers von Goethebildnissen und ersten Entzifferers des bis dahin für unlesbar geltenden Tagebuchs der Schlesischen Reise. Im gleichen Bande mit dem Elpenor sind aufgenommen von Zarncke das schon 1888 von ihm veröffentlichte Bruchstück aus dem „befreiten Prometheus", von Suphan, die bereits im 12. Bande des Jahrbuchs, vgl. Berichte VII, 429, mitgeteilten zwei übersetzten Szenen aus Maturins Trauerspiel Bertram or the castle of St. Aldobrand, drei früher von Loeper veröffentlichte Verse zu einer Bearbeitung des König Ödipus und noch unbekannte Verse zu Einsiedels Lustspiel „die Mohrin" nach dem Eunuchus des Terenz; vgl. VIII, 495. Die zur Aufführung von Schlegels Hamletübersetzung verfertigten Verse, die Wahle in seiner Geschichte des Weimarer Hoftheaters erwähnt hat, scheinen demnach im Goethearchive nicht mehr vorhanden zu sein, da sie sonst wohl ebenfalls in diesem Bande Aufnahme gefunden hätten. Außer durch die erwähnten Fragmente ist der elfte Band der Weimarerausgabe auch noch durch Einschaltung der „Bruchstücke einer Tragödie" aus der Quartausgabe von 1836 gegenüber dem ihm sonst entsprechenden zehnten Bande der Ausgabe letzter Hand erweitert. Die seit 1857 übliche, auch von Strehlke und v. Bieder-

[60]) G. F. Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Stuttgart 1892 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

mann gebrauchte Bezeichnung „Trauerſpiel in der Chriſtenheit“ hat ebenſowenig wie die von Schröer bevorzugte „Eginhard“ eine Unterlage in Goethes und Riemers Aufzeichnungen; auch in der Reihenfolge der Bruchſtücke weicht Zarncke in der Weimariſchen Ausgabe von der von Riemer (1836) bis Schröer (1891) befolgten Anordnung ab. Für den Clavigo hatte der Herausgeber Richard M. Meyer nur Drucke, Schröer für die Stella, wo die tragiſche Bearbeitung unter den Lesarten zu ſuchen iſt, auch die bekannte Münchener Handſchrift zu Rate zu ziehen. Dagegen konnten v. d. Hellen für die Klaudine und Werner für Erwin und Elmire, bei beiden handelt es ſich hier nur um die in Italien entſtandene zweite Faſſung, aus Handſchriften des Archivs Kleinigkeiten ergänzen. Der 12. Band bringt neben den Singſpielen völlig neue Veröffentlichungen von Opernfragmenten des Nachlaſſes. Die Geſänge aus Cimaroſas Oper „Die vereitelten Ränke“ ſind von Wahle nach einem Weimarer Drucke von 1794 mitgeteilt, auf dem Goethe ſelbſt, einem Wunſche ſeines Enkels folgend, ſeine Autorſchaft bezeugt hat. Wolfgang von Goethe bemerkt in dieſem Exemplar aber auch, der Großvater habe ihm erzählt, daß viele der italieniſchen Opern für das Weimarer Theater von ihm überſetzt worden ſeien. Riemers Mitteilung hat dadurch feſte Beſtätigung erfahren und der Forſchung iſt eine ſchwierige Aufgabe zugewachſen, denn wenigſtens aus dem Texte der „vereitelten Ränke“ ſelbſt wie der „Circe“ würde niemand auf Goethes Autorſchaft ſchließen. Dagegen findet ſich in einem Chore zur Schulziſchen Kompoſition von Racines Athalie aus dem Jahre 1789 eine echt Goethiſche Wiedergabe der Pſalmenpoeſie. Den Stoff der von Goethe ſelbſt kommentierten Ballade vom vertriebenen Grafen hat er im Sommer 1814 zu einer Oper „der Löwenſtuhl“ ausgearbeitet; im Zuſammenhang mit der Diwansdichtung ſteht der Entwurf einer orientaliſchen Oper „Feradeddin und Kolaila“ aus dem Februar 1816. Neben den Opernentwürfen zum Löwenſtuhl konnte Redlich aber auch Bruchſtücke in Trimetern mitteilen, die ſelbſtverſtändlich niemals für die Kompoſition beſtimmt waren, während vierfüßige Trochäen an das „Trauerſpiel in der Chriſtenheit“ anklingen. Jedenfalls haben wir in dieſen Trümmern wertvolle Goethiſche Poeſie; die abgeſchloſſene Ballade läßt die

Haupthandlung, wenn auch nicht das Einzelne, mit Sicherheit erkennen. Die erste Fassung der „Lila“ scheint endgiltig verloren, doch konnte Muncker aus einer Weimarer und der Münchener Handschrift manche neue Lesarten mitteilen, v. Weilen, der auch „die Fischerin“ und „Zauberflöte“ bearbeitete, für „Scherz, List und Rache“ eine Abschrift aus Kayserś Nachlaß zum erstenmal benutzen. Arndt hat die früher von ihm selbständig veröffentlichte erste Form von „Jery und Bätely“ unter den Lesarten aufgelöst, Singer stand für „die ungleichen Hausgenossen“ reiches handschriftliches Material zur Verfügung, so daß der 12. Band im ganzen eine stattliche Bereicherung des Goethetextes gebracht hat. In ungünstigerer Lage war M. v. Waldberg beim 20. Bande „Die Wahlverwandtschaften“, für die ihm keine handschriftlichen Mittel zur Verfügung standen. Für die Entstehungsgeschichte des Romans haben die Tagebücher Neues und höchst Wichtiges gebracht: diese Frage war jedoch nicht im kritischen Apparate zu behandeln. Eine Fortführung der Ausgabe der Tagebücher und Gedichte ist in den zwei letzten Weimarer Veröffentlichungen nicht erfolgt. Dafür hat Ludwig Blume der zweiten Auflage seiner Egmont-Ausgabe[61]) eine ganz vortreffliche Auswahl von „Goethes Gedichten“[62]), beide in J. Neubauers Sammlung von „Schul-Ausgaben klassischer Werke“ folgen lassen. Die Ausgabe mit ihren 104 Seiten Text, 170 Seiten Anmerkungen ist natürlich für den Lehrer als Hilfsmittel beim Unterrichte bestimmt, aber auch außer der Schule wird man den nach v. Loepers Vorbild ausgearbeiteten Kommentar zu würdigen und zu nutzen wissen. Wenn Blume zunächst nach der Auswahl beurteilt sein möchte, so kann das Urteil seinem litterarhistorischen Verständnisse und pädagogischen Takte nur unbedingtes Lob zollen. Nur dem freilich etwas umfangreichen Ehrengedichte auf Hans Sachs und der Legende („Als noch verkannt“) würde ich in der nächsten Auflage noch Auf-

[61]) Mit Einleitung und Anmerkungen. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

[62]) Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke Nr. 44 und 45. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

nahme wünschen, Mariannes „Ach um deine feuchten Schwingen“ trotz Blumes Verteidigung entfernen. Blume gliedert die chronologische Auswahl in drei Perioden, von denen die erste wieder in zwei (1765—69; 70—74), die dritte in drei Unterabteilungen 1787—97; 1797—1814; 14—32) geschieden wird. Mit Zuhilfenahme des sorgfältigst ausgearbeiteten Kommentars soll so die Kenntnis der Gedichte immer zur Erkenntnis des Dichters selbst hinleiten. Die ästhetische Erklärung bleibt dem Lehrer überlassen, dem die Anmerkungen das Material in reicher Fülle und doch geschickter Auswahl geben. Auf Weltis Buch wäre der Lehrer S. 214 bei Erwähnung der Streitigkeiten um das Sonett, auf M. Bernays' Aufsätze in der Beil. z. Münchener allg. Zeitung 1885 Nr. 270 f. bei dem Epigramm auf Herzog Leopold von Braunschweig zu verweisen. Die Verse „Zwischen beiden Welten“ gehören meiner Überzeugung nach nicht der letzten Gruppe zu. Frau von Stein würde ich nicht so bestimmt als Modell der Iphigenie hinstellen (S. 186): es war nicht Goethes Art seine dichterischen Gestalten nach einem einzigen Modell zu gestalten. Selbst in dem zur Verherrlichung Frau von Steins geplanten Drama „der Falke“, das Rudolf Anschütz nun mit den zahlreichen anderen Umdichtungen dieses Themas zusammengestellt hat,[63]) sollte Giovanna Züge von Lilli und Charlotte tragen. Die ganze, ja von vielen verteidigte Annahme von Frau v. Steins Einfluß auf die Iphigenie halte ich wenigstens für sehr der Einschränkung bedürfend. Nicht mit Blume übereinzustimmen vermag ich bei seinem Tadel des als Verirrung bezeichneten (S. XXI) Goethischen Klassizismus, jedenfalls kann ich in den römischen Elegien und venezianischen Epigrammen keinen fremdartigen Gegensatz zur modernen Denk- und Gefühlsweise erblicken. Ich will indessen lieber rühmen, wie Blume auch aus ihnen, aus dem Divan, den zahmen Xenien, dem Epimenides passend ausgewählt hat und die in jeder Hinsicht treffliche Sammlung aufs wärmste empfehlen.

---

[63]) Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur. Erlangen 1892. Erlanger Beiträge zur englischen Philologie und vergleichenden Litteraturgeschichte, Heft XIII (Verlag von Fr. Junge).

Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch Georg Witkowskis Sammlung von Goethes „Aufsätzen zur Litteratur" im 31. und 32. Bande von Goethes Werken in Kürschners Nationallitteratur (Bd. 112 u. 113).[64]) In der Ausgabe letzter Hand sind die Zeugnisse für Goethes kritische Thätigkeit der Art verzettelt und versteckt, daß ein Auffinden sich oft ziemlich schwierig gestaltet; erst W. v. Biedermann hat im 29. Bande der Hempelschen Ausgabe alle vor und nach der italienischen Reise entstandenen Aufsätze gesammelt und sachlich gruppiert. Seine Bemühungen um die Erläuterung des einzelnen, für die ihm noch keine Vorarbeiten zu Gebote standen, hat der neueste Herausgeber selbst warm anerkannt und unter v. Biedermanns Namen für seine eigene Ausgabe verwertet. Selbstverständlich wird gerade bei einer Arbeit wie die vorliegende, welche der Erläuterung ein unübersehbares Feld eröffnet, der eine dies der andere jenes noch hinzugesetzt wünschen; im ganzen hat Witkowski jedoch seine nicht leichte Aufgabe mit großer Sachkenntnis und gutem Geschicke als Kommentator gelöst. Die Frankfurter Rezensionen sind für einen anderen Band der Nationallitteratur bestimmt, so daß Witkowski seine Sammlung mit dem Jahre 1776 beginnt. Im Gegensatze zu v. Biedermann hat der neueste Herausgeber die zeitliche Reihenfolge festgehalten und auch dadurch seiner Ausgabe selbständige Bedeutung gesichert. Besonders Goethes Thätigkeit für „Kunst und Altertum" tritt erst bei dieser Anordnung übersichtlich hervor, während das „systematische Verzeichnis am Schlusse die Vorteile der stofflichen Gruppierung der Hempelschen Ausgabe festhält. Ich hätte nur gewünscht, daß Witkowski auch die im 28. Bande bei Hempel der bildenden Kunst eingegliederte Gruppe „Verschiedenes über Theater" den litterarischen Aufsätzen, zu denen sie sachlich gehören, eingereiht hätte. Vollständig ist jene Theatergruppe doch nicht, da manches dramatisch-theatralische unter „Litteratur" steht. Witkowski hat willkürlich den ersten der drei auf das neue Weimarische Theater und Wallenstein bezüglichen zusammengehörenden Aufsätze herübergenommen, die andern beiden dem Theater gelassen und dadurch die alte Zer-

---

[64]) Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

ſplitterung in dieſem Falle noch geſteigert. Beſſer hätte er Aufſätze aus dem Gebiete der bildenden Kunſt wie den über Hackert auch den „Schriften zur Kunſt“ überlaſſen. Manche neue Stücke konnte er ſeiner Sammlung einfügen, doch iſt ſeine Bezeichnung „fehlt in allen früheren Ausgaben“ nicht immer genau: ſo ſtehen die „Ungedruckten Winckelmann'ſchen Briefe“ ſchon bei Hempel 28, 185, die Widmung des Goethe-Schilleriſchen Briefwechſels an König Ludwig in der Cottaſchen Bibliothek der Weltlitteratur 27, 303. Gleich Witkowskis Sammlung der „Aufſätze zur Litteratur“ iſt auch ſeine im Vereine mit Alfred Gotthold Meyer für die Nationallitteratur (Bd. 109) gelieferte Ausgabe des Benvenuto Cellini, Goethes Werke Bd. 28, den bisherigen Ausgaben gegenüber als Fortſchritt zu bezeichnen. Für den Text war natürlich v. Öttingens Bearbeitung maßgebend: die wichtigen Äußerungen über Cellini und ſeine Überſetzung in neu veröffentlichten Briefen an Heinrich Meyer (XI, 22; 37; 54; an Hufeland 113) konnten die Herausgeber nicht mehr benützen. Die Anmerkungen A. G. Meyers bringen jedoch einen ſehr erwünſchten kunſtgeſchichtlichen Kommentar, beſonders durch Nachweiſe über den Verbleib von Celliniſchen Arbeiten dem Intereſſe des Leſers der Autobiographie entgegenkommend; die ſorgfältige Einleitung erzählt die Schickſale der Vita und berichtet über die Cellini gewidmeten Forſchungen. Die Vermutung, daß Goethe in ſeinen Anmerkungen H. Meyers florentiniſche Studien verwertet habe, wird durch die Briefe beſtätigt (XI, 129), für den Perſeus, den er ſelbſt in Florenz offenbar kaum beachtet hatte, erbittet er ſich eigens Meyers Beurteilung. Das wunderliche Werk Diderots, von deſſen Überſetzung „wenn man Mut genug hätte“ er, Meyer, 5. Auguſt 1796, als „einer gar artigen und luſtigen Arbeit“ ſchrieb, hat Düntzer im 29. Bande der Kürſchnerſchen Goetheausgabe (Nationallitteratur Bd. 110) herausgegeben: Rameaus Neffe von Diderot und Diderots Verſuch über die Malerei. Die Überſetzung wie Goethes Anmerkungen hat Düntzer reichlich mit ſachlichen Anmerkungen, wie ſie für den neveu de Rameau die neueſte franzöſiſche Ausgabe von Iſambert, 1883, geliefert hatte, ausgeſtattet, die Überſetzung ſelbſt in umfaſſenderer Weiſe als vor ihm ſchon Strehlke und Geiger gethan hatten mit dem franzöſiſchen

Texte verglichen. Die beiden Bände 28 und 29 der Nationallitteratur vermehren so in dankenswerter Weise unsere Hilfsmittel für die Beurteilung Goethes als Übersetzer, auf die Düntzer in seinem Vorwort auch eigens hingewiesen hat und legitimieren durch Erläuterungen und Einleitung ihre selbständige Berechtigung neben den bisher vorhandenen kommentierten und der rüstig vorwärts schreitenden Weimarischen Ausgabe.

Wenn v. Helmholtz' bei der letzten Generalversammlung der Goethegesellschaft zu Weimar gehaltener Vortrag „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ [65]) sich in ziemlich allgemein gehaltenen, nichts Neues bietenden Erörterungen bewegte, so bringt die zweite Abteilung der Weimarischen Ausgabe nicht nur eine reiche Fülle neuen Materials, sie ermöglicht durch sachgemäße, Goethes eigenem Gedankengang treu entsprechende Gruppierung des Alten und des Neuen einen Überblick von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten, wie er bisher unmöglich gewesen. Von Suphan unterstützt hat Rudolf Steiner die im I. Teile der Morphologie (Bd. 6, vgl. Hochstiftsberichte VIII, 289) trefflich begonnene Arbeit in einem zweiten Teile, Bd. 7, fortgeführt und in Bd. 9 die Sammlung der Schriften zur Mineralogie und Geologie begonnen. Zugleich steuerte er der Ausgabe des Tiefurter Journals eine Untersuchung bei über die Autorschaft des im 32. Stücke veröffentlichten, Goethe zugeschriebenen Fragmentes „über die Natur“. Der Gedankeninhalt des Aufsatzes gehört in der That Goethe an, die Niederschrift scheint aber G. Chr. Tobler auf Grundlage seiner Gespräche mit Goethe gemacht zu haben. Einen „höchst bedeutsamen Kern neuer Einsicht“ erkennt Helmholtz in des Dichters verunglücktem Bemühen um die Farbenlehre an, das Mangelhafte seiner Experimente beklagend. Steiners Mitteilungen aus dem Archive erneuern in jedem Bande den Beweis, daß Goethe viel mehr experimentiert, beobachtet habe, als man gewöhnlich annimmt. Dies zeigen z. B. die Paralipomena Infusionstiere, die von zahlreichen Zeichnungen begleiteten morphologischen Studien in Italien. Als einen für die Metamorphosenlehre nachzutragenden

---

[65]) Berlin 1892 (Verlag von Gebrüder Pätel).

*

Hauptpunkt bezeichnete Goethe den Nachweis, daß in der Pflanze kein Vorrat für die Hervorbringung der einzelnen Teile sei, „sondern jedes Organ bringt auf seiner Stufe durch seine besonderen Determinationen und was es sich sowohl von innen als von außen zueignet, seine Bildung und seine Eigenschaften zu Wege". Von längst gedruckten Aufsätzen werden in den Lesarten und Paralipomena andere Fassungen und Zusätze mitgeteilt. Im Texte selbst sind die Aufsätze „Über den Weinbau"; „Von dem Gesetzlichen der Pflanzenbildung"; „Einleitung zu einer allgemeinen Vergleichungslehre" in der Morphologie völlig neu hinzugekommen, ebenso für Mineralogie und Geologie: „Zur Kenntnis anderer Gesteine und ihrer Übergänge"; „Der Granit als Unterlage aller geologischen Bildung"; „Bildung der Erde". So verdanken wir den beiden letzten Lieferungen der Weimarischen Ausgabe in Briefen, wissenschaftlichen Abhandlungen und Studien, dramatischen Fragmenten eine außerordentliche Bereicherung unserer Kenntnisse des von Goethe Erlebten und Erstrebten.

Der Weimarischen Ausgabe von Goethes Werken reiht sich der von Ed. v. d. Hellen bearbeitete, von Suphan feinsinnig eingeleitete siebente Band der „Schriften der Goethegesellschaft" [66]) an, eine wohl von vielen seit langem gewünschte Veröffentlichung bietend: Das Journal von Tiefurt. Zwar sind gerade die wertvollsten Beiträge längst aus der Handschrift in die Werke Goethes, Herders, Wielands, Knebels übergegangen, aber trotz solcher Plünderung, meinte Goethe 1793, fänden sich noch allerlei Originalspäße darin. Von diesen ist Karl Augusts Bericht über die mit einem Schattenspiel verbundene Feier von Goethes Geburtstag 1885 von Schröer, das Programm der Tragikomödie selbst auch im Jahrbuch VII, 361 abgedruckt worden; von einem großen Teile der bisher unbekannt gebliebenen Beiträge aber gilt Suphans Charakteristik „alles in allem bescheidene Leistungen, bloß Übung und Ansatz". Es gilt indessen vom Ganzen auch Suphans Urteil: „Goethes Anteil giebt doch allem, was hier versammelt ist, einen Wert für uns. Seine Dichtungen ragen zwischen all den niederen Gewächsen empor."

[66]) Weimar 1892 (Verlag der Goethegesellschaft).

Es wäre ein ganz falſcher Standpunkt, nach dem poetiſchen Wert oder Unwert der einzelnen Beiträge der Herzogin, Einſiedels, Seckendorfs, K. v. Dalbergs, der bei den Horen Schiller durch ſeinen Beitrag in Verlegenheit ſetzte, Emilie v. Wertherns und Thusnelda Göchhauſens den Wert der nur handſchriftlich verbreiteten Hofzeitung abzuſchätzen. Als ein neuer Beitrag zu der langen Reihe der Bearbeitungen der Fabel von „Amor und Pſyche“,[67]) an deren Neudichtung auch Goethe (K. Fiſcher, Erinnerungen an M. Seebeck. Heidelberg 1886 S. 135) ſelbſt einmal dachte, verdient die mit Wielands Hilfe ausgeführte Proſaerzählung der Herzogin auch an und für ſich Beachtung, wie des Prinzen Auguſt von Gotha Überſetzung Rouſſeauiſcher Briefe und des Diderotiſchen Angriffs auf Rouſſeau für die damalige Zeit wertvolle neue Mitteilungen enthielten. Die Vermutung des Herausgebers, Goethe ſei an dieſer prinzlichen Überſetzung nicht ganz unbeteiligt geweſen, ſcheint mir wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben. Unter den von Goethe dem Journale anvertrauten Lenziſchen Gedichten war das „An die Nachtigall“ im 22. Stücke bisher ungedruckt. Goethes Mitteilung des aus dem Wunderhorn („Die Eile der Zeit in Gott“) bekannten Volksliedes „Ein chriſtlicher Roman“ im 28. Stücke belegt auch für dieſe Zeit ſeinen im Elſaß bewährten Sammeleifer für das Volkslied. Die von Locper vermutete Goethiſche Autorſchaft der gegen Klopſtock und ſeinen Bewunderer Cramer gerichteten Hexameter „Er und ſein Nahme“ iſt nun erwieſen. Herders Bearbeitung des ſpaniſchen „Lied eines Gefangenen“ im 32. Stücke iſt wegen des Zuſammenhanges mit dem Texte von Beethovens Fidelio hervorzuheben. Die Bedeutung des Journals liegt trotz ſolcher intereſſanten Einzelheiten nicht in ihnen, ſondern in dem Kulturbilde, welches das Journal als Ganzes von der höfiſchen Geſellſchaft des alten Weimar-Tiefurt wiederſpiegelt. Die Einwirkung der Schriftſteller vom Métier auf die Hofleute, die Durchkreuzung der abgemeſſenen franzöſiſchen Sitte und Anſchauung mit einer von Sturm und Drang entfeſſelten einheimiſchen Derbheit,

[67]) Guſtav Meyer „Amor und Pſyche“ in den „Eſſays und Studien zur Sprachgeſchichte und Volkskunde“. Berlin 1885. S. 195—217.

die Jeux d'esprit bald mit der Grazie des augenblicklichen Einfalls hingeworfen, bald mit schwerfälliger Gründlichkeit ausgesponnen: dies alles zusammen spiegelt uns in frischen Farben das Leben und den Kreis wieder, den Herzogin Amalia um sich versammelte. Der Zufall hat es gefügt, daß gleichsam zur Ergänzung der von Suphan und v. d. Hellen dem Tiefurter Journal gewidmeten Bemühungen zwei Monographien über Karl Augusts Mutter erschienen sind: Paul Weizsäckers Vortrag „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimarischen Musenhofes“ [68]) und F. Bornhaks Buch „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars“.[69]) Bornhak standen für ihre Darstellung das großherzogliche Hausarchiv und Burkhardts Privatsammlungen zur Verfügung. Eine ganze Reihe interessanter Briefe und Briefstellen hat sie zum erstenmale veröffentlichen dürfen und dadurch ihrem Buche einen Wert gegeben, den man der Arbeit selbst leider nicht zugestehen könnte. Abgesehen von einzelnen Irrtümern, — Goethes Adelung z. B. erfolgte nicht schon bei seinem Eintritt in weimarische Dienste (S. 113); nicht vom Messias, sondern von den Oden Klopstocks giebt es eine Darmstädter Ausgabe (S. 131); Prinz Konstantin war niemals in preußischen Diensten (S. 255; S. 288 der Druckfehler Italien für „Schlesien“, S. 325 Z. 12 ist „nicht“ ausgefallen); dem völlig ungerechten Urteile über Wielands Oberon (S. 178) —, von solchen Einzelheiten ganz abgesehen, ist das Buch nur eine durch Zwischenbemerkungen erläuterte Aneinanderreihung von Zitaten. Statt der allgemeinen das Ganze durchziehenden Lobsprüche wäre ein bestimmtes Bild von Anna Amalias Regententhätigkeit zu entwerfen gewesen. Goethes inhaltschweres Widmungsepigramm seines Winckelmann, das Weizsäcker hervorhebt, ist bei Bornhak so wenig wie Goethes Gedächtnisrede angeführt, ebenso wird der Bruch zwischen der Herzogin und ihrer Thusnelda, das

[68]) Hamburg 1892 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter). Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge. N. F. Heft 161.

[69]) Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. Berlin 1892 (F. Fontane & Co.)

im Goethejahrbuch XII, 142 erwähnte Verhältnis zur regierenden Herzogin übergangen, das zu Schiller nicht richtig dargestellt. Weizsäcker durfte in seinem Vortrage das panegyrische Element vorwalten lassen: an eine aus Archiven schöpfende geschichtliche Biographie treten auch größere Anforderungen heran, die umsomehr erfüllt werden mußten, als durch Beaulieu-Marconnays treffliches Buch bereits eine bedeutende Vorarbeit geschaffen war.

F. Bornhak hat ihrem Buche Auszüge aus dem Tiefurter Journale einverleibt, das ja durch Anna Amalia ins Leben gerufen worden ist. Nicht wie ein Zufall, sondern als sinniger Abschluß des Geschickes der nun zum gedruckten Buche geeinten handschriftlichen Zeitungsblätter erscheint es, daß das Tiefurter Journal als Jubelgabe zum hohen Feste der Nachfolger Anna Amalias und Karl Augusts aus langer Verborgenheit in die Öffentlichkeit getreten ist. Von der Begründerin des weimarischen Musenhofes war dies seltsamste aller Hofjournale ins Leben gerufen: nun beginnt es seine öffentliche Bahn unter dem Schutze einer weimarischen Fürstin, von welcher der streng richtende Hebbel nach längerem Aufenthalte in Wilhelmsthal 1862 urteilte, die hohe Dame sei „von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes, daß sie unmittelbar in den Tasso hinein versetzt werden könnte".

2.

Zwei Frankfurter Faustaufführungen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Litteratur der Faustdramen.

Von E. Mentzel.

Obwohl sich bisher keine bestimmte Nachricht über eine Frankfurter Faustaufführung im 17. und im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auffinden ließ, so konnte doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß das alte Volksschauspiel in diesem Zeitraum bereits in verschiedenartiger Form von den hier auftretenden Wander-

truppen und Puppenſpielern zur Darſtellung gebracht wurde. Da die Repertoire der reiſenden Schauſpieler jener Zeit nicht ſolchen Wandlungen unterworfen waren wie die Spielpläne der ſtändigen Theater unſerer Tage, ſo liegt es auf der Hand, daß die Stücke, die ſozuſagen den dramatiſchen Beſtand ihrer Kunſt bildeten, nicht nur an einem Orte, ſondern in den verſchiedenſten Städten zur Aufführung gelangten. Von mehreren Truppen, die während des oben angegebenen Zeitraums Frankfurt auf ihren Wanderzügen berührten, ſteht es nun feſt, daß ſie das Volksſchauſpiel vom Doktor Fauſt in anderen Städten gegeben haben, weshalb die Annahme ſeiner hieſigen Aufführung zu jener Zeit kaum bezweifelt werden kann.

Wie allerorten, ſo brachte man ſicher auch in Frankfurt a. M., wo ja bekanntlich 1587 in der Offizin von Spieß das älteſte Fauſtbuch erſchien, einem Stücke lebhaftes Intereſſe entgegen, deſſen Held in einer Menge von Sagen und Geſchichten im Volksmunde lebte und in ſeinen eigentümlichſten Zügen ſo viel von dem Kerne deutſchen Weſens wiederſpiegelte. Wie die Bühne ſtets tiefere Wirkungen auszuüben vermag als das gedruckte oder geſchriebene Wort, ſo wird die titanenhafte Geſtalt Fauſts den Frankfurtern wohl auch mehr durch das Volksſchauſpiel als durch die breiten dickleibigen Proſadarſtellungen ſeiner Schickſale menſchlich näher gerückt worden ſein. Und wäre man in der Lage folgerichtig nachweiſen zu können, wo Goethe die erſten ſtill weiterkeimenden Anregungen zu ſeinem bedeutendſten Werke empfing, ſo müßten wir wohl in ſeine Jugendzeit zurückgehen und dem Knaben Wolfgang in die Bretterbude wandernder Puppenſpieler folgen, die gerade „das wunderliche Leben und erſchröckliche Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fauſti“ mit ihren Marionetten zur Aufführung bringen. Aus den bezüglichen Akten des Frankfurter Stadtarchivs geht hervor, daß in Goethes Knabenzeit während der Meſſen häufig Puppenſpieler hier Vorſtellungen gaben und gute Geſchäfte machten. Die Nachrichten über die gegebenen Stücke fließen ungemein ſpärlich, weil die Akten, wenigſtens ſoweit ich feſtzuſtellen vermochte, keinerlei Angaben darüber enthalten. Sehr ſelten ſind die Zettel von Frankfurter Puppenſpielern. Nur wenige ſolcher Programme ſind

mir zu Geſicht gekommen: jedoch unter dieſen befindet ſich der älteſte bis jetzt nachgewieſene Frankfurter Fauſtzettel. Er iſt datumlos, gehört aber ſeiner Faſſung und ſeinem Druck nach mutmaßlich in den Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit gab die Witwe des in Frankfurt ſehr angeſehenen Marionettenſpielers Theobald Neufzer während mehrerer Meſſen teils in einer Bude am Main, teils in einer ſolchen in der Allerheiligengaſſe hier Vorſtellungen. Nach dem damaligen Sprachgebrauch wurde die Prinzipalin „die Neufzerin" genannt, welcher Umſtand vielfach dazu beitrug, daß die berühmte Neuberin ſpäter mit dieſer Puppenſpielerin verwechſelt wurde.

Wahrſcheinlich war es alſo die Neufzerin, die mit ihren Puppen das Volksſchauſpiel vom Doktor Fauſt aufführte, deſſen Zettel wir hier in buchſtabengetreuer Wiedergabe folgen laſſen.

Mit allergnädigſter Erlaubniß einer hohen Obrigkeit
werden die allhier anweſende
Marionetten-Spieler
heute wiederum ihr Theater eröffnen und auf demſelben
mit ihren Marionetten aufführen:
Eine ſehenswürdige ſowohl serieuse als lächerliche
Haupt-Comödie,
Betitelt
Das wunderliche Leben und Ende
des weiland berühmten
D. Joannis Fausti,
ehemaligen
Profeſſoris in Wittenberg,
Mit Hannß-Wurſt: Erſtlich lächerlichen reiſenden Wandersmann, 2tens curieuſen Famulus bey dem Fauſt, 3tens furchtſamen Teufels-Beſchwerer, und 4tens luſtigen Nachtwächter.
Hierauf folget ein luſtiges Nach-Spiel.

Der Anfang iſt das erſtemal um 1. Uhr.
Die Perſon zahlt auf dem erſten Platz 1. Batzen, auf dem zweyten 2. Kr.

Die Haupt-Comödie gehet an um halb 8 Uhr, die Perſon zahlt auf dem erſten Platz 3 Batzen, auf dem zweyten 2. Batzen, auf dem letzten Platz 1. Batzen.

Der Schauplatz iſt allhier auf der Allerheiligen-Gaſſe,
in der großen Bute bey der Windmühl.

Wie der Zettel bekundet, wurde die Faustkomödie zweimal an einem Tage hier gegeben, was man wohl als ein Zeugnis für ihre Beliebtheit ansehen darf. Welche dramatische Fassung des alten Stoffes der Aufführung zu Grunde lag, vermag ich nicht zu sagen, allein die Thatsache, daß die lustige Figur nicht Harlekin, sondern Hanswurst heißt, zeugt für den Einfluß, den die Reformen des berühmten Wiener Komikers Stranitzky bereits auf volkstümliche Stücke gewonnen hatten. Dieser Künstler nannte nicht nur die beliebte lustige Figur Hanswurst, er machte diesen auch zu einer selbständig in den Gang der Handlung eingreifenden Gestalt. Hanswurst, der namentlich in den englischen Komödien die untergeordnete Rolle einer episodischen Figur spielt, gewinnt seit Stranitzkys Zeit immer größeres Ansehen und wird in alle möglichen Situationen und Verwickelungen eingeführt. War das Bestreben, durch diese komische Maske dem derben Humor neben dem Ernste im volkstümlichen Drama mehr Raum zu gönnen, anfangs durchaus gesund und dem Bedürfnis des damaligen Publikums entsprechend, so wandelte sich dieser Fortschritt im Laufe der Zeit jedoch in das gerade Gegenteil. Und als aus dem lustig treuherzigen Naturburschen Hanswurst erst ein unflätiger Zotenreißer, ein brutaler Tölpel geworden war, der nur noch durch gemeine Kneipenwitze, zweideutige Redensarten und saftige Vergleiche zu amüsieren verstand, da entartete unter der Obergewalt der Pritsche in den ersten drei Dezennien des 18. Jahrhunderts das deutsche Theater derartig, daß es zum Tummelplatz der Roheit und Sittenlosigkeit wurde und seiner künstlerischen Auflösung entgegenging — freilich, um sich aus dem Staube zu neuem Glanze wieder zu erheben.

Was von dem unter Wiener Einflüssen stehenden Volksdrama gesagt werden muß, das gilt auch von den Puppenspielen, in denen sich ebenfalls der launige Humor dem düsteren Ernste zugesellte und allerlei abenteuerliche Verwandlungen und phantastische Zaubereien noch mitwirken mußten, um die Schaulust zu reizen und auch dem Auge Befriedigung zu verschaffen. Der mitgeteilte Zettel der Frankfurter Marionettenspieler erwähnt namentlich die Situationen, in denen Hanswurst hauptsächlich auftritt. Dies ist ein Gebrauch, der ebenfalls unter Stranitzkys Einfluß Mode wurde und sich auf

Frankfurter Zetteln ungefähr bis in das Jahr 1770 verfolgen läßt. Die Nachtwächterszene, die sich zu Stranitzkys Zeiten und auch noch später in Wien, besonders wegen der Liedereinlagen des Hanswurst großen Beifalls erfreute, dürfte wohl kaum auf einem Zettel früher Erwähnung finden als auf dem in Rede stehenden Programm.

Obwohl die Versuchung nahe liegt, unterlasse ich es doch, weitere Schlüsse aus den Angaben des Zettels der Frankfurter Marionettenspieler zu ziehen oder irgendwelche Vermutungen über diese Faustkomödie auszusprechen. Ich bemerke nur, daß die angegebene Aufeinanderfolge der Hanswurstszenen sich in verschiedenen alten Faustkomödien findet, deren Quelle wohl ein Wiener Vorbild gewesen sein mag. Manche wirksame Bestandteile mögen aus diesen in die Faustdramen und Puppenspiele der wandernden Gesellschaften übergegangen und vielleicht da und dort durch erfinderische Prinzipale und Schauspieler mit lokalen Farben durchtränkt worden sein. Daß Hanswurst in seiner engen Beschränktheit dem himmelstürmenden Faust in parodistischem Gegensatze gegenübergestellt wurde, ist ein genialer Wiener Kunstgriff gewesen, den auch unsere Faustkomödie nicht unbeachtet läßt. Nach dem kühnen Magier Faust tritt der furchtsame Teufelsbeschwörer Hanswurst auf die Szene, der seinen Herrn nachäffen will, sich aber durch seine Ohnmacht, Unbeholfenheit und Unverschämtheit lächerlich macht. Höchst sinnig deutet hier die alte Volkskomödie auf den Unterschied zwischen einer freien genialen Seele und einer knechtisch abhängigen Natur hin, die sich voll blinden Eigendünkels über die ihr gesetzten Schranken erheben und einen Machtstandpunkt gewinnen möchte, der ihr nicht zu erreichen vergönnt ist. Welch eine Fülle echt tragischer und humoristischer Motive, deren Wirksamkeit ja auch die Verfasser alter Volksstücke schon zu würdigen verstanden, lassen sich aus diesen Gegensätzen ableiten!

Was auf dem ältesten Frankfurter Faustzettel noch besonders auffällt, ist, daß die Marionettenspieler den Helden „Professor in Wittenberg“ nennen. Als der berühmte Schauspieldirektor Joseph von Kurtz 1767 auch die Komödie vom Doktor Faust aufführte und diesen ebenfalls „Professor Theologiae Wittenbergensis“ titulierte, nahm die Frankfurter Geistlichkeit ein solches Ärgernis

an dieſer Bezeichnung, daß ſie den hierorts ſehr angeſehenen und einflußreichen Wanderprinzipal ob dieſer unverſchämten Verläumdung und kecken Beleidigung einer der älteſten Univerſitäten der evangeliſchen Kirche beim Rate der Stadt Frankfurt verklagte. Auf dringendes Erſuchen des evangeliſch-lutheriſchen Predigerminiſteriums wurde Kurtz dann zur Rechenſchaft gezogen und zu einem Widerruf des Prädikates „Profeſſor Theologiae Wittenbergenſis“ genötigt. Es iſt gewiß ein eigentümliches Zuſammentreffen, daß dieſer Widerruf auf einem Zettel zur erſten Wiederholung von Leſſings „Minna von Barnhelm“ ſteht. Daß die Marionettenſpieler über den gewagten Titel nicht zur Verantwortung gezogen worden, beweiſt, daß ſie ihre Vorſtellung ſehr viel früher gegeben haben müſſen. Obwohl die Puppenſpiele, beſonders diejenigen des Prinzipals Neuſzer und ſeiner Frau, ſtets ſehr gut beſucht waren, ſo ſcheint die Geiſtlichkeit gerade zu jener Zeit theatraliſchen Angelegenheiten nicht ſolchen Wert beigelegt zu haben wie in früheren und ſpäteren Jahren.

Der älteſte bisher bekannte Frankfurter Fauſtzettel ſtammte aus dem Jahre 1742, in welchem die Wallerottiſche Geſellſchaft am 4. April in einer „vollkommen moraliſchen Haupt-Aktion das ruchloſe Leben und den erſchröcklichen Tod des Welt-Beruffenen Ertz-Zauberes Doktor Joannis Fauſti mit Hanß Wurſt einem von denen Geiſtern geplagten Wandersmann, unglückſeeligen Diener und einfältigen Nacht Wächter“ zur Darſtellung brachte. Auf dem Zettel zu dieſer Vorſtellung iſt ausdrücklich vermerkt, daß „dieſe Aktion ſchon hier geſehen worden ſei“, durch welche Notiz die Annahme früherer Fauſtaufführungen in der alten Kaiſerſtadt bereits eine Beſtätigung erhielt. Es wird wohl in der erſten Hälfte des Jahrhunderts kaum eine berühmte Wandertruppe hier geweſen ſein, die das bekannte Zugſtück nicht gegeben hat, nur fehlen bis jetzt die Zettel oder ſonſtige urkundliche Nachrichten, die den untrüglichen Beweis dafür liefern könnten. Der dieſem Bande in Lichtdruck beigegebene Theaterzettel bezeugt aber wenigſtens die Aufführung einer Fauſtkomödie in Frankfurt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Und zwar gewinnt dieſe Vorſtellung für die Geſchichte der hieſigen Bühne noch beſonderen Wert, weil es

die berühmte Neuberische Bande ist, welche das alte Volksschauspiel hier in Szene gehen ließ. In der Herbstmesse 1736 kam die Neuberische Truppe zum erstenmale nach Frankfurt. Ihre Leistungen gefielen derartig, daß die Prinzipalin um zwei Wochen Verlängerung der Spielzeit einkam, welche Bitte ihr vom Rate der Stadt auch gewährt wurde. Im November ging die Gesellschaft von hier nach Straßburg, im April des folgenden Jahres kehrte sie zur Ostermesse hierher zurück und gab abermals ihre Vorstellungen unter großem Zudrang des Publikums. Da die Neuberin 1737 das für jene Zeit ziemlich hohe Standgeld von 150 fl. zahlen mußte, schloß ich früher, daß sie bis Ende Mai ihr Theater geöffnet hielt, allein der Faustzettel beweist, daß sogar erst am 7. Juni die letzte Aufführung der Truppe stattfand. Daß „auf vieles Begehren und Nachfrage" gerade das „Deutsche Schauspiel, das ruchlose Leben und erschreckliche Ende des Welt-bekannten Erzt-Zauberers D. Johann Faust" als letzte Vorstellung mit neuen Dekorationen und Kostümen hier gegeben wurde, läßt erkennen, wie beliebt die alte Faustkomödie in Frankfurt gewesen sein muß. Die Neuberische Truppe führte also den hiesigen Kunstliebhabern keineswegs eine Novität vor, aber der Prinzipal bemerkt ausdrücklich auf dem Zettel, daß das Stück „auf diese Art hier noch niemals gesehen und aufgeführt worden sei". Ob diese Notiz eine bloße Reklame ist, ob die Faustkomödie der Neuberischen Truppe wirklich inhaltlich so sehr von anderen, den gleichen Stoff behandelnden Stücken abwich, das zu entscheiden steht bei dem Mangel an weiteren Nachrichten nicht in meiner Kraft.

Wie die Inhaltsangabe auf dem Zettel bekundet, begann das 1737 hier gegebene deutsche Schauspiel vom Doktor Faust in der Unterwelt, im Bereiche des Pluto, der als Beherrscher der Hölle aufzufassen ist. Auch das alte Volksstück, das der Danziger Ratsherr Georg Schröder 1668 aufführen sah und in einer Niederschrift in für uns allzu knappen Zügen schilderte, wurde durch ein Vorspiel in der Hölle eingeleitet und, wie die Neuberische Komödie, durch eine Szene in dieser geschlossen. Schröder erzählt, es würde präsentiert, wie Faust in der Hölle gemartert und bald auf-, bald niedergezogen würde; auf dem Zettel heißt es, „die Furien haben

den Doktor Fauſt und halten um ihn herum ein Freuden-Ballet, weil ſie ihn glücklich in ihr Reich gebracht haben". Ob der Verfaſſer des 1737 hier aufgeführten Dramas dieſe Szenen dem Volksbuche oder dem Fauſt des engliſchen Dichters Marlowe entnahm, muß dahingeſtellt bleiben, nur ſo viel ſcheint feſtzuſtehen, daß Fauſts Geſchick in dem Stücke im Vorſpiel von den Mächten der Hölle beſtimmt wurde, wie dies wohl in den meiſten Fauſtkomödien des 17. und 18. Jahrhunderts geſchah.

Als zweite Szene des Stückes wird auf dem Zettel Fauſts Aufenthalt in ſeiner Studierſtube bezeichnet. Hier beginnt die eigentliche Tragödie, weil Fauſt, von brennendem Wiſſensdurſte erfüllt, ſich dem Teufel verſchreibt, um von ihm Aufſchluß über die Dinge zu erhalten, deren Grund er weder durch eifriges Forſchen in Büchern noch durch eignes Nachdenken zu finden vermag. Nach verſchiedenen Verſionen der unter Wiener Einfluß ſtehenden Fauſtkomödie des 18. Jahrhunderts verfiel Fauſt nach der Verſchreibung in Schlaf. Währenddeſſen ſingt ihm erſt der gute, dann der böſe Geiſt einige Strophen. Dieſe geſanglichen Einlagen ſind auch in das Geiſelbrechtiſche, das Straßburger und das Weimarer Puppenſpiel übergegangen. Daß in dem Neuberiſchen Stück „ein annehmlicher Oberirdiſcher Geiſt" unter einer ſanften Muſik eine bewegliche Arie ſingt,[1]) deutet auf deſſen Zu-

[1]) Auf einem Hamburger Programm vom 7. Juli 1738, das inbezug auf die Inhaltsangabe genau ſo lautet wie der Frankfurter Zettel von 1737, findet ſich dieſe Arie als Ergänzung zur Szene in Fauſts Studierſtube. Sie hat folgende Strophen:

Fauſte! was iſt dein Beginnen?
Ach, was haſt du doch gethan?
Biſt du denn nun gar von Sinnen
Und gedenkeſt nicht daran,
Daß an ſtatt der Freud, die Pein
Und die Qual wird ewig ſein?

Iſt dir denn die Luſt zur Sünde
Lieber als dein ewig Wohl?
Machſt du dich zum Höllenkinde
Das doch in den Himmel ſoll?
Iſt dir der Verdammten Lohn
Lieber als des Himmels Thron?

ſammenhang mit der Wiener Bearbeitung des alten Volksſchauſpiels hin. Auch auf dem Wallerottiſchen Fauſtzettel aus dem Jahre 1742 wird auf die Arien beſonders hingewieſen, die in der Aufführung „zum Vorſchein kommen werden“. Meiner Anſicht nach haben die geſanglichen Einlagen, die ſich ja auch in anderen zeitgenöſſiſchen Volksſchauſpielen finden, hauptſächlich ſeit dem ſelbſtändigen Auftreten des Hanswurſt Beifall gefunden. Da man erkannte, daß die Wirkung komiſcher Szenen durch den Geſang erhöht wurde, wird man wohl auch bei ernſten Vorgängen dieſes Effektmittel nicht verſchmäht haben. Möglich iſt aber auch, daß die zu immer größerem Anſehen gelangende Oper in dieſer Hinſicht das Volksſchauſpiel beeinflußte. Seit dem Ende des 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts ſtand das deutſche Theater unter dem Banne verſchiedener ausländiſcher Einwirkungen, deren Spuren auch in der Fauſtkomödie klar nachzuweiſen ſind. In erſter Linie muß hier auf die Zaubereien, abenteuerlichen Verwandlungen und phantaſtiſchen Zuthaten hingewieſen werden, die vom italieniſchen Theater ſtammen und zur Erhöhung komiſcher Effekte beitragen mußten. Auch in dem Neuberiſchen Fauſtſtücke tritt dieſer Einfluß klar zu Tage. Daß ein Rabe aus der Luft geflogen kam und das mit Fauſts eigenem Blute geſchriebene Dokument abholte, war ein ebenſo wirkſamer ſzeniſcher Kunſtgriff wie der luſtige Tanz der Schuhe am Schluſſe der dritten Szene, in welcher Hanswurſt, der fürwitzig ſeines Herrn Zauberkunſt ausüben will, dem Publikum in einer höchſt lächerlichen Situation vorgeführt wurde. Von dem Tanz der Schuhe erwähnen die beiden bekannten Frankfurter Fauſtzettel aus den Jahren 1742 und 1767 nichts, aber auf dem Programm der Kurtziſchen Truppe (1767) heißt es „Fauſts beſonderer Contrakt mit der Hölle, welchen ein Raab aus der Luft abholet“. In welchem Zuſammenhange die Schuhſzene zur Hand-

---

Kann dich denn gar nichts bewegen?
Ach ſo ſchau den Himmel an,
Wenn er durch viel Tropfen Regen,
Dich nicht gnug erweichen kann!
Mach dadurch dein Herze weich
Und erwehl das Himmelreich.

lung ſtand, vermag ich nicht zu ſagen, jedenfalls war ſie einer der Auftritte, die Hanswurſt als parodiſtiſches Gegenbild ſeines Herrn zeigten. Wie im Neuberiſchen Stücke die Zauberſchuhe tanzen, ſo wird in dem berühmten Augsburger Puppenſpiele der Ranzen des Hanswurſt lebendig und fliegt fort.

Sowohl auf dem Wallerottiſchen als dem Kurtziſchen Zettel findet ſich die Beſchwörungsſzene am Fürſtenhofe zu Parma, während ſie auf dem Neuberiſchen Programme fehlt. Ob man in der Bude auf dem Roßmarkte nicht über die maſchinellen Vorrichtungen verfügte, die notwendig waren, um die Geſtalten der Geſchichte und Sage erſcheinen zu laſſen, ob die Einrichtung des Textes dieſe Szene ausſchloß, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Da jedoch der ſchon früher erwähnte Hamburger Fauſtzettel der Neuberiſchen Truppe vom 7. Juli 1738 in der Szenenfolge genau mit dem hieſigen übereinſtimmt, ſcheint die letzte Annahme zweifelhaft. Sowohl Wallerotti als Kurtz boten dem Frankfurter Publikum gerade in dieſer Szene 1742 und 1767 ganz außerordentliche Leiſtungen. Welche Vervollkommnung der maſchinelle Apparat des Theaters noch vor der Mitte des Jahrhunderts erfuhr, geht aus der Geiſterbeſchwörungsſzene deutlich hervor. Unter Wallerottis Leitung ſtellte Fauſt dem Herzog von Parma Folgendes vor Augen: „Die Plagen Tantali, item des Tity Geyer: item des Siſiphi Stein, item Pompey Tod“. Bei Direktor von Kurtz präſentierte Fauſt an dem Hofe des genannten Herzogs „verſchiedene ſehenswürdige Vorſtellungen aus der bibliſchen und Profanhiſtorie, als nehmlich 1) Wie Judith dem Holofernus im Bett in ſeinem Gezelt das Haupt abſchlägt. 2) Wie Delila dem ſtarken Simſon ſeine Haarlocken beraubet, und die Philiſter über Simſon ſiegen. 3) Die Marter des Titius, dem die Raben das Eingeweid aus dem Leib freſſen. 4) Das Lager des Goliath, welcher von dem kleinen David mit einem Stein, aus einer Schleuder überwunden wird. 5) Die Zerſtörung Jeruſalems, welche gewis gut in die Augen fallen ſoll“.

Unmittelbar auf die Beſchwörung abgeſchiedener Helden und Heldinnen folgte in der alten Fauſtkomödie die Hörnerſzene, die auch auf dem Neuberiſchen und dem Kurtziſchen Zettel angekündigt wird, wahrſcheinlich auch in der Wallerottiſchen Vorſtellung nicht ausfiel,

ſondern nur aus unbekannten Gründen auf dem Programme weggelaſſen wurde. Im Kurtziſchen Stücke zaubert Fauſt einem der Räte des Herzogs von Parma, mutmaßlich einem ſolchen, der ſich über ſeine Zauberkünſte luſtig machte, Hörner an den Kopf, in der Neuberiſchen Komödie wird ein fürwitziger Hofbedienter dadurch beſtraft. Die Bezeichnung „Hofbedienter“ fällt auf und läßt die Vermutung aufſteigen, Fauſt müſſe ſich in dieſer Szene eigentlich doch an einem Hofe aufgehalten haben. Daß Fauſt einem Ritter Hörner an die Stirne zaubert, kommt ſowohl im Volksbuche als im engliſchen Drama des Chriſtopher Marlowe vor. Dieſer Dichter begründete Fauſts Thun in ſeiner Weiſe dadurch, daß er den Ritter höhniſche Worte äußern ließ. Während der Spötter am offenen Fenſter ſchläft, wachſen ihm plötzlich Hörner an der Stirne weshalb er den Kopf nicht mehr in die Stube zurückziehen kann. Es iſt klar, daß eine ſolche derb komiſche Szene das damalige Publikum ungemein beluſtigte und von den geſchickten Wanderprinzipalen in jede Neufaſſung des Textes mit hinübergenommen wurde.

Das Motiv der nun folgenden Szene der Neuberiſchen Fauſtkomödie, in der ein Bauer dem Doktor Fauſt ein Pferd abhandelt und dafür übel gefoppt wird, ſtammt aus dem Volksbuche. Dem Auftritte liegt die Begegnung Fauſts mit einem Roßtäuſcher auf einem Jahrmarkte zu Grunde. Wie in der Proſadichtung, verwandelte ſich auch das Pferd in dem Stücke alsbald in ein Bündel Heu, riß der im Zorn nach dem Gaſthofe zurückkehrende Roßtäuſcher dem ſchlafenden und laut ſchnarchenden Doktor Fauſt ein Bein aus. Mit dieſem fiel der Roßtäuſcher rückwärts in die Stube, während der Zauberer ein lautes Geſchrei erhob. Gefoltert von der Angſt, Fauſt wirklich ein Bein ausgeriſſen zu haben, macht ſich der Mann ſchnell aus dem Staube und läßt dieſem die für das Pferd gezahlten vierzig Gulden.

Wiewohl in dieſer Szene mit derben Effektmitteln gearbeitet wurde, ſo unterliegt es doch wohl kaum einem Zweifel, daß ſie die größte theatraliſche Wirkung auf das damalige, an ſtarke Späße gewöhnte Publikum ausübte. Bei Wallerotti und Kurtz findet ſich dieſe Szene nicht, auch auf keinem anderen Programme

mit Ausnahme des Hamburger Zettels von 1738 habe ich sie bis jetzt erwähnt gefunden. Ob sie in irgend einem der alten Faustkomödie nachgebildeten Puppenspiele vorkommt, ist mir nicht bekannt.[2])

Nach dem Auftritte mit dem Roßtäuscher, der bei Neuber, dem theatralischen Geschmacke jener Zeit folgend, in einen tölpelhaften Bauern verwandelt wurde, kam wieder eine komische Szene, deren Held aber Hanswurst ist. „Mephistophilis" läßt ihm Geld regnen, um ihn zu vergnügen. Warum Hanswurst das Geld haben will, ist nicht angedeutet, allein in diesem Auftritte stimmte das Neuberische Stück wohl mit manchen alten Versionen überein, in denen Hanswurst bei seiner Entlassung aus Fausts Diensten den Teufel flehentlich bittet, ihm etwas Geld zu schenken. Hanswurst ist verzweifelt darüber, daß er allein in fremdem Lande zurückbleiben soll, und hört nicht eher auf zu jammern, bis „Mephistophilis", um ihn zu trösten, Geld regnen läßt. In der ältesten Überlieferung, die mutmaßlich in das Augsburger Puppenspiel überging, endete die Szene mit einem derben Effekt. Als Hanswurst auf des Teufels Befehl einen Topf hinstellt, in den das Geld regnen soll, naht plötzlich ein höllischer Geist, der ihn durchprügelt und auf die Erde wirft. Darauf zerbricht der Topf, und aus den Scherben fällt ein Zettel mit einer lustigen Inschrift, die Hanswurst vorliest. Wahrscheinlich ließ sich die Neuberin, die eine so feine Kennerin szenischer Hilfsmittel war und wegen der Einnahme mit der Schaulust des hiesigen Publikums rechnen mußte, diesen wirksamen Schluß nicht entgehen.

Fausts Begegnung mit der schönen Helena ist im Neuberischen Stücke der tragische Wendepunkt seines Geschickes. Wo sie stattfand, ob ihm Mephistopheles die verlockende Schönheit zuführte, um Reuegedanken von Faust fernzuhalten, ob dieser den Geist bat, ihm Helena herbeizuschaffen, ist nicht angedeutet: nur so viel geht aus den Angaben auf dem Zettel mit Sicherheit hervor,

---

[2]) Lessing erbte aus der Bibliothek der Neuberin ein altes Manuskript des Faust für Puppenspiele. Vielleicht beeinflußte dies Stück die Neuberische Fassung des wirksamen Stoffes.

daß ihn das bezaubernde Weib an sein nahes Ende gemahnt. Unter einer angenehmen Musik singt die schöne Helena dem Doktor Faust eine unangenehme Arie, weil sie ihm damit seinen nahen Untergang ankündigt. Daß diese Aufgabe dem berückenden Weibe zu teil wird, dessen Reize Faust noch einmal mit aller Kraft an die Erde gefesselt haben, erscheint als ein tiefpoetischer Zug dieser Faustkomödie. Ob Helena sich vor Fausts Augen verwandelte, wie dies 1742 in der Wallerottischen Vorstellung augenscheinlich der Fall war, bleibt unentschieden. Da jedoch ausdrücklich auf dem Zettel vermerkt wird, daß mehr in dem Stück vorkam, als in den Angaben über die einzelnen Szenen angedeutet wurde, und die Verwandlungen vor den Augen des Publikums sich damals großer Beliebtheit erfreuten, ist die Vermutung einer Metamorphose der Helena in dieser Szene nicht ausgeschlossen.

Wie sich aus dem Berichte des Danziger Ratsherrn Georg Schröder über die Faustvorstellung von 1668 in Danzig ergiebt, erschien in dem alten Volksschauspiel die schöne Helena bereits früher als kurz vor dem Ende Fausts. Auch im Marloweschen Drama, in dem Faust die Studenten kurz vor seiner Höllenfahrt zu einem Gastmahl versammelt, wurde Helena in dieser Szene durch Zauberkunst vorgeführt. Trotzdem seit der Einwirkung des italienischen Geschmacks derartige Vorgänge, sich durch alle möglichen phantastischen Beigaben höchst fesselnd und wirkungsvoll gestalten ließen, fehlt doch diese abenteuerliche Spektakelszene im Neuberischen Faustdrama, schreitet der Gang der Handlung, durch keine störende Zuthat aufgehalten, ernst und wirkungsvoll dem Ende zu.

Gleich nachdem Faust durch Helena sein nahes Ende erfuhr, nimmt er Abschied von seinem Famulus Christoph Wagner. In diesem Auftritte, der ganz gewiß durch die Erkenntnis Fausts, daß er nun rettungslos den höllischen Mächten verfallen sei, eine ergreifende Wirkung erzielte, kommt merkwürdigerweise am Schluß Hanswurst noch einmal vor. Faust, der jetzt vergeblich bereut und in wilder Verzweiflung erkennt, daß es keine Erlösung mehr für ihn giebt, wird von seinem Famulus Wagner, an den er sicher, wie auch in der Faustkomödie des 17. Jahrhunderts, Worte der

Ermahnung richtete, ſchnell verlaſſen. Hanswurſt folgt ihm und läßt ſeinen Herrn gleichfalls im Stich. Eine tragiſche Ironie klingt aus der einfachen Bemerkung „Hanswurſt macht ſich auch davon“.— Nun holen die Geiſter „unter einem künſtlich ſpielenden Feuerwerk“ Fauſt hinweg, und das Drama ſchließt ergreifend mit einer Szene in der Unterwelt, in der die Furien in einem Freudenballet darüber triumphieren, daß ſie Fauſt glücklich in ihr Reich gebracht haben. Dieſe ſchauerliche Szene, die nicht nur durch das Aufgebot aller dekorativen Mittel in ihrer Wirkung noch mehr geſteigert, ſondern auch bei der Neuberiſchen Truppe durch die vollendete Kunſt der Darſtellung zu einem erſchütternden Abſchluſſe des Ganzen erhoben wurde, iſt ein Beweis für die meiſterhafte Verwertung der gegebenen Motive in dem alten Volksſchauſpiele vom Doktor Fauſt. Das Wallerottiſche Stück ſcheint denſelben Anfang und Schluß gehabt zu haben wie das Neuberiſche, dahingegen weicht die Kurtziſche Fauſtkomödie in manchen Szenen ſehr von den beiden anderen Verſionen ab. War das Drama für dieſe zwei Truppen ſchon das, was man heut zu Tage ein Ausſtattungsſtück nennt, ſo wurde es bei Kurtz zur wahren Schauer- und Spektakelkomödie, womit freilich nicht behauptet werden ſoll, daß es ihm an wirklich ernſten und ergreifenden Stellen fehlte. Die „Große Maſchinen-Komödie“ der Kurtziſchen Geſellſchaft beginnt nicht in der Unterwelt, ſondern in Fauſts Studierzimmer. Dann beſchwört er die hölliſchen Geiſter zur Nachtzeit, von denen Mephiſtopheles unter Donner und Blitz erſcheint. Auf dieſen ſchauerlichen Vorgang folgte die Parodierung der Beſchwörungsſzene durch Criſpin, einer der wirkſamſten Auftritte des ganzen Stückes. Hanswurſt, der bei Kurtz den italieniſchen Namen Criſpin führt und als „exkludierter Studenten-Famulus, von Geiſtern übel vexierter Reiſender, geplagter Kamerad des Mephiſtopheles, unglücklicher Luftfahrer, lächerlicher Bezahler ſeiner Schulden, natürlicher Hexenmeiſter und närriſcher Nachtwächter“ bezeichnet wird, iſt ebenſogut der Held des Stückes wie Doktor Fauſt ſelbſt. Der Einfluß des Wiener Vorbildes, der luſtigen Figur als ſelbſtändiger Geſtalt ſo viel Spielraum als möglich zu verſchaffen, tritt bei Kurtz am klarſten zu tage. Alle komiſchen Zaubermotive werden ausgebeutet, um das Gegenbild Fauſts in

lächerliche Situationen zu bringen. So kündigt der Zettel noch eine Szene an, in der Crispin in Fausts Bibliothek ein Buch aufschlägt, aus dem kleine Teufel herauskommen. Bei den für die damalige Zeit ganz außerordentlichen maschinellen Einrichtungen, die 1767 das neue bretterne Theater des Entrepreneurs von Kurtz aufwies, ist dieser Vorgang gewiß zur allgemeinen Belustigung des Publikums recht drastisch dargestellt worden.

Früher wurde bereits erwähnt, mit welch großem technischen Raffinement Kurtz die Szene am Fürstenhofe zu Parma gab. Mit ebenso erstaunlicher Sicherheit mag die in dem bretternen Musentempel angebrachte große „Flug Machina" die Luftreise Fausts und Mephistos ausgeführt haben. Auch bei Wallerotti war in der Faustkomödie die Flugmaschine vielfach in Thätigkeit, während bei der Neuberischen Truppe augenscheinlich mit einem einfacheren Apparat gerechnet werden mußte. Der Auftritt, wo Mephistopheles dem Hanswurst oder Crispin Geld regnen läßt, und die Hörnerszene mögen die drei Fassungen wohl gemeinsam gehabt haben, wenn auch diese Vorgänge auf dem Wallerottischen Zettel nicht angekündigt werden. Der letzte Teil der Faustkomödie hatte aber bei Kurtz ganz andere Gestalt wie bei Neuber und Wallerotti. Unmittelbar nach Fausts Aufenthalt am Hofe zu Parma, kam hier folgende Szene: „Zeiget sich ein Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epytaphiis und Grabinschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geist zur Buße ermahnet. Faust bekehret sich, wird aber von Mephistopheles durch verschiedene Blendwerke abermals verführet, wobey sich der traurige Begräbnißort in einen lustvollen Garten verwandelt."

Professor Wilhelm Creizenach weiß in seinem verdienstvollen Werke „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust" (Halle a. S., Max Niemeyer, 1878), dessen Mitteilungen ich zum öfteren hier benutzte, die Entstehung der Szene an der Leiche von Fausts Vater nicht zu erklären. Creizenach zitiert, was Meyer nach Schröders Bericht über die Darstellung des Faust durch den genialen Schauspieler Grünberg erzählt, und weist darauf

hin, daß hier nicht wie in anderen Verſionen die Reue Fauſts durch ein Geſpräch mit Mephiſtopheles, ſondern durch den Fluch ſeines Vaters, der ihn gewaltig erſchüttert, herbeigeführt wird. Daß dieſer tragiſche Vorgang ſich ſchließlich in eine prunkende Ausſtattungsſzene verwandelte, ſchreibt Profeſſor Creizenach mit Recht teilweiſe der künſtleriſchen Richtung des Prinzipals von Kurtz zu, der keine Gelegenheit zur Entfaltung ſzeniſcher Effekte vorübergehen ließ.

Nach der tragiſchen Szene am Grabe des Vaters wird im „luſtvollen Garten" Fauſts erwachtes Gewiſſen wieder durch Freuden der Welt eingeſchläfert. Jedoch zu ſpät erkennt er den Betrug teufliſcher Mächte. Die folgende Szene verwandelt die Freudenſtätte plötzlich zur offenen Hölle. Der verzweifelte Fauſt wird „von denen Furien nach einer gebundenen Verzweiflungsrede unter Donner und Blitz in die Hölle abgeholet", wo ihn die Furien umtanzen. Mephiſtopheles zieht ihn unter einem Feuerwerk in den Höllenrachen.

Was Kurtz zu zeigen imſtande war, wurde aufgeboten, um der Fauſtvorſtellung zu einem großen Erfolge zu verhelfen. Und dieſer iſt auch nicht ausgeblieben. Wie ſich nachweiſen läßt, muß die Aufführung mindeſtens zweimal wiederholt worden ſein. Goethe weilte damals in Leipzig: doch wenn er auch dies Spektakelſtück deshalb nicht ſehen konnte, ſo wohnte er außer dem Puppenſpiel vom Doktor Fauſt wohl doch auch ſicher einmal einer anderen Darſtellung des alten Volksſchauſpieles in der Komödienhütte wandernder Mimen bei. Im Jahre 1764 ſpielte der Prinzipal Johann Ludwig Ludwig in Frankfurt, der wie Kurtz große Ausſtattungsſtücke gab und unter anderem auch „Don Juan" mit dem Hanswurſt aufführte. Ludwig ließ jedenfalls auch die Fauſtkomödie in Szene gehen, und dieſer Vorſtellung wird der Knabe Wolfgang Goethe wohl beigewohnt haben. Gerade zu jener Zeit war ja ſein Sinn für das Theater durch den einige Jahre früher gepflegten Umgang mit franzöſiſchen Künſtler und durch den häufigen Beſuch der franzöſiſchen Komödie im Junghofe ungemein geweckt und ſein Verſtändnis für die Bühne bedeutend erweitert und geſchärft worden.

Kehren wir nun nochmals zu den drei Frankfurter Fauſtaufführungen von 1737, 1742 und 1767 zurück und faſſen deren Szenenfolge genau ins Auge, ſo dürfte wohl kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß ſie trotz aller Abweichungen voneinander ein gemeinſames Vorbild hatten. Der Wiener Einfluß tritt im Aufbau und in der Selbſtändigkeit der luſtigen Figur ſo klar zu tage, daß die Frage überflüſſig erſcheint, woher wohl das Vorbild ſtammte. Welchen Wandlungen aber die Überlieferung von ungefähr 1720 bis 1770 beſtändig unterworfen war, das können die drei Frankfurter Fauſtzettel ebenfalls beweiſen. Je mehr man ſich der Mitte des Jahrhunderts näherte, deſto größer wurde der Einfluß der Zauberkomödie und der Harlekinade auf das Fauſtdrama. Die Schauſpielergeſellſchaften ſuchten ſich gerade in dieſem beliebten Stücke durch überraſchende Effekte zu überbieten und die Wirkung des ergreifenden Textes durch eingeſtreute komiſche und tragiſche Motive ſowie glänzende dekorative Zuthaten noch zu erhöhen.

In den meiſten alten Fauſtkomödien wird bei beſonders hervorragenden Stellen der Alexandriner angewendet. Bei Kurtz heißt es ausdrücklich auf dem Zettel, daß Fauſt „eine gebundene Verzweiflungsrede“ hält. Bei Walterotti iſt dieſe wahrſcheinlich ebenfalls vorgetragen worden, weil deſſen Schauſpieler in ſolchen rethoriſchen Künſten geübt waren und in anderen Stücken vorkommende Reden meiſt auf Zetteln beſonders angekündigt wurden. Auch der Neuberiſchen Faſſung, die vielleicht noch manches Motiv aus dem alten, durch das engliſche Drama des Chriſtopher Marlowe beeinflußten Volksſchauſpiele enthielt, fehlten wohl die Alexandriner nicht. Umſomehr ſcheint dieſe Annahme an Halt zu gewinnen, als die Neuberiſchen Schauſpieler eine große Gewandtheit im Sprechen dieſes langatmigen Versmaßes beſaßen und zum teil ſogar ſelbſt in Alexandrinern dichteten. Beſondere Fertigkeit beſaß in dieſer Kunſt die berühmte Prinzipalin der Truppe ſelbſt, deren bekannte poetiſche Theaterreden meiſt in Alexandrinern geſchrieben ſind.

Fragt man nun, wer in der Frankfurter Fauſtkomödie von 1737 die wichtigſten Rollen darſtellte, ſo läßt ſich nach dem Per-

ſonalbeſtande der Geſellſchaft folgende Antwort geben. Fauſt wurde jedenfalls von dem tragiſchen Helden Gottfried Heinrich Koch gegeben, den ſelbſt Leſſing noch in ſeiner Jugend bewunderte. Als die Neuberiſche Truppe 1736 und 1737 in Frankfurt ſpielte, ſtand Koch in der Blüte des Mannesalters und auf der Höhe ſeiner Kunſt. Da die Neuberin damals die Fünfzig beinahe erreicht hatte, wird ſie die Rolle der ſchönen Helena zweifellos der jugendlichen Philippine Timmler überlaſſen haben, die zu jener Zeit in der Darſtellung anmutiger Frauencharaktere glänzte. Den Hanswurſt gab wohl der Harlekinſpieler Johann Friedrich Schönemann, der in ſpäteren Jahren eine eigene Truppe gründete, und „Mephiſtophilis“ mag von Suppig dargeſtellt worden ſein.

Bevor die Neuberiſche Truppe im Juni 1737 Frankfurt wieder verließ, verſchaffte ſich die Prinzipalin, die faſt alle Eingaben an den Rat der Stadt ſelbſt ſchrieb, die Erlaubnis, zur Herbſtmeſſe wiederkehren zu dürfen. Dies Anſuchen wurde gewährt, aber Neuber und ſeine berühmte Frau machten von dieſer Erlaubnis keinen Gebrauch. Sie ſpielten während der Herbſtmeſſe in Leipzig und verbannten dort in einer feierlich aufgebauſchten Szene, welche Leſſing „die größte Harlekinade“ nannte, den Hanswurſt für immer von der Bühne. In der Frankfurter Fauſtkomödie, die zugleich die Abſchiedsvorſtellung der Neuberiſchen Truppe war, ſollte Hanswurſt zum letztenmale bei dieſer Geſellſchaft ſeine Pritſche ſchwingen und ungezügelt ſein keckes Regiment entfalten. Dieſer Umſtand giebt dem Fauſtzettel von 1737 noch eine beſondere Bedeutung, die dadurch nicht abgeſchwächt wird, daß die Neuberin trotz der Verbannung der luſtigen Figur 1738 in Hamburg die Fauſtkomödie in derſelben Geſtalt und unter tüchtiger Mitwirkung des Hanswurſt wieder zur Darſtellung brachte.

Wenn es mir auch nicht gelungen iſt, etwas zur Klarſtellung der Beziehungen Goethes zum alten Volksſchauſpiel beizutragen, ſo hat es mich doch befriedigt, weitere Zeugniſſe dafür erbringen zu können, daß die Fauſtkomödie ſchon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Zugſtück in Frankfurt geweſen

iſt. Zweifellos wurde ſchon frühe in dem Dichter die Teilnahme für einen Stoff geweckt, deſſen tiefſinniges Motiv er nach jahrhundertlangen Wandlungen aus ſeinen abenteuerlichen Hüllen befreien und mit dem ſicheren Takte des Genius zu höchſter poetiſcher Geſtaltung bringen ſollte.

3.

Ein Vorfahre Goethes als Dichter.

Von W. Frhr. von Biedermann.

Herr Dr. med. F. A. E. Ritter in Dresden macht mich auf ein kleines Buch aufmerkſam, das betitelt iſt: „Georg J Franci Doct. & Profess. publ. ord. in Electorali Heidelbergensi de studiorum noxa dissertatio in promotione trium medicinae Doctorum solemniter habita VI. Novembr. cIↃIↃcLXXIII. Editio secunda. Jenae. Apud Blekium. cIↃIↃcLXCV.

Zu Anfang dieſer Schrift ſtehen zwei Gedichte an den — ſpäter als Franck von Franckenau geadelten — Verfaſſer (1643—1704), deren zweites von Goethes, 1690 von Heidelberg nach Frankfurt übergeſiedelten Urgroßvater auf der 9. und 10. Seite zu leſen iſt und lautet:

Ite in jus Musae, petit haec vadimonia Francus,
Die causam noxae turba novena tuae!
Scilicet assidui studiis sua corpora perdunt,
Sed super extollunt sydera celsa animos;
Sunt morbi comites maturaque fata Minervae,
Sed pascit mentes nectare Diva suas;
In Venerem & Bacchum magis haec mala noxa redundat.
Vera quibus nemo gaudia mentis habet;
Non negat hoc Francus, studium moderatius esse,
Exigit ut mentes corpora sana regant.
Sic Heliconiades causâ vicistis & idem,
Qui litem movit, pectore vester erat.

Honoratissimo Domino Compatri & Collegae adscripsit
Joh. Wolffgang Textor.
U. J. D. Cod. P. P.

Der Ururenkel kannte dieſes Gedicht wohl nicht, ſonſt hätte er doch vielleicht in ſeinem Gedicht „Vom Vater hab' ich die Statur ꝛc.“ miterwähnt, daß er von jenem Vorfahren die Mahnung vererbungsweiſe übernommen habe, zunächſt durch einen geſunden, mit Venus und Bacchus befreundeten Körper für einen geſunden Geiſt zu ſorgen.

IV. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis zum 31. Dezember 1892 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Philosophie.

*Siebeck, H. Beiträge zur Entstehungs-Geschichte der neueren Psychologie. Gießener Universitäts-Programm 1891.

* — Über die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Akademische Festrede am 1. Juli 1892. Gießen 1892.

*Frohschammer, J. System der Philosophie im Umriß. Philosophie als Idealwissenschaft und System. Abth. 1. München 1892.

*Müller, M. Philosophische Betrachtung eines lebenserfahrenen Urgroßvaters über die Fragen: Wird die Menschheit glücklicher? Wer und was befördert Menschenglück am meisten? Leipzig 1892.

Geschichte und Biographie.

*Centenario do descobrimento da America. Memorias da commissão Portugueza. Lisboa 1892. Geschenk des Herrn Agostinho Ornellas, Lissabon.

*Rollet, H. Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. Baden b. W. 1892.

†Soldan, Fr. Der Reichstag zu Worms 1521. Den Wormsern gewidmet zur Lutherfeier 1883. Worms 1883.

*Schaible, K. H. Deutschland vor 100 Jahren. Die Einnahme von Mainz im Jahre 1792 und die Mainzer Jakobiner. Karlsruhe 1892.

†Weckerling, Aug. Die Römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. 1. Theil. Worms. 1885. 2. Theil. Worms 1887.

†Soldan, F. Beiträge zur Geschichte der Stadt Worms. Vereinsgabe des Alterthumsvereins zu Worms. Worms 1890.

†Luther-Bibliothek des Paulus-Museum der Stadt Worms. Gesammelt und zur 400jährigen Jubelfeier gestiftet vom Rittmeister Seyl. 16. November 1883.

†Soldan, F. Das römische Gräberfeld von Maria-Münster bei Worms. 1882.

†Fehr, Ph. J. Zur Restauration des Domes zu Worms. Worms 1886.

*Pick, A. Hohenzollern-Besuche in Erfurt. Erfurt 1891.

*Merx, Ad. Die Ideen von Staat und Staatsmann im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Festrede zum 40jähr. Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden. Heidelberg 1892.

*Hasselmann, Fr. Aufschlußerteilung über die in den Gräbern von Fayum ꝛc. gefundenen Textiltheile und ganzen Gewänder.

* — Inhaltszusammenstellung einer altaegyptischen, griechisch-römisch-etruriſchen und germanischen cultur-historischen Sammlung. München 1891.

†Roth, F. W. E. Die Buchdruckereien zu Worms a. Rh. im 16. Jahrhundert und ihre Erzeugnisse. Historisch-bibliographisch bearbeitet. Vereinsgabe des Wormser Altertumsvereins. Worms 1892.

*Luerßen. Wetzlar. Eine topographisch-historische Skizze. Wetzlar 1892.

†Soldan, F. Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Im Auftrage der Stadt Worms dargestellt. Mit 12 Lichtdrucktafeln. Worms 1889.

†Becker, Adalb. Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen. Worms 1880.

*Campe, H. H. Columbus oder die Entdeckung von Amerika. Bearbeitet von Friedr. Seidel. Volks- und Jugendbibliothek von A. Chr. Jessen. Wien 1891 und 92.

†Kofler, Fr. Archaeologische Karte des Großherzogtums Hessen. 2 Kartenblätter in Farbendruck mit begleitendem Texte. Darmstadt 1890.

*Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. 15. Jahrg. Heft 2 u. 3. Leipa 1892.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XII. Jahrg. 1892. Mit einer Abbildung im Text und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1892.

*Herder, J. G. v. E. Regel. Eine biographiſche Skizze. Botan. Centralbl. 1892 Nr. 37/39.

*v. Petényi, J. S. Der Begründer der wiſſenſchaftlichen Ornithologie in Ungarn. 1799—1855. Ein Lebensbild unter Mitwirkung von Julius v. Madarasz, Stefan v. Chernel und Geza v. Baſtagh. Verfaßt von Otto Hermann. Budapeſt 1891.

†Skandinaviſches Archiv. Zeitſchrift für Arbeiten Skandinaviſcher Gelehrten auf dem Gebiete der Philologie, Philoſophie und Geſchichte. Hrsg. von E. Th. Walter. Bd. 1, Heft 1/2. Lund 1891.

†Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins. Hrsg. von E. Fromm. Bd. 14. Aachen 1892.

†Ungariſche Revue. Mit Unterſtützung der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften hrsg. von K. Heinrich. 12. Jahrg. 1892. Budapeſt.

†Aus Aachens Vorzeit. Mittheilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit. Hrsg. von H. Schmock. Jahrg. 1—4. 1887—91.

†Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jahrg. XXX. Prag 1892.

†Annalen des Hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, insbeſondere die alte Erzdiöceſe Köln. Heft 54 u. 55. Köln 1892.

†Neue Heidelberger Jahrbücher. Hrsg. vom Hiſtoriſch-philoſophiſchen Vereine zu Heidelberg. Jahrg. 2. Heidelberg 1892.

Litteratur.

*Croce, Benedetto. Figurine Goethiane. Note sul viaggio in Italia di W. Goethe. Traui 1887. Geſchenk des Herrn H. Hanau.

*Gellerts Moraliſche Vorleſungen. Leipzig 1770. Geſchenk des Herrn Dr. O. Mothes. Zwickau.

*Weinberg, G. Das franzöſiſche Schäferſpiel in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1884.

*Goethe. Die Leiden des jungen Werthers. Freyſtadt 1775. Geſchenk des Herrn J. Schnapper jr.

*Groß, F. Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie. Leipzig o. J.

*Hertel, E. Ferd. Freiligrath in ſeiner Bedeutung für die Geographie. Landsberg 1892.

*Beydemüller, Chr. Loſe Blätter aus meinem Tagebuche. Hrsg. zum Beſten des Stolze-Denkmals ꝛc. von einem Altfrankfurter. Frankfurt a. M. 1892.

†John, A. Litterariſches Jahrbuch. Bd. 3. 1893. Eger.

*Behrends, Ph. Fr. Fauſts Vermächtniß. Geiſter-, Seelen- und Körperwelt volksthümlich erörtert; zur Förderung allgemeiner Bildung, Menſchenliebe und Duldſamkeit. Frankfurt a. M. 1892.

*Zöller, Ludw. Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebſt einem lyriſchen Anhang. Kaiſerslautern.

*Seidel, Fr. Sprüche für Haus und Geräth. Weimar 1892.

*Beyer, C. Carmen Silva und Franz Liſzt.

*Kiſtler, Cyrill. Harmonielehre für Lehrer und Lernende. Chemnitz 1880. Geſchenk des Herrn W. Schimmelbuſch, Würzburg.

* — Baldurs Tod. Muſikdrama in 3 Acten. Dichtung von Freiherr von Sohlern. Kiſſingen 1891. Ebenſo.

*Eulenſpiegel. Komödie in 2 Acten. Text frei nach Kotzebue und Muſik v. Cyrill Kiſtler. Kiſſingen. Ebenſo.

*Kiſtler, Cyr. Runihild. Oper in 3 Acten. Clavierauszug mit Text bearb. von A. Turek. Leipzig 1884. Ebenſo.

*Bruns, K. Die Amtsſprache. Verdeutſchungsbücher des Allg. Deutſch. Sprachvereins V. Braunſchweig 1892.

Kunſt.

*Pick, A. Über den Erfurter Maler und Kunſtgelehrten Manaſſe Unger. Erfurt 1890.

*Verzeichniß der Gemäldeſammlung des Städelſchen Kunſtinſtituts. Herausgegeben von der Adminiſtration. Frankfurt a. M. Geſchenk des Herrn Kühl, hier.

Jurisprudenz.

*Eiſenhart, J. Fr. Institutiones juris Germanici privati. Halae 1761. Geſchenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Hohenemſer, H. Die Conſumtion des Geldes durch Vermiſchung und Verausgabung. Marburg 1892.

*Boehmer, J. H. Doctrina de actionibus etc. Francofurti 1771. Geſchenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

Volkswirtſchaft.

*Gilou, E. Der Kampf um die Wohlfahrt. 21. Theil. Bearbeitet von Guſtav Maier. Leipzig 1892.

*Scheidtweiler, P. Die Rhön und ihre wirtſchaftlichen Verhältniſſe. Frankfurt a. M. 1887.

†14. Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg 1891/92. Augsburg 1892.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt am Main. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bockenheim, seine Entwickelung ꝛc. Denkschrift. Herausgb. vom Verein für Handel und Industrie. Bockenheim 1892.

*Tabellarische Übersichten betreffend den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1892.

*Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. und ihrer Bevölkerung. Im Auftrage des Magistrats herausgegeben durch das Statistische Amt. I. Theil. Mit einem Stadtplan und 3 Beilagen. Bearbeitet von dem Vorsteher des Statist. Amts Dr. H. Bleicher. Frankfurt a. M. 1892.

*Waldhausen, R. Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Passau 1892.

†Katalog der Bibliothek der Gehe-Stiftung zu Dresden. II. Staatslehre. Staats- und Völkerrechts-Verwaltung. Bearbeitet von Th. Petermann. Dresden 1892.

Heilkunde.

*Kühner, A. Das Buch der Mutter. Eine Belehrung für junge Frauen. Frankfurt a. M.

* — Über Nahrungs- und Genußmittel. Frankfurt a. M.

*Ziegler, E. Historisches und Kritisches über die Lehre von der Entzündung. Freiburger-Universitäts-Programm 1892.

*Hübner, W. Wesen und Heilung der Cholera nach anatomisch-physiologischen Grundsätzen. Leipzig 1892.

Naturwissenschaften.

*Herder, F. v. Plantae Raddeanae Apetalae V. Acta horti Petropolitani. Vol. XII. Nr. 3. 1892.

*Höfer, H. Das Miocaen bei Mühldorf in Kärnthen. 1892.

†Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. XIV. Jahrgang 1891. Hrsg. von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1892.

*Thorkelsson, Jo'n. Supplement til islandske Ordboger. II. und III. Samling. Reikjavik 1891/1892.

* — Beyging Sterkra Saynorda i. Islensku. Fimta hefti. Reikjavik 1892.

*Schulze, E. Untersuchungen über den Holzgummi. Gött. Diss. 1892.

*Früstück, E. Beiträge zur Kenntniß des Pinens. Gött. Diss. 1892.

*Jenckel, L. Über Basen der Fenchonreihe. Gött. Diss. 1892.

*Dieſſelhorſt, G. Zur Kenntniß der Phosphaminſäureeſter. Gött. Diſſ. 1892.

*Tornquiſt, A. Der Gypskeuper in der Umgebung von Göttingen. Gött. Diſſ. 1892.

*Buſſe, W. Über das Verhalten einiger ungeſättigter Verbindungen gegen Oxyde des Stickſtoffs. Gött. Diſſ. 1892.

*Flint, E. R. I. Über Beſtimmung der Pentoſen und Pentoſane in Vegetabilien. II. Über Oxycelluloſe. III. Über Borneſit. Gött. Diſſ. 1892.

*Behrend, M. Neue Beiträge zur Kenntniß des Glyoxalins. Gött. Diſſ. 1892.

†A magyar állattani irodalom 1881/1890. Összeállitotta Daday Jenö Budapest 1891.

†A Magyarországi Tüksökfélék Termeszetrajza (Histoire naturelle des Gryllides de Hongrie). A kiralyi magyar természettudományi társulat megbizásából irta Pungur Gyula. Budapest 1891.

*Haſſelmann, Fr. Die Geologiſchen und Geognoſtiſchen Verhältniſſe der Steinbrüche zu Kapſelberg und Poikam. 1892.

*Felgentraeger, W. Die längſte nachweisbare Periode der erdmagnetiſchen Elemente. I. Gött. Diſſ. 1892.

†Hall, A. Observations of double stars made at the United States Naval Observatory. Part II. 1880/91. Washington Observations, 1888 Appendix. Washington 1892.

†Katalog der Batrachier-Sammlung im Muſeum der Senckenbergiſchen Naturforſchenden Geſellſchaft in Frankfurt a. M. von Profeſſor Dr. A. Boettger. Frankfurt a. M. 1892.

†Bericht über die Senckenbergiſche Naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M. 1892. Mit 6 Tafeln.

†29/32 Bericht über die Thätigkeit des Offenbacher Vereins für Naturkunde. 1887/91. Offenbach 1892.

†Mitteilungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Bern 1891 red. von J. H. Graf. Bern 1892.

†40. und 41. Jahresbericht der Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Hannover für 1889/90 und 1890/91. Herausgegeben von H. Uhde. Hannover 1892.

†Verzeichniß der Bücher und Schriften der Naturforſchenden Geſellſchaft in Emden. Emden 1892.

†76. Jahresbericht der Naturforſchenden Geſellſchaft in Emden für 1890/91. Emden 1892.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1891 nr. 4, 1892 nr. 1 und 2. Moskau 1892.

Mathematik.

*Eichler, Regula de tri ohne Brüche. Manuſcript Ende des 18. Jahrhunderts. Geſchenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Polack, J. F. Mathesis Forensis. Leipzig 1756, Ebenſo.

†Mathematiſche und Naturwiſſenſchaftliche Berichte aus Ungarn. Bd. 8. 1889/90. Mit Unterſtützung der kgl. ung. Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. Redigirt von J. Fröhlich. Berlin-Budapeſt 1891.

† — Daſſelbe Bd. 9 1890/91. Budapeſt 1892.

Geographie.

*Fiſcher, Th. Die Fortſchritte und die Entwickelung der geographiſchen Wiſſenſchaft in den letzten 50 Jahren. Frankfurt a. M. 1887.

*Schnell, Paul. Das marokkaniſche Atlasgebirge. Theil I. Gött. Diſſ. Gotha 1891.

Programme etc. von Hochſchulen, Schulen, etc.

†Tübingen. Vorleſungsverzeichniß des Sommer-Semeſters 1892 und des Winter-Semeſters 1892/93.

†Verzeichniß der Doktoren der philoſoph. Fakultät der Univerſität Tübingen vom Jahre 1891/92. Beigefügt: E. Herzog. Zur Litteratur über den Staat der Athener. Tübingen 1892.

†Ergebniſſe der Akademiſchen Preisbewerbung 1891/92 und Preisaufgaben für 1892/93 Tübingen 1892.

†Jena. Vorleſungsverzeichniß. W.-S. 1892/93.

†Jena. Index scholarum hibernarum 1892/93. Jnest: De divi Hadriani sententiis et epistulis commentariolum Georgii Götz.

†Jena. Perſonal-Verzeichniß Sommer-Semeſter 1892.

†Heidelberg. Vorleſungs-Verzeichniß. Winter-Semeſter 1892/93.

*Leipzig. Perſonal-Verzeichniß für das Sommer-Semeſter 1892 und das Winter-Semeſter 1892/93. Vorleſungs-Verzeichniß Sommer-Semeſter 1892.

*Freiburg. Vorleſungen 1892/93. Perſonal-Verzeichniß Sommer-Semeſter 1892.

*Goettingen. Index Scholarum. Sem. Hib. 1892/93. De Stati Silvis commentationem Fridericus Leo praemisit.

*Gießen. Perſonal-Beſtand. Winter-Semeſter 1891/92 und Sommer-Semeſter 1892.

* — Vorleſungs-Verzeichniß. Sommer-Semeſter 1892 und Winter-Semeſter 1892/93.

*Innsbruck. Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſeordnung. Winter-Semeſter 1892/93.

*Czernowitz. Überſicht der akademiſchen Behörden 1892/93. Vorleſungsverzeichniß 1892/93.

*Prag. K. k. deutſche Carl-Ferdinand-Univerſität. Vorleſungsverzeichniß Winter-Semeſter 1892/93.

*The Benefactors of the University of Toronto. Toronto 1892.

*Techniſche Hochſchule Braunſchweig. Programm für das Studienjahr 1892/93.

*Techniſche Hochſchule Hannover. Programm für 1892/93.

*Techniſche Hochſchule Darmſtadt. Programm für 1892/93.

†Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das IV. Quartal 1892.

†Report of the superintendent of the U. S. Naval Observatory for the year 1890/91. Washington 1891.

†Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution showing the operations, expenditures and condition of the institution to Juni 1889. Washington 1891. Report of the National-Museum. to Juli 1890. Washington 1891.

*Skyrsla um hinn laerda skòla i Reykjavik. skòla-arid 1891/92. Reykjavik 1892.

*Programm der Vorleſungen der Gehe-Stiftung zu Dresden für 1892/93. Dresden 1892.

*Schlott, Gyula. Az Eperjesi kir. kath. Fögymnasium 1889/90. Tanévi Értesitöje. Eperjes 1890.

*Bericht der Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten in Prag für 1891. Prag 1892.

*Jahresbericht des Mitteldeutſchen Kunſtgewerbevereins für das Geſchäftsjahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bericht des Turnraths des Frankfurter Turnvereins 1891/92. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Taunus-Clubs Frankfurt a. M. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Sängerchors des Lehrervereins in Frankfurt a. M. 1891/92. Bearbeitet von Jul. Bautz.

*Freih. v. Rothſchildſche öffentliche Bibliothek. Zugangsverzeichniß für das Jahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1892.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Karl Achenbach, Revisionsrat a. D., hier.
2. Franz Adickes, Oberbürgermeister, hier.
3. Frau Henriette Adler, hier.
4. Heinr. Becker, Dr. phil., vereidigter Handelschemiker, hier.
5. Martin Behrend, Dr. phil., Statistiker, hier.
6. Jul. Blau, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
7. Nathan Bock, Fabrikant, hier.
8. Alex Breul, Kaufmann, hier.
9. Carl Cahn, Rechtsanwalt, hier.
10. G. A. O. Collischonn, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
11. Paul Collischonn, Dr. phil., hier.
12. Otto Creizenach, Amtsrichter, hier. (Mk. 10.)
13. Frau Dorothea Demmer, Witwe, hier.
14. Alex. Dietz, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
15. Julius Ederheimer, Kaufmann, hier.
16. F. Eisenstaedt, Kaufmann, hier.
17. Rud. Ellinger, Dr. jur., Referendar, hier.
18. Wilhelm Eysen, Schüler der Wöhlerschule, hier.
19. Georg Adolf Finck, Kaufmann, hier.
20. Adolf Friedlaender, Dr. jur., Referendar, hier.
21. Albert Fürth, Kaufmann, hier.
22. Louis Graubner, Kaufmann, hier.
23. Herm. Grombacher, stud. chem., Wiesbaden. (Mk. 12.)

*

24. Auguſt Grünewald, Dr. med., Arzt, hier.
25. Wilhelm Hanauer, Dr. med., Arzt, hier.
26. Aug. Harnier, Dr. jur., Landrichter, hier.
27. Eduard Hartmann, Eiſenbahnſekretär, hier.
28. Aug. Hellmann, Lehrer, Eichen bei Kreuzthal.
29. Philipp Henß, Gymnaſiaſt, hier.
30. Rob. Heß, Referendar, hier.
31. Frl. Johanna Heſſel, Privatiere, hier.
32. Guſtav Hoch, Redakteur, hier.
33. Hugo Hoffmann, Oberlehrer a. D., hier.
34. Emil Hüttenbach, Cavaliero, hier.
35. Aug. Jeckeln, Kaufmann, hier.
36. Leopold Joſeph, Kaufmann, hier.
37. Leopold Kahn, Bankier, hier.
38. Jacob Kaufmann, Kaufmann, hier.
39. Max Kayſer, Amtsrichter, hier.
40. Frl. Linde Kilzer, hier.
41. Frl. Helene Kirſten, hier.
42. Walter König, Dr. phil., Profeſſor, hier.
43. Amſon Kohn, Kaufmann, hier.
44. Frau Lina Krebs, hier.
45. Walther Lampe, stud. mus., hier.
46. Jul. Landsberg, Dr. jur., Referendar, Offenbach a. M.
47. Otto Langerfeldt, Dr. med., Stabsarzt, hier.
48. Guſtav v. d. Leyen, Major a. D., hier.
49. Wilhelm Liermann, Dr. med., hier.
50. Berthold Litzmann, Dr. phil., Univerſitäts-Profeſſor, Bonn.
51. Bernhard Loeb, Kaufmann, hier.
52. Michael Loeb, Dr. med., hier.
53. Siegfr. Löwenthal, Silberarbeiter, hier.
54. Zacharias Lorch, Kaufmann, hier.
55. Adolf Loſſen, Ober-Landesgerichtsrat, hier.
56. Nic. Alex. Manskopf, Kaufmann, hier. (Mk. 12.)
57. Frau Clara Marx, Witwe, Privatiere, hier. (Mk. 12.)
58. Wilhelm May, Gravieranſtalt, hier.
59. Ludwig Mayer, Kaufmann, hier.

60. Leopold Merzbach, Kommis, hier.
61. Bernh. Mettenheimer, Dr. jur., Referendar, hier.
62. Jacob Meyer, Dr., Chemiker, hier.
63. Rob. Meyer, Dr. jur., Landrichter, hier.
64. Oscar Müller, Dr., Chemiker, hier.
65. L. Theodor Müller, Rektor, Höchst a. M.
66. Nathan Obst, Kaufmann, Mannheim.
67. Frau Brandine Oswalt, Witwe, hier. (Mk. 10.)
68. Oscar Pfungst, Kaufmann, hier.
69. Frau Virginie Philipp, hier.
70. Otto Porsch, Kgl. Regierungs- und Baurat, hier. (Mk. 12.)
71. Karl von Portatius, Major a. D., hier. (Mk. 12.)
72. Frau Cornelie Prange, Privatiere, hier.
73. Paul Mart. Rade, Dr. theol., Pfarrer, hier. (Mk. 12.)
74. Moritz Ranschoff, Dr. med., Augenarzt, hier.
75. Max Regensburg, beeidigter Wechselsensal, hier.
76. Edm. Baron von der Ropp, Hütteningenieur, hier. (Mk. 12.)
77. Felix Rothschild, Dr. jur., Referendar, hier.
78. Albert Sabarly, Privatier, hier.
79. Ludwig Schiff, Kaufmann, hier.
80. Paul Schlatter-Drexel, Kaufmann, hier.
81. Philipp Schlerff, Handelsgärtner, hier.
82. Wilh. Schleuning, Architekt, hier.
83. Frau Ed. Schmidt-Benecke, hier.
84. Phil. Schmidt, Eisenbahnbeamter, hier.
85. Ferd. Schnatter, Architekt, hier.
86. Frau Emma Schubert, Witwe, hier.
87. Hans Schulze-Hein, Zahnarzt, hier.
88. Joh. Schulze-Nickel, Kgl. Regierungsrat, hier.
89. M. L. Schwab, Kaufmann, hier.
90. Georg Seesteru-Pauly, Architekt, hier. (Mk. 12)
91. Frau Bertha Simon, geb. Weil, Witwe, hier.
92. Carl Soemmerring, Privatier, hier.
93. Georg Sombart, Dr. jur., Kgl. Regierungsrat, hier.
94. Max Speier, Kaufmann, hier.
95. Gustav Stilgebauer, Bankdirektor, hier.

96. Eduard Stoeſſel, stud. electr., hier.
97. Friedr. Stoltze, Ingenieur, hier.
98. Adolf Strauß, Kaufmann, hier.
99. Heinrich Strauß, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
100. Frau Oscar Strauß, hier.
101. Paul Strauß, Techniker, hier.
102. Joſef Szyskowitz, Kgl. Regierungsrat, hier.
103. Georg Frhr. von der Tann, Juriſt, Würzburg. (Mk. 10.)
104. Jean Valentin, Dr. phil., Chemiker, hier.
105. Jean Veit, Obergärtner, hier.
106. Frl. Liesb. Vogt, Lehrerin, hier.
107. Siegfried Waldeck, Kaufmann, hier.
108. Frl. Sophie Weimar, hier.
109. Leo Weiß, Dr. jur., Referendar, hier.
110. Wilhelm Wetz, Dr. phil., Privatdozent, Straßburg i. E.
111. Aug. Winkler, Dr. phil., Bibliothekar, Hanau.
112. Ferd. Lorenz Wucherer, Kaufmann, hier.
113. Julius Ziegler, Dr. phil., Chemiker, hier.
114. Frau Otto Ziegler, hier.
115. Ludwig Zoeller, Schriftſteller, Zweibrücken.

B. Geſtorben:

1. Theodor Andreae, Privatier, hier.
2. Frl. Eleonore de Bary, hier.
3. Adam Blodt, Königl. Preuß. Feldmeſſer, Alzei.
4. Julius Bode, Königl. Preuß. Major a. D., Sorau.
5. Wilhelm Breul, Dr. med., Darmſtadt.
6. Hermann Burmeiſter, Profeſſor, Buenos-Aires.
7. Gottfried Fenger, Rechnungsrat, hier.
8. Adam Fleſch, Dr. med., hier.
9. Guſtav Gerheuſer, Geh. Kriegsrat, München.
10. Max Gerngroß, Kaufmann, hier.
11. Albert Groß, Dr. med., hier.
12. E. C. Henle, Schriftſtellerin, hier.
13. Louis Hirſchhorn, Kaufmann, hier.
14. Ignaz Hoppe, Dr. med., Profeſſor, Baſel.

15. Frau Conſtanze Kling, Witwe, hier.
16. Benno Klopfer, Baukdirektor,
17. Franz von Löher, Reichsarchivdirektor, München.
18. Robert Löwenſtein, Wechſelſenſal, hier.
19. Jacob Meiſter, Fabrikant, Bockenheim.
20. Alfred Nicolovius, Univerſitätsprofeſſor, Bonn.
21. Ludwig Adolf Oplin, Kaufmann, hier.
22. Ludwig von Rau, Direktor, hier.
23. Johann Römer, Amtsgerichtsrat, hier.
24. Bernhard Schäfer-Hölz, Privatier, hier.
25. Alexander Carl Scheidler, hier.
26. Auguſt Schmidt, Dr. phil., Muſikſchriftſteller, Unter St. Veit bei Wien.
27. Frau Ida Siegel, hier.
28. Carl Söndermann, Dresden.
29. Leo Strippelmann, Ingenieur, Berlin.
30. Jakob Strube, Hofrat a. D., hier.
31. Sourindro Mohun Tagore, Raja, Calcutta.
32. Wagner-von Harnier, Kaufmann, hier.
33. Ignaz Zingerle, Dr. phil., Univerſitätsprofeſſor, Innsbruck.

60 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Druckberichtigung.

Seite 27* ist der in den Titel ohne Schuld des Autors eingeschlichene Fehler zu verbessern. Der Titel lautet: „Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit".

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

In dieser Abteilung sprachen am

11. Januar 1893 Herr Dr. A. Pfungst über
„Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramâditya";

22. Februar Herr Dir. Dr. K. Rehorn über
„Marcellus Emants Götterdämmerung";

8. März Herr Dr. Sulzbach über
„Tauber und Schlange";

8. März Herr Dr. Böcker über
„Neuestes von A. F. von Schack";

19. April Herr M. Speier über
„Roseggers persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramâditya von Herrn Dr. A. Pfungst.

Von der ungeheueren Zahl indischer Märchen- und Erzählungswerke sind bis jetzt wohl mehrere der hervorragendsten in die deutsche Sprache übersetzt worden, wie die Sammlungen des Pantschatantra, des Hitopadeça, des Kathâ Sarit Sâgara: aber drei indische Werke von großer Bedeutung sind uns noch immer nicht in deutscher Sprache zugänglich, indem sie zum Teil überhaupt nicht übersetzt, zum Teil nur in Bruchstücken vorhanden,

zum Teil aber ausschließlich nach mongolischen Manuskripten verdeutscht sind. Diese drei Werke sind: die Cukasaptati d. h. die 70 Erzählungen eines Papageis, von denen Dr. Richard Schmidt kürzlich vier publiziert hat, die Vetâlapançanvimçati, oder 25 Erzählungen eines Vetâla, welche unter dem Namen Siddi-kür in die mongolische Litteratur übergegangen ist, und endlich die Sinchasanadvâtrimçati oder die 32 Erzählungen des Thrones des Vikramâditya — in der mongolischen Litteratur unter dem Namen: „Geschichte des Ardschi Bordschi Chan" berühmt. Über die letztgenannte Sammlung, welche Professor Leon Féer in Paris im Jahre 1883 aus dem Bengali ins Französische übersetzt hat, und welche ich in nächster Zeit in deutscher Sprache herauszugeben gedenke, möchte ich heute einige Mitteilungen bringen.

In den 32 Erzählungen des Thrones finden wir dieselbe eigenartige Anordnung des Stoffes, wie sie auch in dem Pantschatantra, den 70 Erzählungen eines Papageien, den 25 Erzählungen eines Vetâla und in einer Reihe anderer Werke hervortritt. Die einzelnen Erzählungen fügen sich nämlich alle in einen gemeinsamen Rahmen ein, indem sie von einer Haupterzählung abhängig bleiben. Die Personen dieser Haupterzählung berichten sich die verschiedenen Geschichten zur gegenseitigen Belehrung, und die einzelnen Stücke erscheinen gleichsam um einen gemeinsamen Brennpunkt strahlenförmig gruppiert. Diese merkwürdige Einkleidung ist gleichzeitig mit den einzelnen Fabeln und Märchen auch zu anderen Völkern übergegangen, und namentlich die Araber und die Perser haben sie angenommen — ich erinnere nur an Tausend und eine Nacht, sowie an das Tuti-Nameh, eine türkische Bearbeitung der obenerwähnten 70 Erzählungen eines Papageien, welche durch Georg Rosens Übersetzung weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Allerdings erscheint die grundlegende Fabel für die 32 Erzählungen des Thrones recht kompliziert, wenn wir sie mit der des Cukasaptati vergleichen, welche letztere nach Benfey wie folgt lautet.

Eine Frau, deren Mann sich auf eine Reise begeben hat, wird während seiner Abwesenheit nach fremden Männern lüstern. Der Mann hat ihr einen klugen Papagei und ein Drosselweibchen hinterlassen. Sie fragt dieses, ob sie ihrer Neigung folgen solle:

es tadelt sie darüber heftig und wird deshalb von ihr getötet. Dann wendet sie sich mit derselben Frage an den Papagei. Dieser, durch das Schicksal seiner Gefährtin gewarnt, billigt ihr Verlangen, macht sie aber auf die Gefahren aufmerksam, und bedingt, daß sie nur dann gehe, wenn sie sich aus einer Gefahr oder Verlegenheit so geschickt zu ziehen wisse wie die oder der. Sie fragt dann, was das für eine Geschichte sei; der Papagei erzählt nun eine Geschichte bis zu der Verlegenheit, dann sagt er: „Nun ist die Frage: was thut sie oder er?“, die Frau kann nicht antworten, dann sagt der Papagei: „Wenn du heute zu Hause bleiben willst, dann will ich es sagen.“ Auf diese Weise geht es 70 Nächte, dann kehrt der Mann zurück.

Die 32 Erzählungen des Thrones knüpfen sich dagegen an folgende Fabel, welche ich Leon Féers Einleitung entnehme.

In der Stadt Dhârâ lebte einst ein Landmann namens Yajnadatta, welcher seine Felder bestellte. In der Nähe seines Besitztums befand sich ein dichter Wald, aus welchem täglich die wilden Tiere hervorbrachen und die Ländereien verwüsteten. Um diesem Übelstande ein Ende zu bereiten, errichtete der Landmann ein Observatorium, wo er sich regelmäßig aufhielt. Jedesmal, wenn er sich auf dem Observatorium befand, benahm er sich genau in der Weise, wie sich ein König der Könige benimmt: er ordnete an, gab Befehle, hielt Beratungen ab, u. s w. Sowie er aber seinen Posten im Observatorium verlassen hatte, war er derselbe einfache Landmann wie zuvor. Seine Nachbaren wurden aufmerksam, und sie sprachen so oft und so viel davon, daß die Kunde von dem merkwürdigen Ereignis bis zum Ohre Bhojas, des Königs der Stadt Dhârâ drang. Der König wurde von Neugierde erfaßt und begab sich in Begleitung seiner Räte, seiner Offiziere, seines Heeres und seines Generals nach jenem Observatorium. Nachdem er das merkwürdige Treiben des Landmanns mit eigenen Augen beobachtet hatte, befahl er einem seiner Räte, zu dem er ganz besonderes Vertrauen hatte, auf das Observatorium emporzusteigen. In der ganzen Zeit, während welcher sich dieser Rat auf dem Observatorium befand, benahm er sich genau in der Weise, wie sich ein König der Könige benimmt: er

ordnete an, gab Befehle, hielt Beratungen ab u. ſ. w. Da wurde dem Könige Bhoja klar, daß weder dem Obſervatorium, noch dem Landmann, noch dem Rate die ſeltſame Erſcheinung zuzuſchreiben ſei, ſondern, daß ſich an dem Orte irgend ein Gegenſtand befinde, welchem es zu verdanken ſei, daß ſich der Landmann für einen König hielt. Um den Gegenſtand zu ermitteln, ließ König Bhoja an dieſem Orte nachgraben — und es fand ſich ein wunderbarer Thron göttlichen Urſprungs, der mit edelſten Geſteinen geſchmückt und mit 32 Figuren verſehen war. Der Thron war ſo herrlich, daß man ihn nicht anſchauen konnte. Der König ließ den Thron nach Beſeitigung einiger Hinderniſſe in den prächtig geſchmückten Ratsſaal ſeines Hauſes tragen, und nachdem er alle Vorbereitungen zu einem glänzenden Feſte angeordnet hatte, näherte er ſich dem von dem geſamten Hofſtaate umgebenen Thron, um ſich ſalben zu laſſen; er ſtand gerade im Begriff, ſich auf den Thron zu ſetzen, als ſich die erſte Figur mit folgenden Worten an den König wandte:

„Höre mir zu! nur ein König, welcher die hervorragendſten Eigenſchaften in ſich vereinigt, welcher außerordentlich reich, freigebig und mitleidvoll iſt, welcher durch ſeinen Heldenmut und durch ſeine Güte alle überſtrahlt, der voll Kraft und Majeſtät iſt, ein ſolcher König allein iſt würdig ſich auf dieſen Thron zu ſetzen; ein anderer, ein gewöhnlicher König iſt deſſen nicht würdig.“ Da fragte der König Bhoja: „Wem gehörte dieſer Thron? Zögere nicht länger, mir ſeine Geſchichte zu erzählen.“

Da erzählte die erſte Figur die folgende Geſchichte: „In einer Stadt namens Avantî lebte ein König namens Bartrihari. Zu der Zeit als er geſalbt wurde, verließ ſein jüngerer Bruder, welcher Vikramâdityа hieß, ſein Heimatland, nachdem er beleidigt worden war, und ging in die Fremde. Bartrihari wachte ſeit ſeiner Salbung über ſeine Unterthanen als ob ſie ſeine Kinder wären und ſtrafte die Böſen. Anangaſenâ, die Königin, welche den Thron mit ihm teilte, unterwarf ſich ihren Gemahl vollſtändig durch ihre Schönheit und durch ihre ſeltenen Eigenſchaften. Es befand ſich aber ein Brahmane in der Stadt, welcher Devî, die Gottheit des Landes, verehrte. Die Gottheit, welche mit dem Dienſte des

Brahmanen zufrieden war, näherte ſich dieſem und ſprach: „Brahmane, ſage mir, was Du wünſcheſt.“ Da ſprach der Brahmane: „O Göttin, wenn ich Gnade vor Dir gefunden habe — befreie mich vom Alter und von dem Tode.“ Als die Devî dieſe Worte hörte, war ſie befriedigt und ſprach zu dem Brahmanen, indem ſie ihm eine Frucht gab: „Wenn Du von dieſer Frucht gegeſſen haſt, biſt Du vom Alter und vom Tod befreit.“ Nachdem ihm die Devî das gegeben, was er ſich gewünſcht hatte, verſchwand ſie, und der Brahmane kehrte in ſein Haus zurück. Den Tag darauf, als der Brahmane nach Vollführung der vorgeſchriebenen Opfer daran ging die Frucht zu verzehren, ſprach er zu ſich ſelbſt: „Ich bin nichts weiter, als ein überaus armer Bettler, wozu ſollte ich meine Lebensdauer verlängern? Der König Bartrihari iſt außerordentlich gerecht, die Verlängerung ſeines Lebens wird eine Wohlthat für eine Menge von Menſchen ſein.“ Nachdem ihm dieſe Gedanken ſo gekommen waren, begab er ſich in die Ratsverſammlung des Königs, begrüßte dieſen und verehrte ihm die Frucht, indem er ihm gleichzeitig deren Geſchichte erzählte. Der König, welcher ſich ſehr über die Frucht freute, bewilligte dem Brahmanen mehrere Ehrenbezeugungen, worauf dieſer nach ſeinem Hauſe zurückkehrte.

Nachdem ſich der König in das Frauengemach begeben hatte, ſchenkte er der Râni die Frucht als Ausdruck ſeiner höchſten Gnade und erzählte ihr gleichzeitig deren Geſchichte. Die Râni unterhielt zarte Beziehungen mit dem erſten Ratgeber; ſie erzählte ihm natürlich die Geſchichte und gab ihm die Frucht. Der erſte Ratgeber war der Liebhaber einer Kourtiſane: er erzählte ihr die Geſchichte und gab ihr die Frucht. Nachdem die Kourtiſane die Frucht erhalten hatte, überlegte ſie ſich die Sache und dachte: Wenn ich dem König Bartrihari dieſe Frucht gebe, werde ich große Reichtümer dadurch gewinnen — und ſie gab dem Könige die Frucht. Als der König die Frucht empfing, konnte er ſich kaum vor Staunen faſſen. Er ſprach: „Ich habe doch der Königin Râni dieſe Frucht gegeben — woher rührt dieſe außerordentliche Zuneigung, welche Râni für eine Kourtiſane empfindet?“ Er forſchte nach und erfuhr den Zuſammenhang. Da dachte er: „Ich ſehe, daß dieſe Frau, welche ich mehr als mein Leben geliebt habe,

keine Treue für mich hat, denn sie hing meinem Ratgeber an, dieser Ratgeber hatte seinerseits keine Anhänglichkeit für die Râni, sondern nur für eine Kourtisane; die Kourtisane hatte wieder keine Treue für den Ratgeber: ihre einzige Leidenschaft war der Reichtum. So ist denn die Zuneigung, welche man zu einer Frau, zu Kindern und zu anderen Dingen dieser Welt hat, der reine Trug."

Nachdem der König sich dies alles klar gemacht hatte, verzichtete er auf seinen Thron und begab sich in den Wald. Daselbst aß er die Frucht, welche der Gott gegeben hatte, und versenkte sich in tiefe Meditation. Der König Bartrihari war kinderlos; das Reich hatte keinen Herrscher, der Schrecken, welchen die Diebe und die Übelthäter verbreiteten, wuchs täglich mehr. In dem Lande wohnte aber ein Vetâla namens Agni. Dieser tötete jedesmal denjenigen, welcher von der Ratsversammlung zum König erwählt worden war, so daß es den Räten unmöglich wurde einen König für das Land zu erhalten. Die Übelthaten mehrten sich überall, aber es gelang nicht, einen der erwählten Könige vor dem Vetâla zu schützen.

Eines Tages nun waren die Minister versammelt und in Beratung begriffen, als der erhabene Vikramâdiya eintrat, welcher sich verkleidet hatte. Er sprach zu den Ministern: „Warum ist dieses Königreich ohne König?" Die Minister antworteten: „Der König ist in den Wald gegangen, und jedesmal, wenn wir einen neuen König erwählen, welcher das Land beschützen soll, tötet uns der Vetâla Agni den neuen König."

Als Vikramâdiya diese Worte vernommen hatte, sprach er: „Erwählt mich heute zum König." Als die Minister sahen, daß Vikramâdiya der Königswürde wert war, sprachen sie: „Von heute ab ist Deine Hoheit König von Avantî."

Nachdem Vikramâdiya auf diese Weise König geworden war, beschäftigte er sich den ganzen Tag mit seinen königlichen Obliegenheiten. In der Nacht bereitete er in Erwartung des Vetâla Agni verschiedene Getränke, welche er in seinem Hause aufbewahrte, und erwartete den Vetâla im Bette liegend.

Nach einer Weile trat der Vetâla Agni in das Haus ein. Er trug ein Schwert in der Hand und wollte den erhabenen

Vikramâdiya töten. Der König ſprach zu ihm: „Weil Du gekommen biſt, um mich umzubringen, ſo wird Dir dies ohne allen Zweifel auch gelingen; iß aber vorher alle dieſe Gerichte, welche für Dich zubereitet ſind: dann magſt Du mich töten.“ Als der Vetâla Agni dieſe Worte gehört hatte, verſchlang er alle aufgetragenen Gerichte und war ſo befriedigt über den König, daß er zu ihm ſagte: „Ich bin außerordentlich zufrieden mit Dir, und bin Dir wohlgeneigt, ich gebe Dir dieſes Land Avantî. Herrſche darüber und erfreue Dich aller Genüſſe; nur das Eine bedinge ich mir aus, nämlich daß Du mir täglich ein derartiges Mahl bereiteſt!“

Mit dieſen Worten verließ der Vetâla den Ort, um an ſeinen Wohnplatz zurückzukehren.

Nachdem der König am anderen Morgen ſeine Obliegenheiten erfüllt hatte, begab er ſich in die Ratsverſammlung. Als ihn die Räte kommen ſahen, ſprachen ſie zu ſich ſelbſt: „Er wird ohne Zweifel ein großer Mann ſein, weil es ihm gelungen iſt dem Vetâla zu entſchlüpfen“; und alle bezeugten dem Könige nunmehr große Ehrerbietung.

So war alſo Vikramâditiya anerkannter König von Avantî.

(Im weiteren Fortgang der Rahmen-Erzählung wird uns jetzt berichtet, auf welche Weiſe Vikramâdiya den Vetâla überliſtet hat. Dieſen Teil müſſen wir hier übergehen, da er den Rahmen für das oben erwähnte Fabelbuch „Die 25 Erzählungen eines Vetâla“ abgiebt, deſſen Betrachtung uns zu weit von unſerem Thema abführen würde.)

Vikramâditiya herrſchte ſo gut auf Erden, daß die Kunde von ſeiner Vortrefflichkeit bis zu Indra, dem Könige der Götter gelangte. Indra war ſehr zufrieden mit ihm und ſprach: „In der Menſchenwelt iſt Vikramâditiya die Perle der Könige — ebenſo wie ich die Perle unter den Göttern bin. Um meiner günſtigen Stimmung für ihn Ausdruck zu verleihen, gebe ich ihm meinen Thron von Edelſteinen, an welchem 32 Figuren befeſtigt ſind. Gott des Windes! bringe ihm den Thron hinab!“ Der Gott des Windes brachte mit der ihm eigenen Schnelligkeit den Thron auf Indras Befehl mitten in die Ratsverſammlung des Königs. „Der erhabene Vikramâditiya wurde hierauf inmitten einer großen Ver-

ſammlung geſalbt und ſetzte ſich auf den Thron. Und während er auf dem Throne ſeinen Sitz hatte, waren ihm alle Tugenden Indras zu eigen. Er herrſchte lang und fiel ſchließlich glorreich im Kampfe mit dem König Câlivâhana. Als die Nachricht von dem Tode des Königs eintraf, tröſtete die erſte Gemahlin die Räte indem ſie ſprach: „Macht Euch keine Sorgen; ich trage einen Sohn unter meinem Herzen, der Euch ſchützen wird.“ Wirklich genas ſie nach kurzer Friſt eines Knäbleins, welches ſie den Räten zur Erziehung übergab, während ſie ſich auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, um mit dem Könige Vikramâdityа vereint die ewigen Freuden zu genießen. Vikramaſena, der Sohn des Königs Vikramâdityа, beſchützte alle Geſchöpfe ebenſo wie es ſein Vater gethan hatte — aber niemals ſetzte er ſich auf den Thron Indras. Und es hat ſich überhaupt niemand auf den Thron ſeitdem geſetzt, denn eine überirdiſche Stimme ließ ſich wie folgt, vernehmen: „Auf der ganzen Erde iſt niemand, der würdig wäre, ſich auf den Thron zu ſetzen. Grabet ihn darum ein, und bewahret ihn.“

Alſo ſprach die erſte Figur und fügte hinzu: „Höre, großer König Bhoja — dieſer Thron iſt es, den Du entdeckt haſt.“

Hiermit ſchließt die Rahmen-Erzählung ab und nun beginnen die 32 Figuren der Reihe nach mit den eigentlichen Erzählungen, indem jede der 32 Figuren in dem Augenblicke, in welchem der König Bhoja den Thron beſteigen will, dieſem ein „Halt“ zuruft mit der Erklärung, daß nur derjenige König ſich auf den Thron ſetzen dürfe, welcher ſo groß ſei wie Vikramâdityа. Auf die Frage Bhojas, worin denn eigentlich die Größe Vikramâdityаs beſtanden habe, erzählt dann die Figur, welche die Reihe trifft, eine auf die Tugenden Vikramâdityаs bezügliche Fabel.

Über Vikramâdityа ſelbſt wäre noch zu bemerken, daß ſein Name Sonne des Heldentums bedeutet. Sein Name iſt einer der ſtrahlendſten unter allen der indiſchen Herrſcher. Seine Regierung bezeichnet einen Höhepunkt in der Ausbildung der Künſte und Wiſſenſchaften, und das Zeitalter Vikramâdityаs iſt für Indien, was für Griechenland das perikleiſche, für Rom das auguſtiſche und für Italien das Zeitalter Leo X war. — Unglücklicherweiſe wiſſen wir von der Regierung dieſes Königs ſo gut wie nichts

Thatsächliches. Die Hindus sind des historischen Sinnes bar, sie glaubten das Andenken des großen Herrschers am besten dadurch zu ehren, daß sie ihn zum Mittelpunkte einer Reihe von Erzählungen machten, welche ihn glorifizieren.

Zum Schlusse möchte ich noch eine dieser Erzählungen geben, um ihre Eigenart zu kennzeichnen. Ich wähle die der 25. Figur.

„Und wieder wollte sich der König Bhoja auf den Thron setzen, als die 25. Figur sprach, um ihn davon abzubringen: He! König Bhoja, niemand ist dazu fähig, sich auf diesen Thron zu setzen, wenn er nicht dem erhabenen Vikramâditya gleicht! „Wer war der erhabene Vikramâditya?“ erwiederte der König. Die Figur antwortete: „Höre mir zu!

„Die Kunde von dem Heldenmute, der Festigkeit, der Geistestiefe, der Hochherzigkeit, der Kernhaftigkeit des erhabenen Vikramâditya und von dem Wohlergehen, von welchen alle diese Vorzüge begleitet erschienen, war bis zur Götterwelt gelangt, und die Gottheiten des Svarga feierten in ihren Unterhaltungen und in ihren Erzählungen regelmäßig den Ruhm Vikramâdityas. Eines Tages erbat sich Indra, der höchste unter allen Göttern, welcher von Glückseligkeit umgeben, im Kreise der Götter auf seinem Throne saß, der aus verschiedenen edlen Gesteinen gebildet war, die Aufmerksamkeit der Gottheiten und sprach: heute ist auf der ganzen Erde niemand, welcher dem Vikramâditya vergleichbar wäre, wegen seines Bestrebens allen Geschöpfen Gutes zu thun, wegen seines Eifers jederzeit Tugend zu üben, wegen des geringen Wertes, den er seinem eigenen Leben beimißt, wegen der Sorge um die Erhaltung der anderen Wesen, wegen jenes treuen Festhaltens an einem guten Betragen, und wegen der Verfügungen eines Geistes, welcher ganz von Erbarmen durchtränkt ist.“ Als Indra also sprach, befanden sich unter allen Anwesenden zwei Gottheiten, deren Geist Indras Rede nicht recht zu verstehen vermochte. Um festzustellen, was in dem Lobe des erhabenen Vikramâditya richtig, was unrichtig war, begaben sich diese beiden Gottheiten in die Stadt Avantî.

Der erhabene Vikramâditya, welcher auf einem herrlichen Pferde saß, das in den fünf Gangarten geschickt war, nämlich im

Gang, im Trab, im Paßgang, im Galopp und im Sprung, ritt einsam im Lustgarten, welcher sich am äußersten Ende der Stadt befand. Mittlerweile hatte die eine der Gottheiten die Gestalt einer alten Kuh, die andere diejenige eines mächtigen und furchtbaren Tigers angenommen. Als die alte Kuh den Tiger erblickte, erfaßte sie Todesangst und sie ergriff die Flucht. Der Tiger lief ihr nach. Als die Kuh das Ufer eines Teiches erreicht hatte, sprang sie hinein und blieb im Schlamme stecken.

In diesem Augenblicke langte der König Vikramâditya, welcher seinen Spazierritt machte, an diesem Orte an. Die in den Schlamm gefallene Kuh, welche den Tiger in ihrer Nähe erblickte, kam in die größte Angst und fing an verzweiflungsvolle Schreie auszustoßen; sie erregte die Aufmerksamkeit des erhabenen Vikramâditya durch ihre lauten Schreie und ihr verstärktes Gebrüll. Als der König die Lage und die Verlegenheit dieser Kuh erkannt hatte, sprang er eilig von seinem Pferde herab und ergriff sein Schwert mit der rechten Hand, während er mit der linken die Kuh faßte, und blieb dann im Teiche stehen. Hierauf begann er sich die Sachlage klar zu machen und sprach: wenn ich diese Kuh aus dem Schlamm herausziehe und mich entferne, dann wird diese alte Kuh nicht imstande sein zu entkommen; der Tiger wird sie mühelos ergreifen und sie auffressen. Wenn ich jedoch die Kuh verlasse und wenn ich mich entferne, nachdem ich den Tiger getötet haben werde, dann wird diese Kuh infolge ihres Sturzes in den Schlamm nicht mehr die Kraft haben sich fortzubewegen, und wenn ein ihr schädliches Tier sie trifft, wird es sie töten. In dieser Unschlüssigkeit verbrachte der König die ganze Nacht, indem er stets die Kuh und sein Schwert festhielt — er war der Kälte ausgesetzt, dem Wind und der Nässe, er war allein und stand im Wasser.

Als der Morgen herangekommen war, entledigten sich die Gottheiten der magischen Verkleidungen, welche sie angenommen hatten, die eine der Gestalt der Kuh, die andere der Gestalt des Tigers, nahmen ihre wahre Gestalt an und sprachen zum erhabenen Vikramâditya: „Ja, Vikramâditya, großer König der Könige, wir sind Gottheiten, welche mit Hilfe der Magie diese Ver-

kleidungen angenommen haben, um zu ermitteln, wie weit Deine Treue gegen das Geſetz vereint mit Deinem Erbarmen geht. Wir ſind erleuchtet worden. Ebenſo wie die Götter die Mondſcheibe mit etwas Saft aus dem Milchmeer gebildet haben, auf daß es Butter gäbe, ebenſo hat der Schöpfer, indem er das Meer ſchlug, welches die Geſtalt des Erbarmens hat, Dein Herz aus Saft von dieſem Erbarmen gebildet. Wie ſollen wir Dich preiſen? Unſer König, der Gott Indra, lobt Dich regelmäßig in der Götter-Verſammlung; aber jetzt haben wir die Richtigkeit ſeiner Worte feſtgeſtellt. Sprich einen Wunſch aus, nach Deiner Wahl". — Der König anwortete: „Ich habe keine Gunſt von Euch zu erbitten, jedes Glück iſt mir geworden; warum ſoll ich es leichtſinniger Weiſe verderben?" Die Gottheiten erwiderten: „Wir zeigen uns nicht vergebens. Wir geben Dir dieſe Kâmadhenu (Wunſchkuh), ohne daß Du darum gebeten haſt. Jedesmal, wenn Du einen Wunſch haſt, brauchſt Du ihn nur dieſer Kâmadhenu auszuſprechen." Als ſie dieſes Geſchenk gemacht hatten, verſchwanden die Götter.

Nachdem der König die Kâmadhenu erhalten hatte, ging er heimwärts, als ſich ihm auf dem Wege ein Armer näherte, welcher ihn um ein Almoſen bat. Der König gab dem Armen die Kâmadhenu und kehrte in ſeine Hauptſtadt zurück."

Aber als der erhabene König Bhoja die Erzählung der 25. Figur vernommen hatte, ging er ganz verſtört von dannen.

2. Marcellus Emants: Götterdämmerung von Herrn Direktor Dr. K. Rehorn.

Beinahe zwei Jahrzehnte ſind verfloſſen, ſeitdem der Vortragende es unternahm, die damals vorhandenen Nibelungendichtungen zu ſammeln und ſie ſowohl auf die Mittel zu prüfen, mit welchen die Dichter unſeres Jahrhunderts den alten Sagenſtoff in ein neues Gewand zu kleiden geſucht haben, wie auch auf die Treue, die ſie hierbei dem nationalen Schatze bewieſen. Das Ergebnis war ſchon damals ein überraſchend großes und erfreuliches. Seitdem hat ſich aber die Zahl der Nibelungendichtungen, Überſetzungen und Bearbeitungen ſo bedeutend vermehrt, daß ein ein-

gehender Umblick auf diesem Gebiete unsere neueste Litteraturgeschichte um ein wertvolles Kapitel bereichern würde. Insbesondere wäre bemerkenswert, daß auch außerhalb des deutschen Sprachgebietes die deutsche Sage Beachtung und vielfach Verwertung gefunden hat. Freilich ist auch nur diese Thatsache von Belang; sonst würde sich an diesen ausländischen Erzeugnissen nicht viel rühmen lassen. Eine anerkennenswerte Ausnahme bildet jedoch die „Götterdämmerung" von Marcellus Emants, welche 1892 bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Nach den an der Quelle eingezogenen Erkundigungen ist der unserer Litteratur noch unbekannte Dichter in Voorburg bei Haag geboren (12. August 1848), hat sowohl Ingenieurwissenschaften wie Jurisprudenz studiert, erweiterte sodann seine Welt- und Menschenkenntnis durch weitausgedehnte Reisen und konnte seine unabhängige Muße ganz seinen litterarischen und poetischen Bestrebungen widmen. In seinem engeren Vaterlande hat er sich als Schriftsteller und Dichter einen geachteten Namen erworben; seine „Götterdämmerung" ist, soviel bekannt, das erste seiner Werke, welches in die deutsche Sprache übersetzt worden ist.

In diesem Epos erweist er sich nicht nur als ein belesener Mann, sondern auch als ein Forscher, welchem die kritische Seite des behandelten Gebietes nicht fremd ist. Doch dringt in seiner Dichtung kaum etwas von den vorausgegangenen Studien auf die Oberfläche. „Ich habe dahin getrachtet, die alten Figuren mit modernem Auge zu betrachten, mit modernem Gefühl in sie durchzudringen und danach frei die Eindrücke wiederzugeben, die durch diesen Anblick und dieses Mitempfinden in meinem modernen Innern hervorgerufen worden sind." So spricht er sich in der Einleitung über seine Absicht aus; sehen wir zu, wie er diese Absicht ausgeführt hat.

In fünf Gesänge hat er sein Epos geteilt.

I. Gesang: Der Jote Thiassi ist von Thor besiegt und niedergeworfen; da naht ihm Loki, richtet ihn auf und reizt seine leidenschaftliche Begehrlichkeit, welche schon längst auf den Besitz der Iduna gerichtet ist. Thiassi vertraut sich Loki an, läßt sich nach Asgard tragen und raubt Iduna mit Lokis Hilfe.

Digitized by Google

II. Geſang: Das Alter überkommt die Götter, da Iduna verſchwunden iſt. Dazu geſellen ſich angſtvolle Träume, welche Odhin den baldigen Tod Baldurs offenbaren. Da erbietet ſich Frigga, durch einen Eid alle Weſen zu verpflichten, daß ſie Baldur kein Leid zufügen wollen. Inzwiſchen wird Iduna von Loki zurückgebracht und der nachſtürmende Thiaſſi im Feuer verbrannt. Der Dank der Götter genügt Loki jedoch nicht: er begehrt Größeres, denn er iſt Odhins Sohn; ſeine Mutter Laufeya wurde von dem „Wanderer" entführt und verlaſſen; von ſeinem Vater begehrt er die Zuſage der Nachfolge in der Herrſchaft über die Aſen. Aber Odhin will und darf ihm dieſe Zuſage nicht geben; nun verbinden ſich in Loki Haß und Rachedurſt, das Aſenreich zu ſtürzen.

III. Geſang: Frigga iſt zurückgekehrt, der Eid iſt geleiſtet; nun beginnt das Spiel um Baldur, aber Baldur fällt von Hödurs Hand. Loki iſt geflohen und Hermodher wird zu Hel entſendet, um Baldur zu löſen. Da bekennt ſich Odhin als den Schuldigen, welcher das Unheil heraufbeſchworen hat; denn noch wußten die Götter nicht, daß Loki Odhins Sohn ſei. Darum will Odhin alle Buße und Strafe auf ſich nehmen, welche Hel beſtimmen wird. Nun ſteigert ſich die Trauer der Götter um Baldurs Tod in gleicher Weiſe, wie Odhins Sorge um die Zukunft.

IV. Geſang: Aber Loki ſoll die Strafe für ſeinen Frevel büßen; aus ſeinem brennenden Berge wird er herbeigeholt und an die Ygdraſill gebunden; durch ſeine Schmähungen und Läſterworte reizt er den Zorn der zum Gericht verſammelten Aſen, weil er nicht glauben will, daß Odhin die Strafe an ihm vollziehen werde. Da kehrt Hermodher zurück ohne Baldur: er berichtet den Spruch der Hel; das Rieſenweib, welches um Baldur nicht weinen wollte, war Laufeya. Loki jauchzt; aber Odhin beſchließt, ſelbſt zur Hel hinabzuſteigen, um ſowohl für Loki, wie für ſich das Urteil zu holen. Baldur wird beſtattet.

V. Geſang: Wieder ſitzen die Götter um Ygdraſill und den gefeſſelten Loki; da kehrt Odhin zurück — blind! —: ſein rechtes Auge hat er zur Buße bei Hel gelaſſen. Aber über Loki wird ein furchtbares Urteil geſprochen. Sein Sohn Narwi wird von Thor erſchlagen, und mit deſſen Eingeweiden wird Loki an den Felſen

gefesselt, über ihn eine Giftschlange geheftet, deren herabtropfender Geifer Loki die furchtbarsten Qualen verursacht. In dieser Not erscheint sein Weib Sigun zu seiner Hülfe; in einer Schale fängt sie das Gift auf; aber wenn die Schale gefüllt ist und ausgegossen wird, treffen einzelne Tropfen Loki an Haupt und Brust; dann windet er sich unter den Qualen, daß die Felsen erbeben und der Donner rollt durch den Weltenraum;

dann graut's den Alfen in den Bergen, fällt
der Mensch verzagt dem Feind an seine Brust,
Allvaters hohen Thron umdrängen bang
die Götter allzusammen. — Odhin nur
bleibt unentwegt, und sorgend weilt sein Blick auf Erden.

Schon diese kurze Übersicht läßt erkennen, daß die Dichtung sich ganz auf dem Boden der Edda bewegt: Oegisdrecka und Gylfaginning haben hauptsächlich den Stoff geliefert. Nur in dem einen Hauptpunkte weicht der Dichter von der Tradition ab, daß er Loki als den Sohn seinem Vater Odhin gegenüberstellt, eine Verschiebung, welche sich aus der Edda nicht rechtfertigen läßt, ihr aber auch insofern nicht widerspricht, als das verwandtschaftliche Verhältnis Lokis zu Odhin von der Sage zwar in verschiedener Weise bestimmt wird, jedenfalls aber ein sehr nahes ist. Der Dichter gewinnt hiermit eine klare und unmittelbare Quelle für die Verwickelungen, welche in der Vergangenheit Odhins Schuld bestätigen und für die Zukunft den Zusammenbruch der Asenherrschaft ahnen lassen. Loki wird dabei so sehr der Mittelpunkt der ganzen Dichtung, daß es fraglich erscheinen muß, ob sich der Titel „Götterdämmerung" rechtfertigen läßt, und ob nicht vielmehr Loki als der Träger der Handlung angesehen und darum auch genannt werden muß. Odhin und Loki stehen jedenfalls im Vordergrund; aber auch die anderen Götter, insbesondere Frigga sind hell beleuchtet, so daß der ganze Ablauf der Dichtung eine ausgesprochen dramatische Bewegung gewinnt. Schon die Anlage des Epos weist in einzelnen Äußerlichkeiten dramatische Formen auf; der I. Gesang könnte als Einleitung gelten; die nächstfolgenden Gesänge bauen sich auf bis zur Katastrophe in Odhins Rückkehr aus dem Reiche der Hel und rechtfertigen die Bestrafung Lokis im V. Gesang.

Dazu bringt jeder Gesang wieder ein in sich geschlossenes Bild mit einem dramatischen Höhepunkte: der zweite den gescheiterten Versuch einer Aussöhnung zwischen Loki und Odhin, der dritte das erschütternde Schuldbekenntnis Odhins, der vierte Hermodhers Schilderung des Schattenreiches und Odhins Entschluß, selbst hinabzusteigen, und der fünfte Odhins Bericht nach seiner Rückkunft.

Zu dem Reichtum an plastischen Bildern kommt eine Fülle von Gedanken und Urteilen allgemeinen Inhalts, welche in dem Dichter einen Mann von weitreichendem Blicke und einer kräftigen, gesunden Weltanschauung erkennen lassen. Hiermit wird die Scheidung zwischen der Welt der Menschen und der Region der Götter überbrückt, denn auch im Reiche der Götter werden Schuld und Sühne unter das Walten einer vergeltenden Gerechtigkeit gestellt und die Schleier, welche über die Tragik des Asengeschlechtes gebreitet sind, werden in einer menschlich begreifbaren Weise gelüftet.

Nach alledem wird die Dichtung wohl auf einen nicht niedrigen Platz unter unseren Nibelungendichtungen Anspruch erheben dürfen. Auch die Übersetzung, welche der Dozent an der Kriegsakademie im Haag, P. A. Schwippert, ein geborener Deutscher, im Auftrage des Dichters unternommen hat, ist eine soweit durchaus glückliche, daß man an nicht vielen Stellen an die Schwierigkeit erinnert wird, mit welcher eine Übersetzung stets zu kämpfen hat.

3. P. K. Rosegger: Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling von Herrn Max Speier.

Es hat von jeher einen ganz besonderen Reiz gewährt, große Künstler, auf welchem Gebiete sie auch immer ihre Künstlerschaft bethätigt haben mögen, in ihren Selbstaufzeichnungen über die Schicksale ihres Lebens und Strebens berichten zu hören. Blättert man dadurch doch in der Seele des Betreffenden wie in einem offenen Buche, erkennt man doch daraus mit dem Aufgebote einiger Mühe bei längerem Verweilen den Zusammenhang zwischen seiner äußeren und seiner geistigen Entwickelung, gewinnt man dann doch auf grund dieser Geständnisse ein nach allen Richtungen hin vollkommenes und naturgetreues Bild von ihm und sind endlich diese intimen Ergüsse, je ungezwungener und nachlässiger sie hingeworfen

ſind, doch um ſo mehr geeignet, wichtigere oder minder wichtige Punkte in ſeinen Schöpfungen in der rechten Weiſe zu beleuchten. Die modernen autobiographiſchen Darſtellungen locken freilich den von dem eben angedeuteten Standpunkte Ausgehenden oft mit bewußter Abſicht auf eine falſche Fährte. Anſtatt ſich ohne jeglichen Hinterhalt ſo zu geben wie man iſt, anſtatt ſeine inneren Regungen, ſein allmähliches Werden und den Einfluß der Verhältniſſe darauf frank und frei zu offenbaren, greift man zu allerlei Kunſtmittelchen, um die Schilderung nur möglichſt anziehend zu geſtalten. Man brüſtet ſich mit Tugenden, welche man in Wirklichkeit nie beſeſſen und nie zu beſitzen ſich eingebildet hat, man hüllt einzelne Partieen ſeines Lebens in ein heilig-geheimnisvolles Dämmerlicht, damit der ergänzenden Phantaſie der weiteſte Spielraum gelaſſen iſt, man mag der flotteſte und weltfreudigſte Menſch geweſen ſein und entblödet ſich trotzdem nicht, ſich als etwa von den berühmten „melancholiſchen Stimmungen“ heimgeſucht auszugeben. Und wie die Großen, ſo die Kleinen, wie die erlauchten Herrſcher von Gottes Gnaden, ſo ihre Trabanten und Hofſchranzen, die da mit devoten Bücklingen Ihro Majeſtät umkreiſen und ſich glücklich ſchätzen, wenn ihnen die Gunſt einer höchſtperſönlichen Audienz oder gar ein unter den ausgeklügelteſten Vorwänden erbetteltes Handſchreiben Ihrer Hoheit zu Teil geworden iſt. Kaum daß ein Dichter das Zeitliche geſegnet, ſo ſchwillt bedrohlich die Flut der „Erinnerungen, Denkwürdigkeiten, vertraulichen Briefe“ u. ſ. w. an, angeblich, um der Oeffentlichkeit Mitteilenswertes und Kennzeichnendes nicht vorzuenthalten, in der That jedoch wird man häufig vergeblich danach ſuchen: nur das hochanſehnliche „Ich“ des Verfaſſers tritt in den Vordergrund.

Sowohl in der einen wie in der anderen Hinſicht ſind die beiden bedeutendſten Werke, welche mit Bezug auf Hamerlings Lebenslauf erſchienen ſind, frei von jedem Mangel und deshalb in ihrer Gemeinſchaft wohl geeignet, einen Mann in ſeiner ganzen fleckenloſen Reinheit und Hoheit hinzuſtellen, deſſen Verkennung und Schmähung einen wertvollen, traurigen Beitrag zu einer noch zu ſchreibenden pſychologiſchen Geſchichte der deutſchen Kritik bilden dürfte. Hier Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“,

dort Roſeggers „Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“, beide Bücher in erſter Linie ausgezeichnet durch eine ungeſchminkte Wiedergabe des Thatſächlichen, durch das Vermeiden geiſtreich-geſpreizten Stiles und berechneter Ziererei. Hamerlings Veranlaſſung zu einer ſchmuckloſen Chronik ſeines Seins waren die willkürlichen Deutungen ſeiner Epen und die märchenhaften Erzählungen, welche Journaliſtenfindigkeit den Leuten über ſeine privaten Zuſtände aufgetiſcht hatte. Kein Zweiter war in gleichem Maße wie Roſegger berufen, uns den Menſchen Hamerling noch lieber und werter zu machen, als er uns durch ſeinen eigenen Bericht ſchon geworden war. Es ſei hier nur kurz erwähnt, auf welche Weiſe das Freundſchaftsband geſchlungen wurde, das ihn mit jenem durch lange Jahre verknüpfte. Noch lag der ſpätere Dichter des gewaltigen, erſchütternden Warnrufes an die moderne Menſchheit, „der Gottſucher“, ſozuſagen in den Windeln, als er den Mut hatte, dem wegen ſeiner Nachſicht bekannten Verfaſſer des „Ahasver in Rom“ ein Bündel Gedichte zur Beurteilung zu unterbreiten. Die herzigen und traulichen Weiſen, die ſich darunter fanden, ſtahlen ſich in Hamerlings Herz hinein, und mit einer perſönlichen Zuſammenkunft war die Grundlage zu einem Freundſchaftsbunde gegeben, der zum mindeſten für Roſegger eine Fülle von geiſtig befruchtenden Anregungen barg. Eine Geiſtesverbrüderung zwar nicht, aber eine unleugbare Geiſtesverwandtſchaft entſtand aus dieſem innigen Verkehr, eine Geiſtesverwandtſchaft, für welche beſonders der Grundzug des litterariſchen Schaffens beider beredtes Zeugnis ablegte. „Immer werden Sie einen ſittlichen Grundgedanken haben, immer auf ein Großes, Ewiges hinweiſen und hinter heiterem Lachen ſich den ernſten Blick bewahren. . . . . Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menſchentume weiſt, wer ſoll es denn ſonſt thun? Wir ſind der Kompaß, welcher in der Welt den Magnet des Göttlichen ſpürt und ſtets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt.“ Das war es ja, wofür Hamerling von Jugend auf alle ſeine Kräfte eingeſetzt hatte, das war es ja, was ſein Wirken zu einem ſo edlen und verdienſtlichen ſtempelte, daß er ein Mann von geradezu herbem und ſtrengem ſittlichem Ernſte war, daß er niemals ſein großes Ziel aus dem Auge verlor:

das Ziel der ethiſchen Förderung des Menſchengeſchlechtes. Wohl kaum hat man jemanden ungerechter mit Steinen beworfen, als ihn, indem man ihn wegen ſeiner verführeriſchen Schilderungen ſtarker Neigung zur Sinnlichkeit und beabſichtigter Ausnutzung dieſer Neigung zieh. Wer ſein Streben von der „Venus im Exil“ bis zum „Homunculus“ verfolgt hat, wird nicht leichtfertig ſolch ſchweren und ſchwer kränkenden Vorwurf ausſprechen. Vier Abſchnitte laſſen ſich in ſeinem Schaffen nachweiſen, vier ſcheinbar unvereinbare, thatſächlich indeſſen in tiefſtem Zuſammenhang ſtehende Abſchnitte. Der Epoche des brauſenden, ſchäumenden Phantaſie- und Gefühlsüberſchwanges entſtammen als ſchönſte Blüten die Sammlung „Sinnen und Minnen“, eine poſitive wundervolle Beſingung erhabener Ideale, und das „Schwanenlied der Romantik“, mit ſeinen gramerfüllten, leidenſchaftlichen Klagen über ihren Niedergang. Es ſtellt eine Übergangsſtufe zur zweiten Gattung dar, der Vorführung der Entartung und Selbſterniedrigung der Menſchen, welchen jene Ideale entſchwunden ſind. Ragende Gipfelpunkte dieſer Abteilung ſind „Ahasver in Rom“ und der „König von Sion“. In dem beſtrickend lieblichen idylliſchen Märchen „Amor und Pſyche“ und der „Aſpaſia“ zaubert er uns das Volk zurück, das noch naiver und ungeſchmälerter Begeiſterung für das Ideale fähig war, und endlich nahm er ſo vielen Geſtalten ſeiner Hauptepen die Masken weg und brandmarkte im „Homunculus“ den modernen Materialismus in geiſtvollſter Art. Aber genug vom Dichter: die Privatperſon Hamerling rückt uns Roſegger menſchlich näher. Aus der Moſaik von Zügen kann ich nur die bezeichnendſten hervorheben. Hamerling beſaß ein peinlich ausgeprägtes Ehrgefühl, einen Stolz, der manchmal wahrhaft ausartete. Es war ihm ein drückendes Bewußtſein, wenn ihm jemand während ſeiner langjährigen Krankheit die kleinſte Aufmerkſamkeit erwies. Auch ſeine Beſcheidenheit überſtieg alle Grenzen, ſich umjubelt oder ſelbſt in engerem Kreiſe gefeiert zu ſehen, war ihm unerträglich. Ein Beweis, wie die Anſchuldigung in nichts zuſammenfällt, daß die „Literariſche Walpurgisnacht“ im „Homunculus“ perſönlich verletzter Empfindlichkeit entſprungen ſei. Dabei beſaß er ein ungemein weiches und zart fühlendes Herz. Er behandelte den Freund nach einem ſchweren

Verluſte, den dieſer erlitten hatte, mit einer ſolchen Sanftheit und hingebenden Milde, daß es ein wirklich rührendes Schauſpiel iſt. Ein anderes Mal beſchwichtigte und tröſtete er den über einen gemeinen, von antiſemitiſcher Seite herrührenden Angriff gewaltig Empörten unendlich fein und rückſichtsvoll. Welche bitteren Empfindungen mußte es dieſer ſenſitiven Natur verurſachen, daß er ſo häufig von der Welt böswillig mißachtet wurde! „Auf die Rezenſionen lege ich gar kein Gewicht, aber die Bosheit der Menſchen kränkt mich.“ Um ſo außerordentlicher war ſein Vergnügen, wenn ihm jemand ſeine Erkenntlichkeit für den Genuß, welchen ihm ſeine Werke bereitet, in zartſinniger und nicht zu koſtſpieliger Weiſe ausgedrückt hatte: er hielt dieſe unbedeutenden Liebeszeichen hoch in Ehren. Und ſie waren ihm wahrlich zu gönnen, die kargen Lichtſtrahlen, die in ſein einſames, nicht von frohem Kindergeſchrei noch von weicher Frauenſtimme durchtöntes Heim fielen, in das Heim, in dem der Sonnenſchein nicht auf die Dauer Einkehr zu halten vermochte, weil es ſo viele Jahre eine Krankenſtube war. Daß ihm, der ſich trotzdem die Freude am Leben und der Natur, den teilnehmenden Sinn für die gedeihliche Fortbildung der Menſchen nicht verkümmern, geſchweige denn gar ganz rauben ließ, dieſer Zuſtand kein behaglicher dünkte, erhellt aus folgenden Sätzen: „Ich beglückwünſche Sie, daß Sie rüſtig auf des Lebens goldenem Baum umherklettern können und ſich nicht, wie manch anderer, mit den dürren Blättern begnügen müſſen, die der Herbſtwind ihm in die einſame Kammer wirft. Leſen Sie Trauben anſtatt Worte, Sie haben wahrlich recht“ ..... „Sie ſind ein geſunder, glücklicher Menſch, Sie können munter wie die Biene umherfliegen und Honig ſammeln aus Blumen und Diſteln. Ich bin der an den Felſen Geſchmiedete, ſehe von ferne die Freuden der Welt, die Früchte des Lebens, und kann ſie nicht erreichen. Geduldig warten muß ich, bis es einem mitleidigen Freunde einfällt, zu mir zu kommen und mir, dem Verſchmachtenden, zu erzählen, wie ſüß die Früchte ſind, die andere genießen.“ Zwei Perſonen halfen ihm neben ſeiner Lektüre und dem Umgange mit dem Herzensfreunde über die öden und trüben Leidensſtunden weg: Frau Clotilde Stirner, die Minona aus „Sinnen und Minnen“, und ſein kleines

Mündel Bertha, das ihm vielleicht als Erſatz für fehlende eigene Nachkommenſchaft ans Herz wuchs. Warmer und uneingeſchränkter Dank gebührt der hochſinnigen Frau, die es ſich nicht der Mühe verdrießen ließ, tagtäglich und unermüdlich dem Kranken in allen Dingen beizuſtehen.

Hamerling hatte einen begeiſtert und begeiſternd hohen Begriff von der Würde ſeines Berufes: mit der ängſtlichſten Sorgfalt war er darauf bedacht, daß ihm keiner den geringſten Makel nachſagen konnte, da er fühlte, daß ſeiner Mitwelt mit gutem Beiſpiel voranleuchten muß, wer die Kraft in ſich glaubt, ihr Apoſtel zu werden. Niemand ließ ſich weniger denn er je von einer vorübergehenden Zeitſtrömung beeinfluſſen, niemals opferte er ein kleinſtes Teilchen ſeiner Überzeugung des lieben Publikums halber oder ſchrieb gar dieſem etwas zu Gefallen: ſeine Charakterfeſtigkeit bewahrte ihn davor durchaus. Manch parteiiſch gefärbter Bericht, manch verleumderiſche, ehrenrührige Behauptung von Rezenſenten iſt wohl dieſer letzten Eigenſchaft zuzuſchreiben, und doch war Hamerling grade geeignet, ſeinen Feinden und Neidern darin zum Muſter zu dienen, da er ſich aufs äußerſte hütete, andere mittel- oder unmittelbar zu beleidigen und jedes derartige Wort erſt auf die Goldwage legte, ehe er es ausſprach.

Ein ergreifender, aus ſeinem letzten Lebensjahre ſtammender Seelenausbruch möge hier noch Platz finden als Zeichen, wie ſelbſt der höchſtſtrebende und idealſte Geiſt zeitweilig durch äußere Umſtände geknickt werden kann. „Einen Materialiſten nennt Ihr Zola! Einen Naturaliſten nennt Ihr ihn! Oh, das iſt er nicht. Zola iſt Idealiſt, kindlicher Idealiſt! Er ſchildert die Menſchen viel zu gut. Die Menſchen ſind unſagbar ſchlecht. Sie, lieber Roſegger, leben in Ihren vier Wänden ſtill dahin und haben keine Ahnung davon, wie ſchlecht die Menſchen ſind! Die kindiſchen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es giebt kein Glück, es giebt keine Treue, es giebt nicht einmal eine Mutterliebe!“ Dem von den heftigſten Schmerzen Gefolterten muß dieſe Aufwallung verziehen werden und man darf ſie nicht etwa ernſt als Vermächtnis deſſen nehmen, der den feſtgegründeten Bau der Neroniſchen Weltanſchauung (Ahasver in Rom)

mit dem Wankendwerden des Glaubens an die Mutterliebe zusammenstürzen, der den Weltuntergang durch die Gattenliebe im „Homunculus“ zu nichte werden läßt, der der Liebe in „Amor und Psyche“ ein wahres entzückendes Hohelied gesungen hat und Amors Zauberreich mit einem Glanz und einem Farbenreichtum ausstattet, die jeder Beschreibung spotten. Das ist der echte und unverfälschte Hamerling, und in solcher Gestalt mag er dauernd seine Stätte finden nicht nur in den Schatzkammern der Litteraturgeschichte, sondern auch im Herzen des deutschen Volkes.

---

2. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen

am 3. Februar Herr Oberlehrer Dr. O. Rausenberger über „Allgemeinere Untersuchungen über elementargeometrische Konstruktionen“;

am 17. Februar Herr Ingenieur J. Olshausen über „Die Rechenmaschine Brunsviga“;

am 21. März Herr Oberlehrer Dr. Dobriner über „Die Zerlegung gleicher Flächen in kongruente Stücke“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. „Allgemeinere Untersuchungen über elementargeometrische Konstruktionen“ von Herrn Oberlehrer Dr. Otto Rausenberger.

Bei den Konstruktionen der Planimetrie werden lediglich Lineal und Zirkel als Hilfsmittel zugelassen. Der Grund hierfür ist ein rein praktisch-technischer; keine Linie läßt eine annähernd so einfache und genaue Zeichnung zu wie die Gerade und der Kreis. Ist nun auch kein besonderer wissenschaftlicher Grund für die genannte Beschränkung vorhanden, so muß doch, nachdem sie sich einmal in

der Geometrie Bürgerrecht verschafft hat, die Frage aufgeworfen werden: welche Konstruktionen sind mit den genannten Hilfsmitteln auszuführen, welche nicht? Schon im Altertum machte man die Wahrnehmung, daß einige sehr einfache Aufgaben, nämlich die Quadratur des Kreises, die Dreiteilung des Winkels, die Verdoppelung des Würfels, ihrer vielfach angestrebten elementaren Lösung den beharrlichsten Widerstand entgegensetzten. Für die moderne Wissenschaft hat es keine Schwierigkeit bei den beiden letztgenannten (algebraischen) Problemen die Unmöglichkeit der elementargeometrischen Konstruktion darzuthun, während die erstgenannte (transszendente) Aufgabe erst vor etwa 12 Jahren durch die Untersuchungen von Lindemann ihren Abschluß im negativen Sinne erlangte.

Die Sammlungen geometrischer Aufgaben verfolgen meistens den Zweck, reichliches Übungsmaterial für den geometrischen Lehrstoff zu beschaffen; Vollständigkeit in der Auswahl wird weniger erstrebt. Ist doch das ganze Gebiet in gewisser Hinsicht von unbegrenzter Ausdehnbarkeit. Soll indessen der Gegenstand als wissenschaftlich erledigt angesehen werden, so müssen die innerhalb gewisser Grenzen ausgewählten Aufgaben klassifiziert werden; dann ist zu entscheiden, welche von ihnen mit Zirkel und Lineal ausführbar sind, welche nicht. Im folgenden wird diese Aufgabe keineswegs gelöst. Es ist vorläufig nur meine Absicht, nach Besprechung der allgemeineren Gesichtspunkte einige Aufgabengruppen zur vollständigen Erledigung zu bringen.

Die Lösung elementarer Aufgaben pflegt zunächst geometrisch — ohne oder mit Analysis — versucht zu werden, und in der That empfiehlt sich dieser Weg in den meisten Fällen. Führen diese Versuche nicht zum Ziele, so kann stets die algebraische Behandlung gewählt werden. Man berechnet aus den gegebenen eines der gesuchten Stücke, bezw. eines Stückes, welches zur völligen Lösung führt, und schließt aus dem Charakter der erhaltenen Gleichung auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Konstruktion; zugleich erhält man im ersteren Falle eine wirkliche Lösung, die freilich nicht die geometrisch einfachste zu sein pflegt. Welche Gleichungen konstruierbar sind, ist im Prinzip leicht, im speziellen Falle oft sehr schwer festzustellen.

Alle Konstruktionen lassen sich auf folgende drei Elemente zurückführen:

a) eine Gerade wird durch zwei gegebene Punkte gelegt und schneidet eine feste Gerade;

b) ein Kreis mit gegebenem Radius und Mittelpunkt schneidet eine festgelegte Gerade;

c) zwei Kreise mit gegebenen Radien und Mittelpunkten schneiden einander.

Durch a) werden nur Beziehungen veranlaßt, welche durch Gleichungen ersten Grades auszudrücken sind, wie aus der (auch analytisch begründeten) Eindeutigkeit des Schnittpunktes zweier Geraden hervorgeht.

Die Lage einer Geraden zu einem Kreise ist durch ihren Abstand von seinem Mittelpunkte charakterisiert. Zwischen diesem Abstande, dem Radius und der ausgeschnittenen Sehne besteht aber eine Gleichung zweiten Grades. Ebenso läßt sich die gemeinsame Sehne zweier sich schneidenden Kreise aus den beiden Radien und der Zentraldistanz durch eine quadratische Beziehung ausdrücken. Umgekehrt kann jede quadratische Gleichung konstruiert werden, da die vier Spezies und das Quadratwurzelausziehen durch Elementarkonstruktionen ausführbar sind. Dies giebt das bekannte Resultat:

Eine Aufgabe ist dann und nur dann elementargeometrisch lösbar, wenn die gesuchten Größen sich aus den gegebenen durch eine Reihe von quadratischen Gleichungen berechnen lassen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn diese Berechnung durch die vier Spezies und durch Quadratwurzelausziehen ausgeführt werden kann.[1])

Soll daher entschieden werden, ob eine Aufgabe elementargeometrisch lösbar ist, so muß untersucht werden, ob die analoge Gleichung durch die vier Spezies und eine Anzahl Quadratwurzelausziehungen lösbar ist.

[1]) Da in der rechnenden Elementargeometrie gewöhnlich keine höheren als quadratische Gleichungen angewandt werden, so fallen die üblichen planimetrisch-trigonometrischen Rechnungsaufgaben vollständig mit den konstruierbaren zusammen.

Dies ist in einzelnen Fällen unmittelbar, in anderen sehr schwer zu entscheiden. Aus der Zweideutigkeit der Quadratwurzeln geht hervor, daß die Zahl der Lösungen einer Konstruktionsaufgabe (imaginäre eingerechnet und zusammenfallende getrennt gezählt) 2^n sein muß. Führt die Analyse auf eine irreduzible Gleichung von anderem als dem 2^nten Grade, so ist die Konstruktion ausgeschlossen. Hieraus geht die Unmöglichkeit der Dreiteilung eines beliebigen Winkels oder der Verdoppelung des Würfels hervor.

Wir wollen uns nun in der Folge auf Dreiecksaufgaben einschränken; es handelt sich um die Konstruktion eines Dreiecks aus drei gegebenen Stücken. In den bekannten Aufgaben treten außer Seiten und Winkeln selbst auch Funktionen dieser Größen, ferner Höhen, Mitteltransversalen, Winkelhalbierende,[2]) Radien des umbeschriebenen, des einbeschriebenen und der anbeschriebenen Kreise u. a., sowie durch Funktionen (z. B. Summen und Differenzen) dieser Größen auf. Alle diese zum Dreieck in Beziehung stehenden Liniengrößen lassen sich aus den Seiten algebraisch berechnen, während die trigonometrischen Funktionen der Winkel algebraische Funktionen der Seiten sind. Man könnte daher diese spezielleren Aufgaben in die allgemeinere zusammenfassen: ein Dreieck zu konstruieren, wenn drei Funktionen (insbesondere algebraische Funktionen) seiner Seiten gegeben sind. Doch sind wir noch sehr weit von der Lösung dieses Problems entfernt.

In der Folge können wir alle Aufgaben weglassen, in denen zwei Winkel des Dreiecks (nicht Funktionen von ihnen!) und eine beliebige allgemein konstruierbare Längengröße gegeben sind; denn man kann alsdann bekanntlich zunächst ein dem Dreieck ähnliches zeichnen und dieses so umwandeln, daß die gegebene Längengröße in es eintritt.

Wir wollen nun einige Gruppen von Dreiecksaufgaben betrachten, die sich allgemeiner erledigen lassen.

1) Ein Dreieck läßt sich immer konstruieren, wenn außer Winkeln nur lineare Funktionen der drei Seiten gegeben sind.

[2]) Wir bezeichnen die Höhen mit h_a, h_b, h_c, die Mitteltransversalen mit t_a, t_b, t_c, die Winkelhalbierenden mit w_a, w_b, w_c, u. s. w.

Seien zunächſt gegeben

$$s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c$$
$$s_2 = l_1 a + m_2 b + n_2 c$$
$$s_3 = l_3 a + m_3 b + n_3 c,$$

worin die l, m, n entweder rationale oder doch geometriſch konſtruierbare Zahlen bedeuten oder auch durch das Verhältnis zweier Strecken definiert ſind. Man kann dann a, b, c durch s_1, s_2, s_3 als lineare Funktionen darſtellen, deren Koeffizienten nur Zahlen derſelben Art enthalten. Die Konſtruktion von a, b, c ſelbſt iſt daher möglich.

Sind gegeben

$$\alpha,\ s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c,\ s_2 = l_2 a + m_2 b + n_2 c,$$

ſo drücken wir zunächſt b und c durch s_1, s_2 und a aus; es ergiebt ſich

$$b = p_1 a + q_1,\ c = p_2 a + q_2,$$

worin p_1 und p_2 Zahlen, q_1 und q_2 aber lineare Funktionen von s_1 und s_2 ſind. Setzen wir dieſe Werte in

$$a^2 = b^2 + c^2 - 2bc\cos\alpha$$

ein, ſo folgt die Gleichung

$$a^2 = (p_1 a + q_1)^2 + (p_2 a + q_2)^2 - 2(p_1 a + q_1)(p_2 a + q_2)\cos\alpha,$$

die in a quadratiſch iſt, alſo die geometriſche Konſtruktion von a geſtattet.

2) Alle Aufgaben, in denen irgend eine Kombination dreier der Größen a, b, c; α, β; h_a, h_b, h_c; t_a, t_b, t_c gegeben iſt, ſind lösbar. Man überzeugt ſich hiervon durch geometriſche Ausführung in den einzelnen Fällen.

3) Ein Dreieck iſt konſtruierbar, wenn

$$\alpha,\ s_1 = l_1 a + m_1 b + n_1 c + p_1 h_b + q_1 h_c,$$
$$s_2 = l_2 a + m_2 b + n_2 c + p_2 h_b + q_2 h_c$$

gegeben ſind. Da $h_b = c\sin\alpha$, $h_c = b\sin\alpha$ iſt, ſo kann dieſe Aufgabe unmittelbar auf 1) zurückgeführt werden.

4) Wenn eine Kombination dreier der Größen

$$a,\ b,\ c;\ \alpha,\ \beta;\ r;\ \rho;\ \rho_a,\ \rho_b,\ \rho_c$$

gegeben iſt, ſo iſt die Konſtruktion möglich mit Ausnahme der Fälle: ρ, a, b; ρ_a, a, b; ρ_a, b, c.

Die Ausführung der lösbaren Aufgaben gelingt direkt oder auf algebraischem Wege. An der ersten der unlösbaren Aufgaben wollen wir darthun, wie sich diese Unlösbarkeit beweisen läßt; die beiden weiteren Aufgaben geben analoge Resultate.

Es handelt sich darum, aus der bekannten Gleichung

$$\rho^2 = \frac{(-a+b+c)(a-b+c)(a+b-c)}{4(a+b+c)},$$

in der ρ, a, b bekannt sind, c zu bestimmen. Setzen wir $a+b=m$, $a-b=n$, so wird hieraus

$$\rho^2 = \frac{(c-n)(c+n)(m-c)}{4(m+c)}$$

oder

$$c^3 - m c^2 + (4\rho^2 - n^2) c + m(4\rho^2 + n^2) = 0.$$

Da a und b willkürliche Größen sind, so sind es auch m und n. Haben wir m einen willkürlichen Wert gegeben, so können wir noch $4\rho^2 - n^2$ und $m(4\rho^2 + n^2)$ beliebige Werte durch geeignete Wahl von ρ und n verschaffen. Die Koeffizienten der Gleichung sind daher willkürliche Größen; eine kubische Gleichung mit allgemeinen Koeffizienten läßt sich aber nicht auf eine Reihe quadratischer Gleichungen zurückführen.

5) Der Nachweis der Unmöglichkeit der Lösung führt, wenn man sich an die allgemeinen Gleichungen hält, schon bei sehr einfachen Aufgaben zu höchst verwickelten Untersuchungen. Es ist dabei unwesentlich, ob man mit den direkt gegebenen Größen selbst oder geeigneten Funktionen von ihnen, z. B. r und den Winkeln rechnet. Dagegen ist die Bemerkung öfters von großem Werte, daß eine Aufgabe unlösbar ist, wenn es einer ihrer Spezialfälle ist. Hiernach wollen wir die Unlösbarkeit der Aufgabe darthun: ein Dreieck aus w_a, w_b, w_c zu konstruieren.

Es ist allgemein

$$w_a^2 = bc - \frac{a^2 bc}{(b+c)^2}, \quad w_b^2 = ca - \frac{b^2 ca}{(c+a)^2}, \quad w_c^2 = ab - \frac{c^2 ab}{(a+b)^2}$$

Wollte man hieraus b und c eliminieren, um a durch w_a, w_b, w_c auszudrücken, so würde dies zu großen Weitläufigkeiten führen.

Zu entsprechenden Schwierigkeiten gelangt man, wenn man die trigonometrischen Beziehungen

$$w_a = \frac{2r \sin\beta \sin\gamma}{\cos\frac{\beta-\gamma}{2}},\quad w_b = \frac{2r \sin\gamma \sin\alpha}{\cos\frac{\gamma-\alpha}{2}},\quad w_c = \frac{2r \sin\alpha \sin\beta}{\cos\frac{\alpha-\beta}{2}}$$

zu Grunde legt. Wir untersuchen daher die Aufgabe zunächst für ein gleichschenkliges Dreieck, setzen also $b = c$, $\beta = \gamma$, $w_b = w_c$. Die letzten Formeln werden dann zu

$$w_a = 2r \sin^2\beta,\quad w_b = \frac{2r \sin\alpha \sin\beta}{\cos\frac{\alpha-\beta}{2}},$$

woraus

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{\sin\beta \cos\frac{\alpha-\beta}{2}}{\sin\alpha}$$

folgt. Da $\alpha = 2R - 2\beta$ ist, so wird hieraus

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{\sin\beta \sin\frac{3\beta}{2}}{\sin 2\beta} = \frac{\sin\frac{3\beta}{2}}{2\cos\beta}$$

oder

$$\frac{w_a}{w_b} = \frac{3\sin\frac{\beta}{2} - 4\sin^3\frac{\beta}{2}}{2\left(1 - 2\sin^2\frac{\beta}{2}\right)}$$

oder

$$\sin^3\frac{\beta}{2} - \frac{w_a}{w_b}\sin^2\frac{\beta}{2} - \frac{3}{4}\sin\frac{\beta}{2} + \frac{1}{2}\frac{w_a}{w_b} = 0.$$

Diese kubische Gleichung für $\sin\frac{\beta}{2}$ ist irreduzibel. Wäre nämlich die Absonderung eines Faktors möglich, der $\frac{w_a}{w_b}$ nicht enthielte, so müßte sich aus dem Ausdrucke für $\frac{w_a}{w_b}$ ein Faktor wegheben, was nicht der Fall ist. Wäre aber eine rationale Zerlegung in zwei Faktoren möglich, von denen jeder $\frac{w_a}{w_b}$ enthielte, so müßte

$\frac{w_a}{w_b}$ durch $\sin\frac{\beta}{2}$ ausgedrückt mehrere Werte aufweisen, was gleichfalls nicht zutrifft. Unſere Aufgabe iſt alſo ſelbſt im Falle $w_b = w_c$ und umſomehr allgemein nicht lösbar.

6) Zum Schluſſe wollen wir den Fall unterſuchen, daß außer einer Streckengröße zwei lineare Funktionen der Dreieckswinkel gegeben ſind. Da die Konſtruktion des Dreiecks auch zur Beſtimmung ſeiner Winkel führt und umgekehrt, ſo läuft die Aufgabe darauf hinaus, zu beſtimmen, wann ſich die Dreieckswinkel aus ihren gegebenen linearen Funktionen konſtruieren laſſen. Die beiden linearen Funktionen σ_1 und σ_2 ſeien durch die Gleichungen

$$k_1\sigma_1 = l_1\alpha + m_1\beta,\quad k_2\sigma_2 = l_2\alpha + m_2\beta$$

definiert, in denen k_1, l_1, m_1; k_2, l_2, m_2 ganze Zahlen bedeuten; von einer additiven Konſtanten kann abgeſehen werden, da dieſe von $k_1\sigma_1$ oder $k_2\sigma_2$ ſofort weggenommen werden könnte. Man berechnet

$$\alpha = \frac{m_2 k_1\sigma_1 - m_1 k_2\sigma_2}{l_1 m_2 - l_2 m_1},\quad \beta = \frac{l_1 k_2\sigma_2 - l_2 k_1\sigma_1}{l_1 m_2 - l_2 m_1}.$$

Da die Teilung eines beliebigen Winkels in 2^n gleiche Teile, aber keine andere möglich iſt, ſo iſt die Aufgabe dann und nur dann lösbar, wenn der von 2^n verſchiedene Faktor von $l_1m_2 - l_2m_1$ in den vier Zahlen

$$l_1k_2,\ l_2k_1,\ m_1k_2,\ m_2k_1$$

enthalten iſt. Da vorausgeſetzt werden kann, daß k_1, l_1, m_1 ſowie k_2, l_2, m_2 keinen gemeinſamen Teiler beſitzen, und da andrerſeits jeder den vier Größen l_1, m_1, l_2, m_2 gemeinſame Faktor in der Determinante $l_1m_2 - l_2m_1$ quadratiſch auftritt, ſo ergiebt ſich leicht, daß das Wegheben nur gegen k_1 und k_2 möglich iſt. Bezeichnen wir den größten gemeinſamen ungeraden Teiler von k_1 und k_2 mit k, ſo folgt als notwendige und hinreichende Bedingung für die Konſtruierbarkeit von α und β

$$\frac{l_1m_2 - l_2m_1}{k} = \frac{2^n}{m},$$

worin m eine ungerade ganze Zahl iſt.

3. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Karl Berger, Gymnasiallehrer, Mainz;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Alfred Fürth, Referendar hier,
„ Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar hier.

In der Sitzung vom 13. März sprach Herr Gymnasiallehrer Karl Berger über „Schillers Kallias".[1])

In Schillers Jugendphilosophie finden wir eine vollständige Vermischung von moralischen und ästhetischen Anschauungen: schön und gut, Tugend und Harmonie, häßlich und böse, Laster und Dissonanz werden da als gleiche oder doch als sich absolut bedingende Faktoren aufgestellt. Zwei Ideale, das moralische und das ästhetische, waren dem jugendlichen Gefühlsmenschen in einunddasselbe verwachsen, sie lösten sich gegenseitig aus und bedingten sich. Mit schwärmerischem Idealismus huldigte der junge Schiller dem Shaftesburyschen Satz: all beauty is truth.[2])

Im Laufe der Entwickelung von Schillers Ästhetik lösen sich zwar diese Begriffe aus ihrer engen Verbindung los, aber so, daß das Moralische noch immer in engster, unmittelbarer Wechselwirkung mit dem Schönen steht. In den „Künstlern" nehmen die Ausführungen über die Kunst eine zwischen dem Reinästhetischen und dem Moralischen unsicher schwankende Stellung ein; teilweise wird die Kunst als ein blos vom moralischen Gesichtspunkte aus zu

---

[1]) Der hier behandelte Gegenstand wird demnächst in weiterer Ausführung und eingehenderer Begründung unter dem Titel: „Die Entwickelung von Schillers Ästhetik" bei Hermann Böhlau in Weimar erscheinen.

[2]) Durch das ganze 18. Jahrhundert hin zieht sich diese Zusammenfügung des Ethischen und Ästhetischen; vgl. H. v. Stein, die Entstehung der neueren Ästhetik, S. 143 ff.

Betrachtendes gefaßt, andrerſeits dem Kunſtwerk Freiheit und Selbſtzweck zuerkannt; von der ſtoffartigen Wirkung des Schönen wird mehr abgeſehen: deſſen formale Bedeutung iſt in den Vordergrund getreten.

Und auch da, wo Schiller unter Kants kritiſchen Einfluß tritt, findet erſt allmählich eine gründliche Klärung ſtatt: beim Ausarbeiten ſeiner äſthetiſchen Schriften fördert ſich Schiller noch und lernt. Dieſer Übergang zum kritiſchen Standpunkt iſt durch die zwei Aufſätze über das Tragiſche, wie wir ſie der Kürze halber nennen wollen, bezeichnet: ſeinem ſittlichen Ideal iſt Schiller treu geblieben; als höchſtes Ziel der Menſchheit ſchwebt ihm immer noch die Sittlichkeit, das ſittliche Handeln vor, aber er beginnt bereits die Kunſt als eine Sache für ſich zu betrachten, er trennt mit Bewußtſein die zufällige Wirkung vom Begriffe des Zweckes. Die tragiſche Kunſt iſt ihm zwar eine ethiſche in dem Sinne, daß ſie mit ſittlichen Mitteln ein „edles Vergnügen“ wirkt, welches ſelbſt wieder auf die Sittlichkeit wirken kann. Aber mit der Setzung eines anderen als äſthetiſchen z. B. moraliſchen Zweckes hat die Kunſt ihre Aufgabe verfehlt: ſie will äſthetiſch wirken d. h. gefallen, indem ſie jenes „freie Vergnügen“ ſchafft, und dies kann ſie nur entbunden von jeder einſchränkenden Beſtimmung. Das Schöne, die Kunſt wird auf die Form gegründet, und zwar auf die Form der ſubjektiven Zweckmäßigkeit, welche auch bei Kant die Grundlage des äſthetiſchen Gefallens bildet. (Harmonie des Objektes mit unſerer Vorſtellungskraft heißt es bei Kant).

Die Spuren der Kritik der Urteilskraft ſind unverkennbar; im einzelnen darauf hinzuweiſen iſt hier nicht der Ort. Über Kant hinaus geht das Beſtreben auch dem Rührenden ſein rechtliches und notwendiges Teil am Weſen des Äſthetiſchen zu verſchaffen. Denn wie ſollte ohne das Rührende das Problem des Tragiſchen überhaupt gelöſt werden können? Wenn Kant die „Rührung“ vom Gebiete des rein-äſthetiſchen Geſchmacksurteils ausſchloß, ſo war ihm die tragiſche Kunſt in ihrem Nerv nicht faßlich: er hat auch in der That das Problem des Tragiſchen nicht ernſtlich beachtet. Es lag dies in

der Anknüpfung des „Geschmacksurteils“ an die Harmonie von Verstand und Einbildungskraft, während Schiller seine Bestimmung des Rührenden (Schönen) an die Kantischen Bestimmungen vom Wesen der praktischen Vernunft anknüpfte. Und dieser Schritt führte, wie wir sehen werden, in die ästhetischen Prinzipienlehre, wie sie im „Kallias“ vorliegt, hinein.

Mit diesen beiden Aufsätzen über das Tragische war der Anfang gemacht, mit der Sichtung und Einordnung des vorhandenen Materials und des empirisch Gewonnenen in feste Begriffe und sicheren Zusammenhang. Schiller fühlte, daß seine im Laufe des Entwickelungsprozesses erworbenen Anschauungen aus der Kantischen Philosophie sich nicht nur ableiten, sondern auch befestigen und erweitern ließen, und damit war seine dem Freunde Körner am 5. März 1791 mitgeteilte Bekehrung zu Kant gesichert. Nun galt es vor allen Dingen die breite, feste Basis einer Prinzipienlehre zu gewinnen, auf der man einen gesunden, nach allen Seiten gesicherten ästhetischen Bau würde aufführen können.

Jene Grundlagen nun sind im „Kallias“ gegeben, in jenen Briefen an Körner, den mitsuchenden Freund und Berater; auf diesen Untersuchungen ruhen alle späteren ästhetischen Abhandlungen Schillers oder jene enthalten doch wenigstens den Schlüssel zu diesen.

Im „Kallias“ steht Schiller in den Grundanschauungen ganz auf dem Boden der Kritik der Urteilskraft, seine Selbständigkeit aber beruht darauf, daß Kant gegenüber die Möglichkeit der Auffindung eines objektiven Kriteriums der Schönheit nicht allein behauptet, sondern auch erwiesen wird. In dem Suchen darnach liegen dann noch mancherlei Abweichungen von Kant begründet.[3])

Die Möglichkeit eines solchen Kriteriums hatte Kant immer wieder geleugnet, so namentlich § 17 Anf. mit folgenden Worten: „Ein Prinzip des Geschmacks, welches das allgemeine Kriterium des Schönen durch bestimmte Begriffe angäbe, zu suchen, ist eine fruchtlose Bemühung, weil, was gesucht wird, unmöglich und sich selbst widersprechend ist.“ In diesem Verzicht lag die Lücke der

[3]) Die Lehre Kants selbst müssen wir hier als bekannt voraussetzen.

Kantiſchen Theorie. Und es war nur eine Folge jener Einſeitigkeit, daß Kant ſeine Scheidung in *vage* und *fixe* (intellektuierte) Schönheit hatte machen müſſen: er hatte ſo erklären müſſen, daß die höchſte Organiſation der Erſcheinungswelt, die menſchliche Geſtalt, weil ſie unter dem Begriffe eines *Zweckes* ſtehe, kein reines Geſchmacksurteil hervorrufen könne, d. h. keine reine Schönheit ſei. Denn das teleologiſche Urteil diene da dem äſthetiſchen zur Grundlage und Bedingung.[4]) Er hatte nicht bedacht, daß das äſthetiſche Urteil ſich im *Anſchauen* jenes teleologiſchen Momentes gar nicht bewußt zu werden braucht und in der That auch nicht wird; daß diejenigen Elemente, die ich mir im *logiſchen Urteil* genau auseinanderhalte und ſcheide, im *äſthetiſchen* nur in *einem zuſammenbeſtehen*, was ſchon Baumgarten mit ſeiner Interpretation des alten Begriffes der confusa cognitio gemeint hatte; kurz, daß es etwas anderes ſei, einen Gegenſtand vom äſthetiſchen *Geſichtspunkte* aus zu betrachten als vom logiſchen oder teleologiſchen.

Kant ſelbſt konnte ſich übrigens dieſer Thatſache nicht ganz entziehen; und ſobald er ſich ihr nähert, ſcheint auch ſchon das geſuchte objektive Merkmal aus ſeinem Verſteck gleichſam hervorzulugen; ſo ſagt er z. B. § 67 (vorletzter Abſatz u. Anm.), wo er ſich auf den äſthetiſchen Teil beruft: (In dem äſthetiſchen Teile) „wurde geſagt, wir ſehen die ſchöne Natur mit *Gunſt* an, indem wir an dieſer ihrer *Form* ein ganz freies (unintereſſiertes) Wohlgefallen haben, denn in dieſem bloßen Geſchmacksurteil wird gar nicht darauf Rückſicht genommen, *zu welchem Zwecke* dieſe Naturſchönheiten exiſtieren.“ Und er fügt hinzu: „In einem *teleologiſchen* Urteil aber geben wir auf dieſe Beziehung acht.“ Da ſagt Kant ja ſelbſt, was Schiller will: wir können im Momente der äſthetiſchen Beurteilung (*Betrachtung*) ganz von dem *Zwecke* ꝛc. der *logiſchen* Dinge abſtrahieren, um ganz in der Anſchauung des *äſthetiſchen* „Dinges“ aufzugehen. Dieſen Unterſchied nicht durchgehends beobachtet zu haben, darin liegt der Hauptfehler Kants. Ferner war zu beachten, daß es zwei ganz verſchiedene Dinge ſind,

[4]) Kant, Kritik der Urteilskraft, § 48 Rekl. S. 179.

„einen Begriff von der Schönheit zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden".[5]) Also auch Schiller leugnete mit Kant, daß die Schönheit durch den Begriff gefalle: denn „durch einen Begriff gefallen setzt die Präexistenz des Begriffes vor dem Gefühle der Lust im Gemüte voraus, wie bei der Vollkommenheit, Wahrheit, Moralität immer der Fall ist." „Aber," setzt Schiller launig hinzu, „daß unsrer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistiere, erhellt schon unter anderem daraus, daß wir ihn jetzt immer noch suchen." Also das war das erste, worin Schiller, von seinem künstlerischen Takt geleitet, über die Kantischen Schranken hinausging, daß „die ästhetische Form eines Objekts eine andere ist als die Form desselben Objekts qua Organismus".[6]) Schiller gab dieser gesunden Erkenntnis treffenden Ausdruck im Briefe an Körner vom 25. Januar 1793:

„Ich finde," schreibt er, „daß Kants Bemerkung (die Scheidung in pulchritudo vaga und fixa betreffend) den großen Nutzen haben kann, das Logische von dem Ästhetischen zu scheiden, aber eigentlich scheint sie mir doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objekts überwindet."

„Daß eine Arabeske und was ihr ähnlich ist, als Schönheit betrachtet, reiner sei als die höchste Schönheit des Menschen, blos weil diese auf Ideen der Vernunft beruhe," konnte Schiller, wie gesagt, nicht einleuchten. Es mußte ihm darauf ankommen, die subjektive Grundlage des Kantischen Schönheitsbegriffes so umzugestalten, daß er gerade aus dem Wesen dieser Vernunft das ästhetische Wohlgefallen herleiten konnte: „er mußte zeigen, daß die Funktionen dieser Vernunft als solcher schon ein reinästhetisches Wohlgefallen begründen können". Vielleicht konnte er auch so zu dem objektiven Wesen des Schönen gelangen.

Um seine Theorie „auf sicheren inneren und objektiven Gründen" aufzubauen, mußte es Schiller vor allem darum zu thun sein, ganz

---

[5]) Schiller an Körner 18. Februar 1793.

[6]) Vgl. Siebeck, Das Wesen der ästhetischen Anschauung S. 79.

ohne Benutzung des „unterhaltenden und leichten Weges der Erfahrung" seinen „Schönheitsbegriff durch reine Vernunftschlüsse" zu erweisen. Deswegen sehen wir ihn auch die „Ausdrücke" und Erklärungen Körners für das Schöne als: „Leben in den äußeren Objekten, herrschende Kraft und Sieg der herrschenden Kraft" u. dgl.[7]) als zu unbestimmt und zufällig zurückweisen: sie seien zwar ästhetisch-, aber nicht logisch-deutlich und somit der Willkür ausgesetzt. Man sieht, wie streng Schiller vorgehen wollte, er, der Dichter, dem der „ästhetisch-deutliche" Ausdruck von jeher geläufiger gewesen war als der unbequemere „logisch-deutliche".

Zunächst lehnt sich Schiller in den allgemeinen Bestimmungen über das Schöne zum Unterschiede vom Angenehmen u. s. w. ganz an Kant an: aber gesonnen, aus dem Wesen und Inhalte der Vernunft selbst den ästhetischen Eindruck eines Dinges (das „Geschmacksurteil") abzuleiten und hierdurch auch ein objektives Kriterium desselben zu gewinnen, kümmert Schiller sich wenig um die Kantische Abtrennung eines besonderen Vermögens der „Urteilskraft" von der „Vernunft", zumal dieser Weg Kants wenig Aussicht auf Erfolg versprach. Bei Kant aber selbst findet er die Möglichkeit seines Beweises und deduziert sie im „Kallias" aus rein Kantischen, in der „Kritik der praktischen Vernunft" vorliegenden, Prämissen: er wendet den Kantischen Sätzen nur gleichsam das Gesicht nach einer andern Richtung und widerlegt so die Kantische Lehre gleichsam aus ihr selbst. In dem Briefe vom 8. Februar 1793 beginnt er diesen Nachweis anzutreten.

Schiller zeigt, daß das Schöne dem Gebiete der theoretischen Vernunft nicht angehören könne, da es schlechterdings von Begriffen unabhängig sei: weder durch die logische noch durch die teleologische Beurteilung eines Gegenstandes erscheint dieser als schön. Da die Schönheit aber doch zuverlässig in der Familie der Vernunft muß gesucht werden „und es außer der theoretischen keine andere als die praktische giebt, so werden wir sie wohl hier suchen müssen und auch finden".

[7]) Körner an Schiller 4. Februar 1793.

Das Wirkungsgebiet der handelnden Vernunft „erstreckt sich über freie und unfreie Handlungen“: Handlungen durch Vernunft und Handlungen nicht durch Vernunft. „Übereinstimmung freier Handlungen mit der Form der praktischen Vernunft ist also notwendig, Übereinstimmung unfreier mit dieser Form ist zufällig.“ Bezieht die praktische Vernunft nun ihre Form auf eine Willenshandlung, so sagt sie aus, ob die Handlung das ist, was sie sein will und soll. Jede moralische Handlung ist ein solches Produkt des durch bloße Form und also autonomisch bestimmten Willens, welcher als solcher von selbst der Form der praktischen Vernunft gemäß ist: denn reine Selbstbestimmung ist Form der praktischen Vernunft. Eine Beurteilung solcher Handlungen nach dieser Form ist moralische Beurteilung.

Naturwirkungen aber (unfreie Handlungen), wenn sie mit der Form der praktischen Vernunft übereinstimmen sollen, müssen erst das Vermögen sich selbst zu bestimmen (regulativ, nicht konstitutiv) von der praktischen Vernunft zu Lehen erhalten; es muß ihnen, wie den Anschauungen bei der teleologischen Beurteilung theoretische Vernunft, die Form der praktischen Vernunft geliehen werden. Alsdann wird der Gegenstand unter der Form dieses seines Willens betrachtet, („ja nicht ihres Willens, sonst würde das Urteil ein moralisches werden“). Wie also ein Vernunftwesen, wenn es handelt, aus reiner Vernunft handelt, so muß das Naturwesen, dessen Selbst Natur ist, aus reiner Natur handeln, wenn es Selbstbestimmung zeigen soll. Bei der Betrachtung eines durch sich selbst bestimmten Naturwesens also schreibt die praktische Vernunft ihm Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Da aber die Freiheit als solche und als ein Übersinnliches nie in die Sinne fallen kann,[8]) so zeigt sich in dieser Analogie eines Gegenstandes mit der praktischen Vernunft nicht Freiheit in der That, sondern Freiheit in der Erscheinung. Und zwar ist eine Beurteilung nicht freier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ästhetisch. Oder: Analogie einer Erscheinung mit der Form des

[8]) Vgl. Kant, Kritik der Urteilskraft § 39; 1. Alinea.

reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung). „Schönheit also ist nichts anderes, als Freiheit in der Erscheinung."

Schiller hatte in seinen Betrachtungen über das Tragisch-schöne und über das „Rührende" sich wesentlich an die Kantischen Bestimmungen über das Erhabene angelehnt: das Problem des Tragischen, in dem die von Kant beim reinen Urteil des Geschmackes verpönte „Rührung" ein wesentlicher Bestandteil war, dessen Nichtbeachtung die Lösung dieses Problems jenem unmöglich machte, drängte Schiller, seine Bestimmung des Schönen überhaupt an die Kantischen Bestimmungen vom Wesen der (praktischen) Vernunft, wie Kant es beim Erhabenen gethan hat, anzuknüpfen. Wie die tragische Wirkung, so konnte die ästhetische überhaupt aus dieser Quelle vielleicht abgeleitet werden! Dann wäre auch die Reinheit jenes ästhetischen Urteils, das da sagt: „Schön ist die Menschengestalt" gerettet, da ja dann ihre Schönheit, was Kant als degradierend für das Geschmacksurteil betrachtet hatte, gerade auf „Vernunftideen bezw. dem Bedürfnis der Vernunft, dieselben überall zu suchen", beruhen würde.

In der Kritik der teleologischen Urteilskraft waren die Naturerscheinungen unter der (regulativen) Idee objektiver Zweckmäßigkeit betrachtet worden, d. h. ihre Zweckmäßigkeit war aus dem Wesen der Vernunft heraus so erklärt, daß wir ihnen gleichsam theoretische Vernunft (Gedanken) leihen. „Was lag nun näher, ja was schien konsequenter und mehr im Geiste des Kantischen Systems zu sein, als daß die Parallele durchgeführt und das Wesentliche des Ästhetischen darauf zurückgeführt wurde, daß wir in ihm der Natur auch Vernunft leihen, und zwar praktische oder Freiheit?" [9]) Sicherlich war Schillers tiefinnerstes Wesen ergriffen von der Idee der Freiheit, der Selbstbestimmung, und so mußte ihn gerade die Möglichkeit, durch jene Analogie das gesuchte Prinzip zu finden, am meisten anziehen. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philo-

[9]) Danzel, Gesammelte Aufsätze 234; vgl. auch Tomaschek, Schiller im Verhältnis zur Wissenschaft S. 158.

sophie ist: „bestimme dich aus dir selbst“;“ sowie das in der theoretischen Philosophie: „die Natur steht unter dem Verstandesgesetze.“ „Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück und diese nennen wir Schönheit,“ schreibt Schiller bedeutungsvoll genug am 18. Februar an Körner. Kant hatte selbst für das Geschmacksurteil „Autonomie“ verlangt; nun sollte man meinen, daß „eine solche Art der Beurteilung blos wichtig und möglich sei durch die praktische Vernunft“, weil der Freiheitsbegriff sich nur in der praktischen Vernunft findet und nur bei ihr Autonomie über alles geht.[10])

Hatte nun Kant mit der teleologischen Beurteilung zu einem analogen Vorgehen in ästhetischer Beziehung gleichsam aufgefordert, so liegen doch auch außerdem noch in dessen Theorie selbst einige Bestimmungen vor, die unmittelbar sowohl auf eine Begründung auf die „Vernunft“ als auch auf ein objektives Merkmal, „Freiheit in der Erscheinung“, hinwiesen. Allerdings sind diese gleichsam wider Willen und unbemerkt eingeschlüpft, wie ängstlich auch Kant allem „Unreinen“ den Eintritt wehren mochte. Des Raumes halber müssen wir uns die nähere Begründung hier versagen.

Vor allen Dingen ist sich Kant in der konsequenten Durchführung seines Grundgedankens (Subjektivität des ästhetischen Urteils) nicht überall gleich geblieben: das gilt besonders da, wie wir sehen werden, wo es sich um die nicht zu vermeidenden begrifflichen Angaben hinsichtlich der Form des Schönen handelt; ganz besonders war bei der Lehre vom Schönen der Kunst um objektive Bestimmungen herumzukommen fast ganz unmöglich.

Kant mußte bei seiner subjektiven Zweckmäßigkeit in der Vorstellung des Schönen, der Zweckmäßigkeit der Stimmung, stehen bleiben. Unbewußt hatte er selbst den Weg vorgezeichnet, der über das von ihm erreichte Ziel hinausführen mußte. Und merkwürdig genug: gerade der Schlußstein seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft (im vorletzten § 59), wo Kant die subjektive Freiheit beim ästhetischen Wohlgefallen als ein Analogon der Autonomie der Vernunft setzte, sollte, indem er gleichsam in die umgekehrte (ob-

[10]) Schiller an Körner 18. Februar 1793.

jektive) Lage gebracht wurde, zum Grundstein von Schillers ästhetischem Umbau bezw. Weiterbau werden. „In diesem (d. i. dem ästhetischen) Vermögen", heißt es da, „sieht sich die Urteilskraft nicht wie sonst in empirischer Beurteilung einer Heteronomie der Erfahrungsgesetze unterworfen; sie giebt in Ansehung der Gegenstände eines reinen Wohlgefallens ihr selbst das Gesetz, sowie die praktische Vernunft es in Ansehung des Begehrungsvermögens thut, und sieht sich sowohl dieser inneren Möglichkeit im Subjekte, als wegen der äußeren Möglichkeit einer damit übereinstimmenden Natur, auf etwas im Subjekt selbst und außer ihm, was nicht Natur, auch nicht Freiheit, doch aber mit dem Grunde der letzteren, nämlich mit dem Übersinnlichen verknüpft ist, bezogen, in welchem das theoretische Vermögen mit dem Praktischen auf gemeinschaftliche und unbekannte Art zur Einheit verbunden wird." Also: das Schöne (aber wieder nur im Gefühl) ist ein Symbol des Sittlichguten, die ästhetische Freiheit ein Analogon der praktischen (der sittlichen) Autonomie. So waren im Subjekte zwar durch das Schöne Natur und Geist ausgesöhnt, die Kluft zwischen Freiheit und Notwendigkeit künstlich ausgefüllt. Künstlich, sage ich: denn wie konnte von einer völligen, ernstlichen Vermittlung zwischen diesem Gegensatze die Rede sein, so lange sie blos eine Scheinwirklichkeit in einer subjektiven Reflexionsweise hatte, so lange noch das Objekt, die Erscheinung, in den Friedensbund nicht eingeschlossen und durch dieses die Unfehlbarkeit des sensus communis aestheticus bestätigt und bekräftigt war. Das Objekt war unberücksichtigt geblieben, indes das autonome Subjekt seine Freuden genoß, zu denen ihm doch die Anregung auch von jenem geworden war.

Schiller blieb es vorbehalten, diese Rechte des Objektes zu wahren. Wir haben bereits gesehen, wie er, von allen Seiten zu seiner Auffassung dieser Aufgabe gedrängt, sie im Briefe vom 8. Februar zu lösen begann.

Körner macht unter anderem auch die Einwendung,[11]) daß das von Schiller zu Grunde gelegte Prinzip blos subjektiv sei,

[11]) Körner an Schiller 15. Februar 1793.

weil es auf der Autonomie, welche zu der Erscheinung hinzugedacht werde, beruhe. Nun frage es sich aber, ob es nicht möglich sei in den Objekten die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieses Hinzudenken der Autonomie beruhe. Schiller in seinem Briefe vom 18. Februar 1793 giebt dies zu, weil er bis dahin nur aus der Vernunft selbst herausargumentiert habe, ohne sich auf die Objekte einzulassen. Er hatte also bis jetzt nur erwiesen, daß ein ästhetisches Gefallen in der Natur der „Vernunft" selbst ohne die spezielle Abtrennung einer besonderen „Urteilskraft" zu suchen und zu finden sei. Und den Beweis, „daß in den Objekten selbst etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieses Prinzips der Freiheit darauf möglich macht", tritt er an, indem er seine „Theorie" in demselben Briefe sofort weiter entwickelt. Das Verhältnis von Schönheit und Sittlichkeit war, wie diese grundlegenden Gedanken schon zeigen, bestimmt ein ganz anderes zu werden, als wie Schiller es seither immer aufgefaßt hatte. Weit davon entfernt, „die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten", wie Körner im Mißverständnisse meinte,[12]) hielt er „sie vielmehr damit beinahe unverträglich", denn es war ja nur die Form der Selbstbestimmung, welche die Schönheit zu einem Analogon der Sittlichkeit macht: „Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit als eine Eigenschaft der Erscheinungen ist Bestimmung durch reine Natur." Existenz aus bloßer Form ist ihr gemeinsames Prinzip.

„Es giebt also," entwickelt Schiller weiter, „eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter als Freiheit verlangen, wo wir blos darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind."

„Zeigt sich nun ein Objekt in der Sinnenwelt blos durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als ein Produkt einer Willensbestimmung) beurteilt." Denn

[12]) Körner an Schiller 15. Februar 1793.

auch die praktiſche Vernunft verlangt, daß eine Handlung blos um der Handlungsweiſe (Form) willen geſchehe, ohne Rückſicht auf Stoff und Zweck. Demnach „iſt eine Form in der Sinnenwelt, die durch ſich ſelbſt beſtimmt erſcheint, eine Darſtellung der Freiheit; denn dargeſtellt heißt eine Idee, die mit einer Anſchauung ſo verbunden wird, daß beide eine Erkenntnisregel mit einander teilen.“ So ſehr wir aber „Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln“ vom Schönen verlangen, ſo ſind doch Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an ſich durchaus nicht unverträglich mit der Schönheit — nur darf ſich der Einfluß eines Zweckes nicht bemerklich machen und ſich ſo als Zwang (Heteronomie) für das Objekt ankündigen. „Das ſchöne Produkt darf und muß ſogar regelmäßig ſein, aber es muß regelfrei erſcheinen.“

Allerdings iſt kein wirkliches Ding, weder der Natur noch der Kunſt, zweck- und regelfrei, (durch ſich ſelbſt beſtimmt), „ſobald wir es zum Gegenſtand einer theoretiſchen Erkenntnis machen, ſobald wir über es nachdenken. Vermittelſt der blos theoretiſchen Vernunft, auf dem Wege des Nachdenkens werden wir niemals in der Sinnenwelt auf ein Intelligibles (Freiheit) ſtoßen.“ „Aber alles wird anders, wenn man die theoretiſche Unterſuchung hinweg läßt und die Objekte blos nimmt, wie ſie erſcheinen.“ Dann bemerken wir weder Regel noch Zweck, die ja als Begriffe nicht erſcheinen, nicht angeſchaut, ſondern nur erkannt werden können. Eine ſolche bloße Erſcheinung, die ſich von allen äußeren Beſtimmungsgründen losgeſagt zu haben ſcheint, wird als durch ſich ſelbſt beſtimmt, als frei beurteilt. „Man wird alſo folgendes als einen Grundſatz aufſtellen können, daß ein Objekt ſich in der Anſchauung als frei darſtellt, wenn die Form desſelben den reflektierenden Verſtand nicht zur Aufſuchung eines Grundes nötigt. Schön heißt alſo eine Form, die ſich ſelbſt erklärt; ſich ſelbſt erklären heißt aber hier, ſich ohne Hilfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt ſich ſelbſt, aber vermittelſt eines Begriffs. Eine Schlangenlinie erklärt ſich ſelbſt ohne das Medium eines Begriffes.“

So war das subjektive Prinzip ins Objektive hinübergeführt, auf die Autonomie des Sinnlichen gegründet.

Die Übereinstimmung mit den uns bekannten Sätzen Kants, daß das Schöne „ohne allen Begriff“ und ohne jede materielle Einwirkung gefallen müsse, leuchtet von selbst ein. Aber, ergiebt sich diese wichtige Einsicht in das Wesen des Schönen durch die Schillersche Erklärung nicht in viel einfacherer und deshalb evidenterer Weise? Muß doch ein bestimmender Einfluß der Empfindungen und Begriffe, als für die Erscheinung heteronomisch, von selbst ausgeschlossen sein: denn die Schönheit ist Autonomie in der Erscheinung. Die von Schiller so lange gehegte Ansicht von der Identität von Schönheit und Sittlichkeit, von dem moralischen Zwecke der Kunst ist jetzt definitiv überwunden. Der in dieser Ansicht enthaltene Widerspruch ist ein für allemal aufgedeckt durch die Erkenntnis, daß die Kunst und das Schöne sich immer nur auf die Form (Selbstbestimmung), nicht auf die Materie (moralischen Zweck) beziehen können. Auch in Bezug auf die „Darstellung einer Idee“ schließt sich Schiller an Kant an. Der Idee kann keine Anschauung „adäquat“ sein, sie (die Idee) kann nur symbolisch dargestellt werden, so daß Idee und Anschauung der Form der Reflexion, der Regel des Verfahrens nach, nicht dem Inhalte nach übereinkommen.[13])

Schiller betont hier von vornherein das Sinnliche als ein Merkmal des Schönen: wie Kant das Schöne blos an Dingen aufsucht, die den Sinnen sich darbieten, so findet es auch Schiller in der Welt der Erscheinungen. Demgemäß ist für Schiller ein Charakter, eine moralische Handlung nur dann zugleich schön, wenn auch die Sinnlichkeit dabei frei erscheint, ihre Integrität gewahrt ist. Die moralische Handlung muß aussehen, wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur, und sie muß vor sich gehen, ohne daß wir der „Operation“ zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird.[14]) Unser Gemüt muß die Resultate nicht gegeben erhalten, sondern sie selbst entwickeln. Doch ist hier blos von einem „uneigentlichen Schönen“ zu reden.

[13]) Vgl. Kant, K. d. U. S. § 59 S. 228.

[14]) Brief an Körner vom 19. Februar 1793.

Ein bedeutsamer Satz ist es, wenn Schiller hier sagt[15]: „Das Maximum von Charaktervollkommenheit eines Menschen ist moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn die Pflicht ihm zur Natur geworden ist.“ Hier ist der erste Ansatz zu der Opposition, die Schiller in „Anmut und Würde“[16] gegen den Kantischen Rigorismus erhebt: diese moralische Schönheit, die hier eine „uneigentliche“ genannt wird, werden wir in Schillers Entwickelung noch zu einer ganz hervorragenden Bedeutung kommen sehen.

Das Resultat seiner aprioriſchen Entwickelung des Schönheitsprinzipes faßt Schiller in seinem Briefe vom 23. Februar 1793 so zusammen: „Es giebt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem Übrigen abstrahiert und blos darauf gesehen wird, ob sie frei, das ist durch sich selbst bestimmt, scheinen. Diese Vorstellungsart ist notwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert.“

Jetzt blieb Schiller noch die Aufgabe, durch Beispiele der Erfahrung zu erhärten, „erstlich, daß dasjenige Objektive an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleiht, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet;“ und zweitens: „daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen notwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden.“

Aber Schiller setzt sofort hinsichtlich dieser zweiten Aufgabe hinzu: „Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen sein, dieses Letzte — die Gleichheit des Gefühls hervorgerufen durch Freiheit in der Erscheinung mit dem Gefühle bei der Vorstellung des Schönen — a priori zu beweisen, da nur die Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriffe der Freiheit noch aus dem der Erscheinung ein solches

[15]) Brief an Körner vom 19. Februar 1793.

[16]) Vgl. dazu Raphael und Julius, in der Magister-Diss.: „Einheit von beiden Naturen“, Kritik „Bürgers: „Herstellung der Menschheit in uns.“

Gefühl analytisch herausziehen, und eine Syntheſis a priori iſt es ebenſowenig.“ Doch hofft er „durch Induktion und auf pſychologiſchem Wege zu erweiſen, daß aus dem zuſammengeſetzten Begriff der Freiheit und der Erſcheinung, der mit der Vernunft harmonierenden Sinnlichkeit, ein Gefühl der Luſt fließen müſſe, welches dem Wohlgefallen gleich iſt, das die Vorſtellung der Schönheit zu begleiten pflegt.“

Dieſen Erweis bleibt Schiller uns in den Kallias-Briefen ſchuldig. Diejenigen der „Briefe über die äſthetiſche Erziehung“, welche ſich hauptſächlich über das Schöne in ſeiner ſubjektiven Beziehung auslaſſen,[17]) über die äſthetiſche Stimmung, können als eine Ausfüllung dieſer Lücke betrachtet werden.

Die Löſung der erſten Aufgabe findet ſich in dieſem Briefe vom 23. Februar unter der Aufſchrift:

I. „Freiheit in der Erſcheinung iſt eins mit der Schönheit.“

Die Frage, wie kann man einen objektiven Grund dieſer Vorſtellung der Freiheit in der Erſcheinung ſuchen, geſtaltet ſich zu einer Unterſuchung der Beſchaffenheit der einzelnen Objekte, welche uns nötigen, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf ſie zu beziehen. Dieſe objektive Beſchaffenheit des Schönen ſtellt ſich etwa folgendermaßen dar:

„Jede Beſtimmung geſchieht entweder von außen oder nicht von außen (von innen); was alſo nicht von außen beſtimmt erſcheint und doch als beſtimmt erſcheint, muß als von innen beſtimmt vorgeſtellt werden.“ Da aber dieſe Selbſtbeſtimmung (Freiheit) als eine Idee der Vernunft an einem ſinnlichen Dinge als Merkmal ſich nicht zeigen kann, ſo kann nur die Vorſtellung des Nichtvonaußenbeſtimmtſeins zugleich indirekt die Veranlaſſung dazu werden, daß die Vorſtellung des Voninnenbeſtimmtſeins („Freiheit“) in uns hervorgerufen wird. Aber die Vorſtellung des Nichtvonaußenbeſtimmtſeins muß notwendig zugleich mit dem Vorſtellen des Objektes herbeigeführt werden, da auch, „unſer Urteil vom Schönen Notwendigkeit und Jedermanns Beiſtimmung fordert“. Notwendig muß

[17]) Vgl. beſ. 18., 19., 20., 21. Brief.

jene Vorstellung auch deshalb sein, weil ohne sie die Vorstellung des Positiven (Voninnenbestimmtsein, Freiheit), nicht wachgerufen werden kann und somit auch kein ästhetisches Wohlgefallen möglich wäre.

Man sieht hier wieder die enge Berührung mit der Kantischen Auffassung inbezug auf die allgemeinen Bedingungen des Schönen: zugleich aber liegt es in der Natur der Schillerischen Untersuchungen, daß „Notwendigkeit" und „Allgemeingiltigkeit" nicht blos subjektive Geltung haben, sondern mit der Natur des schönen Gegenstandes in enge Verknüpfung gebracht sind. Für Kant ist nur das Gefühl, die Wirkung des Schönen, als im Subjekte bedingt, allgemeingiltig (der Möglichkeit nach) und notwendig als ein Gefühl a priori, dessen „Bestimmungsgrund vielleicht im Begriffe von demjenigen liegt, was als das übersinnliche Substrat des Menschen angesehen werden kann."[18])

Und dieses „subjektive Prinzip, nämlich die unbestimmte Idee des Übersinnlichen in uns" ist Kant zwar „der einzige Schlüssel der Enträtselung dieses uns selbst seinen Quellen nach verborgenen Vermögens —"[19]): aber die geheime Pforte der Erkenntnis sucht er weiter nicht zu öffnen. Gerade diese „unbestimmte Idee" sucht Schiller hier zu bestimmen: festzustellen, in welchen bestimmten Fällen diese Idee wachgerufen und in Thätigkeit gesetzt wird.

Zu dieser notwendigen Vorstellung also muß die Beschaffenheit des Objekts führen: in dem bestimmten Objekt selbst muß etwas Bestimmendes, ein Bestimmungsgrund, sein; nach diesem zu fragen, muß ein Bedürfnis vorhanden sein. „Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht" und das Bestimmende zu dem Bestimmten: „folglich muß der Verstand ins Spiel gesetzt werden, er muß veranlaßt werden, über die Form des Objekts zu reflektieren, da der Verstand es nur mit der Form zu thun hat." Ein Äußeres, das wissen wir, kann das Bestimmende nicht sein, — („weder eine

[18]) Vgl. K. D. U. § 57 S. 214/15; ferner § 19 ff. § 36/37.
[19]) Vgl. § 57.

andere Erſcheinung, noch ein anderes als die Erſcheinung oder ein Begriff, ſonſt hätten wir gar keine reine Erſcheinung mehr").[20]) „Das Objekt muß alſo eine ſolche Form beſitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt. Denn der Verſtand kann ſein Geſchäft nur nach Regeln verwalten." „Und zwar iſt es genug, daß der Verſtand auf eine Regel — unbeſtimmt welche — geleitet wird," „weil wirkliche Erkenntnis der Regel allen Schein der Freiheit zerſtören würde, wie bei jeder ſtrengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall iſt." Eine ſolche Form nun, die „auf eine Regel deutet, heißt kunſtmäßig oder techniſch; und inſofern alſo eine ſolche Form ein Bedürfnis erweckt, nach einem Grunde der Beſtimmung zu fragen, ſo führt hier die Negation des Von-außenbeſtimmtſeins ganz notwendig auf die Vorſtellung des Voninnenbeſtimmtſeins oder der Freiheit." [21])

Zu der erſten Grundbedingung des Schönen tritt ſomit eine zweite hinzu, ohne welche „die erſte blos ein leerer Begriff ſein würde": Freiheit in der Erſcheinung iſt zwar der Grund der Schönheit, aber Technik iſt die notwendige Bedingung unſerer Vorſtellung von der Freiheit."

Durch Zuſammenfaſſung der beiden Grundbedingungen der Schönheit und der Vorſtellung der Schönheit erhält Schiller die Definition: „Schönheit iſt Natur in der Kunſtmäßigkeit." Den Begriff „Natur" zieht Schiller mit gutem Grunde herbei: „weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne ſich einſchränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch ſogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet." Wenn nun Kunſt nur durch Technik, durch Regeln ſein kann, Natur aber der Technik gegenübergeſtellt das bedeutet, was durch ſich ſelbſt iſt, ſo iſt, „Natur in der Kunſtmäßigkeit das, was ſich ſelber die Regel giebt": es herrſcht dann „Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit". Indem Schiller nun noch den Begriff „Natur" des näheren erörtert, findet er, daß damit alles unbedingt zu dem Weſen und Sein

[20]) Vgl. Danzel, Geſ. Aufſätze S. 237.

[21]) Vgl. Anmut und Würde. Ausg. v. Goed. X S. 73; Vorleſungen ebd. S. 56.

eines Dinges Gehörige bezeichnet werde, dasjenige, „wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist," mit Ausschluß alles Zufälligen: also gewissermaßen die „Person des Dinges". Die Form muß über die Masse herrschen, die eigentümliche Natur eines Dinges die allgemeine Körpernatur unterdrücken, — dann haben wir „Autonomie des Organischen".

„Natur an einem technischen Dinge" aber „ist seine technische Form selbst, gegen welche alles Andere, was nicht zu dieser technischen Ökonomie gehört, als etwas Auswärtiges, und, wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird". Die Technik muß aber wieder aus dem Dinge selbst entstanden sein, mit seiner ganzen Existenz eins sein („freiwilliger Konsenz des Dinges zu seiner Technik"). Kurz, Natur ist „das innere Prinzip der Existenz an einem Dinge, zugleich als der Grund seiner Form betrachtet: die innere Notwendigkeit der Form". Und jetzt verstehen wir auch vollkommen jene Erklärung des Schönen als „Natur (Autonomie) in der Kunstmäßigkeit". (Technik): „sie ist die reine Zusammenstimmung des inneren Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist." Es muß also dem Schönen nicht blos Autonomie, sondern auch Heautonomie zugeschrieben werden: die Form muß zugleich selbstbestimmend und selbstbestimmt sein.

Das Schöne befriedigt so durch seinen gesetzmäßigen Eindruck unseren Verstand, ohne daß er sich anzustrengen braucht, und zugleich die Einbildungskraft: der Verstand braucht blos zu allem, was er an Schönem draußen vorfindet, Ja und Amen zu sagen.

An diesem Ziele angelangt glaubt Schiller, „die objektiven Beschaffenheiten der Gegenstände", die uns zu dem transszendentalen Akte des Leihens einladen, d. h. derjenigen, welche schön sind, sicher genug begründet zu haben: diese „Beschaffenheiten" „bleiben ihnen", wie er hinzufügt, „auch wenn das vorstellende Subjekt ganz hinweg gedacht wird."

Die gewonnenen Resultate werden nun an einzelnen Gegenständen, dem Schönen der Erfahrung, gemessen; durch die bei-

gezogenen Beiſpiele wird die ganze Theorie in ein überraſchendes Licht geſetzt, ebenſo wie auch der Unterſchied der Begriffe des Schönen und des Vollkommenen, die ſo oft verwechſelt werden, ſcharf hervorgehoben wird. Das Vollkommene kann, inſofern es durch ſeinen *eigenen Begriff* beſtimmt iſt, *Autonomie* haben, aber niemals *Heautonomie*, wie das Schöne, „weil nur an dieſem die *Form* durch das *innere* Weſen beſtimmt iſt“. Ich erinnere an die Worte jenes Briefes vom 25. Januar 1793, daß Schönheit nur die *Form* einer *Form* ſei, daß es die Form einer Vollkommenheit ſei: das wird hier erſt recht klar. Die Einheit des Mannigfaltigen in ſeinem Begriff iſt das Vollkommene — unter der Form der Freiheit, aus ſeinem inneren Weſen heraus beſtimmt erſcheinend, wird es *ſchön*: erſcheint die Vollkommenheit als Natur, ſo iſt ſie ſchön.

Man ſieht, wie durchgreifend und ſicher Schiller die Kantiſchen Beſtimmungen betreffs der formalen Zweckmäßigkeit ohne Zweck (ſubjektive Zweckmäßigkeit ohne Zweck) im Sinne ſeiner eigenen Lehre umgeformt und weitergebildet hat. Wir fanden, daß bei Kant alles auf den Begriff des Geſchmacksurteils hinauslief: Schönheit ſagten wir nach ihm von einem Gegenſtande dann aus, wenn die Einbildungskraft (als Sinn für das Mannigfaltige) in ihrer *Freiheit* mit dem *Verſtande* (der die *Vereinigung* giebt) in ſeiner *Geſetzmäßigkeit* übereinſtimme.[22]) Wie aber der Gegenſtand beſchaffen ſein müſſe, dem doch das Subjekt die Luſt jenes „freien Spiels“ mitverdankt, hat Kant nicht unterſucht: es ſtand ihm, wie immer, jenes „Durch-den-Begriff-gefallen“ im Wege. Schiller hielt durchaus an dieſer „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ feſt, aber bei ihm war die im Objekte ſelbſt liegende *formelle* Beſchaffenheit, die Autonomie in der Technik, der *Grund* jenes ſubjektiven Wohlgefühls; die Analogie mit der ſittlichen Freiheit liegt zu Tage: „ſo wie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Kauſalität und materiellen Willensbeſtimmungen gegenüber gedacht werden kann“, ſo kann Freiheit nur mit Hilfe der *Technik* ſinnlich *dargeſtellt* werden.

---

[22]) K. d. U. Allg. Anm. § 22.

„Die Vorstellung der Technik dient blos dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produkts von derselben ins Gemüt zu rufen und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen."

Anmerkung. Tomaschek a. a. O. S. 171 ist der Ansicht, „daß besonders die Begeisterung für die Idee der sittlichen Freiheit", zu der „die dichtende Einbildungskraft" hinzugetreten sei, Schiller zur Aufstellung dieser Analogie vermocht hätte! „Und so wurde dem Gegenstand eine Person und freie Selbstbestimmung geliehen, das Reich des Geschmackes war fortan ein: „Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer dem Menschen ein glücklicher Bürger, der ihm zuruft: „So frei, wie ich."" Ich glaube gezeigt zu haben, daß es doch nicht blos „Begeisterung" und „dichtende Einbildungskraft" waren, die die Analogie nahe legten. Schiller bleibt doch hier „sachlicher" als jemals vorher oder nachher. Im einzelnen mag ja eine zersplitternde Kritik Ungenauigkeiten u. dgl. aufdecken können — im Ganzen, an das wir uns halten, ist die Lehre konsequent und in sich selbst geschlossen. Es war allerdings ein tiefinneres, richtiges Gefühl, welches Schiller zu jener Analogie hinleitete — in jenen Worten: „ein glücklicher Bürger — so frei, wie ich!" liegt die ganze Schillerische Theorie wie im Keime vorgebildet: damit war schon angedeutet, was noch heute die ästhetische Theorie auf festeren psychologischen Grundlagen aufstellt: daß das Schöne durch seinen charaktermäßigen Eindruck als ein analogon personalitatis in der Erscheinung empfunden werde.

Ganz im Sinne Kants ist jene Ansicht, daß „alles Steifregelmäßige" der Schönheit Abbruch thue[23]); besonders beim Schönen der Kunst nahm Kant die Gelegenheit wahr, darauf aufmerksam zu machen, daß zwar „Pünktlichkeit", aber nicht „Peinlichkeit" durchscheinen dürfe. Als Natur muß das Schöne erscheinen, „ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt, und seinen Gemütskräften Fesseln angelegt habe."[24])

---

[23]) Vergl. K. d. U., S. 22 allg. Anm.

[24]) Vergl. § 45 ebend. S. 173.

Gleichwohl ist Regelmäßigkeit auch bei ihm zum Schönen notwendig, als „die conditio sine qua non, um den Gegenstand in eine einzige Vorstellung zu fassen.“ Vor allem eintönig Regelmäßigen hatte Schiller von jeher eine Abneigung. Dieser Vergleich ihrer Ansichten führt uns unmittelbar zu einer anderen Betrachtung.

Kant hatte in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft[25]) einen Satz aufgestellt, der erst durch die von Schiller aufgestellte Theorie,[26]) wie dieser selbst erinnert, seine richtige Erklärung erhalten und in seiner ganzen Konsequenz aufgefaßt werden kann: „Die Zweckmäßigkeit in der Form (eines Produktes der schönen Kunst) muß von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sei.“ Da haben wir wieder das unausweichliche Objektive, das sich aller Orten geltend macht. Was ist denn diese „Form“? „Auf diesem Gefühle, ... fährt Kant fort, als ob er von der „Form“ gar nicht gesprochen hätte. „Die Natur“ heißt es weiter, „war schön, wenn sie zugleich wie Kunst aussah; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.“ Wodurch nun sollen wir uns dessen bewußt werden? Gerade an diesem Vergleiche des Natur- und des Kunstschönen hätte Kant die Notwendigkeit objektiver Eigenschaften und Bedingungen klar werden müssen. Denn „dieser Satz macht die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht Kant also selbst ein, daß Schönheit nichts anderes als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.“[27])

Interessant und für die Entwickelung von Schillers Ästhetik von Bedeutung sind namentlich auch die Bemerkungen Schillers über den „guten Ton“, die „Schönheit des Umganges“ in seinem Briefe vom 23. Februar 1793. Wenn er sagt, daß aller

[25]) § 45, Anf.

[26]) Schiller an Körner 23. Februar 1793, Briefw. III, S. 58.

[27]) Schiller, Bw. III, S. 58/59.

*

despotische Zwang, alle Künstelei und alles Eckige, „jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen“ den Eindruck störe, so können wir darin Ansichten erblicken, die der ganzen späteren Richtung seiner Untersuchungen vorausdeuten. Aus seinem Begriffe der Schönheit will er das alles entwickeln, er will über den Geschmack und seinen Einfluß einen besonderen Brief schreiben — was allerdings unterblieb, aber in seinen späteren Schriften oft genug zur Sprache kommt.

Hier wie in dem folgenden Aufsatz über „Das Schöne der Kunst“ betont Schiller oft und ausdrücklich, daß das Schöne nicht der Materie (Stoff an sich) zugesprochen werden könne, sondern in der Darstellungsweise, der Form, dem harmonischen Verhältnisse eines Geistigen zum Sinnlichen gesucht werden müsse. Schon in seiner Kritik der Gedichte Bürgers (1791) hatte er darauf hingewiesen, daß dem verfeinerten Kunstsinn nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedige. Auch sonst schon sind wir dieser Auffassung begegnet. Wiederum ein Zeugnis dafür, das sich Schillers genialer Geist oft mit sicherem Gefühl zu geahnten Wahrheiten aufgeschwungen und Ziele vorausbezeichnet hatte, zu denen er sich später, um Gewißheit zu haben, daß er recht gegangen, und um auch anderen den Weg zu bahnen, auf dem beschwerlichen, langsamen Pfade des Denkens erst noch einmal hinarbeiten mußte. Und wie das oben Gesagte in Einzelansichten anzuwenden ist, so kann man Ähnliches von seiner Lehre im Ganzen und im Verhältnisse zu dem heutigen Stande der ästhetischen Wissenschaft sagen.

Schiller hat mit seinen Erörterungen und Ergebnissen die ästhetische Forschung auf die richtige Bahn gewiesen; und im wesentlichen hat er selbst schon gefunden, was die heutige Theorie der Kunst, die den Begriff der Idealisierung in die Mitte stellt, von sichreren psychologischen Grundlagen ausgehend, als sie Schiller geboten waren, erreichen konnte.[28])

---

[28]) Vgl. Vischer, Ästhetik II, 357 ff. Köstlin, Ästh. 894 f., 945 f. Kirchmann, Ästh. 47 ff. Siebeck, a. a. O. 75.

Schon in dem Briefe vom 23. Februar hatte Schiller es betont, „daß auch die Formen der Kunst mit der Existenz des Geformten eines ausmachen“ müßten, daß auch ihnen innere Notwendigkeit der Form unerläßlich sei. Zur Anwendung seines Prinzips auf „Das Schöne der Kunst“ (zum Nachweis des eben Gesagten) kam es erst im Brief vom 28. Februar 1793.

Es sind gerade in dieser letzten kleinen Abhandlung Grundsätze und Gedanken enthalten, die einen bedeutenden Fortschritt Schillers innerhalb der eigenen Entwickelung und auch besonders gegenüber den Ansichten Baumgartens und seiner Schule von der „Nachahmung“ bekunden. Dieser hatte den Dichter dem Schöpfer verglichen, das Gedachte der Welt: der Dichter ahmt die Natur nach, indem er so gestaltet wie sie; er muß die Wirklichkeit nachbilden, so daß das Nachgeahmte auch einen Erkenntniswert besitze.[29]) Kant hatte, da seine Untersuchungen, seiner subjektiven Auffassung des Schönen gemäß, sich mehr auf den „Vorstellenden“ (den Künstler) als auf das „Vorgestellte“ (das Kunstwerk) bezogen, eine derartige objektive Unterscheidung nicht gemacht: aber es lag doch in seinen Auslassungen über das Schöne der Kunst der Grund zu der Unterscheidung Schillers. Schiller verlangte nun nicht nur, wie Baumgarten, „Nachahmung der Natur“ schlechthin: in seiner Fassung des Begriffes „Nachahmung“ ist es von selbst inbegriffen, daß sie nicht eine bloße „Kopie“, sondern ein künstlerisch-idealisierendes, formales „Ähnlichmachen“, Nachbilden sei. Nicht plötzlich und neu war diese Erkenntnis bei Schiller aufgetreten. Die Kunstauffassung, wie sie in den „Räubern“ ihren Ausdruck gefunden hat, die Ästhetik von „Sturm und Drang“, war schon zur Zeit der Selbstkritik der „Räuber“ einer inneren mehr auf die Form und Komposition gerichteten Ansicht gewichen. Wie sich (in Schillers Bewußtsein) die Kunst vom Bann und Dienste der Moral u. dgl. allmählich losgerungen, wie sie allmählich in eigener Veredelung und Vollendung ihren höchsten Zweck zu erblicken gelernt hatte, so mußten auch die Anforderungen an die künstlerische Thätig-

[29]) Vgl. H. v. Stein a. a. O. S. 345. Dieser sagt: Schillers Begriff der „Nachahmung der Natur“ sei identisch mit dem Baumgartens. Bei einer Vergleichung ergeben sich doch Verschiedenheiten.

keit immer reinere und ihrem Berufe angemeſſenere werden. War das Kunſtwerk berufen, ein ſelbſtändiges, lebendiges Formganzes zu ſein, ſo mußte es auch aus dementſprechenden formalen Elementen, „Gliedern“, beſtehen: die Harmonie, das leichte Ineinandergreifen und -ſpielen der Teile zu einem ſtimmungsvollen Geſamtbild konnte nicht das Werk eines groben „Abklatſches“ der Natur ſein: die Begriffe „Poetiſche Wahrheit“ und „Idealiſierung“ wurden in unſerem Dichter lebendig. Solche Anſichten ſehen wir ſich ſchon abklären in jener Zeit der Gährung, in der „Die Künſtler“ gedichtet wurden.

Der Forderung der „Idealiſierung“ begegnen wir zum erſtenmale in der Kritik Bürgers, wo für alle wahre Lyrik Grundregeln aufgeſtellt ſind: Idealiſierung, ohne welche der Dichter aufhöre ſeinen Namen zu verdienen, war dort als deſſen „erſtes Erfordernis“ aufgeſtellt. Nicht allein für die Handlung, auch für die Empfindung verlangte er jene Veredelung: und zwar ſetzte er ſie in die Allgemeinheit der Empfindung,[30]) ſo daß alle Menſchen ſie mitempfinden könnten und müßten.

Körner nahm am Gange der Unterſuchungen des Freundes regen Anteil, indem er nach ſeiner Art, nichts ungeprüft paſſieren zu laſſen die etwaigen Schwächen der Schilleriſchen Theorie andeutete, ohne ihnen jedoch durch ſeine eigenen Analyſen und Hypotheſen aufhelfen zu können. Auch er verſuchte nicht etwa auf induktivem Wege Geſetze des Geſchmackes zu finden, ſondern ähnlich wie Schiller den Begriff der Schönheit aus oberſten Prinzipien zu deduzieren. Erſt verlangte er von Schiller immer wie der ein wirklich objektives Merkmal der „Freiheit in der Erſcheinung“, weil die Freiheit ja doch nur hinzugedacht ſei. Schiller antwortet nun mit ſeinem Briefe vom 18. Februar durch den Begriff der „inneren Notwendigkeit der Form“. Aber Körner, immer noch nicht zufrieden, will nun ein poſitives, nicht blos verneinendes Merkmal haben: daraufhin erklärt Schiller in ſeinem Briefe vom 5. Mai 1793, ein bejahendes objektives Merkmal der Freiheit in der Erſcheinung ſei endlich gefunden, ohne daß er ſich damals

[30]) Vgl. Schillers W. W. Goedeke VI, S. 323, 336.

oder ſpäter näher darüber ausgelaſſen hätte. Die verſchiedenen Bearbeiter der Sache haben Verſchiedenes als dieſes poſitive Merkmal in Anſpruch nehmen wollen. Danzel (Geſam. Aufſätze S. 242), von den „Briefen über äſthetiſche Erziehung“ ausgehend, will es darin erblicken, daß im Schönen in menſchlicher oder in menſchenähnlicher Weiſe eine Einheit von Freiheit und Sinnlichkeit ſich darſtelle, — aber, wie Überweg[31]) mit Recht bemerkt: „Danzel nimmt die Freiheit, für welche das Kriterium doch erſt geſucht werden ſoll, im Kriterium ſelbſt mit auf“. Und außerdem, möchte ich hinzufügen, brauchte man zur Auffindung dieſes objektiven Merkmals, das ſich doch aus den Beſtimmungen des „Kallias“ ſelbſt entwickelt und begreifen läßt, nicht zu den äſthetiſchen Briefen zu greifen.

Tomaſchek (a. a. O. S. 185), der die Danzeliſche Hypotheſe aus anderen Gründen verwirft, ſtellte ſelbſt eine auf, dahin lautend: unzweifelhaft habe Schiller geglaubt ſein poſitives Merkmal in „der Bewegung“ gefunden zu haben.

Aber da fragt es ſich wieder, welche Bewegung als frei erſcheine oder aus der Selbſtbeſtimmung des Objektes hervorgegangen ſcheine, und aufs neue müßte nach dem Kiterium gefragt werden. Man könnte ja, zufrieden mit der Geſamterklärung des Schönen, auf weitere Nachforſchungen nach dieſem poſitiven Merkmal verzichten. Aber der geſuchte poſitive Ausdruck liegt klar zu Tage im 15. Briefe über die äſthetiſche Erziehung (zu Anfang): das Objekt des Spieltriebes, „lebende Geſtalt,“ iſt der poſitive Ausdruck. Dem neueſten Bearbeiter unſerer klaſſiſchen Äſthetik, Otto Harnack, iſt ähnlich wie Tomaſchek das Mißgeſchick begegnet, daß er glaubte annehmen zu müſſen, dieſe Periode ſteht zu der vorigen und ihrem fruchtloſen Suchen des „objektiv Schönen“ in einem diametralen Gegenſatz.

Ich komme zu einem anderen Ergebnis: die ganze Entwickelung iſt ſchon im „Kallias“ vorgezeichnet, und nur wenn wir „Freiheit in der Erſcheinung“ als Keim und Kern von allem annehmen, können wir uns überhaupt unter „lebender Geſtalt“

---

[31]) Schiller als Philoſoph, S. 155.

das vorstellen, was Schiller meint. Das Schöne ist für Schiller objektiv, aber zugleich eine Aufgabe für die sinnlich-vernünftige Natur. Neue Grundgedanken finden sich in den Briefen über ästhetische Erziehung nicht: die des „Kallias" sind nur vertieft, sie haben sich in sich selbst ausgeweitet. Und dies entspricht auch dem ganzen Wesen von Schillers Entwickelungsgange: weil sein Gedankenkreis begrenzt war, durchlief er ihn schneller und öfter und erzeugte so eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlte, durch die Form.[32])

Im Oktober 1793 noch, als Schiller bereits in Schwaben war, sehen wir Körner sich damit abmühen, jenes notwendige „Merkmal" zu finden. Er glaubt, dies „in der Art zu finden, wie die Einheit des Mannigfaltigen erscheint". Das Schöne sei ein Mikrokosmus aus lebendigen Bestandteilen zusammengesetzt, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimme, wie der Wille der Bürger eines republikanischen Staates. Aber vollkommen sei der Gegenstand nur, wenn der tote Stoff von einer einzigen Idee beherrscht werde. Wir verstehen, was Körner meint, aber in diesen und weiteren Erklärungen erzielt er schließlich doch nicht mehr, als was Schiller selbst gefunden hat. Ja, wenn er sagt: „diese Anschauung (des Schönen) geschieht durch die Phantasie, welche jedes Element des vorgestellten Objektes „belebt", so hat er damit selbst den von Schiller so sehr betonten Akt beim Schönen (Perzeption des Schönen) ausdrücklich hervorgehoben.

Leider kam diese Korrespondenz über die ästhetische Theorie („Kallias") bald ins Stocken. Die Lust, der dichterischen Muse wieder einmal die Hand zu reichen, regte sich in Schiller infolge der Lektüre von Kants neuester Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft": eine „Theodicee", charakteristisch genug für den Verfasser der „philosophischen Briefe" (Theos. des Julius), und andere Gedichte philosophischen Inhalts wurden geplant. Dann waren es Arbeiten für die „Neue Thalia" und die behufs einer erneuten Ausgabe seiner Gedichte angestellte

[32]) Vgl. Schiller an Goethe, 31. August 1794.

Reviſion, die Schiller an der Fortſetzung des „Kallias verhinderten. Beſonders machte ihm die Herausgabe der „Künſtler“ viel Sorgen, da ſeine Anſichten über die Kunſt ſich ſeit der Zeit merklich erweitert, ſeine Geſichtspunkte ſich verändert, manche Anſichten ſich ganz und gar widerlegt hatten.[33]) Gleichwohl konnte er ſich geſtehen, daß doch „manches philoſophiſch Richtige“ und Befriedigende in ihnen zu finden ſei. Und zu aller Arbeit und neuen Plänen kam das ewig ſtörende „alte Übel“ hinzu, ihm die Zeit zu verbittern und zu verderben.[34])

Wie wenig aber die frühere Abſicht, eine Theorie des Schönen in Form eines Dialogs zu liefern, aufgegeben war, beweiſt der Umſtand, daß er gerade damals bei dem Maler Ramberg in Hannover ein Vignette zum „Kallias“ beſtellte.

Doch der Plan mußte anderen Intereſſen geopfert werden. Seinem Wohlthäter, dem Prinzen von Auguſtenburg, war Schiller noch einen öffentlichen Beweis von Aufmerkſamkeit und Dankbarkeit ſchuldig. Jetzt, da er nach Vollendung von „Anmut und Würde“ an die Darſtellung ſeiner Theorie des Schönen ging, bot ſich ihm Gelegenheit ſeine Schuld dadurch abzutragen, daß er ſeine Anſichten in „Briefen“ an jenen darlegte. Die bereits eingeleitete Korreſpondenz konnte dann an Stelle des urſprünglich geplanten „Kallias“ treten. Auch hatte er „bei einer ſolchen Einkleidung den Vorteil, daß eine freiere und unterhaltendere Behandlung ihm gleichſam zur Pflicht wurde, und daß er ſich aus ſeiner Unkunde im Dogmatiſieren noch ein Verdienſt machen konnte, weil ſolche Briefe an einen ſolchen Mann dies nicht wohl erlauben würden.“

Damit war der Plan einer ſpekulativen Schönheitstheorie, wie ſie im „Kallias“ begonnen war, thatſächlich aufgegeben, wenn auch noch im Februar 1794 Schiller ſich mit der Abſicht trug, den „reinen Begriff der Schönheit auf blos empiriſche Autorität zu gründen“.

— —

[33]) Schiller von Körner, 27. Mai 1793.

[34]) Ebendaſelbſt.

4. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Alfred Fürth, Referendar, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar, hier.

Es sprachen in den Sitzungen vom

16. und 30. Januar Herr Dr. Hanau über „Frankfurter Sachenrecht";

6. und 27. Februar Herr Dr. Th. Auerbach über „Frankfurter Obligationsrecht";

13. März Herr Dr. E. Benkard über „Frankfurter Familienrecht";

27. März und 10. April Herr Dr. P. Neumann über „Frankfurter eheliches Güterrecht";

24. April Herr Dr. Waldschmidt über „Stadt- und Ämterverfassung von Frankfurt".

Diese Vorträge werden zu einem selbständigen Handbuch des Frankfurter Partikularrechts vereinigt und unter den Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes herausgegeben werden. Es ist daher von der Einsendung besonderer Berichte Seitens der Sektion Umgang genommen worden.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht

Herr Paul Strauß, Techniker, hier.

„ Dr. jur. Paul Eltzbacher, Referendar, hier.

Es sprachen in den Sitzungen vom

9. Januar Herr Stadtrat Dr. K. Fleisch über
„Die Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Lohnsystem";

13. Februar Herr Dr. M. Quarck über
„Die Reichsenquete über das Bäckereigewerbe";

6. März Herr Dr. P. Zirndorfer über
„Das neue Reichsgesetz über Auswanderung";

20. März Herr Stadtrat Dr. K. Fleisch
„Der Gesetzentwurf betr. Abänderung des Unterstützungswohnsitzes";

Daneben wurde am 30. Januar die gemeinsame Lektüre von Rodbertus fortgesetzt; und am 27. März über den Kongreß für Sozialpolitik berichtet.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Lohnsystem von Herrn Stadtrat Dr. K. Fleisch.

Der Vortrag wäre vielleicht besser und kürzer bezeichnet worden als „Die Fortbildung des Lohnsystems"; denn er bildet eine Fortsetzung des vom Redner früher (s. Berichte des F. D. H. 1891, S. 373) gehaltenen Vortrags über die Fortentwickelung des Arbeitsvertrages.

In einer auf Privatkapital und Privatproduktion begründeten Gesellschaft steht dem Kapitallosen zur Erlangung seiner Bedürfnisse in der Regel, d. h. abgesehen von den Fällen der Alimentation und der Armenpflege, nur ein Mittel zur Verfügung: der Abschluß eines Arbeitsvertrages. Im früheren Vortrage ward gezeigt, daß dies Mittel einen wesentlichen Fehler hat: es bringt eine Beschränkung der persönlichen Freiheit mit sich; eine Beschränkung, die freilich derzeit weit über das Zulässige und Notwendige hinausgeht, so daß es falsch wäre, den Arbeitsvertrag lediglich nach seiner gegenwärtigen Gestaltung zu beurteilen, die aber kaum jemals vollständig zu beseitigen sein wird.

Erfüllt aber das Mittel seinen Zweck? Sichert es die persönlichen Bedürfnisse der Kapitallosen?

Zur Beantwortung dieser Frage, die nunmehr geprüft werden soll, wird zunächst lediglich auf die Hauptform des Lohns Rücksicht zu nehmen sein. In dieser Hauptform ist der Lohn die Zahlung, die für Überlassung der Arbeitskraft gemacht wird, unabhängig vom Produktionsertrag, aber auch unabhängig von den persönlichen Bedürfnissen des Arbeiters, — und unterscheidet sich von den Nebenformen, in denen die Zahlung mit ausschließlicher Rücksicht auf den Produktionsertrag (Gewinnbeteiligung) oder mit ausschließlicher bezw. hauptsächlicher Rücksicht auf die persönlichen Bedürfnisse erfolgt (Dienstbotenlohn; Unterhalt abgefundener Söhne, — der Mönche im Kloster, — der Arbeiter in einem kommunistisch-autoritären Staatswesen u. s. w.).

Gewöhnlich wird zur Rechtfertigung dieser Hauptform des Lohnsystems auf die Sicherheit hingewiesen, die es dem Arbeiter gegen das Risiko des Produktionsprozesses gewähre, der sehr häufig ohne Gewinn von statten geht.

Ebenso wichtig ist aber, daß der Lohn sich, wie um den Gewinn des Unternehmers, so auch um die Bedürfnisse des Arbeiters nicht kümmert.

Diese Bedürfnisse sind fortdauernd; der Lohn wird mit dem Fehlen der Arbeitsgelegenheit unterbrochen. Überdies sind die Bedürfnisse der einzelnen Arbeiter gelegentlichen Steigerungen unterworfen (Anschaffung des Winterbedarfes, Krankheit in der Familie u. s. w.), während die Lohnschwankungen jedenfalls nicht parallel mit diesen Bedürfnissteigerungen vor sich gehen; und endlich ist das Maß aller Bedürfnisse ein subjektives, während sich die Lohnhöhe nach für den Arbeiter objektiven Momenten richtet, — nämlich nach dem Wunsche der Produktionsherren, möglichst billiger und mindestens ebenso billig zu produzieren, wie seine Konkurrenten. Arbeiter, die — vorübergehend oder dauernd — besonderer oder mehr Bedürfnisse haben, dürfen trotzdem, wenn sie zur Arbeit zugelassen sein wollen, keinen höheren „Lohn" beanspruchen, als andere gleichtüchtige Kollegen, und werden sogar, weil für sie die Erlangung oder Bewahrung der Arbeitsstelle in höherem Maße Lebensfrage

iſt, wie für andere (junge, — ledige, — kinderloſe u. ſ. w.) vielleicht verſuchen, die anderen zu unterbieten, niemals aber vorübergehende Bedarfssſteigerungen bei ihrer Lohnforderung in Anſchlag bringen.

Der Lohn reguliert ſich alſo *ohne Rückſicht auf vorübergehende Bedarfssſteigerungen*, obwohl ſolche jedem Arbeiter während des Arbeitsverhältniſſes gelegentlich vorkommen, und er reguliert ſich nach den Forderungen derjenigen Arbeiter, welche bei gleichen Leiſtungen jeweils die *mindeſten* Bedürfniſſe haben. Das ſogenannte eherne Lohngeſetz läßt die ökonomiſche Situation der Arbeiter nicht etwa falſch, ſondern höchſtens zu günſtig erſcheinen. Nicht die „notwendigen oder herkömmlich für notwendig geltenden Lebensbedürfniſſe der Arbeiter“ [1]) beſtimmen die Lohnhöhe, ſondern die *für regelmäßige Zeiten hinreichenden*, von allen außerordentlichen Erforderniſſen und zeitweiſen Bedarfsſteigerungen gereinigten Bedürfniſſe. Der Lohn, der für dieſe letzteren gerade hinreicht, muß auch für die Perioden ausreichen, während welcher ſich außerordentliche Ausgaben häufen, und ſoll ſogar über Perioden der Verdienſtloſigkeit weghelfen!

Andrerſeits wäre es ganz falſch, dieſe Thatſache mit den bekannten Phraſen von der Profitwut der Kapitaliſten, dem Hunger nach Mehrwert u. ſ. w. zu erklären. Sie kommt vielmehr einfach von dem individualiſtiſchen Grunde unſerer Volkswirtſchaft, die ſich, obwohl ſie ſchon begrifflich dauernde Bedürfniſſe und dauernde Beziehungen vorausſetzt, doch aufbaut auf dem lediglich privatrechtlichen, auf ganz vorübergehende Zeitfriſten berechneten Verhältnis des Arbeitsvertrages. Ich ſchließe den Arbeitsvertrag als jederzeit lösbares Verhältnis: die leichte Lösbarkeit liegt ſogar im Intereſſe des Arbeiters ſelbſt. Weshalb ſoll ich dabei als Einzelner vorübergehende Bedarfsſteigerungen des Arbeiters berückſichtigen, der jetzt erſt zu mir kam; oder die Folgen vorausgegangener, bezw. die Fürſorge gegen künftige Verdienſtloſigkeit, da das Verhältnis doch nur ein ganz vorübergehendes iſt und ſein ſoll!

Die üble Lage der Arbeiter iſt hiernach darin begründet, daß der Lohn ſich nicht nach dem Durchſchnittsbedarf, ſondern *nach*

[1]) *P Roſcher*, Grundlagen, § 161.

dem zeitweilig geringsten Bedarf eines Arbeiters von gewöhnlicher Fähigkeit und gewöhnlichen Bedürfnissen berechnet, ohne auf die außerordentlichen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

In der Staatswirtschaft wird die Scheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben ergänzt durch die Scheidung zwischen den regelmäßigen und außerordentlichen Einnahmen (Anlehen, besondere Umlagen u. s. w.). In der Privatwirtschaft stehen solche außerordentliche Deckungsmittel nicht zur Verfügung, für sie entsteht also das Problem der Deckung der ordentlichen und außerordentlichen Bedürfnisse mit der einzigen, schwer zu steigernden und oft unterbrochenen Einnahme aus dem Arbeitsvertrag, und dies Problem ist um so schwerer, als die außerordentlichen Ausgaben besonders oft gerade in der Zeit der unterbrochenen Einnahmen auftreten.

Hiernach entstehen mit Notwendigkeit zwei Fragen: „Was sind im Privathaushalt außerordentliche Ausgaben?“ und: „Welche Deckungsmittel bestehen für sie in einer auf Arbeitsvertrag und Lohnsystem gegründeten Volkswirtschaft?“

Die Beantwortung dieser Fragen ist erschwert durch die Unbestimmtheit des Begriffes der außerordentlichen Bedürfnisse. Man hat darunter offenbar diejenigen zu verstehen, die für den Einzelnen nicht regelmäßig, sondern nur einmal, oder ausnahmsweise eintreten (Krankheit, Anschaffung von Mobiliar; Konfirmationskleider der Kinder, Deckung von Brandschäden u. s. w.); aber ebenso auch diejenigen, die nicht von allen Angehörigen einer Volkswirtschaft, eines Standes, einer Vermögensklasse, sondern nur von einzelnen von ihren Gliedern empfunden werden, ohne direkt als Luxus bezeichnet werden zu können.

Der Fortschritt der Kultur schafft fortwährend neue Bedürfnisse. Von einem gegebenen Zeitpunkte an sind diese regelmäßige Bedürfnisse, die ihre Deckung durch die regelmäßigen Einnahmen, also im Arbeitslohn finden müssen: bis dahin aber sind es außerordentliche Bedürfnisse, Mehrgebräuche des einzelnen Arbeiters, auf die der Produktionsherr bei Feststellung seiner Lohnbedingungen keine Rücksicht nimmt (Schuhwerk in einem Lande, in

dem die meiſten Arbeiter barfuß gehen; Fleiſchnahrung des amerikaniſchen Arbeiters in China; Zeitungsabonnement, Vereinsbeiträge u. ſ. w. in einer Stadt, in der die meiſten Arbeiter ſich um Politik nicht kümmern). Noch mehr kompliziert ſich der Begriff dadurch, daß nicht etwa die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer zwei ſcharf geſchiedene Klaſſen, oder gar die einzigen ſich gegenüberſtehenden ſind, ſondern daß neben dieſer juriſtiſchen Scheidung die ökonomiſche in verſchiedene Vermögensklaſſen beſteht.

In jeder Vermögensklaſſe wird zunächſt eine Reihe von Ausgaben — und Bedürfniſſen — zu ordentlichen, die in der folgenden weniger günſtigen außerordentliche ſind. Für den Armen iſt die Anſchaffung eines neuen Anzuges oder eines Möbelſtückes, für den Mittelſtand ſind die Koſten einer notwendigen Erholungsreiſe, für den „Gutſituierten“ die Anſchaffung eines Pferdes, eines Kunſtwerkes außerordentliche Ausgaben, während der „kleine Mann“ der Wohlhabende, der ſehr Reiche die Mittel dafür in ſeinem regelmäßigen Budget findet.

Ebenſo ſind neuauftretende Bedürfniſſe in der Regel zuerſt Bedürfniſſe der oberen Vermögensklaſſen; ſie ſinken erſt allmählich nach unten, und erſt, wenn ſie unten angelangt ſind, empfindet man, daß der Lohn für ſie nicht hinreicht, und ſucht nach anderen Deckungsmitteln. Der Schulunterricht, der Landaufenthalt als Kräftigungsmittel u. ſ. w. ſind Beiſpiele hierfür.

Endlich aber iſt gerade die zahlreichſte, unvermögende Klaſſe zu vielen außerordentlichen Ausgaben gezwungen, welche die oberen Klaſſen nicht haben. Sie müſſen öfter umziehen, um der Arbeitsſtelle zu folgen, müſſen ihr Mobiliar öfter erneuern, weil ſie es in ſchlechterer Qualität beziehen, ſie haben häufig ſogar Mobiliarpfändungen auszuhalten, ſie ſind Erkrankungen leichter ausgeſetzt u. ſ. w.

Überblickt man hiernach den ganzen Umfang deſſen, was für den Privathaushalt außerordentliche Ausgaben ſind, ſo zeigt ſich ſofort, daß der Lohn, die ohne Rückſicht auf die Bedürfniſſe feſtgeſetzte Zahlung des Produktionsherren für ſie begrifflich nicht ausreichen kann, und daß es daher ganz verfehlt wäre, auf die Möglichkeit der Lohnſteigerung als auf den Ausgleich hinzuweiſen. Es wäre ſogar geradezu unwirtſchaftlich, wenn der Arbeitgeber dem

einzelnen Arbeiter soviel zahlen sollte, daß dieser durch Rücklegen von dem Lohn, — also durch Ersparungen — *private Fürsorge* gegen einmalige und zufällige Ausgabensteigerungen treffen könnte. Es würden dadurch lediglich unnütze Ansammlungen von kleinen Kapitalien und zugleich volkswirtschaftlich und kulturell schädliche Konsumeinschränkungen herbeigeführt.

Der Lohn, — das für die Thätigkeit im Arbeitsvertrag geleistete Entgelt — muß vielmehr ergänzt werden, und wird von jeher ergänzt durch Einrichtungen, welche die Bedürfnisbefriedigung *unabhängig vom Arbeitsvertrag* bezwecken.

Früher freilich gab es hierfür eigentlich nur eine Institution, die nicht staatliche (kirchliche oder private) Wohlthätigkeit und demnächst ergänzend die staatliche Armenpflege.

Es wäre aber eine Ergänzung dieser höchst unvollkommenen Anstalten durch weitere Organisationen denkbar, die, falls sie ihre Mittel nicht von den Arbeitern, sondern von den Produktionseigentümern gewännen, und falls ihre Verwaltung durch die Vermögensklassen, denen sie dienen sollen, geführt wird, eine Korrektur der begrifflichen *Unzulänglichkeit des Lohnsystems* in ebenso weitgehendem Maß herbeiführen können, als eine Korrektur der *übermäßigen*, d. h. durch den Produktionszweck nicht geforderten *Unterordnung des Arbeiters* im Arbeitsvertrag allerdings möglich ist.

Ansätze zu derartigen Korrekturen oder Fortentwickelungen des Lohnsystems finden sich schon jetzt. Die Krankenversicherung, Unfallversicherung, Altersversicherung sollen außerordentliche Ausgaben des Arbeiters decken, auf die bei der bloß privatrechtlichen Festsetzung des Arbeitslohns um so weniger Rücksicht genommen wird, als sie außerhalb der Wirksamkeit des Arbeitsvertrags — in die Zeit der Leistungsunfähigkeit des Arbeiters — fallen. Und wie groß auch die Mängel der derzeitigen Fassung der betreffenden Gesetze sein mögen, jedenfalls werden die Bedürfnisse der Arbeiter, welchen durch sie entsprochen werden soll, auf diese Art besser befriedigt, als es eine einfache Lohnerhöhung vermocht hätte.

Auch besteht die Möglichkeit, diese Art des Ausgabendeckens förmlich zu systematisieren.

1) Es gibt außerordentliche Ausgaben, die jeden Arbeiter treffen *können*, ohne daß sich bestimmen läßt, ob er sie wirklich machen muß, und in welchem Maße sie für ihn eintreten.

Solche — Kosten der Krankheit, eines Unfalls, der Invalidität, aber auch der Witwen- und Waisenversorgung, werden innerhalb des Lohnsystems bei dauernden Arbeitsverhältnissen durch Pensionen u. dergl., bei den vorübergehenden durch Versicherungseinrichtungen zu decken sein.

2) Andere außerordentliche Ausgaben *müssen* von jedem im normalen Lauf der Dinge früher oder später einmal gemacht werden. Es ist Ausnahme, wenn sie fehlen. Da sie aber nur selten und für kurz vorübergehende Perioden eintreten, beachtet sie der individuelle Lohnvertrag nicht. Die Mehrausgaben bei der Geburt von Kindern, bezüglich deren jetzt in Frankreich ein Gesetz über allgemeine Wöchnerinnenfürsorge im Entstehen ist; die Mehrausgaben für den Unterricht der Kinder, die in Preußen teilweise — durch Abschaffung des Schulgeldes — in der Schweiz gänzlich — durch die neben der Schulgeldfreiheit bestehende Lieferung der Lehrmittel — vom Staat übernommen sind; die Kosten des Begräbnisses verstorbener Angehöriger, welche in den Schweizer Kantonen, in welchen die Beerdigung vom Staat geleistet wird, aus den Privatbudgets ausscheiden; — ebenso in einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht die Kosten der militärischen Übungen, die denn auch im Deutschen Reiche neuerdings jedem, der es beansprucht, ohne Rücksicht auf seine persönliche Bedürftigkeit, aus Reichsmitteln ersetzt werden.

3) Dazu kommen die *relativen außerordentlichen Ausgaben*, d. h. solche, die jeweils von der höheren Vermögensklasse aus den regelmäßigen Einnahmen, von der folgenden aber nicht oder nur unvollkommen gedeckt werden, weil diese nicht ausreichen.

Hierher gehören die so wichtigen Ausgaben für Bildungszwecke, sei es für die höhere Ausbildung der Kinder, sei es für eigene Ausbildung und für den eigenen geistigen Genuß (Theater, Künste, Musik u. s. w.).

Ferner die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, den Ehrenämtern der Gerichtsverfassung, der Selbstverwaltung, der poli-

tischen Körperschaften; und endlich die Körperpflege (Bäder, Rekonvaleszentenpflege, Kinderpflege u. s. w.).

Auch alle diese Dinge achtet nicht der Lohn, wohl aber eine Reihe von Einrichtungen gemeinnütziger und staatlicher Fürsorge: Stipendien, Subvention von Theatern, Museen u. s. w., — sodann die Festsetzung von Diäten für Gerichtsbeisitzer, Abgeordnete u. s. w.; endlich die öffentlichen Badeanstalten, Vereine für Rekonvaleszentenpflege, Ferienkolonien u. s. w. Man braucht nur die Namen der betreffenden Einrichtungen zu nennen, um zu sehen, wieviel weiter hier noch in der Korrektur des Lohnsystems gegangen werden kann, — und wie bisher diese Korrektur *fast nur zu gunsten der Mittelklassen* stattfand (im Theater: ermäßigte Preise, aber keine Volksvorstellungen; in Museen: freier Eintritt, aber Schließung während der vom Arbeitsvertrag freigelassenen Zeit u. s. w.), während die Arbeiter noch fast ausschließlich auf Wohlthaten (Ferienkolonien!) oder die eigene, vom Staate nicht beachtete Initiative angewiesen sind.

4) Endlich besteht sogar noch eine vierte Klasse außerordentlicher Ausgaben, die *nur die unteren Klassen*, oder doch weitmehr diese, als die Vermögenden bedrücken. Der Arbeitsvertrag bedingt für diese häufigeren Wohnungswechsel; und er erleidet für sie weit häufiger Unterbrechungen, als für die Bemittelten. Das Aufsuchen eines neuen Arbeitsverhältnisses, einer anderen Wohnung, die zeitweise Verdienstlosigkeit, die Folgen der hierdurch verursachten Schuldklagen: Prozeßkosten, Möbelerneuerung wegen Exekution u. s. w. sind Verhältnisse, um die sich die öffentliche Fürsorge noch nicht kümmert; für die eine Korrektur des Lohnsystems noch nicht einmal angebahnt ist.

Das Resultat dieser Erörterungen im Zusammenhang mit denen über den Schutz der persönlichen Freiheit im Arbeisvertrag (Berichte 1891, S. 373) läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Arbeitsvertrag derzeit weder die persönliche Freiheit noch die persönliche Bedürfnisbefriedigung für den Arbeiter sichert. Aber auch diejenigen, welche die gegenwärtige, auf den Arbeitsvertrag gegründete Volkswirtschaft nicht für die einzig mögliche halten, werden zugeben müssen, daß das System des Arbeitsvertrages noch nach

keiner Seite an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Korrekturen, Fortentwickelungen sind möglich: ihre Durchführung würde das bestehende System nicht mit einem Schlage zu einem anderen machen, aber ändern; und solange das Mittel der Änderung noch nicht angewandt ist, ist derjenige, der schlechtweg den sofortigen Ersatz des bestehenden Lohnsystems durch ein anderes verlangt, des Beweises für die Zweckmäßigkeit dieses Mittels nicht überhoben.

---

5. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

18. Januar 1893 Herr Prof. Dr. G. Wolff über
„Der wissenschaftliche Wert römischer Ziegelstempel";

26. April Herr Prof. Dr. A. Riese über
„Die Historia Apollonii regis Tyri".

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

25. Januar Herr Prof. A. Caumont über
„Die Art französische Verse zu lesen";

20. März Herr Dr. J. Ziehen über
„Hundert Jahre ungarischer Litteraturentwickelung".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Über die Art die französischen Verse kunstgerecht zu lesen von Herrn Prof. A. Caumont.

Wer nicht in die französische Metrik eingeweiht ist, wird die französischen Verse lesen, als ob sie Prosa wären; und so geschieht es auch meistens, sowohl diesseits als jenseits der Vogesen. Im

Folgenden ſoll nun die Anweiſung gegeben werden, wie die franzöſiſche Poeſie zu leſen iſt, wenn den Vorausſetzungen der Metrik entſprochen werden ſoll.

Daß der franzöſiſche Vers nicht wie der antike auf Quantität der Silben beruht, iſt bekannt. Dafür iſt er aber nicht, wie viele glauben, blos ſilbenzählend, ſondern weſentlich rhythmiſch. Man hat ſich mit Recht darüber gewundert, daß die franzöſiſche Sprache als Tochter des Latein in ihrer Poetik von ihm ſo ſehr abweicht. Die Erklärung iſt in dem Umſtande zu finden, daß es bei den Lateinern neben der klaſſiſchen metriſchen Poeſie, die eine Nachahmung der griechiſchen war, jedenfalls in ſpäterer Zeit auch eine vulgär rhythmiſche gab. Aus dieſer muß die romaniſche Poeſie entſtanden ſein, wenn die hiſtoriſchen Belege auch ſchwer nachzuweiſen ſind. So erkennt Prof. Stengel im ſaturniſchen Verſe den Urſprung des franzöſiſchen Zehnſilbners in ſeiner älteren Form. (Siehe Stengel, Romaniſche Verslehre in Gröbers Grundriß der romaniſchen Philologie § 30, 33, 35.)

Innerhalb der gegebenen Silbenzahl, nach der die Franzoſen ihre Verſe in acht-, zehn-, zwölf- u. ſ. w. ſilbige einteilen, bewegt ſich alſo der Vers rhythmiſch. Er beſteht aus Hebungen und Senkungen der Stimme. Aber die Aufeinanderfolge dieſer Hebungen und Senkungen iſt nicht in derſelben Weiſe geregelt wie z. B. im Deutſchen, wo der Rhythmus einförmig iſt:

Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?

Im Franzöſiſchen iſt die Regelung des Rhythmus eine loſere, freiere. Bei Verſen unter neun Silben giebt es nur eine vorgeſchriebene Hebung der Stimme auf der reimenden Schlußſilbe, die anderen acht vorausgehenden Silben nehmen die Betonung an, die der Dichter ſeiner Empfindung nach für die paſſendſte hält, und zwar eine verſchiedene in jedem Vers. Z. B.:

Captif au rivage du More,
Un guerrier, courbé sous ses fers,
Disait: Je vous revois encore,
Oiseaux, ennemis des hivers. (Béranger.)

In dem Wechsel des Rhythmus von Vers zu Vers liegt das Charakteristische der französischen Versbildung und ein entschiedener Vorzug vor dem monoton holpernden Rhythmus der Verse in anderen Sprachen. Bei den Versen, die mehr als acht Silben zählen, tritt zu der betonten Reimsilbe noch eine zweite vorgeschriebene Betonung im Innern des Verses hinzu, die diesen in zwei Reihen teilt. Diese Betonung liegt bei den Zwölfsilbnern auf der sechsten, bei den Zehnsilbnern auf der vierten, bei den seltenen Neunsilbnern meist auf der vierten (auch auf der dritten oder fünften) Silbe. Da nach einer starken Betonung ganz von selbst beim Lesen eine kleine Pause entsteht, sodaß der Vers unterbrochen erscheint, so braucht die französische Metrik den Ausdruck césure oder coupe, um die Stelle zu bezeichnen, wo die vorgeschriebene Betonung eintritt. Die Zäsur setzt durchaus keine syntaktische Pause voraus:

A peine encor glissaient / quelques pâles clartés.

Hier unterbricht die Zäsur die syntaktisch enge Verbindung von Subjekt und Prädikat, ohne weder die Grammatik noch den Rhythmus zu beeinträchtigen. Die betonte Reimsilbe also und die Zäsur bringen Ordnung in den Versrhythmus.

Wie entsteht aber dieser Rhythmus? Das Französische, wie jede andere Sprache, hat in seinen Wort- und Satzbildungen wesentliche und unwesentliche Bestandteile. Nun ist es die Aufeinanderfolge und Abwechselung dieser Wort- und Satzteile, die bei der naturgemäßen Mehrbetonung des Wesentlichen und Minderbetonung des Unwesentlichen den Rhythmus hervorbringt. Schon die Prosa weist Rhythmus auf. In der Poesie ist er aber kräftiger, weil er strenger geregelt ist.

Die französische Sprache hat anderen Sprachen gegenüber die Eigentümlichkeit, daß sie im einzelnen Worte, wie auch im engeren Satzgefüge die Betonung nicht immer nach dem grammatischen oder logischen Werte der einzelnen Wort- oder Satzteile verteilt, sondern, einem ihr innewohnenden Drange folgend, sie gern an das Ende der Silben- oder Wortgruppe verlegt. Dies Gesetz ist von Wichtigkeit für das richtige Verständnis des poetischen Rhythmus. Es sind also in der Poesie die Wörter bei männlicher Endung stets auf der letzten, bei weiblicher stets auf der vorletzten Silbe zu be-

tonen, und bei Wortgruppen hat das letzte Wort den Hauptakzent.

Ihrer grammatiſchen und logiſchen Bedeutung nach ſind Tonträger die Verben, die Subſtantive, die Adjektive, die Pronoms abſolus; ebenfalls tonhaft, obſchon erſt in zweiter Linie, ſind die Adverbien, die Hilfsverben, die Pronoms conjoints; unbetont ſind ſtets die Artikel, die Präpoſitionen, die Konjunktionen.

Bei den Mittelgattungen hängt die Betonungsfähigkeit von der Stelle ab, die das Wort einnimmt, ſo kann z. B. ſelbſt das Pronom conjoint hinter ſeinem Verbum die Zäſur und den Reim tragen.

Un butor qui passait lui dit: „Etranglez-le!“

(Ratisbonne.)

Umgekehrt kann aber auch ein von Natur tonhaftes Wort durch ſeine Stellung zwiſchen mehrbetonten Wörtern tonlos werden: z. B.

Le moulin prit le nom de son propriétaire.

Das prit iſt als Verbum betont, tritt aber zwiſchen den ſtärkeren Betonungen von moulin und nom zurück. An der Stelle der Zäſur und des Reims befinden ſich daher ſtets nur bedeutende Wörter: Subſtantive, Adjektive, Verben, Pronoms abſolus und Adverbien. Am Ende der Versreihe (hémistiche) darf ein Wort mit weiblicher Endung nur ſtehen, wenn dieſe elidiert wird.

Aus dem Umſtande, daß vor der Zäſur und am Versende nur eine betonte Silbe ſtehen kann, folgt, daß im Alexandriner die fünfte und die elfte Silbe unbetont ſein muß, denn zwei aufeinanderfolgende Betonungen ſind nicht zuläſſig. Man kann daher ſagen, daß für Neun-, Zehn- und Zwölfſilbner vier Silben rhythmiſch beſtimmt ſind; ſodaß eigentlich für den Neunſilbner nur fünf, für den Zehnſilbner nur ſechs, für den Zwölfſilbner nur acht Silben freigegeben ſind.

Unter den rhythmusbildenden Silben der franzöſiſchen Verſe findet ſich oft eine ſogenannte ſtumme Silbe: syllabe muette. Über den rhythmiſchen Wert und über die Ausſprache dieſer Silbe herrſcht große Meinungsverſchiedenheit. Bei der Erregtheit, um

nicht zu ſagen Bitterkeit, mit der in dieſer Frage im Lager deutſcher Metriker geſtritten worden iſt, möchte man ſie geradezu berüchtigt nennen. Ich erinnere nur an die Schrift Sonnenburgs: „Wie ſind die franzöſiſchen Verſe zu leſen“, und an die Erwiderung Lubarſchs: „Über Deklamation und Rhythmus der franzöſiſchen Verſe“.

Doch dreht ſich der Streit eigentlich nur um das ſtumme e als Wortendung. Wenn das e muet im Worte erſcheint, ſodaß es auf einen Vokal folgt, ſo iſt es nach der allgemeinen Anſicht ſtumm und ohne Einfluß auf den Rhythmus des Verſes.

J'essai(e)rai tour à tour la force et la douceur. (Racine.)

Folgt das e muet aber auf einen Konſonanten mitten im Worte, ſo könnte man es, wie es in der Proſa und beſonders in der Umgangsſprache häufig geſchieht, nicht ausſprechen z. B. nach der Regel, die Leſaint in ſeinem Traité complet de prononciation française ſo ausſpricht: „Dans le corps du mot l'e est muet toutes les fois que la consonne dont il est précédé peut dans la prononciation se joindre sans difficulté, sans effort, à la syllabe qui précède ou à celle qui suit, comme dans ach(e)ter, mad(e)moiselle, cim(e)tière.“ Die in die Geheimniſſe der Metrik nicht eingeweihten Leſer, in Frankreich wie im Auslande, übertragen auch wirklich dieſe Ausſprache auf die Verſe und leſen z. B.:

Du grand César rapp'lant la mèmoire.
Hal'tant de fatigue, il ne tient qu'à demi.

Die Dichter und Kenner der franzöſiſchen Metrik verwerfen aber durchaus dies Verſchlucken des Binnen-e nach einem Konſonanten.

Die ſtummen Endungen ſind e, es, ent: daß dieſe beim Zählen der Silben mitrechnen, beſtreitet niemand. Ob ſie aber einen Lautwert haben, ob man ſie ſprechen muß und wie, das iſt die Frage, die ſehr verſchieden beantwortet wird. Hören wir zuerſt einige Stimmen, die ſich gegen deren Ausſprechen erklären. Der ſchon erwähnte Leſaint ſagt: „Beaucoup d'étrangers croient que l'e muet dans la lecture et dans la déclamation de la poésie doit partout se prononcer eu. C'est une grave erreur.“

Das „Journal des instituteurs de Paris“ antwortete auf eine bezügliche Anfrage Leſaints in kategoriſcher Weiſe: „Dans

la poésie la prononciation du français est la même que dans la prose. L'e muet final ne se fait pas plus sentir dans la lecture des vers que dans celle de la prose, soit que le mot se trouve dans le corps du vers, soit qu'il se trouve à la fin."

Für die Aussprache des e muet erklärt sich Gramont: Les Vers français et leur prosodie. „Les syllabes muettes entrent dans le compte des syllabes du vers et, en lisant, on doit les prononcer nettement et non les esquiver comme on le fait le plus souvent dans le langage courant." (S. 29.) Ebenso Legouvé in seinem Art de la lecture. „Je poserai donc en principe qu'il faut prononcer les e muets." (S. 175.) Quicherat übergeht die Frage in seiner Verslehre, ebenso de Banville. Doch hat sich der letztere in einer Unterredung, die er mit Prof. Lubarsch über diesen Gegenstand gepflogen, entschieden für die Aussprache der stummen Endungen innerhalb des Verses ausgesprochen.

Auf deutscher Seite trat Dr. Sonnenburg im Jahre 1885 mit der kleinen Schrift: „Wie sind die französischen Verse zu lesen?" ziemlich lärmend auf, indem er behauptete, daß, da nach seiner persönlichen Erfahrung die Schauspieler des Théâtre-Français und des Odéon die e muets bei der Deklamation nicht aussprächen, sie überhaupt nicht auszusprechen seien.

Die zuletzt erwähnte Schrift Sonnenburgs rief von Seiten Lubarschs eine Erwiderung hervor, die, wie ich glaube, die Sache, um die es sich handelt, entschieden gefördert hat. Die von ihm zu diesem Zweck nach Paris unternommene Reise, und die von ihm den Dichtern Legouvé, de Banville und Leconte de Lisle entlockten Äußerungen haben in ihm Resultate gereift, die wir nicht preisgeben dürfen.

Seiner gewonnenen Erfahrung entnahm Lubarsch, daß die stummen Endungen bald gelesen werden, bald nicht. Er stellte neue Vergleiche an und bestimmte folgende Leseregeln:

1) Das e muet wird gesprochen, wenn es vor einem Worte steht, dessen Anfangskonsonant dem, der ihm vorausgeht, gleich oder ähnlich ist:

Cette oisive vertu, vous en contentez-vous?
J'évite d'être long, et je deviens obscur.
Et dans son coeur rongé d'une sourde détresse.

2) Das e muet wird ferner ausgesprochen, wenn ihm muta cum liquida vorausgehen; also in den Endungen: ble, cle, dle, fle, gle, ple, sle, tle, vle (und rle); dme, gme, sme, tme (und rme, lme); dne, gne, sne, (und rne, lne); bre, cre, dre, fre, gre, pre, tre, vre.

3) Die Endsilben ste, que, werden ausgesprochen sobald sie sich nicht leicht mit dem folgenden Konsonanten verbinden.

4) Das e muet wird gewöhnlich vor h aspirée gesprochen.

5) Die bei vokalischem Auslaut der vorhergehenden Silbe mit einer einfachen liquida anlautenden weiblichen Endungen werden nicht gesprochen.

Nach Lubarsch ist mit diesen fünf Regeln dem Leser französischer Verse eine ausreichende Richtschnur gegeben. Doch möchte ich noch auf zwei Fälle aufmerksam machen, die mir für das richtige Lesen der Verse ebenso wichtig erscheinen.

Seitdem eine freiere Praxis des Verses es dem Dichter gestattet, mit seinem Satze in den folgenden Vers so überzugreifen, daß die Satzpause vor oder hinter die Zäsur fällt (Enjambement), trifft es sich nicht selten, daß eine weibliche Silbe vor die Pause tritt. In einem solchen Fall muß die weibliche, sogenannte stumme Endung nachklingen.

Je ne signerai pas! L'impétueux César
Le lève! Dandolo l'écrase d'un regard. (Legouvé)

Aber auch ohne Enjambement, sobald nach der stummen Silbe eine bedeutende syntaktische Pause vor oder nach der Zäsur eintritt:

Belle vierge, sans doute enfant d'une déesse. (Chénier.)
Ma fille, c'est bien fait; poursuis toujours ainsi. (Chénier.)
Il succombe. L'enfant interdite et peureuse. (Chénier.)

Der andere Fall, auf den ich hinweisen möchte, wird durch den Rhythmus bestimmt. Es ist schon gesagt worden, daß zwei entschieden betonte Silben innerhalb der Versreihen nicht aufeinander folgen können. Wenn also eine sogenannte stumme Silbe zwischen zwei betonten sich befindet, so kann sie nicht unausgesprochen bleiben. Jede stumme Endsilbe (e, es, ent) zwischen zwei betonten ist zu sprechen. Ich glaube, daß dieses Gesetz, von

einigem Belang iſt und das richtige Leſen der Verſe fördern muß, z. B.:

Philomèle chante et s'élance.
O mort! tu peux attendre; éloigne, éloigne-toi.
Pour moi Palès encore a des asiles verts.
(Chénier: Jeune capt.)
Tous deux sont écrasés sous une roche noire. (V. Hugo.)

Man weiß, daß ſeit dem Vorgang V. Hugos der klaſſiſche Alexandriner ſich bedeutend umgeſtaltet hat. Die Zäſur nach der ſechſten Silbe iſt, wo nicht verſchwunden, doch dadurch ſehr beeinträchtigt worden, daß neben ihr noch andere Pauſen und oft ſtärkere ihre (der Zäſur) Wirkung faſt vernichten. Solche moderne Alexandriner ſind auch anders zu leſen als die alten.

Il neigeait. On était vaincu par sa conquête,
Pour la première fois l'aigle baissait la tête.
Sombres jours! L'empereur revenait lentement,
Laissant derrière lui brûler Moscou fumant etc.
(V. Hugo: L'expiation.)

Die moderne Technik iſt ſoweit gegangen, daß ſie einen neuen dreiteiligen Alexandriner geſchaffen hat. Aus Baudelaires Gedichten wäre eine ergiebige Leſe zu gewinnen, hier nur einige:

Vivre est un mal / c'est un secret / de tous connu.
Un long roseau / qu' avec adresse / il enjolive.
A la très belle / à la très bonne / à la très chère.

Auch der Zehnſilbner muß bei Baudelaire herhalten und ſeine Zäſur aufgeben:

Ou seul avec la nuit, manssade hôtesse.
Je suis comme un peintre qu'un dieu moqueur.

Doch werden noch keine ganzen Gedichte aus dieſen neumodiſchen Verſen gewoben. Ihre Dichter begnügen ſich noch damit, ſie unter regelrechte zu miſchen. Wenn ein ſolcher regelrechter Alexandriner auf eine Tirade zerhackter Verſe folgt, ſo nennt man ihn un grand vers jailli (ſiehe Legouvé, La Lecture en action, S. 119), und ein ſolcher muß dann vorſchriftsmäßig von Zeit zu Zeit wiederkehren.

Da das Verwiſchen der Zäſur dem Rhythmus bei langen Verſen eine ſeiner Stützen nimmt, ſo muß naturgemäß ein Erſatz gefunden werden. Dieſen findet die neue Schule, deren Haupt-

theoretiker de Banville iſt, in der Hebung des Reims. Dieſer ſoll nun alles erſetzen. Auf den Reim ſoll alles im Verſe deuten und hinzielen, wie der Saft der Pflanze in die Blüte treibt. „On n'entend dans le vers," ſagt Banville in ſeinem Petit traité de poésie française, „que le mot qui est à la rime, et ce mot est le seul qui travaille à produire l'effet voulu par le poète. — La rime est l'unique harmonie du vers et elle est tout le vers." Dies ſind offenbar Übertreibungen; aber als folgerichtig muß es erſcheinen, wenn Banville und ſeine Schule dieſen Reim, der alles bedeuten ſoll, ſo reich wie nur möglich ausſtatten wollen. Nun iſt aber der reiche Reim derjenige, bei dem der dem reimenden Vokal vorangehende Konſonant ebenfalls gleichklingt. Dieſer Konſonant (consonne d'appui) wird als abſolut notwendig gefordert; jaloux und loups, divise und improvise. „Sans consonne d'appui pas de rime et, par conséquent, pas de poésie." Banville, (Petit traité S. 56.) Dieſe außerordentliche Bedeutung, die dem Reime zuerkannt wird, verlangt auch eine beſondere Leſung desſelben. Er muß beim Leſen hervorgehoben werden und durch eine kleine Pauſe vom Anfange des folgenden Verſes getrennt werden, ſelbſt im Falle des Enjambement.

Wenn aber die Poeſie wirklich nur von der Vollkommenheit des Reims abhinge, ſo müßte man ſie einem Lamartine und Muſſet abſprechen, da beide oft ſehr nachläſſig gereimt haben.

Was die Ausſprache der weiblichen Endungen des Reims anbetrifft, ſo iſt auch Banville der Meinung, daß ſie nicht nachklingen ſollen. „C'est une règle absolue, ſagt er, que dans les vers féminins la dernière syllabe du vers (l'e muet seul ou suivi des lettres s ou nt) ne se prononce pas." Was ſoll man dann zum Ausſpruche Legouvés ſagen? „Celui qui retranche l'e muet final fait un vers masculin d'un vers féminin." Doch wer Legouvés Art de la lecture recht kennt, weiß, daß ſich der Schriftſteller oft ſelber widerſpricht. Es iſt nicht zu glauben, daß der berühmte Vorleſer wirklich alle weiblichen Endungen (alſo die Hälfte der vorhandenen) mit dem häßlichen Laute eu ausklingen läßt.

Intereſſant iſt in dieſer Hinſicht die phonetiſche Tranſſkription, die Prof. Paſſy in ſeinem Français parlé (2. Aufl.) von Verſen

giebt. Da ſieht man, daß er in gewiſſen Fällen die weiblichen Endungen am Verſende als geſprochen bezeichnet z. B.: ministre, autre, diable, funèbres, ténèbres, fenêtre. Warum er aber dieſelben Endungen in anderen Wörtern wie in sinistre, nôtres, pitoyable, être nicht tönen läßt, iſt durchaus nicht erſichtlich, um ſo weniger als einige von ihnen mit den erſten das Reimpaar bilden. Es ſcheint als ob Paſſy ſich des Geſetzes nicht bewußt geweſen wäre, das wir oben anführten, wonach die Endungen mit e muet nach muta cum liquida zumal innerhalb des Verſes auszuſprechen ſind. Doch iſt der Hinweis Paſſys, daß ſolche auch am Verſende hörbar ſind, beachtenswert.

Beim Leſen der franzöſiſchen Verſe kommt es ferner auf die richtige Behandlung der Liaiſon an. Die Liaiſon findet in den Verslehren nur wenig Beachtung; und doch bietet ſie beſonders dem Fremden viel Schwieriges.

Zunächſt gelten für ſie mehrere der Regeln, die ſie in der Proſa beſtimmen. So darf man bei den Wörtern, deren Endkonſonant ſtumm iſt, wie in banc, étang, fusil, nom, respect, nez u. ſ. w. dieſen im Verſe, ſelbſt auf die Gefahr hin einen Hiatus zu begehen, doch niemals ausſprechen:

D'un ton un peu plus haut, mais pourtant sans audace. (Boileau.)
Il faut par la raison adoucir son malheur. (Malherbe.)
O fantôme muet, ô notre ombre, ô notre hôte. (V. Hugo.)

Andrerſeits kann der Endkonſonant von Wörtern wie vif, lac, tous, coq, mer u. ſ. w. vor einem folgenden Konſonanten nicht übergangen werden, ſelbſt wenn deſſen Ausſprache den Rhythmus zu ſchädigen ſcheint, indem es dann klingt, als ob ein dumpfes e, eine überzählige Silbe, dazwiſchen liege.

Qu'un stoïque aux yeux sécs vóle embrasser la mort. (Chénier.)
Qu'importe! on fuit. La frayeur rend barbare. (Béranger.)
Enfin contre l'hiver tous font cause commune. (Delille.)

Am erträglichſten iſt dieſer konſonantiſche Zuſammenſtoß bei der Zäſur, wie im erſten dieſer Beiſpiele. Da, wo die Liaiſon nicht ausdrücklich unterſagt iſt, d. h. in den Fällen, wo ſie überhaupt ſtattfinden kann, ſoll ſie auch in der Poeſie beobachtet werden. Durch dieſe ſtrenge Beobachtung der Liaiſon zeichnet ſich die Poeſie

vor der Proſa, ſelbſt vor der höheren Proſa aus, in welcher die Bindung im allgemeinen auch Vorſchrift iſt.

Nur am Ende der Verszeile bei männlicher Endung darf der auslautende Konſonant nicht mit dem folgenden Versanfang verbunden werden, ſonſt würde eine Trübung des Reims entſtehen und der Vers ſeine rhythmiſche Selbſtändigkeit verlieren. Nicht einmal im Falle des Enjambement darf dieſe Liaiſon ſtattfinden.

Endlich verlangen beim Leſen der Verſe noch die Vokalverbindungen beſondere Aufmerkſamkeit. Wenn im Verſe nichtdiphthongierte Vokale auf einander treffen, ſo entſteht der Hiatus. Obſchon die Puriſten unter den franzöſiſchen Metrikern erklärt haben, daß der Hiatus dem Ohre ein Greuel iſt, ſo iſt es ihnen doch nicht gelungen, ihn ganz aus der Poeſie zu vertreiben. Auch ſie müſſen ihn innerhalb des Wortes gelten laſſen, wie in héroïsme, jouet, muet, ruiner. Doch geht die Toleranz nicht weiter. Streng geächtet iſt der Hiatus von Wort zu Wort. Noch kurz vor Malherbe, der dieſe Ächtung zuerſt ausgeſprochen hat, konnte Ronſard mit gutem Gewiſſen den Vers dichten:

Amour qui as ton règne en ce monde si ample.

Seitdem aber hat ſich die Angſt vor dem Hiatus auf dem franzöſiſchen Parnaß ſo feſtgeſetzt, daß ſelbſt ein Bilderſtürmer wie Victor Hugo dieſem Götzen nicht nahezutreten wagte. Erſt Banville hat ſich unterſtanden, nicht etwa den Hiatus in ſeine Poeſie aufzunehmen, ſondern nur zu bedauern, daß er es nicht thun kann. „Que nous ayons perdu, ſagt er, un trésor de nuances d'harmonies délicates à la suppression de l'hiatus, cela n'est pas à démontrer: il suffit pour s'en convaincre d'ouvrir les poèmes du 15ème et du 16ème siècle. (Petit traité, S. 101). Mehrere moderne Dichter haben ſich in dieſem Bedauern Banville angeſchloſſen, ſo Théodore Monod am Schluße eines geiſtreichen Gedichts Sur l'hiatus:

Ah! que n'as-tu livré, vaillant Victor Hugo,
Ce glorieux combat, plus grand que Marengo!
Tu demenrais vainqueur sur le champ de bataille;
Pour briser le tyran toi seul étais de taille;
Si ton génie altier se courba devant lui,
Qui donc à s'affranchir songerait aujourd'hui?

Tant que nous les verrons respecter par les aigles,
Nous autres passereaux, ne sortons point des règles:
J'ai soulagé ma bile, et désormais motus!
Puisque règle il y a, évitons l'hiatus.

Gramont verteidigt die Vorſchrift Malherbes dadurch, daß er ſagt: „C'est précisément parce que ces rencontres de voyelles sont fréquentes dans le corps des mots qu' on a été amené à les proscrire dans d'autres cas (zwiſchen den Wörtern), afin d'empêcher que l'effet n'en devînt désagréable en se multipliant, comme il arrive pour toute espèce de répétition.“ (S. 39.) Bei den innerhalb der Wörter im Verſe vorkommenden Vokalverbindungen muß man ſich ihren Silbenwert klar machen. Im zweiten der oben angeführten Verſe heißt es ce glorieux combat. Iſt nun dieſes glorieux wie in der Umgangsſprache zweiſilbig, oder iſt es dreiſilbig zu ſprechen? Offenbar dreiſilbig, ſonſt käme eine unrichtige Silbenzahl des Verſes, und folglich ein falſcher Rhythmus heraus. Dieſe Silbenzählung bei Vokalverbindungen bildet ein weitläufiges Kapitel der franzöſiſchen Verslehre, und ich kann hier nur auf die Bedeutung der Sache für die Lektüre hinweiſen. Sehr viele Wörter zählen in der Poeſie mehr Silben als in der Proſa. In ſeinem Wörterbuche giebt Littré meiſt die beiden Zählungen an. Bei obsession z. B. ob-sè-sion, **en vers** de quatre syllabes ob-sè-si-on. Gramont ſchlägt vor einige von dieſen Wörtern mit doppeltem Silbenwerte als douteux anzuſehen, z. B. die auf ien wie ancien, ſo daß ſie der Dichter je nach Bedürfnis als zwei oder dreiſilbig gebrauchen könnte. Es iſt anzunehmen, daß mit der Zeit die Dichtung ſich in dieſem Punkte der Umgangsſprache anpaſſen wird; die gelehrte Etymologie, auf der ſie noch fußt, wird der Gewalt des Gebrauchs nachgeben müſſen.

Ich faſſe die für das Leſen der franzöſiſchen Verſe gegebenen Anweiſungen noch einmal kurz zuſammen:

1) Beobachtung des natürlichen Rhythmus der Sprache, der im Verſe nachdrücklicher hervortreten muß als in der Proſa.

2) Beobachtung der vorgeſchriebenen Akzente bei Zäſur und Reim.

3) Richtige Behandlung der ſogenannten ſtummen Endungen nach den ſieben aufgeſtellten Regeln.

4) Hervorhebung und reines Sprechen des Reims.

5) Richtiges Binden der Wörter.

6) Regelrechte Leſung der Vokalverbindungen im einzelnen Worte, von Wort zu Wort und von Versende zu Versanfang.

2. Hundert Jahre ungariſcher Litteraturentwickelung von Herrn Dr. Julius Ziehen.

1) Die Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich hat ſich vor vier Jahren das Verdienſt erworben, als 10. Band ihrer Geſchichte der Weltlitteratur in Einzeldarſtellungen dem deutſchen Publikum eine Geſchichte der ungariſchen Litteratur zu geben. Das Werk, verfaßt von einem Ungarn, Prof. Schwicker in Peſt, iſt eine geſchickte, freilich zuweilen allzu wortreiche Kompilation, reichlich verſehen mit Litteraturproben ſowie mit Inhaltsangaben wichtigerer Erzeugniſſe der magyariſchen Litteratur. 944 Seiten enthält das Buch und auf dieſen wie viele Namen, die für den normal gebildeten Deutſchen, ja für die litterarhiſtoriſche Forſchung in Deutſchland unbekannte, nie beachtete Größen ſind! Petöfi und Jókai — damit iſt ja wohl bei den meiſten das Inventar der Vorſtellungen von ungariſcher Litteratur erſchöpft, und die Meiſten werden beim Anblick eines Buches wie das Schwickeriſche erſtaunt die Frage ſtellen, ob ſichs denn lohnt, ihrem Kenntnisbeſtand das gewaltige Plus des wirklich Vorhandenen auch nur zum kleinſten Teile zuzufügen. Wir werden für jedes Studium der Litteratur, abgeſehen von perſönlichen und nationalen Motiven, ſtets drei Geſichtspunkte feſtzuhalten haben und wollen an dieſen drei Geſichtspunkten die Berechtigung der Beſchäftigung mit der ungariſchen Litteratur kurzer Prüfung unterziehen: da kommt zunächſt — und nicht nur für wiſſenſchaftliche Forſchung — der abſolute poetiſche Wert litterariſcher Produkte in Betracht: in dieſer Hinſicht kann es nur bedauert werden, daß ſo manches wertvolle Werk der magyariſchen Poeſie bei uns unbeachtet iſt: Arany freilich, neben Petöfi der bedeutendſte ungariſche Dichter, iſt in den bisher vorhandenen Überſetzungen nicht voll zu genießen, leider wohl überhaupt mit am ſchwerſten zu überſetzen von allen mir bekannten Dichtern, nicht der Ungarn allein; aber auch gut Überſetztes wird wenig bei uns beachtet: gerade die beſten

Romane Jókais, der ungariſche Nabob und Kárpáthy Soltán, werden am wenigſtens geleſen, und wer kennt, obwohl er in der Reclamiſchen Bibliothek erſchienen iſt, den Eötvösiſchen Dorfnotar? Es wird in Ungarn viel gethan, um die Produkte der magyariſchen Poeſie dem Ausland zugänglich zu machen, und es iſt manches Wertvolle unter dieſen Überſetzungen, das wir beachten ſollten.[1]) — Die wiſſenſchaftliche litterariſche Forſchung will nicht nur das Schöne genießen, ſie fragt nicht nach dem poetiſchen Wert allein, ſondern hat meines Erachtens noch zwei andere Geſichtspunkte zu verfolgen: als ein dienender Teil der Geſchichtswiſſenſchaft erforſcht ſie in dem litterariſchen Schaffen eines Volkes ein wichtiges Element ſeines nationalen Lebens und ſpürt ſo den allgemeineren Geſetzen geſchichtlicher Entwickelung nach, als Dienerin der Poetik — ich möchte Begriff, Ziel und Forſchungsmethode dieſer Wiſſenſchaft im Diltheyiſchen Sinne verſtanden haben — ſchafft ſie durch Analyſe aller Erzeugniſſe poetiſchen Schaffens das Material, das uns das Weſen dieſes poetiſchen Schaffens erkennen lehrt; es wird zu fragen ſein, ob und wieweit die litterarhiſtoriſche Forſchung in der magyariſchen Litteratur wertvollen Stoff findet für dieſe beiden Seiten und Ziele ihrer Thätigkeit. Alſo zunächſt: die Litteratur als ein Teil, als ein Symptom des nationalen Lebens, ihre Erforſchung als Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die neuere Geſchichte Italiens bis zu ſeiner Einigung ſich nur verſtehen läßt bei genauer Kenntnis der litterariſchen Bewegung, die neben der politiſchen Entwickelung einher-, ja ihr vorangegangen iſt. In Italien handelt es ſich um ein wichtiges und großes Gut, um die Einheit des Vaterlandes; in Ungarn handelt es ſich vielleicht noch um mehr: es handelt ſich um die nationale Exiſtenzberechtigung und um die Möglichkeit der nationalen Exiſtenz. Es kann hier nicht gefragt werden, wie weit die Ausführungen der deutſchen Publiziſtik über die nationalen Beſtrebungen der Magyaren richtig oder falſch ſind — die hiſtoriſche

[1]) Schwicker hätte es nicht unterlaſſen ſollen, ſeinem Buche eine bibliographiſche Überſicht der vorhandenen Überſetzungen ungariſcher Litteraturprodukte hinzuzufügen. Hoffentlich erwirbt ſich die Ungariſche Akademie einmal das große Verdienſt einer derartigen Veröffentlichung.

Forſchung hat die Geſchichte dieſer Beſtrebungen objektiv feſtzuſtellen, und wem es von Wert iſt, zu erkennen, wie bei dem Kampf um nationales Daſein die Litteratur ihre bedeutungsvolle Rolle ſpielt, der wird ſchwerlich ein typiſcheres Beiſpiel finden als die magyariſche Litteratur. Und endlich die Poetik: findet auch ſie mit ihrer naturgemäß mehr biographiſchen und das Individuum prüfenden Betrachtungsweiſe in der ungariſchen Litteratur einen geeigneten und wertvollen Stoff? Es iſt jüngſt in deutſcher Sprache eine ausführliche Biographie Petöfis erſchienen, die eine der eigenartigſten, dazu in ihrem Schaffen durchſichtigſten Dichternaturen in zweckentſprechender Weiſe auch einem nichtmagyariſchen Publikum vor Augen führt; ſie enthält das wertvollſte Material zu einer Poetik im eben bezeichneten Diltheyiſchen Sinne; und was weiter unten z. B. in kurzen Andeutungen über die Entwickelung der Epik in Ungarn geſagt werden wird, mag ebenfalls hier ſchon herangezogen werden.

2) Die Hilfsmittel zum Studium der ungariſchen Litteratur ſind naturgemäß zum weitaus größten Teile in ungariſcher Sprache verfaßt; vortreffliche litterargeſchichtliche Werke von Z. Beöthy, J. Baier und anderen neueren ungariſchen Gelehrten beweiſen, wie eifrig die Ungarn auch auf dieſem Gebiete an ihrer Selbſtbiographie arbeiten. Ein ungariſches Schriftſtellerlexikon großen Stils wird ſoeben im Auftrage der ungariſchen Akademie von Joſeph Szinnyei herausgegeben; doch werden die meiſten Reſultate der Forſchung auch dem außerungariſchen Publikum mit anerkennenswerter Fürſorge zugänglich gemacht. Seit 1882 macht es ſich die Ungariſche Revue zur Aufgabe, in deutſcher Sprache die Arbeiten von ungariſchen Gelehrten ganz oder auszugsweiſe zu reproduzieren, ein Beſtreben, das wohl das Entgegenkommen deutſcher Bibliotheken und Leſerkreiſe verdiente[3]); in der Revue erſcheinen auch ſeit Jahren bereits

---

[2]) Alexander Fiſcher, Petöfis Leben und Werke. Leipzig 1888. W. Friedrichs Verlag — Die Beſprechung des Buches von K. Heinrich Ungar. Revue IX 501–517.

[3]) Unſeren Leſern iſt die Ungariſche Revue (UR) in der Bibliothek des Goethehauſes zugänglich. — Eine ziemlich gute Anthologie ungariſcher Lyrik hat D. Haek in Hendels Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes

teilweiſe recht gelungene Überſetzungen der verſchiedenſten Proben ungariſcher Poeſie. Nimmt man dazu, daß auch in populäre Unternehmungen wie Meyers und Reclams Volksbibliothek Werke der ungariſchen Litteratur mehr und mehr Eingang finden, ſo muß man ſagen, daß es an bequemer Gelegenheit, dieſe Litteratur kennen zu lernen, eigentlich nicht mangelt. Schwickers ſchon genanntes Buch wirkt mit ſeiner Überfülle doch auch minderwertigen Stoffes auf den Leſer außerhalb Ungarns ohne Zweifel erdrückend: eine ſchärfere Hervorhebung des Wichtigen, namentlich deſſen, was ſpeziell durch ſein Verhältnis zur deutſchen Litteratur oder aber für ein vergleichendes Litteraturſtudium von Wichtigkeit iſt, würde das Buch für den deutſchen Leſerkreis, auf den es berechnet, wertvoller gemacht haben.

3) Kaum etwas über 100 Jahre iſt die ungariſche Litteratur alt, ſoweit von einer zuſammenhängenden Entwickelung die Rede ſein kann: verſuchen wir, dieſe 100 Jahre kurz zu überblicken, wobei von den oben hervorgehobenen Geſichtspunkten am beſten der hiſtoriſche den leitenden Faden giebt.[4]) Als in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts Mitglieder der von Maria Thereſia gegründeten Leibwache durch Einrichtung eines litterariſchen Zirkels der ganz darniederliegenden ungariſchen Litteratur neues Leben zu geben ſuchen, da bildeten die Verhältniſſe Ungarns einen Anachronismus im Leben der europäiſchen Kulturvölker, Alles gilt es zu ſchaffen: eine Sprache, die den modernen Ideen Ausdruck geben, eine Nation, die ſie verſtehen kann. Es verdient Bewunderung, wie raſtlos Beſſenyei und ſeine Genoſſen dieſe Aufgabe zu erfüllen trachten. In reicher, freilich auch regelloſer Fülle ergießt ſich der Strom europäiſcher Kultureinwirkung in die ungariſche Litteraturproduktion. Es hat für uns weniger Intereſſe, die Scheidung dieſer Produktion nach verſchiedenen Schulen, einer franzöſiſchen, alt-

herausgegeben (No. 193—195). Schon früher erſchien: „Pannoniens Dichterheim“ von Adolf v. d. Haide (Pſeudonym für A. Handmann), Stuttgart 1879, mit wunderlicher Stoffanordnung, aber teilweiſe guten Überſetzungen.

[4]) Von den Werken der ungariſchen Litteratur vor 1760 kann nur des jüngeren Zrinyi Gedicht über den Fall von Sziget ſchon wegen des behandelten Stoffes auf allgemeinere Beachtung Anſpruch erheben; das Gedicht iſt überſetzt von G. Stier in Zerbſt; ſiehe auch Ber. d. Hochſtifts 1889, S. 54.

klaſſiſchen und nationalen zu verfolgen; wichtiger iſt, zu ſehen, wie in Überſetzungen und Nachahmungen der Einfluß der entwickelteren europäiſchen Litteraturen ſich äußert. Wir begegnen in ſonderbaren Reflexen den Nachwehen der deutſchen Wertherperiode: ein ſchlechtes Produkt von ihr „Adolfs geſammelte Briefe“ (1778), regt Kazinczy, den Überſetzer auch des Sigwartromans, zu einer ungariſchen Bearbeitung an; dieſe, die „Briefe eines Bácſers“ geben dem litterariſch ſonſt wenig thätigen Joſef Kármán Anregung zu ſeinem ſentimentalen Roman „Fannys Nachlaß“ (Reclams Univ.-Bibl., No. 1378) — einem wunderlichen Gegenſtück zum Werther. In Kazinczys raſtloſer Überſetzerthätigkeit, daneben in ſeinem Beſtreben, die magyariſche Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes litteraturfähig zu machen, kommt der Charakter dieſer Anfangszeit am bezeichnendſten zum Ausdruck. Schwicker läßt die weitere Entwickelung ſich in drei Perioden vollziehen: die erſte 1808—1830 ſoll die Blüte des antik-nationalen Klaſſizismus darſtellen, dem von 1830—49 die Vorherrſchaft des Nationalismus und von 1849 bis zur Gegenwart eine Reihe „neuerer Richtungen“ folgen. Die Einteilung ſcheint mir von zweifelhafter Berechtigung und von unzweifelhaft geringem Werte[5]): das Wichtige und Intereſſante an der 100jährigen Entwickelung von 1760—1867 iſt das gewaltige Ringen nach nationalem Inhalt, nationaler Form und nationaler Wirkung der neuerwachenden Litteratur — in dieſem Streben geht es raſtlos und ohne beachtenswerte Reaktion fort, bis das Ziel erreicht iſt und — das wird nicht zu leugnen ſein — eine Periode nachlaſſender Kraft eintritt. Betrachten wir in kurzer Überſicht, wie ſich das litterariſche Schaffen der Magyaren aus dem Chaos der eben geſchilderten

[5]) Eine intereſſante Periodiſierung giebt Hermann Schuhmacher in ſeinen „kulturhiſtoriſchen und politiſchen Skizzen aus dem modernen Ungarn“. Hamburg 1891. Er ſtellt, ausgehend von einem Goethiſchen Gedanken, (S. 61) die Entwickelung des modernen Magyarentums in vier Männerpaaren da, deren einer Vertreter jedesmal ein Politiker, der andere ein Schriftſteller iſt: Széchényi und Vörösmárty, Koſſúth und Petöfi, Franz Deák und Johann Arany, Tisza und Jókai. Die Methode „Durch das Medium des Individuums in den Geiſt der Zeit einzudringen“ iſt damit ganz glücklich durchgeführt: wie wenig erſchöpfend — naturgemäß übrigens — die Darſtellung ſein kann, beweiſt ſchon das Fehlen von Eötvös, des Politikers und Dichters in einer Perſon.

*

Anfangszeit mit ihren überreich zuströmenden fremden Einflüssen zu nationaler Selbstständigkeit abgeklärt hat; es wird am zweckmäßigsten sein, dem auf den verschiedenen Gebieten poetischer Produktion getrennt nachzugehen.

Ganz unverhältnismäßig groß ist die Epenproduktion dieser ersten Blütezeit der ungarischen Litteratur. 1772 macht Bessenyei mit einer Versifizierung der Geschichte des Königs Matthias den Anfang; wenig später müht sich Horváth ab, die Geschichte des Johann Hunyadi durch das Aufgebot der nötigen allegorischen Figuren zu einem Epos umzugestalten und läßt der Hunniade eine Rudolphiade im Stile seines deutschdichtenden Landsmannes Pyrker folgen. „Schön wie ein episch Gedicht" ist die ungarische Nationalgeschichte mit Recht von einem sonst sehr oberflächlichen Darsteller des Ungarlandes genannt worden: so war Stoff genug vorhanden — kein Wunder, daß die Epenproduktion quantitativ sehr bedeutend war in der jungen Litteratur. Erfreulich jedoch ist das anfangs Geleistete nicht; die fremde Form des Hexameters benahm dem sprachlichen Ausdrucke seine Ungezwungenheit, das unglückliche Streben, nach einer thörichten Theorie die epische Handlung mit Göttermaschinerie und entsprechender Ausstattung zu umgeben, läßt vollends die Natürlichkeit verloren gehen — den Göttergestalten in einem Epos, wie „Zaláns Flucht" von Vörösmárty,[6]) sieht mans sofort an: sie sind nach exotischem Rezept gearbeitet — und doch stehen Vörösmártys Epen gegenüber einer Dichtung wie Andreas Horváths „Árpad" mit Recht als Meisterwerke da, neben denen nur Czuczors Botond wegen eines erfreulichen Fortschrittes zu nationaler Fassung und Natürlichkeit zu nennen ist.

Und nun ist es merkwürdig zu sehen — diesen vielversprechenden Anfängen folgt ein Aufschwung der Ependichtung, wie er meines Erachtens nicht seines gleichen hat in der zeitgenössischen

---

[6]) Siehe die Übersetzung des Anfangs, UR IX, 342 ff. von A. Handmann. Vörösmárty hat auch der späteren Geschichte seines Volkes Epenstoffe entnommen. Die kleineren Gedichte dieser Art sind bei weitem die besten, so „Eserhalom", übersetzt von Stier (siehe Litteratur-Berichte aus Ungarn 1879, S. 197 ff.) und „Die beiden Nachbarburgen", sowie das Epos über die Verteidigung von Erlau gegen die Türken.

Litteratur. Johann Arany thut den entscheidenden Schritt: er verläßt die fremdartige Form des Hexameters, kehrt zur nationalen trochäischen Strophe zurück, er verzichtet auf die Durchführung der Rezepte, ohne die nach den Anschauungen einer pedantischen Poetik ein Epos nicht geschaffen werden kann. Dafür nimmt er mit unnachahmlich schlichter Kunst der Wiedergabe die verschiedensten Motive aus Natur- und Volksleben des Heimatlandes auf und giebt damit seiner Ependichtung einen volkstümlichen Charakter, wie ihn die Litteratur nur auf dem Gebiete des Liedes, soweit ich sehe, sonst aufzuweisen hat. Erstaunlich gut gelingt dem ungarischen Poeten das kühne Wagnis einer epischen Bearbeitung der alten Volkssage von Attila und seinem Bruder Buda: sein Epos Budas Tod, nicht übel übersetzt von J. Sturm,[7]) verdient die Beachtung des deutschen Lesers schon wegen des der Nibelungensage so nahestehenden Stoffes, mehr noch aber wegen dieser außerordentlich glücklichen Belebung alter Volksdichtung. In seiner Toldtrilogie trifft Arany ebensosehr den Ton der nationalen Dichtung: die Inhaltsangabe bei Schwicker S. 657 ff. kann von dem Reize des Epos wenig ahnen lassen, auch die bisher erschienenen Übersetzungen kämpfen nicht mit ausreichendem Erfolge gegen die großen Schwierigkeiten der Aufgabe, vielleicht, daß die Zukunft eine ausreichende deutsche Nachdichtung dieses besten, in seiner Art einzigartig ungarischen Epos bringt.

Nationale Stoffe in Romanform zu behandeln versucht im Jahre 1788 Dugonics mit einem Roman Etelka, der die Zeiten der Invasionsherzöge Árpád und Zoltán mit harmloser Geschichtsmacherei zu beleben sucht. Einen höheren Aufschwung nahm die Romandichtung erst als unter Walter Scotts Einfluß in allen europäischen Ländern die meist recht langatmige historische Prosaerzählung in Mode kam. Von dem ersten ungarischen Nachahmer Scotts, dem

---

[7]) Proben siehe Litteratur-Berichte aus Ungarn 1879, S. 303 ff. — Über G. Fabians Epos: „Der Zorn Budas" siehe UR. 1885, 648 ff. Der schwierigen Frage nach dem Vorhandensein einer originalen ungarischen Tradition des Attila, und damit zugleich eines Teiles der Nibelungensage kann hier nicht nachgegangen werden. Schwicker S. 42 begnügt sich mit einem wenig fördernden Kompromiß der beiden Ansichten.

Baron Nikolaus Jósika, der auch in deutscher Sprache geschriftstellert hat, kann der bei Reclam erschienene Roman Abafi eine Vorstellung geben; die Nation lernte aus diesen und anderen Werken Jósikas eigentlich erst ihre eigene Geschichte kennen. Das Bild war natürlich nicht das Ergebnis kritischer Forschung, auch Jósika treibt gelegentlich, so im Decebal, die obenbezeichnete Art der Geschichtsmacherei; und doch haben Jósika und seine Genossen das bleibende Verdienst, wenn auch in dieser poetischen Form, doch immerhin die Geschichtsschreiber ihrer Nation geworden zu sein. Jósikas Erzählertalent ist unbestreitbar. Die Breite der Exposition hat er mit seinem englischen Vorbilde gemein; freilich treten diaskeuastische Bemerkungen zahlreicher und unbeholfener auf, als z. B. bei Scotts deutschen Nachahmern, und gelegentlich sind die Kunstmittel primitive: im Eingang des „Letzten Bathori" gewinnen wir die nötigen historischen Kenntnisse, indem uns der Autor in — eine Schulstube führt und dort Geschichte treiben läßt. — Jósika am nächsten in all diesen Beziehungen steht der Siebenbürger Siegmund v. Kemény. Es steckt eine Menge, freilich oft recht unbeholfen vorgetragener, feinster Schilderung und Erzählung in seinen Romanen, deren einer „Die Schwärmer" schon durch die Namensvetterschaft, auch durch die Art des Inhalts die Vergleichung mit Scotts Old mortality fordert. Es ist bei Jósika und Kemény in Bezug auf die äußere, selbst die sprachliche Form ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können: dies Mißverhältnis ist fast gänzlich ausgeglichen bei Eötvös, bei weitem dem Höchstehenden unter den ungarischen Prosaschriftstellern, meiner Schätzung nach. Mit Meisterhand führt sein Dorfnotar (deutsch bei Reclam) die Zustände des Landes um 1830 vor Augen; klar und doch voll von Kraft ist die Darstellung des Dozsaaufstandes in dem Roman „Ungarn im Jahre 1514": namentlich der erstere Roman verdient sicher mit die erste Stelle in der so großen Zahl von Nachahmungen der Waverley Novels. — Wer sich am Dorfnotar erfreut hat, muß Jókais beste Romane, den „Ungarischen Nabob" und seine Fortsetzung „Kárpathy Zoltán", in die Hand nehmen: man kann dem weltbekannten Romandichter nicht besser näher treten als von dieser Seite her. Die Kunst des leichten Erzählens über-

trifft die von Eötvös bei weitem; die Handlung ist zum Teil vortrefflich ersonnen, und einzelne Schilderungen, wie die der großen Donauüberschwemmung, sind meisterhaft. Und doch treten schon hier Jókais Fehler in nuce hervor: sein gelegentlich recht oberflächliches Motivieren, das häufige Überhandnehmen seiner Phantasiethätigkeit, ja selbst schon jene neuerdings namentlich durch schlechte Nachahmung unausstehlich gewordene abgebrochene Art zu Erzählen, jene Hallucinationssyntax mit kurz abgerissenen Sätzen, wie sie in Fieberphantasien stilgerecht sein mag. Jókais beste Werke fallen in eine vergangene Zeit: wie er selbst, so hat auch die Nation im allgemeinen sich ziemlich abgewendet von der Bahn Jósikas und Kemènys, von der Bahn, deren Höhepunkt wir in Eötvös fanden.[8])

Am innerlichsten und unmittelbarsten wird der Sondercharakter einer Nation sich stets in der Lyrik verkörpern. Kurz nach 1800 erschien von Alexander Kisfaludy in zwei Teilen ein Zyklus lyrischer Gedichte, der unter dem Titel „Himfys klagender" und „Himfys glücklicher Liebe" die Geschichte einer Liebe giebt. Der Dichter ließ dem allgemein bewunderten Werke „Sagen aus der ungarischen Vorzeit" folgen, die auch nichts anderes sind, als einzelne mehr lyrische als erzählende Liebesgeschichten: die Anlehnung an das nationale Leben ist es, die den Fortschritt gegen „Himfy" bezeichnet. Einen weiteren Aufschwung gaben der ungarischen Lyrik die Kämpfe der 20er, 30er und 40er Jahre. Ermahnungen, wie sie schon im Jahre 1807 Daniel v. Berzsenyi in seiner bei Schwicker S. 371 abgedruckten Ode: „An die Ungarn" — freilich beengt durch die Fessel der klassischen Odenform — an seine Nation gerichtet hatte,[9]) finden nun ihre freie, natürliche Form: die Vaterlandshymne Kölcseys, des ungarischen Homerübersetzers, bei Haek S. 15 ff. mag dafür den Beweis ergeben.

---

[8]) Vgl. über den ungarischen Roman noch A. Dux: „Die ungarische Roman- und Erzählungslitteratur in der Gegenwart." Litter.-Berichte aus Ungarn 1889, S. 107 ff.

[9]) Desselben Dichters „Ulmer Schlacht" (1805) s. deutsch v. Handmann UR. X 709. — Eine gute Probe von Berzsenyis nationaler Dichtung im fremdartigsten Kleid giebt das Gedicht: „Die Tänze" bei Haek a. a. O. S. 10.

Vörösmárty war als Epiker durch die fremde Form behindert worden, als Lyriker findet er ungehindert den volkstümlichen, natürlichen Ton; sein „Aufruf“ vom Jahre 1837 ist ein Meisterwerk patriotischer Dichtung, und sein „Foter Weinlied“ läßt nicht ahnen, wie schwerflüssig des Dichters Lyrik gelegentlich sein kann.[10]) Michael Tompa findet mit seiner zarten, etwas sentimentalen Dichternatur, — man vergleiche sein Gedicht „Im Hanffeld klagt die Nachtigall“ (UR., IX 543) — Töne der Klage über das Elend der Nation. Je wilder der Kampf tobte, desto kräftigeren Ton mußte die nationale Lyrik anschlagen.

Ein Lyriker, zugleich ein Kind der Zeit der höchsten nationalen Begeisterung in Ungarn, ist es denn auch, der allein von allen magyarischen Schriftstellern unbestritten seine Stelle in der Weltlitteratur einnimmt: Petöfi. Was den wahren Lyriker in erster Linie ausmacht, das unmittelbare, spontane Umsetzen des Gefühles in die poetische Form, eignet dem ungarischen Dichter ähnlich wie etwa dem Schotten Burns. Wenn seine Romane — meist etwas übertrieben — den bittersten Tadel finden, so ist es Petöfis, des Lyrikers, beste Eigenschaft, die sie so tadelnswert macht; Reflexion und Kunst der Ausgestaltung sind des Dichters Sache nicht: seine Romane leiden unter diesem Mangel, seine Lyrik erhält durch denselben Mangel den Reiz hinreißender Unmittelbarkeit. Einerlei ob Petöfi in schlichter Weise ein Stück aus dem Leben der Heideschenke erzählt, wie in „Der Csarda an der Számos“, oder ob er in behaglicher Breite von „Hans Kukuruţ“ abenteuerlichen Fahrten berichtet, ob er, wie im „Schafhirten“ (s. Schwicker, S. 624 f.), ein ἀπροσδόκητον à la Heine findet oder mit rücksichtsloser Unbändigkeit politische Lieder wie sein „Hängt die Könige“ singt, stets bleibt der Zauber der stark empfindenden, ungekünstelt sich aussprechenden Dichternatur der gleiche, derselben Dichternatur, die scheitern muß, wenn sie am Kunstbau des Romans oder gar am Drama sich versucht: nichts Belehrenderes für eine Behandlung der Poetik im obenbezeichneten Sinn als die Betrachtung von Petöfis Romanen, „Der Strick des Henkers“ (Reclam, No. 777) und „Schecken und

[10]) Vgl. dafür z. B. das Gedicht: „Trauerflor“ UR. XI. 375.

Falbe“ (Hendel, No. 134) im Gegensatz zu seinen lyrischen Gedichten.[11])

Es ist bekannt, wie nach 1849 verschiedene falsche Petőfis aufgetreten sind, die sich für die Person des bei Schäßburg spurlos verschwundenen Dichters ausgaben — sie wurden vor das Kriminalgericht gezogen; mit einer Reihe falscher Petőfis in etwas anderem Sinne hat sich die Litteraturgeschichte auseinanderzusetzen, und die ungarischen Kritiker selbst haben ziemlich strenges Gericht über sie gehalten. Eine Nachahmung Petőfis konnte in keinem Falle erfreuliche Früchte hervorbringen: unerträglich mußte sie werden, wenn die treibenden Gedanken und die stürmischen Empfindungen ausblieben, aus denen Petőfis Lyrik, das Kind einer heftig erregten Zeit, ihre Kraft gesogen hatte. An Talenten fehlt es der Lyrik nach Petőfi nicht: Lévay hat nicht nur den Schotten Burns übersetzt, sondern auch manches treffliche Gedicht geschrieben — und doch, das ergreifende Leben, das der lyrischen Dichtung nur durch das Ringen mit einer großen Aufgabe, das Kämpfen um eine große Idee eingehaucht werden kann, diese tiefergreifende Unmittelbarkeit hat von den neueren ganz nur Josef Kiß zu eigen — woher sie bei ihm stammt? Die beste Antwort giebt das UR. 1882, S. 756 f. in Übersetzung Handmanns abgedruckte Gedicht „Wider den Strom“: der Dichter kämpft für die jüdischen Glaubensgenossen, und aus diesem Kampfe stammt seine Kraft, die auch in anderen seiner Gedichte — außer den bei Schwicker abgedruckten vgl. „Gebet“ UR. XI 457; „Glockentragödie“ UR. 1882, S. 293 f., „Der Kuß“ UR. 1884, S. 84 f. — zur Geltung kommt.

Die neueste Lyrik, wie die neueste litterarische Produktion in Ungarn überhaupt, hat mit dem Streben nach dem nun erreichten Ziel der nationalen Selbständigkeit eine ihrer mächtigsten Triebfedern verloren.

---

[11]) Über die Petőfi-Übersetzungen s. Schwicker S. 643. Am meisten Wohllaut rettet wohl die Übersetzung ins Italienische; siehe über die von Cassone UR. 1882 S. 438 ff. Recht gut sind einige Verdeutschungen in der bei Meyer (Volksbücher, No. 645—647) erschienenen Übersetzung von M. Farkas. — Über den Franzosen Jacques Richard und Petőfi s. UR. 1885, S. 652 ff.

Wunderbar, aber unbestreitbar ist die Thatsache: die ungarische Nation, die so reich ist an dramatischem Talent, deren Nationaltheater die vortrefflichsten Darstellungen z. B. Shakespearischer Stücke bietet, die auch Deutschland noch immer mit hervorragenden Bühnendarstellern versorgt, sie hat in der hier betrachteten Blütezeit bis 1867 auf dramatischem Gebiet am wenigsten geleistet. Ein Freund Theodor Körners, Karl von Kisfaludy, ringt sich vom bloßen Versifizieren auch des ungefügsten Geschichtsmaterials zu dramatischen Versuchen durch, die wirklich den Namen des Dramas verdienen; seine Hauptbedeutung behält er doch als Nachahmer Kotzebues auf dem Gebiete des Lustspiels mit seinen Sittenbildern aus dem ungarischen Leben. Katona schafft in seinem Bankbán ein unverächtliches Seitenstück zu dem Grillparzerischen „Ein treuer Diener seines Herrn", das denselben Stoff behandelt[12]): er hat kein zweites Stück geschrieben. Vörösmártys Dramendichtung ist mit seiner sonstigen Thätigkeit keinen Falls zu vergleichen. Petőfis Dramen stehen selbst seinen Romanen nach, Arany, ein trefflicher Übersetzer z. B. der Dramen des Aristophanes, ist der Dramendichtung ferngeblieben; nur im Volksstück Szigligetis und seiner Genossen gewann die Nation eine noch heute kräftige Nahrung. Es hat typische Bedeutung für ein vergleichendes Studium der Litteraturgeschichte, daß in der von uns betrachteten Blütezeit der ungarischen Litteratur wohl das Epos und die Lyrik, nicht aber das Drama zu relativer Vollendung gelangen.[13])

---

[12]) S. Grillparzerjahrbuch, Bd. III S. 1 ff. über den Stoff der beiden Dramen.

[13]) Madáchs in letzter Zeit vielbesprochene „Tragödie des Menschen" fällt sachlich, Csikys und Dóczis, auch Rákosis Dramen fallen zeitlich aus dem Rahmen unseres Gegenstandes heraus.

II. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Bereitet der Ausblick auf die allgemeine litterarische Entwickelung innerhalb des Rahmens einer einzelnen Dichterbiographie Schwierigkeit, so ist bei der Ausdehnung der Goethe- und Schillerstudien die Ein- und Unterordnung Goethes und Schillers in einer Gesamtdarstellung der Litteratur vielleicht eine noch schwierigere Aufgabe. In seiner Fortführung von Wilhelm Wackernagels „Geschichte der deutschen Litteratur“ [1]) hat Ernst Martin in der dritten Lieferung eine abgeschlossene Darstellung des 18. Jahrhunderts gegeben und dabei in § 160 und 161 (S. 486—513) die Charakteristik von Leben und Werken Goethes und Schillers zusammengedrängt. Die Einteilung von Goethes Lebensgang, wie Martin sie vorschlägt, halte ich nicht für ganz glücklich: die Jugend bis zur Rückkehr aus Italien, die Uebersiedlung nach Weimar als Scheidegrenze innerhalb dieser Periode; das Mannesalter von 1788—1805, durch die Bekanntschaft mit Schiller in zwei Hälften geteilt, die Greisenjahre von 1805—1813 und von den Befreiungskriegen bis zum Tode. Die so umgrenzte erste Hälfte des Mannesalters bildet keinen selbständigen Abschnitt für die geistige Entwickelung; beim Eintritte in Weimar zählte Goethe freilich erst 26 Jahre, allein die durchaus männliche Thätigkeit bis zum Antritt der italienischen Reise möchte ich nicht der Jugend zuweisen, mit deren Sturm und Drang sie einen zu bewußten Gegensatz

[1]) Ein Handbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Basel 1892 (Schweighauserische Verlagsbuchhandlung).

bildet. Einwendungen lassen sich freilich gegen jede Abgrenzung machen, denn feste Abschnitte zeigen nur die Bücher, nicht das stetig sich entwickelnde Leben. Für Martins ausgezeichnete Darstellung selbst ist diese Frage nach der mehr theoretischen Einteilung ohne Belang. Seine knappe und doch alles Wichtige andeutende Skizze verdient als ein Muster gerühmt zu werden; besonders hübsch ist die schwungvoll geschriebene Einleitung zur Darstellung Schillers. Die Auswahl in den Litteraturangaben zeigt Martins Beherrschung des Stoffes: nur das weitaus beste Buch der ganzen Goethelitteratur, für das ich wenigstens alle Biographien, Kommentare und Untersuchungen darangeben würde, Viktor Hehns „Gedanken über Goethe" suchte ich vergeblich. Auch wäre Schölls prächtiges Buch besser bei den Biographien zu nennen gewesen; die letzte fünfbändige Lieferung der Ausgabe letzter Hand von 1842 ist nicht angeführt; der ganze zweite Faust ist nicht erst 1833, sondern noch in Goethes Todesjahr erschienen (S. 503). Den Satyros erklärt Martin hauptsächlich gegen Basedows Übertreibung Rousseauischer Ideen gerichtet. Die notwendige Kürze der Darstellung könnte den Irrtum aufkommen lassen, als sei Dalberg beim Eintreffen des Flüchtlings in Mannheim gewesen; auch waren die Schauspieler nur bei Schillers fataler Vorlesung, keineswegs dauernd, gegen den Fiesko: Iffland ist warm für eine Bezahlung des Stückes eingetreten. Wenn Martin den Einfluß Charlottens v. Kalb auf Schiller in Mannheim für ungünstig erklärt, so möchte ich dem entgegengesetzten Urteile Minors (II, 343) beistimmen. Was die Freundin für Schillers dichterische Entwickelung bedeutet, zeigt die Königin Elisabeth in Don Karlos mit Schillers früheren Frauengestalten verglichen. Zur Übersetzung aus der Äneis hat sich Schiller zwar 1788 anheischig gemacht, die Arbeit jedoch nicht „damals", sondern erst 3 Jahre später ausgeführt. Bedeutend mehr Raum als Martin hat im Verhältnis zur ganzen Anlage J. Wychgram in § 34 und 35 seines „Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte"[2]) den beiden Führern gewidmet (S. 69—108): Wychgram behandelt Leben und Werke

[2]) Bielefeld und Leipzig 1892 (Verlag von Velhagen & Klasing).

gesondert, die letzteren nach den Gattungen gruppiert unter stetem Verweis auf die einzelnen Schulausgaben der Velhagenischen Sammlung. In der gedrängtesten Darstellung der ganzen Weltlitteratur[3]) hat Adolf Stern Goethe und Schiller auf 17 Seiten, § 165 und 166 behandelt, seine schwere Aufgabe für Goethe in ganz ausgezeichneter Weise lösend. Stern unterscheidet in Goethes Schaffen vier Perioden, deren erste mit der Übersiedlung nach Weimar endet, die dritte „unter den Eindrücken und Nachwirkungen der italienischen Reise beginnt" und mit dem Divan schließt. Ich würde gerade in einer allgemeinen Litteraturgeschichte Goethes Stellung zur Weltlitteratur, Schillers Versuch, dem hellenischen, französischen und Shakespearischen Drama gegenüber die Selbständigkeit eines deutschen zu begründen, hervorgehoben haben, um so mehr als diese Darstellung der Weltlitteratur doch für deutsche Leser bestimmt ist. Bei Stern ist die Darstellung nicht nur knapp, sondern für Schiller auch allzu äußerlich geraten. Das volle Verdienst von Martins wissenschaftlicher Behandlung seines Stoffes kommt erst recht zur Geltung, wenn man den gleichen Abschnitt in zwei für weiteste Leserkreise bestimmten „deutschen Litteraturgeschichten" damit zusammenstellt, den 39. und 40. Abschnitt bei Otto v. Leixner (S. 688—794)[4]) und „das achtzehnte Jahrhundert" (II, 1—123) bei Robert König.[5]) Danken beide Werke auch ihren Erfolg der künstlerischen Ausstattung, nicht dem Worte, so verdient bei der Verbreitung, besonders des letzteren Werkes, doch auch dieses einmal im Zusammenhange der Übersichten der Goethe-Schillerlitteratur berücksichtigt zu werden. Wie das Werk des Spamerischen Verlages eine Nachahmung des älteren Bilderwerkes ist, so kann auch v. Leixners Text in den uns hier allein beschäftigenden Abschnitten die Abhängigkeit von König nicht verleugnen, wenn diese Abhängigkeit auch nirgends zu einem entfernten Vorwurfe gegen

---

[3]) Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1892 (Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.)

[4]) Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. Leipzig 1893 (Verlag und Druck von Otto Spamer).

[5]) Dreiundzwanzigste, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig 1893 (Verlag von Velhagen & Klasing).

v. Leixner berechtigen würde. Wo Leixner von König abweicht, möchte ich der älteren Litteraturgeschichte den Vorzug geben. König führt die Betrachtung von Goethes Leben und Werken bis zum Bunde mit Schiller, geht dann auf dessen Leben und Wirken über und behandelt endlich von den Horen an beider gleichzeitige Thätigkeit ungetrennt, die Schilderung Wilhelms v. Humboldt damit verbindend. Leixner dagegen begleitet Schiller bis zum Schlusse seines Lebens, erst im nächsten Abschnitte folgt Goethe; so muß er manches voraussetzen oder wiederholen. Ist doch auch Martin durch das Streben nach abgerundeter Einzeldarstellung dazu gekommen, die Besprechung der Ritter- und Räuberdramen erst nach Schillers und Goethes Tod zu geben. König hat das richtige „Thorane" eingesetzt, Leixner „Thorane" beibehalten, ebenso die falsche Bezeichnung von Goethes Wohn- und Kosthaus in Straßburg trotz Froitzheims Nachweis. Die Gründe von Schillers Ungnade beim Herzog erzählt er, obwohl er auf die von Vetter festgestellten Thatsachen verweist, in unrichtiger Reihenfolge und dichtet Schiller einen Wortbruch dem Herzoge gegenüber an (S. 757 Z. 44), von dem gar keine Rede sein kann. Unrichtig ist auch (S. 793), daß der König von Preußen Schiller nach Berlin ziehen wollte. Schillers Freund und Verleger hieß nicht Georg (S. 779) sondern Joh. Friedrich Cotta. Wichtiger als solche Kleinigkeiten ist die Frage, ob Inhaltsangaben der bekanntesten Dichtungen, wie König und Leixner sie darbieten, sich für litterargeschichtliche Darstellung empfehlen. Wenn es auch geraten ist, das geringste Maß durch eigene Lesung gewonnener Kenntnisse der Werke bei den Lesern vorauszusetzen, so bleibt doch immer eine Charakterisierung des Inhalts statt der bloßen Berichterstattung geboten. König giebt wenigstens einen fortlaufenden Text, während bei Leixner eine schon durch verschiedenen Druck kenntlich werdende Zerstückelung von biographischer Erzählung und Inhaltsangaben hervortritt. Königs „deutsche Litteraturgeschichte" hat im Wechsel der Auflagen eine ganz namhafte Besserung erfahren, v. Leixners „Geschichte der deutschen Litteratur" hat in der Neugestaltung der zweiten Auflage, natürlich rede ich hier nur von den Goethe-Schiller behandelnden Abschnitten, mich sehr wenig befriedigt.

Durch S. Hirzels Sammlung, „der junge Goethe“ haben wir uns gewöhnt, Goethes Leben und Schaffen bis zur Übersiedlung nach Weimar als ein in sich abgeschlossenes Geschichtsbild zu betrachten, und Scherer forderte zu den von Bernays eingeleiteten drei Bänden einen vierten als eigenen Kommentar, zu dem er selber „Bruchstücke aus Goethes Frühzeit“ lieferte. Adolf Schölls treffliche Skizze „der junge Goethe“ umfaßt die Jahre 1749 bis 78. Eine selbständige größere Monographie wäre als Gegenstück zur Hirzelischen Sammlung jedenfalls durchaus berechtigt, ja sogar sehr wünschenswert. Wenn es einerseits besonders schwierig ist, gegenüber „Dichtung und Wahrheit“ die richtige Mitte von Selbständigkeit und Benutzung einzuhalten, so hat andererseits v. Loeper durch seinen musterhaften Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ ein gutes Stück Vorarbeit bereits geleistet. Ein zusammenhängendes Bild der inneren Entwickelung des jungen Goethe bis zur Uebersiedelung nach Weimar zu geben, hat Siegmar Schultze[6]) unternommen: die drei ersten Hefte „Goethe in Frankfurt, in Leipzig und Straßburg“, beweisen aber nach Inhalt und Form, Wissen und Auffassung eine vollständige Unfähigkeit des Verfassers, so daß jedes Eingehen auf Einzelheiten verlorene Liebesmühe wäre. In R. Wagners Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“ legt ein Engländer dem Meister das Manuskript einer Symphonie vor, mit der Bitte, an allen fehlerhaften Stellen ein Kreuz zu machen. Nachdem Beethoven das Opus durchgesehen, zeichnet er ein kolossales Kreuz quer über den ganzen Umschlag. Möchte Schultze es bei den drei erschienenen Heften so lange bewenden lassen, bis er zu ihrer gründlichsten Umarbeitung und einer wesentlich gebesserten Fortführung im Stande ist. Einen ganz anders gearteten Versuch in Goethes innere Entwickelung Einblick zu gewinnen, hat Richard M. Meyer im Goethejahrbuch[7]) ausgeführt: durch Anwendung der in Scherers Poetik auf-

---

[6]) Halle a. S. 1893 (Druck und Verlag von C. A. Kämmerer u. Co.)

[7]) Goethejahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger. 14. Bd. mit dem achten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1893 (Litterarische Anstalt, Rütten und Löning).

geſtellten Grundſätze und im Anſchluß an R. M. Werners „Lyrik und Lyriker“ will er „Goethes Art zu arbeiten“, ſeine innere Technik klar legen. Nicht nur die Bedingungen ſeines dichteriſchen, ſondern auch ſeines wiſſenſchaftlichen Schaffens ſind aus Goethes eigenen Geſtändniſſen zuſammengeſtellt, ja Meyer glaubt Goethe einmal auf dem Wege „die wiſſenſchaftliche Methode vollſtändiger Aufnahme, lückenloſer Wiedergabe der Wirklichkeit in die Poeſie zu übertragen“, etwa wie Zola dies in ſeinen theoretiſchen Schriften erörtert. Durch ſeine Natur und ſeine feſten Kunſtanſchauungen ſei er aber wieder von ſolcher Realiſtik abgehalten worden. Meyers Unterſuchung enthält viele anregende Bemerkungen und zieht manches unbeachtet gebliebene wichtige Bekenntnis Goethes heran, ſucht Goethes Gebrauch der Ausdrücke „Kompoſition“ und „Aperçu“ nach ihrer Bedeutung zu erläutern. „Das Aperçu bringt Licht und Ordnung in eine noch ungeordnete Maſſe, indem es dieſelbe sub specie aeterni unter dem Geſichtspunkt einer dauernden Erfahrung, eines typiſchen Falles anſchauen lehrt.“ Was Meyer als Aufgabe eines künftigen Lehrbuchs der Goethiſchen Poetik bezeichnet, die großen Typen und feſten Motive ſeiner Geſtalten und ihrer Ereigniſſe zu ſammeln, iſt bereits in V. Hehns Aufſätzen „Naturformen des Menſchenlebens — Stände — Naturfantaſie“ in großen Zügen zum Teile geleiſtet. Hehns „Gedanken über Goethe“, ſo unphilologiſch ſie ſein mögen, dürften von der Goethephilologie viel mehr, als es bisher geſchehen iſt, zu Rate gezogen werden. Vieles in Meyers Behauptungen — er liebt es, Äußerungen Goethes ohne genügende Rückſicht auf ihre zufällige Veranlaſſung als allgemein giltige Maximen hinzuſtellen — iſt doch ſehr anfechtbar, und ich glaube, daß gerade vom Standpunkte der Pſychologie, auf die er ſich gerne beruft, mancher Einwand zu erheben wäre. Im ganzen gehört der vorliegende Band des Jahrbuchs zu den ſchwächſten der bisher ausgegebenen. Geiger freilich gebührt nicht nur Dank für die wieder vollſtändig mitgeteilte Bibliographie: die knappere Haltung ſeines Referates gereicht ihr auch entſchieden zum Vorteile. Werners Mitteilungen über ungedruckte Wiener Fauſtkomödien und L. Fränkels kleine Nachweiſe zu einzelnen Geſchichten des Volksbuches kommen für Goethes Dichtung kaum in Betracht.

Zum viertenmale wird im Jahrbuch die Deutung der Verse des „deutschen Parnaß“ unternommen, diesmal von D. Jacoby als Satire auf Gleims Streitgedichte gegen die Xenien mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ausgelegt. Anziehend durch Inhalt und Darstellung gibt Morsch Auskunft über drei ältere französische Epimenidesdramen, deren eines, Flins politische Posse Réveil d'Epimenide von 1790, Goethe aus Grimms Correspondance littéraire, die er im Oktober 1812 aufs neue durchging, kannte. Die Sage von Epimenides war Goethe jederzeit geläufig: daß er im Festspiele sich selbst unter Epimenides dachte, ist wohl mit Morsch dem Zweifel v. Loepers gegenüber anzunehmen. v. Loepers und Düntzers Erläuterung des Festspiels hat durch Morschs Aufsatz wesentliche Bereicherung erfahren. Von einer bisher unbekannten ersten Wiener Aufführung des Götz hat Kilian den, eine starke Umarbeitung bezeugenden Theaterzettel vom 27. April 1808 aufgefunden. Im „Neuesten von Plundersweilen“ deutet Hermann Henkel das Mädchen von schlechten Sitten auf den Nachdruck, den Barbier auf Ramler und erläutert die Verse über Wieland und seinen Merkur.

Von Goethes persönlichen Beziehungen hat Günther über Lotte Kästners Weimarer Aufenthalt von 1816 berichtet, L. Geiger das Verhältnis zu Varnhagen und den beiden Schwestern Sara und Marianne Meyer (Frau v. Grotthus und Frau v. Eybenberg) durch Mitteilung ihrer Briefe mit umfangreichen Anmerkungen dargestellt. Sehr interessant ist in Saras Brief vom 20. März 1797 ihre Erzählung über Lessings Lob von Werthers Leiden, wenn auch die Zuverlässigkeit dieses Gesprächs nicht ganz einwandfrei bleiben kann. Das bisher für 1810 angesetzte Gedicht an den Fürsten von Ligne ist nach diesen Briefen schon 1804 geschrieben. Briefe von Goethe bringt das Jahrbuch nur acht, darunter den einzigen bis jetzt bekannten an Johanna Schopenhauer. Aus Hermann Hüffers Mitteilungen über Adele Schopenhauer und den Galizinischen Kreis ist das Distichon aus dem Frühjahr 1793 für das Stammbuch der Prinzessin Galizin bedeutend:

Unterschieden ist nicht das Schöne vom Guten, das Schöne
Ist nur das Gute, das sich lieblich verschleiert uns zeigt.

Zwei unbekannte Vierzeilen Goethes auf Zeichnungen aus dem Jahre 1776 und Verse von Lenz hat Ruland seinen Mitteilungen über Goethische Zeichnungen eingeflochten. Ruland urteilt über Goethes malerische Begabung sehr günstig, mit keinem berufsmäßigen Künstler des Zeitraums von 1775 bis 1806 hätten seine Leistungen den Vergleich zu scheuen, eine Auswahl aus jenen Jahren würde besser als die von der Goethegesellschaft herausgegebenen 22 Handzeichnungen von 1810 Goethes künstlerische Begabung bezeugen. Das dem Jahrbuch beigegebene Goethebild der Gräfin Julie Egloffstein stimmt mit dem bei Zarncke als Nr. 50a (Taf. XIV, 1) gegebenen Miniaturbild der Goethe befreundeten Malerin so vollkommen überein, daß man zwar nicht von einem neu bekannt gewordenen, doch aber von der wesentlich besseren Veröffentlichung eines bisher nur mangelhaft bekannten Goethebildes sprechen kann. Von dem nun vollständig gedruckten, wenig bedeutenden Vortrage „über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit", im Dezember 1795 von Goethe für die Freitagsgesellschaft ausgearbeitet, hatte schon Wahle den Abschnitt über das Weimarer Hoftheater (Schriften d. Goethegesellschaft VI, 70) veröffentlicht. Ganz an das Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" erinnern die Worte: „Weder ein Künstler noch eine Kunstschule ist isoliert zu betrachten, er hängt mit dem Lande worin er lebt, mit dem Publiko seiner Nation, mit dem Jahrhundert zusammen", die deutsche Nation aber neige sich mehr zur Wissenschaft als zur Kunst. Goethes Bemerkung, die bildenden Künste seien dasjenige, worüber er am ersten etwas Allgemeines sich zu sagen erlaube, steht in sonderbarem Mißverhältnisse zu dem Widerspruche, den gerade seine Ansichten über bildende Kunst bei den Malern gefunden. „Mit Worten allein", schrieb im August 1889 der mit hingebendem Ernste strebende Maler und Bildhauer Karl Stauffer[8]), „fügt man der bildenden Kunst nichts zu, weder Gutes noch Böses. Das haben Winckelmann und Goethe erfahren". Er meint, der bildende Künstler könne für sein Metier vom Schriftsteller, auch wenn der Goethe heiße

[8]) Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Dargestellt von O. Brahm. Zweite Auflage. Stuttgart 1892.

und den Beruf der Lehrerschaft noch so sehr in sich fühle, nichts profitieren. Poet und Maler gingen verschiedene Wege, und keiner hätte dem anderen ins Zeug zu reden. Merkwürdig findet es Stauffer, daß gerade zu Goethes Zeiten, nachdem Lessing den Unterschied der bildenden und redenden Künste festgestellt hatte, man „versuchte, die Malerei durch ästhetische Schriften zu fördern und gewissermaßen das Verständnis des Malers für seine Kunst durch litterarische Mittel zu heben. Wenn es nicht beruhigend wäre, zu sehen, daß sogar ein Mensch wie Goethe manchmal irrte und wie andere Sterbliche mit Mängeln behaftet war, so möchte man diejenigen seiner Schriften, wo er darthut, daß neben dem großen Dichter auch ein großer Dilettant in ihm steckte, beinahe bedauern." Stauffers Behauptung, die Goethischen Schriften über Malerei und Plastik hätten der Entwickelung dieser Künste weder geschadet noch genützt, mag zutreffend sein, falsch aber, grundfalsch ist seine Beschuldigung, in diesen Schriften wäre das schlechte Beispiel für das moderne Berufsrezensententum geschaffen worden. Er selbst hatte in einem früheren Briefe, 23. Juni 1888, gemeint: „Der Geist, aus dem die antiken Kunstwerke hervorgegangen, ist das lebendige, die stimmungsvolle Beobachtung der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht, nicht auf die Maße und Proportionen. Nicht Imitation, sondern gemäß den verschiedenen Zeitaltern verschiedene Arbeiten, aber in gleich künstlerischem Sinne" — es ist die von Herder in seinen „Fragmenten" ausgesprochene Forderung. Beim Zusammentreffen mit besseren Künstlern, meint Stauffer, wäre Goethe wohl imstande gewesen, die Sache ganz zu erschöpfen und endgiltig festzustellen, auch für Plastik speziell. „Beinahe hat er es gethan, wenigstens im allgemeinen". Aber auch den späteren Tadel schließt Stauffer mit dem Urteil: „Winckelmanns und Goethes Lehre von der stillen Größe und den klassischen Maßen wäre an und für sich recht schön, wenn man anders als auf dem Wege intimen Naturstudiums", — das Goethe doch keineswegs für irgend entbehrlich hielt, — „zur Klassizität gelangen könnte. Schreibt Goethe über bildende Kunst, so bleibt er auch auf dem Holzweg der größte Genius seiner Zeit, und sein persönliches Beobachten und Empfinden auf diesem Gebiete ist, auch wenn man heute anders denkt, eben Goethes

*

Empfinden und in seiner Sprache geschrieben". Die in den „Propyläen" ihren schärfsten Ausdruck findende Lehre Goethes von der Klassizität hat im Herderischen Hause keinen Beifall gefunden, aber ein Vertrauter des Herderischen Hauses, Johann Georg Müller, fand 1799 auch ihn angesteckt von dem den Weimarern eigenen Grä-zismus, in den Goethe so verliebt sei, daß ihm nichts Anderes gefalle. Als Herders Gegensatz zum Goethe-Schillerischen Kreise sich immer steigerte, schrieb er im März 1802 seinem Bruder[9]), dem Historiker: „Was Plutarch gegen die Epikuräer sagt, ist so treffend, daß er es itzt nicht besser sagen könnte. Wo er von ihrer trägen Verachtung jedes bessern Bestrebens für das Gemeinwesen spricht, da ist es, als hätte er Wielands Aristipp vor Augen, Goethe, Schiller und andere Goliaths und Gräzisten". Dieser Abneigung gegen den Klassizismus widerspricht es eigentlich, wenn Müller am 30. Juli 1803 voll Begeisterung die „Braut von Messina" „an Interesse, Ökonomie der Handlung, Hoheit der Gedanken und Wohlklang der Sprache" für die höchste, die ganze europäische Litteratur übertreffende Leistung erklärt. Schillers Geschichtswerke hatten ihn freilich schon früher entzückt. In der durch ihre vortrefflich darstellende Diktion und die Wichtigkeit des Themas hinreißenden Geschichte der niederländischen Rebellion, deren Einleitung im Merkur auch Stolberg (18. März 1788 an Voß) zu dem Ausrufe hinriß: „Das wird einmal eine Geschichte!", fand er 1790 Stellen, der Alten würdig. „Über einzelne Umstände mag sein feuriger Geist nicht eben sehr gewissenhaft gewesen sein. Nur schade, daß er keine anderen Quellen als gedruckte Bücher hatte". In den von Schiller teilweise übersetzten Denkwürdigkeiten der Anna Komnena erfreute ihn 1795 die wahrhaft edle, das ganze Buch durchströmende Empfindung. Sein berühmter Bruder, dem Schiller im „Tell" ein Ehrendenkmal setzte, fühlte sich dagegen zu Goethe hingezogen. Als Goethe ihn freundschaftlich zur Mitarbeit an der neuen Jenaischen Litteraturzeitung eingeladen hatte, schrieb Johannes v. Müller, 8. Oktober 1803 an seinen, Goethe wenig

[9]) Der Briefwechsel der Brüder Joh. Georg und Joh. v. Müller 1789—1809, herausgegeben von Eduard Haug, Frauenfeld 1893 (Verlag von J. Huber).

geneigten Bruder: „Ich bin in Goethe allezeit mehr oder weniger verliebt gewesen: es ist doch viel Originalität, große Kraft, viel Ideenreichtum in ihm. Ferner liebe ich Weimar. Endlich, da er mich auch im Namen des Herzogs bat, welchen ich von Alters her wohl kenne, so habe ich eingeschlagen und werde also mit diesen" — im Gegensatze zu der von Schütz nach Halle übersiedelten allgemeinen Litteraturzeitung —, sein. Sie scheinen auch die besseren Grundsätze zu haben".

Fast gleichzeitig mit dem 14. Bande des Jahrbuchs der deutschen Goethegesellschaft ist der 7. Band der Publications of the English Goethe Society [10]) erschienen. Die bei der Gründung 1886 gestellte Aufgabe, das Studium von Goethes Wort und Geist zu fördern, ist 1891 dahin erweitert worden, daß die Kenntnis der deutschen Litteratur, Kunst und Wissenschaft überhaupt, wie sie um Goethe sich gruppiert, gefördert werden solle. So enthält denn der vorliegende Band neben den Goethe gewidmeten Arbeiten eine größere Studie des Gesellschaftssekretärs und Herausgebers Eugen Oswald über Chamisso, der sich die Übersetzung von Chamissos Terzinen „das Kruzifix" anschließt. Die Übertragung des Hymnus an die Fantasie „Meine Göttin" ist wenig zu loben, der Rhythmus ist verloren gegangen, und das Ganze nüchtern prosaisch; auch Iphigeniens „Parzenlied" läßt zu wünschen übrig: dagegen ist Theodor Martins Übersetzung der „Römischen Elegien" ein Ereignis zu nennen. In England waren bisher nur die 3., 5. und 7. erschienen (eine amerikanische Übersetzung Boston 1876): nun sind alle zwanzig zum erstenmale und gleich musterhaft übersetzt. Die englische Sprache ist viel weniger als die deutsche für Hexameter und Distichon geeignet, um so größer ist das Verdienst einer solchen Uebertragung. Von thatsächlichen Fehlern habe ich nur einen einzigen entdeckt: V. 263 „Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her?" ist übersetzt mit: „Something to love where mayest thou get it?" Ungenügend ist der Schluß von V. 6 „versengend erquickt" mit „while it sets me on fire" übertragen, der Schluß der zweiten Elegie „Busen und Leib" mit „body and soul", „Vor- und Mitwelt" in V. 94 mit „the long-ago world". Die Trennung des Ausdrucks at

[10]) Transactions 1891/92. Edited by Eugen Oswald. London 1893 (Published for the Society by David Nutt).

Ease in Hexameter und Pentameter wird im Engliſchen ſo hart klingen, wie ähnliches im Deutſchen ſein würde. Die häufige Konditionalform der Sätze iſt faſt durchweg außer acht gelaſſen. Dafür iſt aber die Wiedergabe nach Sinn und Wortlaut treu und poetiſch, ſogar die Alliteration iſt ſorgfältig wiedergegeben, wenn nicht ganz genügend z. B. V. 227 „nach mancherlei Proben und Prüfungen“ mit „trials and taste“. ſo V. 50 das deutſche glücklich verſtärkend „Scarce did they look, but they longed, longing they rushed to enjoy“. Wie völlig der Ueberſetzer des Dichters Sinn gefaßt und gerade dadurch ſich größere Freiheit ermöglicht hat, mag als eines von vielen Beiſpielen V. 270 belegen: „Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar“ = „Phrases that thrill to the heart, are by two lovers exchanged“. Nicht ſo unbedingt vermag ich Charles Tomlinſons Überſetzung der 19 Goethiſchen Sonette zu loben. Schon ſeine Behauptung, daß die 17 Liebesſonette, von denen er einige an Minna Herzlieb gerichtet glaubt, das Wortſpiel in X hat er nicht bemerkt, obwohl Oswald die Löſung der „Charade“ (XVII) gab, Goethes nicht würdig ſeien, muß ein Vorurteil gegen ſein Verſtändnis der Dichtung wecken. Die Auslaſſung von „Töchterchen“ in der erſten Strophe von V zerſtört das ganze Gedicht. In 3 Sonetten (II, 4 for reasons manifold; VIII, 14 I beseech; XIV, 12 we say) ſind Flickworte eingefügt, ein Notmittel, das der Überſetzer der Elegien durchaus vermieden hat; ſchlimmer iſt es, daß der Ausdruck im einzelnen viel nüchterner geworden iſt. Doch bleibt die Überſetzung als Ganzes betrachtet tüchtig und anerkennenswert, in Einleitung und Erklärung dagegen überwiegt das Irrige. So glaubt Tomlinſon die 17 Sonette unter dem Einfluſſe von Goethes Aufenthalt in Italien entſtanden; ſeine Verwunderung, Petrarkas Namen in der italieniſchen Reiſe nicht genannt zu finden, iſt unbegründet, denn bei Beſichtigung der Univerſität zu Padua und bei ſeiner Aufnahme unter die Arkadier wird Petrarkas Namen von Goethe erwähnt.[11]) In Tomlinſons Einleitung über die ältere

[11]) Hinweiſe auf Petrarka konnte übrigens auch Geiger „Goethe und die Renaiſſance“ nur wenige auffinden; bei W. Söderhjelm „Petrarka in der deutſchen Dichtung“, Helſingfors 1886, finde ich Goethe nicht beſprochen.

Sonettendichtung wäre manches aus Weltis Geſchichte des Sonetts zu berichtigen; dem erweiterten Plane der Goethe society hätte es entſprochen, den für die Erklärung des Goethiſchen Sonettenkranzes ſelbſt wichtigen Zuſammenhang mit der Sonettendichtung der Romantiker nicht ganz unerwähnt zu laſſen. Allein wir dürfen nie vergeſſen, daß es ungerecht und thöricht wäre, an die Transactions dieſelben Anſprüche wie an die Abhandlungen des Jahrbuches zu ſtellen. Deutſche Leſer würden in R. G. Alfords Bemerkungen über „Goethe's Optimismus“ und R. M. Wenleys längerem Eſſay „The pessimistic Element in Goethe“ eine ſchärfere Beſtimmung der beiden Begriffe fordern, doch zeigen Bemerkungen Wenleys eine gründliche Vertrautheit mit Goethes Werken, wenn wir auch nicht mit ihm Goethes Verkennen der divine justification als ſeine und ſeines Zeitalters Schwäche anſehen. Übrigens iſt die ſo oft beliebte Bezeichnung Goethes Zeitalter an ſich anfechtbar, denn die doch ſo entgegengeſetzten Zeitalter der Aufklärung und Romantik, Friedrichs des Großen, der franzöſiſchen Revolution, der Reſtauration, hat er alle in gleicher Weiſe durchlebt, in Wechſelwirkung zu ihnen geſtanden. Auf die Thätigkeit des hoffnungskräftigen weimariſchen Beamten verweiſt der erfreuliche Aufſatz von Ella Hagemann „Goethe as Minister of State“. Mit Adolf Schölls gehaltvoller Studie „Goethe als Staats- und Geſchäftsmann“ (1862) darf man die Skizze freilich nicht vergleichen, die Bezeichnung Möſers als „an advanced Liberal for those times“ iſt entſchieden falſch: zu den liberalen Aufklärern ſtand der überall nach der geſchichtlichen Begründung und Berechtigung forſchende osnabrückiſche Staatsmann und Hiſtoriker eher im Gegenſatze. Auch war Goethe keineswegs ſolch ein Verehrer der mathematiſchen Wiſſenſchaft, wie man nach Frl. Hagemanns Darſtellung (S. 62) annehmen müßte. Aber der Verſuch, Goethes perſönlichem Wirken, ſeinen praktiſchen Grundſätzen Anerkennung zu verſchaffen, iſt um ſo verdienſtlicher, als ſelbſt ein Mitglied der Goethe Society, R. G. Alford, ſeine Mitteilungen über „Goethe's earliest Critics in England“ mit der unbedingten Zuſtimmung zu Thackerays Urteil „der gute Schiller und der große Goethe“ ſchließt. Leſſing zeigte ſich, als Sonnenfels in ähnlicher Weiſe ihm den Ruhm des Ver-

dienſtes, ſeinem Gegner „den Ruhm eines ſo guten Mannes“ zuſchrieb, über ſolche Beleidigung aufs äußerſte entrüſtet. Allein auch wenn es kein Klotz, ſondern Schiller iſt, der Goethe ſo zur Seite geſtellt wird, die Verkennung von Goethes Perſönlichkeit iſt darum nicht minder ſtark, und nötig die Erinnerung an das von Frl. Hagemann zitierte alte Urteil Jung Stillings: „Goethes Herz, das wenige kannten, war ſo groß wie ſein Geiſt, den alle kannten“.

Das Verhalten der engliſchen Kritik gegen Goethe hatte ich erſt im vorhergehenden Berichte (S. 194) anläßlich Boyeſens Aufſatz „the English estimate of Goethe“ zu erwähnen. Neben Brandls dort angeführter Studie aus dem Goethejahrbuch und Alfords Eſſay haben das gleiche Thema nun auch Hans Wolfgang Singer „Einige engliſche Urteile über die Dramen deutſcher Klaſſiker“[12]) und Theodor Süpfle „Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Litteratur in England im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts behandelt. Singers Angabe, die eine der beiden Götzüberſetzungen des Jahres 1799 ſtamme von einem gewiſſen William Scott, iſt nicht recht verſtändlich. Walter Scotts Autorſchaft iſt doch bis jetzt ſo wenig angezweifelt worden, daß eine abweichende Anſicht begründet werden müßte, und andererſeits iſt die Thatſache ſo bekannt, daß einen Irrtum Singers anzunehmen ſchwer fällt. Singer hat außerdem Reynolds Dramatiſierung des Werther von 1785 und eine Aufführung von the Harper's Daughter (Kabale und Liebe) von 1803, ſowie eine Parodie der Räuber, 1798, in der auch the Double Arrangement (Stella) verhöhnt wird, beſprochen. Die ganze hochmütige Abneigung der Engländer gegen die „der Beachtung eines geſchmackvollen und gebildeten Mannes unwürdige deutſche Litteratur“ und den „alten Vagabunden Goethe“ (de Quincey im London Magazine Auguſt 1824) brach erſt hervor, als Carlyle für Goethe und die deutſche Dichtung Verſtändnis zu wecken ſtrebte. Selbſt Coleridge, der den Wallenſtein ſo trefflich in Shakeſpeares Sprache übertragen hatte, hielt es ſeinem moraliſchen Charakter nicht für ange-

[12]) Studien zur Litteraturgeſchichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig 1893 (Verlag von Leopold Voß).

meſſen, ſeine Sprachkenntnis für eine Fauſtüberſetzung zu verwerten, da er das Stück vulgar, licentious and blasphemous fand. Alford verdient für die Schilderung dieſes gegen Goethe und die deutſche Litteratur geführten Kampfes unſern Dank, und die Arbeiten der engliſchen Goethegeſellſchaft zeigen von dem verſtändnisvollen Eifer altes Unrecht gut zu machen. Kein glücklicher Einfall aber war es von Robert A. J. Meuſch, die in Coleridges Tiſchgeſprächen einmal hingeworfene Äußerung von einer Ähnlichkeit zwiſchen „Goethe and Wordsworth“ in einer eigenen Vergleichung durchzuführen. Von Goethe iſt keine Bemerkung über Wordsworth bekannt, allein aus Byrons Widmung des Don Juan, deſſen fünf erſte Stanzen er überſetzte, mochte er kein günſtiges Vorurteil für den shabby fellow und ſein new perplexing system ſchöpfen, und ſeinerſeits fand der Führer der engliſchen Seeſchule an Iphigenie, Taſſo, Wilhelm Meiſter (in deſſen erſtem Buch Goethe had wantonly outraged the sympathies of humanity) nicht ſoviel Gutes wie in einigen Verſen des Lukrez. Aber auch die von Meuſch gezogene Parallele zwiſchen dem Einfluſſe der reichsſtädtiſchen Gebundenheit und der freien ländlichen Umgebung auf die jugendliche Entwickelung beider Dichter: Wordsworths Bevorzugung der Natur, Goethes ſtets dem Menſchen ſelbſt zugewendete Teilnahme ergeben keinen rechten Grund zu einer Zuſammenſtellung gerade dieſer beiden; die Behauptung, Goethe ſei vorwiegend dramatiſcher Dichter geweſen, iſt wohlmeinender, doch ſo falſch wie nur irgend ein Urteil Wordsworths ſelbſt über Goethe.

Zu der oft behandelten Frage nach Goethes Verhältnis zu einem anderen engliſchen Dichter haben wir außer Witkowskis Einleitung zu Goethes Shakeſpearerede, oder vielmehr Brief „zum Schäkespears Tag“ zwei neue Beiträge erhalten. Richard Loening hat in ſeinem ausgezeichneten, die ganze deutſche Hamletforſchung kritiſch ſichtenden Werke[13]) ein eigenes Kapitel „Goethes Hamlet-Auffaſſung“ gewidmet, das nächſte „Die Nachfolger Goethes“ überſchrieben, um ſo ſchon äußerlich Goethes hervorragende Stellung in der Geſchichte der Hamletinterpretation hervortreten zu laſſen.

[13]) Die Hamlet-Tragödie Shakeſpeares. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger).

Wilhelm Meisters Ausführungen „bilden den Beginn und die Grundlage aller eigentlichen Hamletkritik in Deutschland“: hier ward zuerst die Notwendigkeit von Hamlets Untergang, der in den älteren Bearbeitungen am Leben blieb, nachgewiesen. Während Goethe aber mit der Betonung des Gegensatzes zwischen Hamlets Naturell und der gestellten Aufgabe einen richtigen Punkt getroffen und die Bedeutung des Schlußverses des ersten Aktes erkannt habe, seien er und seine Nachfolger durch unrichtige Übersetzung des O cursed spite (I, 5, 188) irregeführt worden. Nicht aus Mangel an sinnlicher Kraft, aus innerer Abneigung gegen die gestellte Aufgabe gehe Hamlets Handeln oder vielmehr das Unterlassen der einen gebotenen Handlung hervor. Der Held habe nicht nur, wie Goethe erklärt, keinen Plan, sondern auch kein Ziel; bis zum Schlusse sei er nicht gewillt ernsthaft den Vollzug der Rache auf sich zu nehmen. Goethes, bei Besprechung der ersten Quarto in „Kunst und Altertum“ gemachten Vorschlag den Geist bei seinem Erscheinen in der Königin Gemach III, 4 statt in der Rüstung im Hauskleid auftreten zu lassen, weist Loening zurück. Wenn man Loenings Buch ohne Übertreibung als das gründlichste Werk der uferlosen deutschen Hamletforschung rühmen darf und überall darin auf Goethes Namen stößt, so nimmt August Huthers Gymnasialprogramm „Goethes Götz von Berlichingen und Shakespeares historische Dramen“[14]) nur eine sehr bescheidene Stellung ein. Während Minor und Sauer in ihren Studien zur Goethephilologie blos die entlehnten Einzelmotive verfolgt hätten, strebe er, „die Abhängigkeit des ganzen Baues von der Shakespeareschen Technik darzuthun.“ Nicht die Shakespeariſchen Historiendramen, sondern nur Julius Cäsar, Makbeth und Richard III. hat Huther herangezogen und meiner Ansicht nirgends wesentlich Neues der älteren Studie beigefügt. Ob z. B. die Adelheid erteilten Weissagungen der Zigeunermutter mit den Makbeth erteilten Trugorakeln der Hexen, Marias Eintreten beim sterbenden Weislingen mit Cäsars Geistererscheinung in Brutus' Zelt wirklich zusammenzustellen seien, erscheint mir nicht so ganz ausgemacht. Unbedingt stimme ich Huther bei in seiner Widerlegung

[14]) Cottbus 1893 (Friedrich-Wilhelmsgymnasium und Realgymnasium)

Klauckes. Das Mittelalter ſelbſt als den Helden von Goethes Drama zu bezeichnen und alles demgemäß zu deuten, iſt eine muntere Leiſtung verkehrter Auslegekunſt. Was Goethe im November 1771 wollte, hat er im Briefe an Salzmann ausgeſprochen, die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen dramatiſieren, das Andenken eines braven Mannes retten. Nicht aus einer beſtimmten Grundidee, ſondern ganz von ſelbſt aus dieſer Freude an dem ſingulären Individuum entwickelt ſich während der Arbeit immer mehr das Bild des Zeitalters, in dem der Held wirkte und litt. Goethe war aber nicht davon ausgegangen „ein Stück Weltgeſchichte zum Gegenſtand dramatiſcher Geſtaltung“ zu machen. Er hat auch, trotz des rühmenden Schlußwortes Lerſes ſeinen Helden nicht ganz ohne Schuld erſcheinen laſſen. Nicht erſt die von Huther unerwähnt gelaſſene Charakteriſierung im Maskenzug von 1818 ſagt von dem würdig-kräftigen Mann aus „that Recht und Unrecht in Verworrenheit“: ſchon in der erſten Faſſung des Dramas ſelbſt iſt Maria von den gewaltthätigen Hilfeleiſtungen ihres Bruders nicht erbaut: „Wird dadurch das allgemeine Übel nicht vergrößert, da wir Not durch Not verdrängen wollen?“ Noch ſchärfer ſpricht ſie in der zweiten Bearbeitung ſich aus: „Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen“. Der Knoten von Recht und Schuld, in den auch der edelſte Selbſthelfer ſich verſtrickt, wird nicht nur dem Helden des erſten ſhakeſpeariſierenden Dramas der Sturm- und Drangzeit gefährlich. Durch Geſetzloſigkeit die Geſetze aufrecht zu halten, die Scharten des Schwertes der Vorſicht auszuwetzen und ihre Parteilichkeit gut zu machen, maßt auch der Räuber Moor ſich an, um zuletzt zu erkennen, daß auf dieſem Wege die ſittliche Welt nicht gebeſſert, ſondern zu Grunde gerichtet würde. Eine ähnliche Erfahrung bleibt auch Götz nicht erſpart, als er ſich den Bauern zur Wiedererlangung ihrer Rechte und Freiheiten verbündet.

In Gisbert v. Vinckes Studie „zur Geſchichte der deutſchen Shakeſpearebearbeitungen“, aus dem Shakeſpearejahrbuch in den „geſammelten Aufſätzen zur Bühnengeſchichte“ [15]) wieder abgedruckt,

[15]) Theatergeſchichtliche Forſchungen. Herausgegeben von B. Litzmann VI. Heft. Hamburg und Leipzig 1893 (Verlag von Leopold Voß).

ist wohl Aug. W. Schlegels Urteil in seinem Horenaufsatze angeführt, niemand könne mehr Beruf haben in Shakspeares Sinne zu dichten als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Faust, des Egmont: auf Goethes Inszenierung von König Johann, Julius Cäsar, Romeo und Julia, Wilhelm Meisters von Klingemann ausgeführte Hamletpläne wird aber nicht näher eingegangen. Der Aufsatz über „Schillers Bühnenbearbeitung des Othello" aus dem 15. Bande des Shakespearejahrbuchs führt jetzt die Überschrift „Schiller als Shakespeare-Bearbeiter", ohne daß eine erwähnenswerte Erweiterung des Inhalts eingetreten wäre. Einen Tadel von Schillers Zusammenziehung der 2. und 4., der 3. und 5. Szene im Schlußakte des Makbeth und der Übertreibung des Szenenwechsels im Götz begründete E. Kilian in der Untersuchung „die szenischen Formen Shakespeares in ihrer Beziehung zu der Aufführung seiner Dramen auf der modernen Bühne".[16])

Ist dem Götz sein Überreichtum an Handlung für das Theater hinderlich geworden, so ward und wird Goethes Tasso sein Mangel an dramatischem Inhalt vorgeworfen. Schon Platen hat sich in einem Briefe an seinen Freund Justus Liebig über solche Verkennung geärgert und das dramatisch bewegte Seelenleben des Stückes gepriesen. Nur Tassos Heilung sollte man nicht als den Inhalt der Handlung angeben, wie Franz Kern in der seinen früheren Tassostudien und seiner Schulausgabe folgenden großen Tassoausgabe[17]) thut. Die orphischen Urworte „so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen" gelten für Tasso im strengsten Sinne. Kern hat ihn als sanguinischen, die Prinzessin als phlegmatischen Charakter bezeichnet. In jedem Falle ist sein Leid und Leiden ganz untrennbar von seinem innersten Wesen. Um geheilt

[16]) Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft. 28. Jahrgang. Weimar 1893 (A. Huschke).

[17]) Torquato Tasso ein Schauspiel von Goethe. Schulausgabe mit Anmerkungen. Berlin 1892 (Nicolaische Verlagsbuchhandlung). — Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Berlin 1893 (Nicolaische Verlagsbuchhandlung). Ich berichtige meinen bei Besprechung von Kerns früherer Tassostudie VIII, 254 vorgebrachten Irrtum: nicht erst Dütschke, sondern schon Th. Jacobi hat 1848 im 6. Bande von Prutz litterarhistorischem Taschenbuch auf Goldonis Tassodrama aufmerksam gemacht.

zu werden, müßte er ſelbſt ein anderer werden. Die Freundſchaft mit Antonio trägt doch kaum eine Gewähr der Dauer in ſich, wie Kern ihr ſie zutraut. In ſeinen letzten Reden, der Selbſtvergleichung mit der Woge, ſpricht ſich keine Heilung aus; die alle Eindrücke bis aufs äußerſte ſteigernde Phantaſie iſt jetzt im Preiſe des ſicheren Felſen Antonio wie erſt in Liebe und Schmähung des Fürſtenpaares wirkſam. Wendet man ein, daß das Drama einen äußeren Abſchluß und ſeine Bezeichnung als Schauſpiel einen verſöhnenden Abſchluß fordern, ſo iſt dem ja durch den Verlauf des Dramas entſprochen. Die mit der Vollendung ſeines dichteriſchen Lebenswerkes ſich verbindende Kataſtrophe, der Höhepunkt und das Ende ſeines Werbens um die Prinzeſſin und ſeines Aufenthaltes am Hofe zu Ferrara, iſt in geſchloſſener Abrundung dargeſtellt. Der gewaltſame Ausbruch ſeines Grolles gegen Alfons und ſeiner Leidenſchaft für deſſen Schweſter hat nicht die traurigen äußeren Geſchehniſſe, wie ſie der geſchichtliche Taſſo in ſeiner Gefangenſchaft erdulden mußte, zur Folge. Die innere Tragik des Schauſpiels wird niemand leugnen wollen. Einen geſteigerten Werther hat Goethe ſelbſt nach dem Vorgange eines franzöſiſchen Kritikers ſeinen Taſſo genannt. Für eine Werthernatur iſt aber eine wirkliche Heilung nicht möglich. Wohl hat der geſtaltende Dichter im Gegenſatze zu dem thatenlos in Gefühlen ſchwelgenden Werther die Kraft ſich aufrecht zu halten; die Waffe, welche ihm Wunden ſchlägt, die dichtende Vorſtellungskraft, kann die Wunden auch heilen, doch nur um im nächſten Augenblick neue zu ſchaffen. Heilung wird dieſer Taſſo erſt zu St. Onofrio finden. Den Verlauf der Handlung und die Charaktere zu ſchildern läßt ſich Kern beſonders angelegen ſein. In der Schulausgabe iſt die Zergliederung der Charaktere freilich mehr zur Erregung der Langeweile als des Intereſſes geeignet. Die umfangreichere (394 Seiten!) Ausgabe mit Einleitung, Noten und Anhang iſt ein Werk ſorgfältigſten Fleißes, umfaſſender Kenntniſſe und eigenen Urteils, aber dem großen Aufwand entſprechen die Ergebniſſe nicht. Viel Überflüſſiges iſt mit ermüdender Breite vorgetragen, den litterarhiſtoriſchen Anforderungen nicht durchweg entſprochen. Von Goethiſchen Texten ſind in Deutſchland bis jetzt nur die beiden Teile des Fauſt mit einem

ſo umfangreichen durchgehenden Kommentare, wie Kern ihn zum Taſſo geliefert hat, verſehen worden. In Frankreich haben auch Hermann und Dorothea und der Götz durch Chuquet und Lichtenberger gleiche Behandlung erfahren. Allein gerade ein Vergleich mit dieſen franzöſiſchen Ausgaben und Schröers Fauſtbearbeitung fällt nicht zum Vorteile des Kerniſchen Kommentares aus.

K. J. Schröers kommentierte Ausgabe des erſten Teiles[18]) und Kuno Fiſchers vortreffliches Fauſtbuch,[19]) jetzt auch äußerlich in die beiden Bände „Die Fauſtdichtung vor Goethe“ — „Entſtehung, Idee und Kompoſition des Goethiſchen Fauſt“ geſchieden, ſind zu gleicher Zeit in dritter Auflage erſchienen, ein erfreulicher Beweis für den Ernſt der Fauſtſtudien und die Anerkennung der beſten Arbeiten auf dieſem Gebiete. Kuno Fiſcher hat ſeinem Buche, deſſen glänzende Vorzüge ich ſchon zu wiederholtenmalen, vgl. V, 495, gerühmt habe, eine höchſt intereſſante Vorrede zum Geleit auf der neuen Ausfahrt gegeben, Schröer in einem Aufſatz „Goethe im ganzen und in Beziehung zu Fauſt“ frühere Äußerungen noch einmal zuſammengefaßt. In den Anmerkungen iſt auch an Stellen, wo das Zeichen # nicht darauf aufmerkſam macht, einiges geändert worden, in der Einleitung hat Schröer dem Urfauſt gegenüber ſtark betont, daß er immer eine frühe Entſtehung der Kerkerſzene behauptet habe: daß er aber in der vorhergehenden Auflage die Unmöglichkeit einer früheren Proſaform gegen Loeper erhärtet hatte, würde niemand aus dem jetzigen Wortlaute mehr ahnen können. Stehen geblieben ſind leider die übertriebenen Behauptungen, die Innigkeit und Heftigkeit der Leidenſchaft zu dem in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Gretchen ſtehe in Goethes Leben einzig da, im Verhältnis zu Frau v. Stein habe Goethe gefunden, was er bei der Egmontdichtung wünſchte. Frau v. Steins Schmollen gegen den nach Italien Gepilgerten zeigt gerade nicht, daß die Beſänftigerin keine Anſprüche an den Dichter machte; andererſeits iſt

[18]) Fauſt von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben. Erſter Teil. Dritte, durchaus revidierte Auflage. Leipzig 1892 (O. R. Reisland).

[19]) Dritte, durchgeſehene und vermehrte Auflage. Stuttgart 1893. (Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger).

Schröers Darstellung: „als dies Verhältnis (zu Frau v. Stein) sich löste, knüpfte sich ein neues mit Christianen“ nicht von Beschönigung freizusprechen. Die Lösung des, freilich stark gelockerten Herzensbundes erfolgte doch erst, als Frau v. Stein vom Verhältnis zu der kleinen Freundin erfahren hatte. Ob die Dichtung an der Gretchentragödie schon, wie Schröer meint, vor der Straßburger Zeit anzunehmen sei, darüber läßt sich streiten. Daß die früheste Fassung der „Mitschuldigen“ inzwischen bekannt geworden ist, hat Schröer nachzutragen vergessen, ebenso daß Zarncke in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (21. Juli 1882) an Stelle der dem Braunischen Neudruck von 1878 beigegebenen eine neue Zusammenstellung „Zur Bibliographie des Faustbuches“ gegeben hat. Unbegreiflich erscheint es, daß Valentins in den Hochstiftsberichten V, 169 f. gedruckte Berichtigungen, die nicht Meinungen sondern Thatsachen beibringen, völlig außer acht gelassen worden sind! Den Text hat Schröer nun fast durchgängig nach der Weimarer Ausgabe gegeben und auch nur ihre Verszählung anstatt der früheren dreifachen beibehalten: so sind denn auch die im Urfaust richtig als zwei Verse gedruckten Worte (V. 122)

Ich fühls du schwebst um mich
Erflehter Geist!

bei Schröer wie in der Weimarer Ausgabe eine Verszeile, obwohl durch die Reime die Richtigkeit der Göchhauseniſchen Schreibung, d. h. also ihrer von Goethe selbst geschriebenen Vorlage unwiderleglich bewiesen ist. Hier giebt also die Überlieferung selbst den Beweis für die nötige Scheidung in zwei Verse, wie sie freilich ohne solche Grundlage auch für V. 5979 geboten und von Vollmer auf meinen Vorschlag hin in der Cottaischen Ausgabe (Bibliothek der Weltlitteratur) durchgeführt ist. Die Wichtigkeit der Schröeriſchen Ausgabe wird es rechtfertigen, wenn ich noch ein paar Stellen des Kommentars herausgreife. Zu der vielangefochtenen Lesart „Mein Leid (Lied) ertönt“, Zueignung V. 21, bemerke ich, daß in ihrer Nachahmung auch Fouqué 1808 im letzten Abenteuer seines „Sigurd“ Gudruna klagen läßt „Leb ich im tönenden Leid“, wie schon vorher im „Alwin“: „sang dazu sein heimlich Leid“. Im Theatervorspiel hat Schröer statt Creizenachs, dem wir die hübsche Ent-

deckung vom Urſprunge des in Deutſchland dem Fauſt beigegebenen Teufelsvorſpiels in Dekkers Friar Rush verdanken, mich genannt, der ich nur auf Creizenach aufmerkſam gemacht hatte. Trotz meines Nachweiſes im Goethejahrbuch giebt Schröer aber wieder an, der Schwank vom Naſenabſchneiden finde ſich ſchon im erſten Fauſtbuch A^1, während ihn doch erſt die Überarbeitung C enthält. Der neu hinzugekommene Hinweis auf die Straßburger Tanzlehrerstöchter V. 200 wäre beſſer weggeblieben. v. Biedermanns Bemerkungen zu Schreiber V. 367, zur Bibelüberſetzung, Teufelsgaben V. 1675 in ſeinen „neuen Goetheforſchungen“ hätten wohl Erwähnung verdient, ebenſo v. Biedermanns, mich freilich ſo wenig wie Schröer überzeugender Widerſpruch gegen die Beziehung des erhabenen Geiſtes V. 3217 auf den Erdgeiſt. Die in der zweiten Auflage angenommene Deutung des „Weiſen“ V. 442 auf Herder wird nun nicht mehr ſo entſchieden aufrechterhalten. Die Annahme, zwiſchen dem Liede der Soldaten und Fauſts Auftreten müſſe ein Szenenwechſel ſtattfinden, iſt unbegründet, auch huldigen weder Devrient noch die Münchner und Berliner Inſzenierungen dieſer Anſicht. Die neu eingefügte Erwähnung des böſen Rates der Schlange in einem Briefe an Keſtner, 23. Januar 1773 beweiſt gar nichts für die Abfaſſungszeit der Schülerſzene. Die zu 3271 gegebene Erklärung, wir hätten Fauſt bei angemeſſener Thätigkeit bereits geſunden geſehen, als Mephiſto ſtörend eingriff, will zu den Klagen auf dem Spaziergang und bei der Heimkehr nicht ganz ſtimmen. Die Brockenbeſteigung im Dezember 1777 führte Goethe ſicher nicht aus „um Eindrücke für ſeine Walpurgisnacht zu gewinnen“. Daß zuerſt Löwen Fauſt auf den Blocksberg führte, hat Schröer bemerkt: im zweiten Geſange ſeiner „Walpurgisnacht“ (1756) hat Löwen aber auch Lilith dort eingebürgert; auf Lilith konnte Goethe außerdem durch Herders Erzählung „Lilis und Eva“ in den „Blättern der Vorzeit“ aufmerkſam geworden ſein. Ob die Aufforderung an das Irrlicht V. 3873 Fauſt zuzuteilen ſei, bleibt mir zweifelhaft, da dieſer nach V. 3840 gar nicht darauf aus iſt bald vorwärts zu gelangen. Entſchieden bekämpfen muß ich Schröers Worterklärung an zwei Stellen. „Wie ich beharre bin ich Knecht“ V. 1710 erläutert er: ſo wahr ich beharre. Darüber kann aber Mephiſto

nicht das geringste Mißtrauen hegen, daß Faust ihm verfällt, wenn er dem Bündnis treu bleibt. Faust will seinen Zweifel beschwichtigen, indem er ihm begründet: wie immer ich auch beharre, ob ich mich dir verschreibe oder in meiner jetzigen schlechten Lage verbleibe, aus der Knechtschaft komme ich ja doch nicht heraus, da bleibt für mich das beste dir mich hinzugeben. So erklärt auch L. W. Hasper in seiner kommentierten Ausgabe, während Düntzer und v. Loeper in den ihrigen keine Anmerkung dazu geben. In seinen Erläuterungen findet Düntzer in der Anmerkung den Ausdruck „wenn ich beharre" etwas sonderbar, während er im Texte richtig schreibt, wie Faust sich im Leben auch verhalten möge, er wird unter allen Umständen sich abhängig fühlen. Marbach erläutert „so lange ich in dem mich zur Verzweiflung treibenden Jammerleben verharre", was der aufs Jenseits gerichteten Vertragsbestimmung gar nicht entsprechen würde. Der neueste französische Übersetzer, François Sabatier, bemerkt zu seiner Übertragung: „Je suis esclave comme je sois", daß wie er und Taylor die Mehrzahl der Übersetzer die Stelle auffasse. Wir werden uns allmählich daran gewöhnen müssen, auch die besseren Übersetzungen zu den Kommentaren heranzuziehen. Mit v. Loepers richtiger Erklärung des Verses 2712 „eingebornen Engel" setzt sich Schröer in Widerspruch, wenn er statt innatus erklärt: in diesem Bette geboren, was ja nicht einmal inbetreff des Bettes zutreffend wäre. Nach Düntzer stünde eingebornen für „einzig"; Sabatier übersetzt treffend l'ange incarné. Das Wachstum des Mädchens hat die herrliche eingeborne Anlage des Kindes allmählich zur Erscheinung gebracht. Wie kann dieser einfache Gedanke so seltsam mißdeutet werden? Die alte, von Meyer-Waldeck nur unglücklich aufgewärmte Konjektur „licht" für den von Faust V. 666 gesuchten leichten, d. h. im Gegensatz zu der das Gemüt schwer belastenden Dämmerung unsere Seele leicht und frei machenden Tage wäre nicht mehr als unnützer Ballast mitfortzuschleppen. Schon Taylor hat den überlieferten Text gegen solche Schlimmbesserung verteidigt, Sabatier bemerkt „l'opposition des deux adjectifs est évidemment voulue." Zu den Worten des Herrn V. 88 führe ich aus Lessings Freimaurergesprächen die Parallelstelle an: „daß ich in allen diesen Träumereien

Streben nach Wirklichkeit erkenne; daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.“ Der Gedanke von der Kürze des Lebens im Verhältnis zur Schwierigkeit des Lernens, V. 205, kehrt in Platens Tagebüchern öfters wieder, ſo 20. Mai 1813: „Wir ſprachen von Goethes Werken, von der Kürze des Lebens im Vergleich mit der Ausdehnung der Kunſt“; 12. Dezember 1815: „Ich fühle nur zu ſehr den Widerſtreit der Wiſſenſchaft mit der Zeit und Kraft. Was ſoll der Menſch nicht alles leſen, lernen, wiſſen, ſtudieren, und das Leben iſt ſo kurz.“ Iſt ſchon einmal auf die Ähnlichkeit von Fauſts elegiſchen Betrachtungen beim Sonnenuntergang V. 1070 f. mit Schillers Jugendgedicht „Der Abend“ von 1776 hingewieſen worden? Der Vergleich wird um ſo anziehender, als hier auch die entfernteſte Möglichkeit einer gegenſeitigen Einwirkung völlig ausgeſchloſſen bleibt.

Sabatiers eben erwähnte Übertragung des erſten Teiles des Fauſt, mit dem deutſchen Texte und 198 Seiten Notes aus ſeinem Nachlaß herausgegeben,[20]) nimmt unter den ſeit 1823 erſchienenen franzöſiſchen Überſetzungen — Engels Bibliographie verzeichnet 65 Nummern — wenn nicht die erſte, ſo doch eine ganz hervorragende Stelle ein. Welti hat bei Beſprechung der zweiten verbeſſerten Ausgabe von Marc-Monniers Überſetzung 1883 geäußert, ein feiner Kenner der modernen Litteraturen könne nie die Abſicht hegen, den Fauſt wortgetreu zu übertragen: Sabatier, deſſen Kennerſchaft wohl niemand beſtreiten wird, hat in jahrelanger Arbeit dieſe Abſicht verwirklicht. Noch 1881 überſetzte Jacques Porchat den Fauſt in Proſa, Marc-Monnier wählte vers libres, Sabatier ſtrebte eine Wiedergabe an „dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande“. Ob den Franzoſen nicht manche dieſer Verſe etwas tudesque klingen, nicht eine oder die andere Wendung an Germanisme anſtreift, wage ich nicht zu entſcheiden: dem Deutſchen wird von Sabatier das Ideal einer franzöſiſchen Fauſtüberſetzung verwirklicht. Freilich vermiſſen wir auch hier noch die dichteriſche Fülle Goethes, wenn für den vollen Mondenſchein „toi, O lune, que mon œil suivit De mon pupitre, tant de

[20]) Paris 1893 (Librairie Ch. Delagrave).

nuits!“ eintritt. Doch jede Übersetzung muß auf Vorzüge der fremden Sprache verzichten. Sabatiers Noten geben sprachlich und metrisch höchst interessante Bemerkungen über die französisch-deutschen Beziehungen auf diesem friedlichen Gebiete. Nicht unberechtigt ist seine Rüge, daß wir von französischen Übersetzungsfehlern zu großes Aufsehen machten, während sich kein Tadler finde für Lord Gowers Übertragung von „Wie sie kurz angebunden war“: As with her gown held up she fled, that well-turned ankle might turn one's head. Sabatier selbst hat nur an einer einzigen Stelle V. 2966 falsch übersetzt, „Brod im allerweitsten Sinn“ mit: et pain, à la rigueur du mot. Zu „Haupt- und Staatsaktionen“ gab er eine nicht ganz zutreffende Erklärung, und Nicolai hat die „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“ nicht durch Europa (S. 168) veröffentlicht. Übrigens wird die Sacherklärung in den Noten wenig berührt, nur die Einleitung zu jeder Szene berichtet über die Entstehung. v. Loepers zweite Ausgabe bildet die Grundlage; neben Hinrichs, v. Öttingen, Vischer und Kuno Fischer ist vor allen Düntzers Kommentar benutzt; die französischen Übersetzungen von Stapfer, Blaze de Bury, Marc-Monnier, die italienischen von Guerrieri Gonzaga und Scalvini, die amerikanische von Bayard Taylor sind sehr lehrreich stets zum Vergleiche herangezogen.

Sabatier, der mit der ehemaligen Braut des Faustdichters Lenau, der Sängerin Karoline Unger verheiratet war, hat Goethes Faust zuerst durch Franz Liszt kennen gelernt. Wie tief der jahrelang in Weimar wirkende Komponist der symphonischen Dichtungen Faust und Tasso von Goethes Dichtung durchdrungen war, hat er nicht blos 1851 durch seine Festschrift „de la fondation Goethe à Weimar“ bewiesen. Nur Zufall ist es, daß in der zweibändigen Auswahl seiner gesammelten Briefe[21]) sich keine bedeutendere Äußerung über Goethe und Schiller findet. Im Sachregister zu Moltkes „gesammelten Schriften“[22]) sind Schiller und Goethe nur für den Aufsatz „die westliche Grenzfrage“ angeführt,

[21]) Franz Liszts Briefe gesammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig 1893 (Verlag von Breitkopf & Härtel).

[22]) Berlin 1891 und 92 (E. Siegfried Mittler & Sohn).

*

in dem 1841 ihnen beiden und Wieland ihr Kosmopolitismus zum Vorwurf gemacht wird, während Leſſing wegen ſeines ritterlichen Ankämpfens gegen die Gallomanie Lob erhält. Gewöhnlich wird Leſſing wegen ſeiner Äußerung in einem Briefe an Gleim des Mangels an Patriotismus bezichtigt; Moltke erhebt zur Abwechſelung dieſen Vorwurf gegen Schiller auf Grund einer Äußerung in einem Briefe an Körner, tadelt aber auch Leſſing, daß er ſich während des ſiebenjährigen Krieges nicht für dieſen ſein Vaterland zerrüttenden Krieg gekümmert habe. Moltke vertritt mit dieſen Anklagen ja nur die allgemeine, ſelbſt in Litteraturgeſchichten gelehrte Anſchauung. Das Bedauerliche bleibt eben, daß ein ſo unrichtiges Bild von der nationalen Bedeutung unſerer Litteratur und der Stellung ihrer Führer allgemein feſtgehalten wird. Eben die Sturm- und Drangzeit, der Moltke wegen ihrer Abhängigkeit von Rouſſeau jede nationale Tendenz abſpricht, war in Wort und That eine Auflehnung des deutſchen Selbſtgefühls gegen den ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts uns beherrſchenden Romanismus. Goethes Götz v. Berlichingen und Erwin v. Straßburg ſind dafür klaſſiſche wie die Ritterdramen ſeiner Nachahmer lärmende Zeugen. Übrigens werden unſere Klaſſiker von Moltke doch an mehreren, im Inhaltsverzeichnis nur nicht angeführten Stellen erwähnt. Unter den Schriften, welche den größten Einfluß auf ihn geübt, nennt Moltke, 11. November 1890, die Ilias, doch keine deutſche Dichtung; aber die auteurs favoris, die er immer wieder am liebſten leſe, ſind von Dichtern: Schiller, Goethe, Shakeſpeare, Walter Scott. „Aus ſeinem Lieblingswerk dem Fauſt“ pflegte er in Creiſau „ganze Szenen aus dem reichen Schatz ſeines untrüglichen Gedächtniſſes“ herzuſagen (I, 249). Wie er bei einem Sturm auf dem Urnerſee an Tells Rettung denkt, ſo erinnert ihn, 1840, der prachtvolle Anblick Genuas vom Palaſt Lavagna aus „lebhaft an Schillers Fiesko, an den Rauſch des Ehrgeizes, der ihn ergriff, als er die Flügelthüren ſeines Gemaches öffnet, und Genua im Glanz der Morgenſonne vor ihm liegt. Ganz am entgegengeſetzten Ende der Bucht erhebt ſich der Palaſt der Doria; dort wohnte der alte Andreas, deſſen Geſchlecht noch fortblüht, während das Haus Lavagna, „mit dem Löwen“ erloſch.“ Wenn Moltke im gleichen Briefe Pompeji

den Epimenides der Städte nennt, dürfen wir dabei vielleicht eine Erinnerung an Goethes Festspiel annehmen.

An den geschichtlichen Stätten selbst sich der von ihnen ausgehenden Dichtung zu erinnern, wie Moltke an der Tellsplatte und in Genua that, übt einen eigenen Reiz. Historische Dichtungen fordern immer wieder zum Vergleich mit ihrer thatsächlichen Grundlage heraus. Schon 1839 hat Hinrichs Schillers Dramen nach ihren historischen Beziehungen durchgegangen: der neueren Geschichtsforschung kann diese Arbeit freilich nicht mehr entsprechen. Hugo Landwehr hat in einer für Schüler berechneten Weise etwas oberflächlich, aber ganz hübsch und geschickt eine historische Skizze von Fiesko, Karlos, Wallenstein, Maria Stuart und Jungfrau, Götz, Klavigo, Egmont und Tasso entworfen.[23]) Auf eine Vergleichung der Wirklichkeit und Dichtung, Besprechung der von Schiller-Goethe benutzten Quellen hat er in seiner populär gefaßten Arbeit verzichtet. Da er aber Bettelheims Beaumarchais in den Nachweisen nennt, hätte er die unwahre Angabe der Memoiren von einer der Schwester wegen unternommenen Reise nicht wiederholen dürfen. Seine Darstellung des geschichtlichen Verlaufes der Karlostragödie mahnt an eine in der Schillerlitteratur nie erwähnte Dramatisierung des Stoffes. Fouqué[24]) hat in seinem Schiller gewidmeten Trauerspiel „Don Karlos Infant von Spanien", Danzig 1823 nicht nur sich ziemlich eng an die Geschichte angeschlossen, sondern in der ersten Hälfte seines umfangreichen Werkes eine gar nicht übel gelungene Charakterisierung des stürmischen Kronprinzen mit seinen guten und schlechten Eigenschaften gegeben. Fouqué hat 1826 auch Le Brun de Chamettes „Geschichte der Jungfrau von Orleans" übersetzt und erweitert. Von der Maria Stuart behauptet Singer, der das M., den Namen des ersten englischen Übersetzers Mellish, leicht aus Vollmers Ausgabe des Schiller-Cottaischen Briefwechsels hätte ergänzen können, sie habe die bis

[23]) Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elf Essays. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen. Bielefeld und Leipzig 1893 (Verlag von Velhagen & Klasing).

[24]) Kürschners Nationallitteratur, Bd. 147 III, S. XI f. Stuttgart 1893 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

**

1801 Schiller günstig gestimmte englische Kritik gegen ihn erzürnt. K. Breul hat nun seiner ausgezeichneten Tellausgabe, vgl. VIII, 283, eine gleich lobenswerte des deutschen Textes der Maria Stuart mit englischer Einleitung und Anmerkungen folgen lassen,[25]) nachdem er unmittelbar vorher (1892) in gleicher Weise das dritte Buch von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges für englische Leser bearbeitet hatte. Mit besonderem Danke haben wir seine sorgfältigen bibliographischen Angaben aus der englischen Schillerlitteratur zu verzeichnen.

Neben Singers bereits erwähntem Aufsatze und einem kurzen Briefwechsel zwischen Goethe und der Mutter des Schauspielers P. A. Wolff nebst einigen Bemerkungen über dessen Verhältnis zu Goethe enthält die Festschrift für Bernays eine Studie Gg. Witkowskis „Goethe und Falconet" und Walter Bormanns „Über Schillers Künstler". Bormann strebt vor allem den Beweis an, daß in dem von Schiller selbst 1800 von der Gedichtsammlung ausgeschlossenen Werke ein Widerspruch gegen seine späteren Ansichten nicht vorhanden sei. Das ist gewiß richtig; wenn Bormann aber auch in der Mannheimer Rede über die Schaubühne als moralische Anstalt keinen Widerspruch mit den späteren Abhandlungen über das Tragische und das Vergnügen an tragischen Gegenständen anerkennt, kann ich ihm nicht ganz beistimmen. Jene Rede erhält durch persönliche Verhältnisse ihr besonderes Gepräge, ähnlich wie Lessings Jugendkomödie „Der bekehrte Freigeist" auf Familienvorurteile gegen Theater und Theaterdichter Rücksicht nimmt. Bormanns Erläuterungen, vor allem die Vergleichung von Schillers Auffassung des Verhältnisses von Wahrheit und Schönheit mit Goethes Versen „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" zeigen von vorurteilsfreiem eindringenden Verständnis. Bernays selbst pflegte, wenn ich mich recht erinnere, das Schwanken zwischen philosophischer Erörterung und geschichtlicher Einreihung, wie es ja auch die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung stört, als den Fehler der „Künstler" zu bezeichnen. Daß

---

[25]) Edited with introduction, English notes, genealogical tables. Cambridge 1893 (At the University Press).

ſchon vor dem Studium Kants deſſen Ideen hier bemerkbar werden, hat auch Bernays betont. Witkowskis Nachweis über den bisher als blinden Paſſagier in den Goetheausgaben mitgeſchleppten franzöſiſchen Bildhauer Etienne Maurice Falconet, 1716—91, zeigt wie gründlich Witkowski ſeine Ausgabe von Goethes „kleinen Jugendſchriften in Proſa“ vorbereitet hat, die zugleich mit der von ihm und Alfred Gotthold Meyer beſorgten Ausgabe von „Winckelmann, Hackert, Reden und Anſprachen“ in Kürſchners Nationallitteratur[26]) erſchienen iſt. Falconets Hauptwerk, die Reiterſtatue Peters des Großen, hat Schiller in der „Huldigung der Künſte“ erwähnt; von Falconets Kunſtſchriften, zum Teil gegen Winckelmann und Leſſings Laokoon gerichtet, hat nun Witkowski eingehender berichtet. Nicht der 1774 in engliſcher Überſetzung erſchienene Briefwechſel zwiſchen Falconet und Diderot, liegt, wie Springer meinte, Goethes Abhandlung „Nach Falkonet und über Falkonet“ zu Grunde, ſondern ihr erſter Teil iſt überſetzt aus Falconets „Observations sur la statue de Marc-Aurèle et sur d'autres objets relatifs aux beaux arts“ (Amſterdam 1771), im folgenden wird polemiſiert gegen ſeine „Réflexions sur la sculpture“, deren Überſetzung 1765 die „Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ eröffnet hatte. Aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ hat Witkowski nur drei Stücke den von Goethe ſelbſt ausgewählten hinzugefügt. Seine Zurückhaltung gegenüber der von andern aus Stilgefühl ſo kühn unternommenen Entſcheidung über Goethes Eigentum teile ich ganz und gar. Goethes Beteiligung am Jahrgang 1773 erſcheint mir aber trotz Bahrdts Redaktion nicht ſo unwahrſcheinlich. Die Fortdauer von Goethes Verbindung mit dem Beſitzer Deinet hebt Witkowski ſelbſt S. 43 hervor. Warum ſoll Deinet nicht auch ſpäter wie 1772 unter Mercks Leitung ſelbſtändig Beiträge geſammelt haben, „von deren Verfaſſern der das Direktorium führende ebenſowenig weiß als ich von den ſeinigen“ (S. 35)? Der Nachweis über den Anzeigen vorausgehende „Franckfurtiſche gelehrte Zeitungen“ von 1736—71 dürfte die Frankfurter Hochſtifts-

[26]) Bd. 107 und 108, Goethes Werke Bd. 26 und 27. Stuttgart 1893 (Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft).

mitglieder beſonders intereſſieren. Die Leſer dieſer Berichte muß ich aber leider mit einer Wiederholung beläſtigen. Ich habe VIII, 485 gegen Pniowers lächerlichen Unfug, die Gretchenſzenen unter dem Einfluß des hohen Liedes entſtehen zu laſſen, pflichtgemäß Verwahrung eingelegt. Pniowers Baccillus iſt nun in Witkowskis Einleitung zur Überſetzung des Hohenliedes bereits zur Reinkultur gediehen. „Die beiden Mädchengeſtalten, in denen Goethe die höchſte Luſt und Qual der Liebe verkörpert hat, haben Tropfen vom Blute Sulamiths empfangen: Clärchen und Margarethe.“ Betreff der Gretchenſzenen verweiſe ich nur auf das im vorhergehenden Bande der Berichte Geſagte, obwohl das Widerſinnige von Pniowers Einfällen ſich noch durch eine Reihe weiterer Stellen belegen ließe. Clärchens Bemühen im Anfange des 5. Aktes, die Bürger zur Rettung Egmonts aufzurufen — denn dieſe Szene hat ſchon Scherer auf die Einwirkung des hohen Liedes zurückgeführt — mit dem hohen Liede Kapitel I, V. 1—8 zu vergleichen und darnach ſelbſt ſich ein Urteil zu bilden, möchte ich jeden vorurteilsfreien Leſer erſuchen. Das Hohelied iſt übrigens nicht, wie Witkowski meint, von ihm zum erſtenmal in eine Sammlung von Goethes Werken aufgenommen, ſondern ſchon 1888 von Strehlke in die neue Hempeliſche Gedichtausgabe III, 409. Da Witkowski S. 242 ſelbſt den Druck der Parabeln in Arnims Einſiedlerzeitung angiebt, durfte er nicht fünf Seiten vorher ſagen, ſie ſeien bis 1861 unbekannt geweſen. Eine Lettre d'un vicaire von Rouſſeau gibt es allerdings nicht: Minor und v. Loeper wurden zu dieſer Bezeichnung der Profession im Emil wohl verleitet durch Möſers „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen abzugeben bei Herrn J. J. Rouſſeau“. Im übrigen bringt Witkowskis Einleitung zu den zwei theologiſchen Schriften wie zur deutſchen Baukunſt eine Fülle von Material bei. In der Beurteilung von Lavaters Phyſiognomik, welche die durch v. d. Hellen feſtgeſtellten Beiträge mit den ſehr hübſch wiedergegebenen Abbildungen einleitet, hätte ich neben dem berechtigten Tadel das Verdienſtliche in Lavaters Unternehmen gerne etwas mehr betont geſehen. Gut ſind die Einleitungen zu Winckelmann und Hackert geraten: hier wie faſt überall iſt ein bedeutender Fortſchritt gegenüber der Hempeliſchen Ausgabe anzuerkennen. Hackerts Stellung

in der Entwickelung der Landschaftsmalerei wie die Eigenart der Goethischen Charakteristik Winckelmanns im Gegensatz zu allen vorausgehenden Arbeiten über ihn treten bestimmt und anschaulich in den Einleitungen hervor. In den folgenden „Reden und Ansprachen" erzählt Witkowski S. 301, der Herzog mit dem Erbprinzen und Goethe habe am 20. Juli 1776 den alten Ilmenauer Schacht befahren: Goethes Tagebuch nennt den Herzog, Prinz v. Darmstadt, Trebra. In der Einleitung zu Winckelmann lesen wir von den Weimaranern: „unsere Großen wandelten in der reinen Luft des Altertums, kaum hinabschauend in die Enge und den Nebel des deutschen Bürgertums". Der Dichter von „Hermann und Dorothea", ja auch der von Wilhelm Meister und der letzten Novelle in den Ausgewanderten hat in diese Enge als schaffender Dichter hineinzuschauen verstanden.

In der Einleitung zum Briefe des Pastors und den zwei wichtigen biblischen Fragen verweist Witkowski auf die überaus reiche Litteratur über Goethes Stellung zum Christentum. Zum weitaus größten Teile ähnelt sie den frommen Leuten, wie sie Goethe selbst in einem Straßburger Briefe an Fräulein v. Klettenberg geschildert hat. Gerade die theologischen Jugendschriften und die das Christentum verherrlichenden Stanzen der Geheimnisse scheinen vielen der über Goethes Christentum Schreibenden gar nicht bekannt zu sein, auch Dekan Kopff, der „Das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland"[27]) betrachtet, erwähnt beides nicht, dafür wird geklagt, daß der Dichter von Werthers Leiden zu „der ungeheueren Zunahme des Selbstmords in der neuesten Zeit viel beigetragen hat". Goethes Äußerung gegen Eckermann (27. Januar 1824), sein Leben sei im Grunde nichts als Mühe und Arbeit gewesen, wird als Briefstelle zitiert, um zu erweisen, daß der gemütlose Heide so wenigstens mittelbar gestehen mußte, daß außer der Gemeinschaft mit Christo, von der er sich losgesagt, kein wahrer Frieden zu finden. Goethe führt aber mit diesen Worten nur einen Vers aus dem 90. Psalm an, was Herm. Henkel in seiner höchst lehrreichen

---

[27]) Zeitfragen des christlichen Volkslebens, 132. Heft. Stuttgart 1893 (Verlag der Chr. Belserschen Verlagshandlung).

Zuſammenſtellung „Goethe und die Bibel“, vgl. VII, 185, auch richtig vermerkt hat. Goethes Verhältnis zum Chriſtentum behandelt auch, freilich in ganz anderem Sinne, Otto Ludwig Umfried, wenn er den Kampf gegen den Gekreuzigten als den eigentlichen Inhalt der Fauſttragödie zu erkennen glaubt (S. 140). Es iſt traurig über eine Jahre hindurch mit Liebe und Mühe betriebene Arbeit kurzer Hand abſprechen zu müſſen, allein verworreneres Zeug als Umfrieds Buch „Goethe der deutſche Prophet in der Fauſt- und Meiſterdichtung“[28]) — von letzterer droht ein zweiter und dritter Band zu handeln — iſt mir ſelten vorgekommen. Das Machwerk, dem ſchon eine frühere Schrift, Goethejahrbuch IV, 427, vorausgegangen, ſteht auf gleicher Stufe mit Louviers im vorangehenden Hefte von A. Sulzbach charakteriſierten Fauſterklärungen. Wie Louvier iſt auch Umfried davon durchdrungen, daß niemand vor ihm Goethes Dichtung verſtanden habe, nur wird von ihm die Schuld der „liberalen Kritik“ zugewieſen, jener „akademiſch kritiſchen Beſtie“, die uns wie Fauſt bei der Bibelüberſetzung als Urgeiſt des Widerſpruchs gegen Gottes Wort die Straße abwärts führt und der ſittlichen Erkenntnis beraubt, die aus dem Phraſenwerk und Fauſts kompletter Unklarheit über den Namen Gottes ein Bekenntnis Fauſts heraus zu interpretieren ſucht. Die beiden Teile des Fauſt gehören nicht zuſammen, obwohl „der ſatiriſche Dichter des zweiten Teils abſichtlich die Täuſchung hervorrief, als ſolle die Fabel des erſten im zweiten fortgeführt werden“. Der erſte iſt die Tragödie eines individuell gedachten Menſchenlebens und ſeines Verderbens, denn Mephiſtos „Her zu mir!“ beendet das Werk. Der Fauſt des zweiten Teils iſt wie dieſer ſelbſt rein allegoriſch, ein Sinnbild unſerer geiſtigen Lebensentwickelung, dem Dichter zum Ernſte wie zum Scherze für ſeine didaktiſch-ſatiriſchen Zwecke dienend; Fauſt iſt da der Volksgeiſt, mit Mephiſto zuſammen der moderne Zeitgeiſt, Homunkel „die der natürlichen Grundlage noch ermangelnde und bedürftige, erſt nach ihr ſtrebende ideelle Einſeitigkeit des Zeitgeiſtes wie Chiron der Zeitgeiſt der helleniſchen Periode iſt.“ Eine Entſchuldigung

[28]) Mit einem Anhang der benützten, teilweiſe erſt neu aufgefundenen Quellen in Goethes Werken, Korreſpondenzen. Stuttgart 1893 (Verlag von Ad. Bonz & Comp.).

für die bisher irrtümlich beide Teile zusammenfassende Kritik mag darin liegen, daß auch der Chorizonte selbst öfters seine gewonnene bessere Erkenntnis nicht verwertet. An Absonderlichkeiten im einzelnen ist kein Mangel. Daß der Blocksberg die Schilderung der Hölle selbst sei und damit das Schlußwort des Direktors erfüllt werde, ließe sich zur Not noch verteidigen; daß aber Faust in seinem Studierzimmer träumend die klassische Walpurgisnacht und den ganzen Helenaakt nicht wirklich erlebt — wenigstens habe ich Umfrieds oft dunkle Andeutungen so verstanden — ist schon bedenklicher. Der Spaziergang zeigt „wie völlig christliche Zucht und Ordnung niederliegt, wie untauglich unser Leben für den höheren Zweck, wie ohnmächtig die Kirche für ihre nächste Aufgabe". Der Allegoriendichter des zweiten Teiles denkt von den verschiedenen christlichen Kirchen, die unter Philemon und Baucis leicht (?) zu verstehen sind, günstiger, denn sie haben den Wanderer, d. h. die Gesellschaft in dem „grausen Abenteuer", d. h. in der französischen Revolution gerettet. Das Getöse beim Sonnenaufgang „weist auf den Kriegslärm hin, unter dem uns die Friedenssonne aufging". Die „Mütter" aber sind nichts anders als die deutschen Universitäten, „denen wir all unsere klassische Bildung und Verkehrtheit verdanken". Wenn dagegen jemand einwenden wollte, daß Goethe doch selbst eine ganz andere Erklärung gegeben, so weiß der neue Mystagoge, daß Goethe sich damit wie öfters nur über den jungen Eckermann lustig machen wollte. Berichtet uns Eckermann doch auch, daß Goethe an künftige Aufführungen des ganzen Werkes dachte, während Umfried gegen die Aufführung des zweiten wie selbst des ersten Teiles „im Namen des Dichters und des gesunden Menschenverstandes feierlichst Verwahrung" einlegt. Der gesunde Menschenverstand kommt also selbst in diesem Buche einmal vor.

Gegen die Faustaufführung hat sich neuerdings auch Hans v. Basedow in seinen „dramaturgischen Studien"[29]) ausgesprochen. Wie das ganze „mehr oder weniger eine allegorische ironische Dichtung ist, so könnte Mephisto „neben vielen andern natürlich

[29]) Charaktere und Temperamente. I. Shakespearesche Charaktere mit einem Anhang über Goethes Faust. Berlin 1893 (Eduard Stentzel).

das Christentum ironisierend symbolisieren". Das zur Durchführung dieser Rolle nötige grell Dämonische vermöge kein Schauspieler zu leisten: jeder gebe nur eine menschliche Seite, und daran müsse, im Gegensatze zu Shakespearischen Dramen, die Aufführung des Faust dauernd scheitern. Das höchst oberflächliche Büchlein verdient kaum irgendwelche Beachtung. Dagegen möchte ich ausnahmsweise aus einer Zeitschrift einen Beitrag eigens erwähnen, Albert Leitzmanns Aufsatz „Georg Forsters Beziehungen zu Goethe und Schiller und seine Verteidigung Schillers".[30]) Goethe ist 1779 und 1783 in Kassel, später in Weimar und Mainz mit dem ihm von dem gemeinsamen Freunde Jacobi empfohlenen Forster zusammengetroffen; von den zwischen ihnen gewechselten Briefen ist noch nichts wieder aufgefunden. Gerade Forster, dessen Blick der Dünkel und die Einseitigkeit der deutschen Zunftgelehrten nicht trübte, hätte die große Tendenz der Goethischen Naturauffassung zu würdigen vermocht, allein gerade zwischen ihm und Goethe scheint der wissenschaftliche Gedankenaustausch auf Einzelfragen beschränkt geblieben zu sein. Forster war zuerst durch die Kreuzerhöhung Woldemars gegen Goethe erbittert, später zeigte er sich entsetzt über den freilich arg mißratenen Großkophta, während Goethe durch Forsters Sakontalaübersetzung zu dem überschwänglichen Epigramme begeistert wurde. Mit Schiller ist Forster nie persönlich in Berührung gekommen. Er war Mitarbeiter der Thalia und veröffentlichte in Archenholtz „Neue Litteratur und Völkerkunde" 1789 eine gegen Stolberg und seinen Angriff gerichtete Verteidigung des Schillerischen Gedichtes „Die Götter Griechenlands". Leitzmann hat dieses Muster einer großgesinnten, vornehm überlegenen Polemik, welche in der Neubearbeitung Goedekes IV, 2, 185 leider nicht verzeichnet steht, in einem wohlverdienten Neudruck wieder zugänglich gemacht. Kaum ein Zeitgenosse hat so begeistert von dem unnachahmlichen Zauber in den hohen Gesängen des Götterfreundes Schiller geurteilt, wie Forster, der es wirklich nicht verdiente, daß

[30]) Herrigs Archiv, Bd. 88. Braunschweig 1892 (Druck und Verlag von Gg. Westermann); vgl. hierzu die warme und schöne Charakteristik „Gg. Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des 18. Jahrhunderts," akademische Antrittsvorlesung von Albert Leitzmann, Halle 1893 (M. Niemeyer).

die Xeniendichter seines unglücklichen Endes mit Spott statt mit Mitleid gedachten. Schiller hatte die Abneigung, welche Forsters Gattin ihm erregte, als sie Huber zum Bruche seines Verhältnisses mit Körners Schwägerin veranlaßte, höchst ungerechter Weise auf den armen verlassenen Gatten Theresens übertragen. Den Tadel, welchen die Xeniendichter bei diesem Angriffe wirklich verdienten, haben sie in anderen Fällen, in denen das Recht auf ihrer Seite war, ungemessen von den Beleidigten hinnehmen müssen. Von einem der von den Weimarischen Stachelversen reich Bedachten hat Julius Tröger[31]) in der sehr hübschen Studie „Rektor Manso im Xenienkampfe“ berichtet. Tröger charakterisiert Mansos Rezensionen der Horen und des Musenalmanaches für 1796 in der Dykischen Bibliothek, welche das Strafgericht über den Breslauer Rektor heraufbeschworen, erläutert dann die einzelnen der gegen den Nachahmer Wielands gerichteten Epigramme, von denen Karoline Schlegel eine Abschrift genommen hatte, und bespricht dann Manso-Dyks „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“. Mansos Verdienste in Erinnerung zu bringen, war Tröger vollständig berechtigt, ja verpflichtet, allein Schillers Urteil, welches den „Gegengeschenken“ Witz abspricht, erscheint mir gerade nach den mitgeteilten Proben nicht anfechtbar. Im Zusammenhange mit dem ganzen Tierkreis wird Schillers, freilich nicht feine Bezeichnung des Hallischen Ochsen (Jakob) entschuldbar, nur die „von dem Geist und dem Humor abdestillierte Grobheit und Beleidigung“ bleibt aber in Mansos Entgegnung:

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer.
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Es ist ganz nützlich hier und da erinnert zu werden, welche Beurteilung die Weimarer Dioskuren bei ihren Zeitgenossen öfters fanden. Trögers Deutung von „Ideal und Leben“ entspricht gewiß nicht dem Gedankengange Schillers, der bei der Ausgleichung von Sinnenglück und Seelenfrieden an alles eher als an eine Weltverklärung durch den christlichen Glauben dachte. Auch die Darstellung, daß der lebhaftere und reizbare Schiller schwerer als Goethe über die Antixenien hinweggekommen sei, bedarf einer kleinen Berichtigung. Goethe hätte gerne die dann als „Walpurgisnachts-

traum“ in den Faust eingeschobenen Xenien im nächsten Almanach veröffentlicht gesehen, Schiller dagegen lehnte dies ab (2. Oktober 1797). Die von Tröger erwähnten Garvischen Briefe, in denen „der arme alte kranke Mann“, Mansos Freund, die Xeniendichter ausschalt, sind nicht 1796, sondern 1797 geschrieben worden. Unterm 6. und 8. November verzeichnet Schiller in seinem Kalender die am 6. und 27. beantworteten Zuschriften des guten und wackern Sittenrichters, dem jede Spur ästhetischen Gefühls fehle.

Von Schillers Kalender haben wir eine beachtenswerte neue Ausgabe erhalten. Schon im vierten Bande von Seufferts Vierteljahrschrift hat Ernst Müller die Nachträge veröffentlicht, welche W. Vollmer in sein Handexemplar von Schillers Kalender eingetragen hatte. Daß schon 1877 Urlichs in den „Briefen an Schiller“ S. 222—232 nach einer in Greifenstein gefertigten Kollation Berichtigungen und Zusätze zu der 1865 von Schillers Tochter besorgten Ausgabe gegeben hatte, war Müller damals unbekannt geblieben. Urlichs und Vollmers Nachträge und Verbesserungen mußten den Wunsch nach einem Neudrucke des ganzen Kalenders wecken. Statt dessen erhalten wir nun von der Verlagshandlung eine Titelauflage des alten Textes, dem als neuer Anhang 27 Seiten „Ergänzungen und Berichtigungen“ und 90 Seiten alphabetisch geordneten Kommentars beigefügt sind.[32]) Ernst Müller durfte das Weimarische Archiv benutzen und aus ihm ein Verzeichnis ungedruckter Briefe an Schiller, sowie zwei Urkunden über seine Erbschaftsangelegenheit mitteilen. Im sorgfältig ausgearbeiteten Kommentar, der sich natürlich auf die Eintragungen im Kalender beschränken mußte, erhalten wir recht nützliche Zusammenstellungen für Briefe von und an Schiller wie für ihm eingesandte Gedichte. Von den „Dichtern des Schillerschen Musenalmanachs und der Horen“ hat M. Mendheim eine Aus-

---

[31]) Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau, herausgegeben von dem Lehrerkollegium der Anstalt. Breslau 1893.

[32]) Schillers Kalender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Ernst Müller. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

wahl[33]) mit recht mangelhafter Einleitung gegeben, nicht einmal der Schillerische Briefwechsel ist dabei genügend verwertet worden, von einer genügenden Charakteristik ist gar keine Rede. Dagegen ist Müllers Kommentar durchaus zu loben, und die folgenden Bemerkungen sollen keineswegs einen Tadel bedeuten. Neben seinem Vater hätte auch Heinrich Voß, Schillers Mitarbeiter an der Othello-Inszenierung, genannt werden müssen, die Nennung Voß im Kalender geht nicht immer zweifellos auf den Dichter der Luise. v. Vincke, dessen Untersuchung über Schillers Othello schon erwähnt ward, hat in einem anderen Aufsatze „Drei Mannheimer Schauspieler vor hundert Jahren" Beil, Beck und Iffland, von denen wenigstens die letzten zwei im Kalender als Briefschreiber und -empfänger genannt sind, eingehend charakterisiert. Bei Schillers enger Verbindung mit der Geschichte der Mannheimer Bühne reiht sich die feinsinnige Schilderung den Beiträgen zur Schillerlitteratur an. Ifflands Verhandlungen wegen Übertritt vom Mannheimer zum Weimarer Theater hätte v. Vincke neben den freilich ergebnisreicheren Verhandlungen mit Berlin doch nennen sollen. Daß Goethe den Julius Cäsar nach Schlegels Übersetzung und in seiner eigenen Einrichtung spielen ließ, führt auch v. Vincke S. 92 an, wie es Goethes Brief an Schlegel im Shakespearejahrbuch VII, 63 und Burkhardts Spielverzeichnis S. 299 bestätigen. Müller hätte also die irrige Angabe von einer Weimarer Aufführung der Wieland-Dalbergischen Bearbeitung leicht vermeiden können. Ebenso hätte die ausgezeichnet abwägende Schilderung Minors sowie Weltrichs Vortrag (Hochstiftsberichte II, 67) ihn abhalten sollen, Speidel-Wittmanns einseitig gehässige Charakteristik der Frau v. Kalb, und nur diese allein, als „treffliche Darstellung" anzuführen. Da die wichtigsten Biographien von Schillers Korrespondenten sonst angeführt sind, sollte Varnhagens Monographie über Erhard und Beaulieu-Marconnays über K. v. Dalberg nicht fehlen. Übersehen ist der Druck von Schillers Briefen an Sophie Mereau in Arnims Einsiedlerzeitung. Der im Juni und September 1802 im Kalender erwähnte Johannes Büel

[33]) Lyriker und Epiker der klassischen Periode. Zweiter Teil. Kürschners Nationallitteratur, Bd. 135 II. Stuttgart 1893 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

aus Schaffhausen hat drei Stammbücher hinterlassen, aus denen Bächtold zahlreiche Einschreibungen veröffentlichte,[34]) so von Beethoven, Overbeck, Matthisson, Joh. Gg. Jacobi, Chr. F. Weiße, Kotzebue, Jean Paul, Tieck und Tiedge, den Stolbergs, Fr. Schlegel und seiner Gattin, Johannes v. Müller und Lavater, von Goethes Züricher Freundin Bäbe Schultheß (Hochstiftsberichte VIII, 294) und der Oberhofmeisterin v. Lengefeld, Schillers chère mère. Schiller selbst trug sich „zum Andenken der Freundschaft" Weimar, 4. September 1802 ein mit den zwei Zeilen „Das Bild der Isis":

Ich bin alles, was war und was seyn wird,
Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.

In einem Briefe an seinen Vertrauten Georg Müller rühmte Büel, daß der sonst ziemlich unzugängliche Schiller mit ihm eine Ausnahme gemacht habe. „Ich war mit ihm, seiner Frau und seinen Kindern so lustig, wie du wahrscheinlich einst bei Herders": vgl. Gg. Müllers Aufzeichnungen „Aus dem Herderschen Hause," herausgegeben von Bächtold, Berlin 1881. Müllers eigenes begeistertes Urteil über die Braut von Messina aus dem folgenden Jahre habe ich bereits angeführt. „Schuld und Schicksal in Schillers Braut von Messina" behandelt ein Vortrag von Paul Joh. Rée;[35]) „Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina"[36]) untersucht in trefflicher Weise J. B. Gerlinger, in einem schon vor 41 Jahren zum erstenmal veröffentlichten, aber den Neudruck durchaus verdienenden Schulprogramme. Die dritte Auflage hatte Dingelstedt mit einigen Bemerkungen über das Verhältnis von Dichtung und Bühne, welche auch die vierte Auflage wieder eröffnen, eingeleitet. Die antik dramatischen Elemente in Ideen und Situationen, in Stil und Sprache wie im Aufbau der Braut zu kennzeichnen ist Gerlingers Bestreben. Am eingehendsten behandelt er den Chor, dessen äußere Teilung wie den inneren Widerspruch

---

[34]) Züricher Taschenbuch für 1892.

[35]) Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden, II. Bd., Nürnberg 1893 (Joh. Leonhard Schrag).

[36]) Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Vierte unveränderte Auflage durchgesehen von Joh. Ev. Einhauser. Neuburg a. D. 1893 (Verlag von August Prechter).

zwiſchen leidenſchaftlicher Parteinahme und abgeklärter Betrachtung er als die Schwäche der Schilleriſchen Dichtung bezeichnet. Die Miſchung der religiöſen Vorſtellungen, die Schillers Vorrede zu rechtfertigen ſucht, erſcheint ihm als der zweite Hauptfehler: an dieſer Miſchung nahm ſchon Karl Auguſt Anſtoß, der freilich auch über die neue Bühnenmaske der bewaffneten Poeten ſpottete und in der Sprache Schillers „komiſche Knittelverſe, unausſtehliche Härten, undeutſche Worte" zu finden glaubte (11. Februar 1803 an Goethe). Die antikiſierenden Redewendungen, mit denen Schiller Goethes Bemühungen in der Helena, Achilleis, der ſpäteren Pandora nacheiferte, hat Gerlinger zuſammengeſtellt. Für die Verſuche, den Chor in die moderne Tragödie einzuführen, darf man nicht wie Gerlinger bei Racines Eſther und Athalie ſtehen bleiben, ſondern muß auf die Renaiſſancetragödie in den verſchiedenen Ländern zurückgehen. L. G. Wyſocki hat in ſeinem gründlichen Werke über „Andreas Gryphius et la tragédie Allemande au XVIIe Siècle"[37]) die Stellung des Chors und das Verhältnis der deutſchen zur griechiſchen und Senekaiſchen Tragödie erörtert und meint, Schiller habe in ſeiner Vorrede zur Braut das Wort und den Sinn gefunden, welche der disziplinierte Deutſche dem Chore anheftet. Er ſtellt Schillers Äußerungen über den Chor denen Viktor Hugos in der Vorrede zum „Kromwell" gegenüber. Da Gerlinger Nachdruck legt auf den Titel „ein Trauerſpiel mit Chören", ſo hätte es die Billigkeit gefordert der Brüder Stolberg „Schauſpiele mit Chören" (1787) zu gedenken. Die antiken Tragiker mußten aus Schiller vorangehenden, nicht aus ſpäteren Überſetzungen angeführt werden, dies umſomehr als Schiller über Stolbergs Äſchylos-Verdeutſchung ſich ſehr lobend ausſprach (Fouqués Lebensgeſchichte, S. 253). Unter Gerlingers Zuſammenſtellung der Zeugniſſe für Schillers griechiſche Studien vermiſſe ich am meiſten die Stelle aus dem Briefe an Süvern: „Ich teile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleiſchen Tragödie, aber ſie war eine Erſcheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann." Gerlinger hat ſehr hübſch und überſichtlich die Parallele mit dem König Ödipus gezogen, einen Unterſchied jedoch überſehen, den Rée

[37]) Paris 1893 (Émile Bouillon, Éditeur).

in seinem sonst wenig bedeutenden Vortrage treffend hervorhebt: im Ödipus ist das alles entscheidende, vom Orakel voraus verkündigte Verbrechen bereits vor Beginn der dramatischen Handlung vollzogen; in der Braut haben wir einander entgegengesetzte Wahrsagungen, nach denen auch ein glücklicher Ausgang nicht ausgeschlossen erscheint. Rées Versuch für Isabella und Beatrice eine Schuld zu konstruieren, ist vergebliches Bemühen; den Bruder tötet Don Cäsar mit dem Schwerte, nicht wie Rée angiebt mit dem Dolche. Gerlingers Ausführungen über die Schicksalstragödie sind der schwächste Teil seiner Arbeit, den wir unter Berufung auf die fünfte Auflage von Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels" I, 373 ablehnen. Gerlingers höhnisches Urteil über den Dichter der „Ahnfrau" wird heute kaum noch jemand teilen.

Daß Grillparzer die Einführung des Chors in der „Braut von Messina" mißbilligte, habe ich schon VII, 396 angeführt. Zu den dort mitgeteilten brieflichen Äußerungen anläßlich des Schillerfestes von 1859 bringt der dritte Band des Grillparzerjahrbuches[38]) noch die Niederschrift im Tagebuch: „Über meine Gesinnung für Schiller kann kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten." Als jenes „Mittelding zwischen Goethe und Kotzebue, wie ihn das Drama braucht" bezeichnete er 1828 sich selber. Und doch hatte auch Grillparzer einmal den richtigen Standpunkt zur Würdigung Schillers verloren und mußte ihn sich erst wieder erringen. Bis Anfang 1810 spielte Goethe bei ihm eine untergeordnete Rolle, während ihn Schiller entzückte. Aufsätze im Wiener Sonntagsblatt machten ihn aber auf Goethes Wert aufmerksam; etwas wie den Götz glaubte er zur Not selbst schreiben zu können: „Werthers Leiden war es vorbehalten, mich zu bekehren. Ich las sie mit Entzücken und hohe Begierde bemächtigte sich meiner Seele, die Werke dieses außerordentlichen Mannes, dessen Vortrefflichkeit ich nun einzusehen begann, in ihrem ganzen Umfange zu kennen,

---

[38]) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Wien 1893 (Verlag von K. Konegen).

eine Sache, die in Wien nicht leicht ist. Die Franzosen kommen nach Wien (1809) und ein Nachdruck seiner Werke erschien, ich schaffte sie mir so schnell als möglich an und blickte mit unbeschreiblicher Wonne nun in die Tiefen seines unaussprechlich zarten Gefühls." Die erste Lesung Fausts ließ ihn kalt, nach der zweiten erschienen dem in eine ganz andere Welt versetzten die Werke seines bisherigen Idols und Vorbilds Schiller rohe groteske Skizzen. In dem kühnen interessanten Faust wie im Tasso, dessen Thema er nach einem Jahrzehnt in der „Sappho" selbst behandelte, glaubte er seine Person, seine Gefühle in jedem Worte wiederzufinden. „Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, Egmont vollendeten, was die früheren begannen und ich betete Goethe an." Nach einigen Monaten überzeugte er sich aber durch erneute Lesung der ihn zu Thränen rührenden „Jungfrau von Orleans", daß er Schillern Unrecht gethan habe. Herrlichste Worte eines anderen großen Dichters über Schiller lehrt uns der Wiederabdruck von Gottfried Kellers Gedanken bei der Schillerfeier „am Mythenstein" (1860) kennen.[39]) Wie das Schweizer Volk lange schon „zur Erhöhung seiner Frühlingslust Schillers Tell in fröhlichem Versuch auf offenen Dorfgassen, auf Matten und luftigen Höhen in die braune Hand genommen und keck aufgespielt," das hatte Keller schon im „grünen Heinrich" geschildert. Die Enthüllungsfeier der dem Sänger des Tell von den Urkantonen gewidmeten Felsenaufschrift regte den Züricher Staatsmann und Dichter an zu patriotischen Fantasien, wie aus Schützen- und Sängerfesten ein neues großartigstes Nationaldrama sich gestalten könnte. Richard Wagners 1851 gemachte Vorschläge „Ein Theater in Zürich" (gesammelte Schriften V, 25) sind wenigstens bei Keller nicht wirkungslos geblieben. Aber Wagner selbst hat seine höhere Auffassung von Würde und Pflicht der dramatischen Kunst an Schiller gelernt, und von Schillers Tell gehen denn auch Kellers Wünsche und Pläne aus. Gerade an Ort und Stelle fühlt sich der Schweizer von Bewunderung ergriffen für die von keinem andern erreichte treue Wiedergabe von Land und

---

[39]) Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Zweite Auflage. Berlin 1893 (Verlag von W. Hertz, Besserische Buchhandlung).

*

Leuten. Und nicht, wie die alles Verdienſt auf Goethes Reiſeberichte zurückführende neuere Forſchung, ein einzelnes Ergebnis günſtiger Umſtände erblickt Keller in Schillers Telldichtung. Der Demetrius beweiſt, „Schiller war, als er abſcheiden mußte, zu der Reiſe gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Die unmittelbare Beſchreibung, ſobald ſie ſich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichteriſche Anſchauung, die ſich gläubig und ſehnſuchtsvoll auf das Hörenſagen beruft, wird ſie gewiſſermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verſtoßen.“ Dies Bekenntnis des als Realiſten geprieſenen Meiſters von Seldwyla mag den modernen Naturaliſten eigens empfohlen werden. Im ſchärfſten Gegenſatze zum Kelleriſchen Lobe des Tell wird in Scherers kleinen Schriften (S. 161) feierlich als „unverbrüchliches Geſetz aller Poeſie“ verkündet: „daß uns der Dichter nichts vorführen dürfe, was er nicht angeſchaut.“

Kellers Anpreiſung der in Kaulbachs Bildern erfolgten Wiedergeburt des Goethiſchen „Reineke Fuchs“ (1847) geht auf die Goethiſche Dichtung ſelbſt nicht ein; den Vergleich zwiſchen Kaulbach und Platen, Cornelius und Goethe werden nicht viele zutreffend finden. Aber wie ſchön und treffend hält er dem Kunſt und Äſthetik verachtenden Jeremias Gotthelf vor, in jeder ſeiner Erzählungen liege „an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem Hermann und Dorothea; aber in keiner nimmt er auch nur den leiſeſten Anlauf, ſeinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verſchaffen, welche der künſtleriſche, gewiſſenhafte und ökonomiſche Goethe ſeinem einen, ſo zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte.“ In der Beſprechung der neuen kritiſchen Gänge ſeines Freundes Viſcher ſucht er 1861 den zweiten Teil des Fauſt, in dem Goethe die mächtige Aufgabe vom deutſchen Geiſtermannſchickſal freilich nicht im Sinne des Allgemeinen und der Nation zu Dank gelöſt habe, doch gegen Viſchers herbe Verurteilung in Schutz zu nehmen. Um eine Volksdichtung ſei es Goethe nicht zu thun geweſen. „Er wollte noch einmal, eh er unter den Raſen hinabginge, ſchauen den ganzen glänzenden klagenden Zug von Dämonen und Geſtalten, den er in ſeiner Bruſt beherbergte, lediglich zu ſeinem eigenen Vergnügen, und er ließ ihn hinaus und

führte ihn um sich selbst herum. Es ist keine Frage, der Greis spielte, aber er spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug."

Wie in Scherers jetzt in den „kleinen Schriften" (s. u.) neugedruckter Einleitung zum ältesten Faustbuch die Vorgeschichte der Goethischen Dichtung auf ihre Bestandteile und Zusammensetzung hin geprüft ist, so lieferte Jakob Bächtold nun zu der in seiner nicht genug zu lobenden „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz"[40]), vgl. VI, 91, gegebenen Darstellung der älteren Telldichtungen einen weiteren trefflichen Beitrag durch den kritischen Neudruck[41]) des alten Urner Tellenspiels und des überhaupt nur noch in einem Exemplar vorhandenen neuen Züricher Tellenspiels Jakob Russ von 1545. Das Urnerspiel ist noch 1740 und 1765 gedruckt worden, doch kaum über die Grenzen der Eidgenossenschaft gedrungen. In der letzten Lieferung seines nun abgeschlossenen Musterwerkes charakterisiert Bächtold die schon 1762 entworfenen, 1774 überarbeiteten drei schweizerischen Schauspiele Bodmers: „Wilhelm Tell oder der gefährliche Schuß"; „Geßlers Tod oder das erlegte Raubtier"; „der alte Heinrich von Melchthal oder die ausgetretenen Augen", unglückliche Machwerke, denen noch ein viertes „Der Haß der Tyrannei und nicht der Person, oder Sarne durch List eingenommen" folgte. Über den Anschlag auf Sarnen wird auch bei Schiller, V. 1386, verhandelt, und die in Bodmers Titel ausgedrückte Gesinnung findet in Walter Fürsts vorangehender Rede Ausdruck. Bodmers Tell ward trotz seiner Nichtigkeit ins Französische übersetzt. Über die „satanischen Räuber" hat der alte Patriarchadendichter noch seinen Abscheu ausgesprochen, wie er bis zuletzt über Goethes Dichtung aburteilte. Aus Klopstocks in Zürich umlaufenden Briefen (Anmerkungen S. 198) verbreitete er noch im Frühjahr 1779 die Klatschereien über Goethe und des Herzogs Benehmen in Weimar. Daß der kurze Briefwechsel, in dem Goethe die unvorsichtigen Ermahnungen Klopstocks zurückwies, abschriftlich

[40]) Frauenfeld 1891 (Verlag von J. Huber).

[41]) Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Züricher Hochschule unter Leitung von Jak. Bächtold. 3. Band. Zürich 1893 (Frauenfeld, J. Huber).

**

verbreitet wurde, ist auch durch Hennes „Briefe und Nachrichten aus Fr. L. v. Stolbergs Jugendjahren“ bekannt, deren Rezension W. Scherer zu einer Reihe von Bemerkungen über Goethes Schweizerreise von 1775 und sein Verhältnis zu den Brüdern Stolberg Anlaß gab. Bei der Angabe, Stolberg habe die Reise unternommen, weil er „genötigt worden ein herzliches Liebesverhältnis mit einer schönen Engländerin aufzugeben“, war Goethes Erinnerung nicht genau. Erst nachdem die Reise beschlossen war, hatte Stolberg die Deutschengländerin Sophie Hanbury in Hamburg kennen gelernt; erst in oder nach Straßburg erklärte ihm ein Brief des süßen Mädchens, daß es nur Freundschaft, nicht Liebe für ihn fühle. Dem persönlichen und litterarischen Verhältnis des jüngeren Stolbergs zu Goethe, das Düntzer doch mit Voßischer Parteilichkeit gegen den katholischen Reichsgrafen behandelt hat, widmet Wilhelm Keiper in seiner Dissertation „Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie“[42]) treffende Beobachtungen. Ein paar beachtenswerte Äußerungen finden sich auch in den von O. Hellinghaus veröffentlichten Briefen Stolbergs an Voß.[43]) Der Werther rührte Stolbergs Herz wie noch kein Roman, gern hätte er Goethe, den gar zu braven Mann, mitten im Lesen umarmen mögen. Von der gemeinsamen Schweizerreise, die auch ihn zu Telldichtungen veranlaßte, berichtet er nur, daß Goethe, der herrliche Junge, sich in Zürich von ihnen trenne; „wir werden ihn sehr vermissen, wir sind ihm und er uns herzlich gut geworden“. Wichtiger sind einige Mitteilungen aus den Tagen des späteren Besuches in Weimar, Juni 1784. Goethe zeigte Teilnahme für die Äschylosübersetzung, da nach dem Homer nun Äschylos sein Liebling sei. Stolberg seinerseits fand unter den Inschriften zu Tiefurt, deren Veröffentlichung im Voßischen Musenalmanach er von Goethe nicht erlangen konnte, die an Philomele besonders schön. Seine Abschrift stimmt im letzten Verse nicht mit der Herders, sondern Frl. v. Göchhausens (Weimarische

[42]) Berlin (Mayer und Müller) 1893.

[43]) Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß. Nach den Originalen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit Einleitung, Beilagen und Anmerkungen. Münster i. W. 1891 (Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung).

Ausgabe II, 327) überein: „Und mit der Liebe Gewalt“. Von Wilhelm Meiſter und einem fertigen Trauerſpiel Taſſo hörte er nur ſprechen, den erſten ſehr launigen und ſchönen Akt der Vögel bekam er zu hören. Mit Herder, von dem er ſich in der Vorrede zu den Volksliedern angegriffen glaubte, kam es zur Verſtändigung; er mußte ſeiner Erklärung glauben, denn „Goethe, der die Wahrheit ſelber iſt, der Herdern ſolange kennt, liebt ihn wie ſeine Seele“.

Auf dies Zeugnis des frommen, ſittenſtrengen Stolberg wird man gerade manchem Angriffe der Frommen gegenüber gerne hinweiſen. Verteidigung und Angriff von Goethes perſönlichem Verhalten wollen ja in der Goethelitteratur nicht zur Ruhe kommen. Nach allem was Heuer und ich ſelbſt im vorhergehenden Hefte über Froitzheims Friederikenbuch geäußert, brauche ich auf dieſes ſelbſt nicht mehr zurückzugreifen. Allein ſeine angeblichen Enthüllungen haben außer den verſchiedenen Rezenſionen auch ſelbſtändig erſcheinende Widerlegungen, wie die von Albert Bielſchowsky[44]) und ſogar ein ganzes Buch von Düntzer hervorgerufen. In ſeiner „Friederike von Seſenheim im Lichte der Wahrheit“[45]) wiederholt Düntzer das Meiſte, was er ſeit 1842 über Friederike und Goethes Darſtellung ſeiner Liebesidylle geſchrieben hat. Freilich wird ſich Froitzheim durch Düntzers Polemik wenig getroffen fühlen, denn die von Düntzer beliebte Verhimmelung Friederikes iſt ſo wenig ein Beweis, wie ſeines Gegners Verdächtigung Friederikens. Düntzer nimmt alle Seſenheimer Lieder, deren Lenziſche Autorſchaft zuletzt Bielſchowsky im 12. Bande des Jahrbuchs höchſt wahrſcheinlich gemacht hat, vgl. VII, 432, ohne weiteres wieder für Goethe in Anſpruch, der bei ihm als höchſt platoniſcher und die Eltern in Frankfurt ſcheuender Muſterliebhaber erſcheint. W. v. Biedermann hat in einem vorſichtig abwägenden Aufſatze „Friederike Brion und Gretchen“[46]) die poetiſche Wahrſcheinlichkeit einiger Behauptungen Froitz-

[44]) Goethe und Friederike. Wider ihre Verläumder. Berlin 1892 (Sonderabdruck aus den Preußiſchen Jahrbüchern).

[45]) Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger).

[46]) Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1893, Nr. 23.

heims auf ihre Bedeutsamkeit für die Faustdichtung hin geprüft. Die lebhafte Einbildungskraft des Dichters, der im Schuldgefühl gegen Friederike sich mit dem verräterischen Weislingen verglichen hat, mag sich ausmalen, daß das abgebrochene Verhältnis die schwersten, moralisch und bürgerlich entehrenden Folgen für das Mädchen gehabt habe. Von diesem Gesichtspunkte aus legt v. Biedermann Froitzheims Enthüllungen, oder wenn man will Entstellungen, mehr Gewicht bei als Rübel, Veil, Bielschowsky, Düntzer, Heuer gethan haben. Wenn Düntzer zur Strafe dafür dem Dresdener Forscher jedes Verständnis für Goethes Wesen abspricht, so muß ich doch bemerken, daß die Sammlung von Goethes Gesprächen eine so verdienstvolle und nicht minder Goetheverständnis bezeugende Leistung ist als alle Erläuterungen. Ich habe stets den beliebten höhnischen Angriffen auf Düntzer gegenüber die großen Verdienste seines fleißigen Sammelns und Forschens betont, ich meine aber, er sollte nicht selbst v. Biedermann entgegen ein Beispiel der hübschen Manier geben, welche jede von der eigenen abweichende Ansicht mit dem großen Banne belegt.

Auch den durch Individualität, Schulung und Auffassung verschiedensten Arbeiten, die doch alle dem gleichen Ziele der besseren Erkenntnis zustreben, in gleicher Weise gerecht zu werden ist Aufgabe der Kritik. So hat Scherer in einer kurzen Anzeige die beiden grundverschiedenen Arbeiten, Bernays Goetheartikel aus der allgemeinen deutschen Biographie und Düntzers Leben Goethes vergleichend charakterisiert: „Bernays faßt in knapperer Darstellung zusammen, Düntzer wie er pflegt hält sich streng an die Urkunden und sucht Goethe womöglich Tag für Tag zu verfolgen.“ Die Rezension ist mit elf anderen Goethe betreffenden im zweiten Bande von W. Scherers „kleinen Schriften“[47]) wieder abgedruckt. Scherers 1886 gesammelte „Aufsätze über Goethe“ haben so eine Ergänzung erfahren, behandelt doch z. B. die Rezension der Briefe Goethes an Johanna Fahlmer aus dem Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum dasselbe Buch, von dem der Aufsatz „Goethe und Adelaide“

---

[47]) Zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte. Herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin 1893 (Weidmannsche Buchhandlung).

ausgeht. Die Rezenſion der Goethiſchen Briefe an Voigt ſtammt aus Zarnckes Zentralblatt, alle anderen aus der deutſchen Rundſchau. Zu dieſen Rezenſionen (Baier, Das Haidenröslein; Dürckheim, Lilli; Kahle, Italieniſche Reiſe; Meyer-Waldeck, Märchen; L. Hirzel, K. Ruckſtuhl) und den Volksbuch und Puppenkomödie erörternden Fauſteſſays geſellt ſich der erſte öffentliche Abdruck des 1875 für S. Hirzel beſtimmten Scherzes, „Der jüngſte Goethe?", die aus einem Briefe Lenette Jacobis geſchöpfte Vermutung über Goethes Geburt. In der aus der Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien gezogenen Studie „Zur deutſchen Metrik" wird Goethe und ſein Anſchluß an die Proſodien von Moritz und Voß erwähnt; in der aus den Commentationes in honorem Th. Mommseni (1877) aufgenommenen Abhandlung „Über den Hiatus in der neueren deutſchen Metrik" ſind nicht nur Goethes einzelne Werke ſorgfältig auf die Befolgung des von Schiller unberückſichtigt gelaſſenen Geſetzes hin durchgegangen, die ganze Unterſuchung „iſt durch den unmittelbaren Eindruck Goetheſcher Poeſie hervorgerufen worden". Mit den der Goethelitteratur im beſondern gewidmeten Rezenſionen erſchöpft ſich keineswegs das Goethe ſelbſt in der Sammlung gewidmete Intereſſe. Von einem geplanten Aufſatze „Die griechiſchen Götterideale bei Goethe" iſt nur dieſe Überſchrift erhalten: überall aber wird auf Goethe hingewieſen. Wie gering im Vergleiche der ihm erwieſenen Teilnahme Scherers diejenige für Schiller war, zeigt gerade die Mannigfaltigkeit dieſer kleinen Schriften. Daß die Exiſtenz des Freiherrn v. Redwitz direkt an Friedrich Schiller erinnere (S. 262), klingt zwar wie Ironie, iſt aber wie das dem Jammerwerke „Odilo" geſpendete überſchwängliche Lob leider ernſt gemeint.

Wie Scherers Rezenſionen und Aufſätze aus verſchiedenen Zeitſchriften nun in der Buchausgabe der „kleinen Schriften" einen Neudruck erfahren haben, ſo ſind aus dem 10. Bande der Bayreuther Blätter Heinrich v. Steins gehaltvolle Studien: „Die Äſthetik der deutſchen Klaſſiker" unter dem Titel „Goethe und Schiller, Beiträge zur Äſthetik der deutſchen Klaſſiker"[48]) jetzt in Buchform neu er-

[48]) Nach ſeinen an der Univerſität Berlin gehaltenen Vorträgen aufgezeichnet. Leipzig o. J. (1893. Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.).

ſchienen. Es ſind nur Bruchſtücke aus dem geplanten größeren Werke, deſſen Einleitung und Grundlage der einzig vollendete Band „Die Entſtehung der neueren Äſthetik“ (Stuttgart 1886) bilden ſollte. Bei dem ſich aufdrängenden Vergleiche mit O. Harnacks Buch „Die klaſſiſche Äſthetik der Deutſchen“ darf man nicht vergeſſen, daß Steins Arbeit noch vor ihrem Abſchluſſe ein zu frühzeitiges jähes Ende geſetzt wurde. Aber welch tiefe und klare Auffaſſung gewahren wir in dieſen zwölf Abſchnitten. Goethes Stimmung nach der Rückkehr aus Italien, ſein erſtes Zuſammentreffen mit Schiller und die entſcheidende Unterredung ſchildert „die Begegnung“. Die Bedeutung von „Goethes Naturwiſſenſchaft“ für ſeine Kunſt wird in einer an Hehn erinnernden Art entwickelt, wie überhaupt das ganze eigenartige Büchlein nicht unwürdig neben Hehns „Gedanken über Goethe“ zu nennen iſt. Freilich unterſcheidet es ſich von Hehns einſeitiger Goetheverehrung ſchon durch die Gleichſtellung Schillers und Goethes. Hehn würde Goethes Geſtändnis „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht“ niemals zur Überſchrift einer Beſprechung der Xenien, Wilhelm Meiſters und Hermanns gemacht haben. Aber die Ableitung des Stilbegriffs aus Goethes Naturanſchauung entſpricht durchaus Hehns Schilderung der „Naturformen des Menſchenlebens“ bei Goethe; Schillers Stilbegriff ſoll uns aus ſeinen Rezenſionen gegen Bürger deutlich werden. Nicht um flüchtiges Wohlgefallen, „die Tendenz eines großen geiſtigen Unternehmens nachzufühlen und in uns zu beleben,“ handelt es ſich bei einem Kunſtwerke. In der „Lehre vom Schönen“; den „Briefen über äſthetiſche Erziehung als Programm gemeinſamen Wirkens“ hat Schiller, in der im Briefwechſel und den Propyläen entwickelten „Äſthetik der Dichtkunſt“ und „Kunſttheorie“ haben beide Freunde das Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit, Stoff, Form und Gehalt erkannt und ausgeſprochen. Der Verſuch den ſo gewonnenen höheren Kunſtbegriff zu verwirklichen ward im Wallenſtein gemacht; von ihm „bis zum Tell bezeichnet jedes der Schillerſchen Dramen eine Eroberung auf dem Gebiete des ungeahnten Ideales.“ Die Behauptung, Schiller habe Don Karlos und Wallenſtein urſprünglich nur als Buchdrama, nicht für die Aufführung geſchrieben, iſt ein Irrtum Steins; aber ſeine Bemerkungen über den Einfluß

der Bühne auf Schillers Dichtung sind durchaus zutreffend. Der Wert von Betrachtungen, wie sie Stein in seinen Vorlesungen gab, kann natürlich nicht darin gesucht werden, daß wir völlig einwandfreie Lehrsätze erhalten; die große Tendenz der Anschauung, welche uns hier entgegentritt und über die gewohnte kleinliche Zergliederung litterarhistorischer Einzelheiten hinausleitet, muß bildend und befreiend wirken. Und in diesem Sinne ist Steins Charakterisierung der Schillerischen Dramen unübertrefflich. Die große Goethische Resignation weiß er in seinem Verhalten nach Schillers Tode zu erkennen wie die gerade im Greisenalter und im zweiten Teile des Faust hervortretende Macht der ausgebildeten Persönlichkeit, des Höchsten, wozu der Mensch es bringen könne. Goethe zeige kein glänzendes Künstlerleben, wie wir es aus den Tagen der Renaissance uns vorstellen. „Hier ist ein Mensch, ein reges aufnahmefähiges Lebewesen, der die Umstände ergriff und sich an ihnen bildete, der wie Wilhelm Meister auch durch seine Unarten erzogen ward, und Launen des Geschicks zu nehmen wußte und der nun eben in alle seinem Erleben, in alle seinem Dulden und Ertragen ein Dichter war und blieb."

Stein bemerkt, daß erst Schiller für das deutsche Wort Kunst den Sprachgebrauch festgestellt habe, demgemäß es alle Künste umfasse, während art und arte vorzugsweise bildende Kunst bezeichne. Vom Verhältnis Goethe und Schillers zur Musik hat aber Stein, der begeisterte Schüler des Meisters von Bayreuth, nicht gesprochen. Über Goethes Stellung zur Tonkunst besitzen wir schon mehr als anderthalb Dutzend Abhandlungen; „Schiller in seinen Beziehungen zur Musik" ist, glaube ich, nur von Klötzer 1885 in einem Zittauer Programm behandelt worden. Nun hat Alfred Bock in seinem Buche „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik"[49]) einen Versuch gemacht, „die Beziehungen unserer vaterländischen Dichter zur Musik unter einem großen einheitlichen Gesichtspunkt zu entwickeln". Zwar lehnt Bock den Anspruch auf Vollständigkeit von vornherein ab, allein für Goethe bleiben die Anführungen aus dem Briefwechsel mit Kayser (nicht Kaiser wie Bock schreibt) und den

[49]) Leipzig 1893 (Verlag von K. Reißner).

Wanderjahren mit den wenig hinzugefügten Bemerkungen doch allzu ungenügend. Rulands Mitteilung über Goethes musikalischen Nachlaß ist wohl angeführt, aber nicht ausgenutzt, und doch werden wir auch Goethes musikalisches Können höher einschätzen müssen, seit wir wissen, daß er fähig war eine Bachische Orgelfuge als Streichquartett zu bearbeiten. Das Verhältnis zu Beethoven war besser, als wir hier (S. 100) lesen. Äußerungen wie über den Einfluß der Musik auf die Iphigeniendichtung (22. Februar 1779 an Frau v. Stein), über die Notwendigkeit der Komposition, ohne die jedes Lied unvollständig sei (21. Dezember 1809 an Zelter; vgl. auch Zelter selbst 7. April 1802 und 10. Januar 1824) sind unentbehrlich. Für beide Dichter müßte eine Übersicht gegeben werden, wieweit sie in ihren dramatischen Dichtungen, von Opern, Liedern und Kantaten versteht es sich ohnehin, die Musik zu Hilfe gerufen haben. Wollte doch Goethe sogar seine Helena von einer Schauspielerin und Sängerin dargestellt haben. Wie hat Schiller von Karl Moor am Turme bis zu dem prachtvollen Orchesterschwunge, der die Rütliszene schließen sollte, die Musik als dramatisches Hilfsmittel verwertet! Nicht eine Andeutung darüber finden wir in Bocks ganzem Buche.

Wenn Goethes Beziehungen zur Musik schon wiederholt den Gegenstand eigener Untersuchung bildeten, so ist eine Betrachtung von „Goethes Verhältnis zur Tierwelt", nicht als Naturforscher, sondern als Tierfreund, wohl zum erstenmal von Edmund Dorer unternommen worden. Den ganzen dritten Band seiner „nachgelassenen Schriften"[50]) füllen Aufsätze über die Stellung der Tiere in der Kunst, die Liebe der Dichter zu einzelnen Tieren. Goethe ist nun allerdings kein leidenschaftlicher Tierfreund wie Walter Scott, Byron, Hebbel, Richard Wagner gewesen. Im Gegenteile hatte er gegen Hunde eine ganz entschiedene Abneigung, solch störende Gesellen mochte er nicht in der Nähe leiden; im Gespräche mit Falk, v. Biedermann III, 68, gab er dieser Antipathie einen wunderlichen Ausdruck. Dorer erinnert daran, daß der dressierte Hund

[50]) Herausgegeben von Adolf Fr. Graf v. Schack. Dresden 1893 (Verlag von L. Ehlermann).

Goethe von der Bühne vertrieben habe. Er geht dann einzelne Dichtungen Goethes auf ihre Tierschilderungen und Äußerungen über die Tiere hin durch, den Triumph der guten Frauen, die Novelle, den Fischer, Adler und Taube, die Divansgedichte, um mit der „Metamorphose der Tiere" zu schließen. „Reineke Fuchs" und „Die Vögel" werden als Bearbeitungen nur erwähnt. Die durch die Auffindung des Zwischenknochens bewiesene Zusammengehörigkeit des menschlichen und tierischen Baues wäre auch für Dorers Absicht wichtig. Seine Idee des Tierschutzes und der Tierliebe findet dagegen in Schillers „Alpenjäger" entschiedeneren Ausdruck als in einer Dichtung Goethes. Freilich ist von Schiller außer dem „Alpenjäger" und den „Kranichen des Ibykus" für Behandlung der Tierwelt nur noch „Tell" zu nennen. In diesem Drama gehören die dem Landmann nahestehenden Tiere zum stimmungsvollen Hintergrunde, ihre nur hier stattfindende Erwähnung zeigt, wie sorgfältig Schiller das Charakteristische zu wählen und treffen wußte. Hirte und Jäger tauschen gleich in der Eröffnungsszene ihre Erfahrungen über Herden und Wild aus, Tell hat manch verlorenes Lamm vom Abgrund geholt, Stauffacher soll sich an der Rinder Scharen und der wohlgenährten Pferdezucht — auch Goethes Hermann ist ein Pferdeliebhaber — freuen, Melchthal hat der Gemse und dem Pflugstier die Notwehr abgesehen.

2.

Aus einem Stammbuche.

Von Prof. Dr. Alex. Riese.

Im Besitze der Frau Rosita Mylius dahier befindet sich ein Stammbuch aus der Myliusischen Familie, aus welchem ich mit Erlaubnis der Besitzerin einige Stellen mitteile. Der einstige Besitzer des Buches, der offenbar aus Schweden stammte (s. u.), dessen Name jedoch darin nirgends genannt ist, hatte im Winter 1784 auf 1785 in Rostock studiert; den März und April 1785 brachte

er dann in Berlin, Leipzig und Dessau zu, und machte daselbst die Bekanntschaft verschiedener Berühmtheiten, die er nach der Sitte seiner Zeit, wie der Schüler im Faust, um einen Eintrag in sein Stammbuch ersuchte. So finden wir darin den D. Chodowiecki, der sein Porträt, einen kleinen Kupferstich, in das Stammbuch einfügte mit den daruntergesetzten einfachen Worten: „Auswahrer Hochachtung und mit vieler Ergebenheit empfiehlt sich dem Edlen Besitzer dieses Buchs dessen gehorsamster Diener

D. Chodowiecki

Berlin den 10ten Merz 1785."

Am nächsten Tage folgte der Eintrag der fruchtbaren Dichterin A. L. Karschin. Auch sie widmete ihr Porträt („G. F. Schmidt fecit aqua forti 1763") und schrieb folgende Verse dazu, an deren Orthographie ich nichts ändere:

„Untter Gottes Sonne läßt
sich noch manche Seele finden
wehrt, daß deine Seele vest
sich an Sie darf binden
Durch der sanftten Göttin Band
die man Freundschaft nennet
Sie macht daß Dich Mer und Land
nimmer von mir trennet —

Dieses zur Zusicherung
von
Anna Louisa Karschin
gebohrne Dürbach."

Berlin den 11. März
1785.

Von größerem Interesse ist der dritte der erwähnenswerteren Einträge, der des bekannten Pädagogen Basedow. Er gab seine Silhouette und schrieb dazu:

„Gott! segne Thronen sichtbarlich,
Die Menschenrecht nicht kränken,
Und dem, der nicht von Tugend wich,
Die Freiheit nicht umschränken,
Was er für wahr und heilsam hält
Auch für die brüdervolle Welt
Zu zeigen, zu beweisen!!!

Daß dieſer Wunſch auch in Schweden unter Guſtavs Zepter erfüllt wird des freut ſich auch, als Menſch und Chriſt

Deſſau am 3. April 1785.

Johann Bernhard Baſedow."

Während die Einträge der Roſtocker Profeſſoren und Freunde in unſer Album nichts Bedeutenderes bieten, verdienen dieſe beiden Gedichte wohl als kleine Bilder ihrer Zeit, die für das Lob der Freundſchaft ſchwärmte und, namentlich in ihrer jüngeren Generation, von Freiheitsdrang erfüllt war, veröffentlicht zu werden.

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis zum 31. März 1893 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Geschichte.

†Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. Bd. 16 u. 17. Kassel 1891 u. 1892.

†Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 1890 u. 1891. Kassel.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge. Bd. 4. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1893.

†Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 3. Hft. 1. Meißen 1891.

†Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von A. Pandler, J. Münzberger und F. Hantschel. Jahrg. 15. 1892.

†Merx, A. Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Akademische Rede zum Geburtsfeste des Großherzogs Karl Friedrich. Heidelberg 1893.

*Müller, M., sen. Lebenserfahrungen und Lebensziele. Biographische Skizzen. Pforzheim 1893.

†Neuburger Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg, herausgegeben von dem Historischen Vereine Neuburg a. D.

*Neunzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1891. Leipzig 1892.

Philosophie.

*Rehorn, K. G. E. Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza. Frankfurt a. M. 1877.

*Stern, H. Vom Thurm zu Babel. Milwaukee 1892.

* — Die Zersetzung animalischer Materie nebst Anhang: Heilkunst und Heilwissenschaft. Zweite Aufl. Milwaukee 1892.

Kunst und Archäologie.

*Struckmann, G. Das Rathaus zu Hildesheim und die Fresken von Hermann Prell. Hildesheim 1893. Geschenk des Herrn Prof. Küsthardt, Hildesheim.

†Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen zum Abdrucke bestimmten geschnittenen Holzstöcke vom XV.—XVIII. Jahrhundert. Mit Abdrücken von solchen. Erster Theil. XV. u. XVI. Jahrhundert. Nürnberg 1892.

†Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Jahrgang 1892. Nürnberg 1892.

†Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrgang 1892. Nürnberg 1892.

*Dr. Oskar Stickelsche Kupferstich-Sammlung. Erste Sammlung zerstreuter Blätter. Wehlheiden-Cassel 1893.

Litteratur.

*Prem, S. M. Am 100. Geburtstage Grillparzers. Bielitz 1891.

*Tille, A. Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust. 1892.

* — The artistic treatment of the Faust Legend. Transactions of the English Goethe Society. Part. VII. Reprinted 1891/92.

* — The Origin of the Faust Legend. Proceedings of the Philosophical Society of Glasgow.

* — Julius Bode und seine Faustbücherei. Als Manuscript gedruckt. 1893.

* — Die Bilder zu Goethes Faust S. A aus Preuß. Jahrb. 1893. Hft. 2.

Götz, J. N. Gedichte in ursprünglicher Gestalt. Von C. Schüddekopf. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 42. Stuttgart, Göschen. 1893.

*Biese, A. Hiob, Herakles und Faust. 1891.

*Goethe Faust, in stenographischer Korrespondenzschrift nach Gabelsberger von K. Faulmann. Wien, Bermann u. Altmann. 1883.

*Valentin, V. Zur Aufführung von Goethes „Natürlicher Tochter" in Weimar. Deutsches Wochenblatt, Jahrg. 6, Nr. 27.

*Rehorn, K. Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie. Frankfurt a. M. 1877.

*Gedenkblatt zur Feier der Silber-Hochzeit Ihrer Kgl. Hoh. Prinz und Prinzessin Ludwig von Bayern ehrfurchtsvoll gewidmet von der Münchener Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstifts. Gedicht von F. Wilferth. München, 20. Februar 1893.

*Ein bisher unbekannter amtlicher Brief Goethes. In Druck gegeben durch Ludwig Pollak. Prag 1890. Geschenk des Herrn L. Pollak.

*Ein ungedruckter Brief Hamerlings. Ebenso.

*Hermenjat, L. Werther et les Frères de Werther. Étude de littérature comparée. Lausanne 1892. Geschenk des Herrn L. Hermenjat jr., Lausanne.

*Deubner, Fr. Quelques remarques sur „Werther„ de Goethe et „Ultime lettere di Jacapo Ortis„ de Foscolo. Programm der Realschule zu Wiesbaden. 1891/92. Wiesbaden 1892.

*Barewicz, W. Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Lemberger Gymnasialprogramm. 1892.

*Franzen, A. Die leitende Idee in Goethes Faust. Elsaß-Lothringer Schulblatt 1891. Nr. 8.

*Oehlke, A. Zur Entstehungsgeschichte des Faust. 1892.

*Schmidt, K. Gedanken über Goethes Faust. Jahresbericht des Realgymnasiums z. Zwinger. Breslau 1892.

*Pichler, Adolf. Zu meiner Zeit. 1892.

*Hinrichs, H. F. W. Aesthetische Vorlesungen über Goethes Faust als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurteilung. Halle 1825. Geschenk des Herrn Dir. Dr. K. Rehorn, Frankfurt a. M.

*Goethe Faust. Part 1. Together with the Prose Translation, Notes and Appendice of the late A. Hayward. Carefully revised, with introduction by C. A. Buchheim. London 1892.

*Stern, Bettina. Singspiel. 1892.

†Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Jahrg. 1—3. 1890/92.

Musik.

*Weißenborn, H. Schlaf wohl. Gedicht von A. Träger. Lied für Männerchor. Op. 5. Leipzig 1892.

*

*Weißenborn, H. Wie ſoll die chriſtliche Gemeinde in der Kirche den Choral ſingen? Langenſalza.

* — Sind die Naturvölker auch muſikaliſch? Langenſalza.

* — Zur Geſchichte der Geige. Langenſalza.

* — Michael G. Fiſchers Choralvorſpiele aus dem evangeliſchen Choral-Melodienbuche. Ein Beitrag zur Hebung der Kirchenmuſik.

*Mirus, Ad. Das Liſzt-Muſeum zu Weimar und ſeine Erinnerungen. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 4 Abbildungen. Weimar 1892.

Volkswirtſchaft.

*Brückner, N. Die öffentliche und private Fürſorge, Gemeinnützige Thätigkeit und Armenweſen mit beſonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. Heft 1. Erziehung und Unterricht. Heft 2. Fürſorge für ſelbſtändige Erwachſene. Frankfurt a. M. 1892/93. Geſchenk des Inſtituts für Gemeinwohl.

*Bericht über die ſtädtiſche gewerbliche Fortbildungsſchule zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1892/93, ſowie Programm und Lehrplan für das Sommerhalbjahr. Frankfurt a. M. 1893.

*Neunter Jahres-Bericht des Komitees für Ferien-Kolonien in Augsburg für das Jahr 1892. Augsburg 1892.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*Viereck, L. Denkſchrift zur Gründung der Penſionsanſtalt deutſcher Journaliſten und Schriftſteller. München 1893.

†Einladung zur Akademiſchen Feier des Geburtsfeſts des Königs Wilhelm II. zu Tübingen, J. Seemann: die Sicherung der Genoſſenſchaften durch das Reichsgeſetz vom 1. Mai 1889. Tübingen 1893.

Naturwiſſenſchaften.

†Bericht der Wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zu Hanau a. M. 1889/1892. Hanau 1893.

†38. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kaſſel über das Vereinsjahr 1891/92. Kaſſel 1892.

†Report of the Superintendent of the U. S. Naval Observatory for the year 1892. Washington 1892.

†Proceedings of the United States National-Museum. Volume XIV 1891. Published under the direction of the Smithsonian Institution. Washington 1892.

*Krone, H. Über das Problem in natürlichen Farben zu photographieren. Dresden 1893.

* — Über Farbenphotogramme von Spectren. Separat-Abdruck aus den Annalen für Physik und Chemie. N. F. Bd. 46. 1892. Leipzig.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou, sous la rédaction du Prof. Dr. Menzbier. Année 1892. Moscou 1893.

†Deutsche Meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der Deutschen Seewarte. Hft. 5.

†22. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden 1892.

†Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1891. Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen. Jahrg. XIV. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1892.

*Kokscharow, N. v. Materialien zur Mineralogie Rußlands. Bd. 11. Petersburg 1893.

Berichte und Programme von Hochschulen, Akademien etc.

*Vorlesungsverzeichniß der Universität Freiburg i. B. für Sommer-Semester 1893.

*Verzeichnis der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studierenden der Universität Freiburg. Winter-Semester 1892/93.

†Index scholarum aestivarum in Universitate Litterarum Jenensi 1893 habendarum.

†Vorlesungen an der Universität Jena im Sommer 1893.

†Verzeichnis der Lehrer, Behörden, Beamten und Studierenden der Universität Jena. Winter-Semester 1892/93.

†Vorlesungsverzeichnis der Universität Heidelberg für das Sommer-Semester 1893.

*Verzeichnis der im Sommer-Semester 1893 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

*Vorlesungsverzeichnis der Universität Tübingen für das Sommer-Semester 1893.

*Index scholarum in Academia Georgia-Augusta per semestre aestivum 1893 habendarum. Praemissa est Udalrici de Willamowitz-Moellendorff, De Tragicorum Graecorum Fragmentis Commentatio. Gottingae.

*Akademische Behörden, Personalstand und Vorlesordnung der k. k. Universität zu Innsbruck. Sommer-Semester 1893.

**

*Perſonalſtand der K. K. Deutſchen Carl-Ferdinands Univerſität zu Prag. Sommer-Semeſter 1893.

*Verzeichnis der öffentlichen Vorleſungen der k. k. Univerſität zu Czernowitz. Sommer-Semeſter 1893.

*Rechenſchafts-Bericht des Vorſtandes der Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Litteratur in Böhmen. Prag 1892.

*Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. erſtattet von Dr. Ebrard, Stadtbibliothekar. Jahrg. 8. 1892.

*Zugangsverzeichnis der Frhrl. C. v. Rothſchildſchen öffentlichen Bibliothek für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*18. Jahresbericht der Städtiſchen Realſchule zu Bockenheim. Erſtattet von dem Direktor M. Walter. Nebſt Beilage: Lehrverſuch im Engliſchen nach der neuen Methode 1890/93 von Dr. Junker. Lehrkurſus für Knabenhandarbeit von Deskau. Bockenheim 1893.

*Programm der Realſchule der israelitiſchen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. Oſtern 1893.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Rückblick auf 25 Vereinsjahre und Jahres-Bericht für 1892. Frankfurt a. M. 1893.

*34. Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. (Kaufmänniſcher Verein) in Hamburg. Hamburg 1893.

*Bericht des Vereins für Knabenhandarbeit in Bockenheim 1891/92.

IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 31. März 1893.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Eugen Backe, Lehrer, hier.
2. Karl H. Berger, Gymnasiallehrer, Mainz.
3. Paul Eltzbacher, Dr. jur., Referendar, hier.
4. Wilhelm Essel, Kgl. Hofrat, München.
5. Frau Elise von Fix, Majorswitwe, München.
6. Adolf Fuld, Referendar, hier.
7. Julius Jaeger, Buchhändler, hier. (Mk. 12.)
8. Eugen Kraemer, Kgl. Bezirksamtmann a. D., München.
9. Ernst Levi, Dr. jur., Gerichtsassessor, hier.
10. Moritz Löwenstein, Kaufmann, hier.
11. Karl Meusch, Lehrer, Höchst a. M.
12. Frl. Louise Pose, Privatiere, hier.
13. Frl. Marie Vermerk-Pistorius, Kunstmalerin, München.
14. Joseph Schmauß, Kgl. Bayer. Oberst a. D., München.
15. Ludwig Schoepf, Kgl. Bayer. Bahninspektor a. D., München.
16. Heinr. Weißenborn, Lehrer, Komponist und Musikschriftsteller, Langensalza. (Mk. 10.)
17. Fr. Wilhelm Wirsing, Juwelier, hier.

B. Gestorben:

1. Siegfried Bing, Kaufmann, hier.
2. Eduard Finger, Rechnungsrat, hier.
3. Nicolaus Kokscharow, K. Russ. Gen.-Major, St. Petersburg.

4. Vincenz Lachner, Hofkapellmeiſter, Karlsruhe.
5. Freifrau von Marenholtz-Bülow, Dresden.
6. Friedrich Seidel, Lehrer, Weimar.
7. Bernhard Stern, Dr. med., hier.
8. Guſtav Schneider, Dr. phil., Profeſſor, hier.

5 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Berichtigung.

Unter Nr. 18 der letzten Liſte muß es heißen: Wilhelm Eyſen, Privatier, hier.

Register.

Aachen, Geschichtsverein 251.
— Verein für Kunde der Aachener Vorzeit 251.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 20 ff., 176, 291 ff.
— für Geschichte 45, 158 ff.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 44, 175 f., 283 ff.
— für Schöne Wissenschaften 45, 59 ff., 263 ff.
— für Soziale Wissenschaften 30 ff, 137 ff, 318 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 92 ff., 327 ff.
Achenbach, K. 257.
Adickes, Fr. 257.
Adler, Frau H. 257.
Akademischer Gesamt-Ausschuß, Bericht 1891–92. 47 ff.
Albrecht, Dr. 142.
Alford, R. G., Goethes Optimismus 363.
— Goethes earliest Critics in England 363 f.
Alte Sprachen, Sektion für 1 ff., 92 ff., 327.
Ammianus Marcellinus 45.
Anderson, J. P., Bibliographie 198.
Andreae, Th. 260.
Andreä, Wilhelmine 69 f.
Anna Amalia Herzogin v. Weimar 204, 228 f.
Anster, Faustübersetzung 194.
Antisthenes 2.
Antonius 96.
Anzeiger für das deutsche Altertum 63 f.
Arany 339 ff.
Arbeit, Wesen der produktiven 155.
Arbeiterausschüsse 37.
Arbeiterschutzgesetz 30 ff.
Arbeitslohn 34.
Arbeitsordnung 36.
Arbeitsvertrag 319 ff.
Arbeitsvertrag und persönliche Freiheit des Arbeiters 30 ff.
Arbeitszeit 32 ff.
Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 405.
Archiv, Skandinavisches 251.
Aristipp 2.
Aristoteles, Protreptikus 3.
Arnim, A. v., Einsiedlerzeitung 380.
Attikus 93 ff.
Auerbach, Dr. Th. 318.
Augsburg, Komitee für Ferienkolonien 408.
Augusta, Kaiserin 206 f.
Augustinus 1.

Backe, E. 411.
Baier, Dr. C. 1, 4, 92.
Baier, J. 341.
Bamberg, F. 181.
Banner, Dr. M. 127.
Barewicz, W. 407.
de Bary, Fräul. E. 260.
Basedow, H. von, Dramatische Studien 383 f.
Basedow, J. B. 402 f.
Beaumarchais 377.
Beck, 387.
Becker, Adalbert 250.
Becker, Dr. H. 257.
Beckhaus, H., Zu Schillers Wallenstein 178.
Beendigung des Arbeitsverhältnisses 38.
Behrend, M. 254.
Behrend, Dr. M. 154, 257.
Behrendts, Ph. Fr. 252.
Beil 387.

Benedix, Roderich 47*.
Benkard, Dr E. 49, 138, 318.
Beöthy, Z, 341.
Berger, K., 291, 411.
Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen 1 ff., 59 ff., 263 ff.
Berlin, Humboldt-Akademie 256.
Berliner Neuphilologentag 7 ff.
Bern, Naturforschende Gesellschaft 254.
Bernays, M. 44*, 39, 222.
Berthold von Reichenau 2.
Bessenyei 344.
Bethe, E., Thebanische Heldenlieder 1, 4 ff.
Beydemüller, Chr. 251.
Beyer, C. 251.
Bianchini 100.
Biedermann, W. von, 186, 223, 247, 372.
— Goethe und Dresden 208.
— Goethe in Dresden 208.
Biese, Dr. A., 3*, 52, 406.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abteilung für, 20 ff., 176, 291 ff.
Bilhaud, P., Les espérances 20.
Bing, S., 411.
Binz, J., 214.
Bismarck. 46*.
Blackie, J. St. 195.
Blaine 155.
Blau, Dr. J., 257.
Bleicher, Dr. H., 253.
Blodt, A, 260.
Blume, L., Egmontausgabe. 221.
— Goethes Gedichte 221.
Blumenhold, J. L., 168 ff
Bock, R., 257.
Bockenheim, Verein für Handel und Industrie 253.
Bode, J., 260.
Bodenstedt 50*.
Böcker, Dr. E., 59, 263
Böhme, L. R., Schillerstudien 183, 201 f.
Börsen-Enquête-Kommission 41 ff.
Böttticher 9.
Bormann, W., Über Schillers Künstler 378.
Bornhak, F., Anna Amalia 228.
Bouvier, Professor 9, 20.
Boyesen, Essays etc. 194.
Boyesen, The English estimate of Goethe 364.
— Über Werther 189.
Brahm, O. 41* ff.
Braitmaier, Goethekult und Goethephilologie 42*.
Brandes, G., Emigrantenlitteratur.
Brandl, A., Goethes Jugendwerke in England 194.
Braunschweig, Technische Hochschule 256
Bremer, Dr. 75.
Breul, A. 257.
Breul, K. 378.
Breul, Dr. W. 260.
Brion, Friederike 164 ff, 190 f.
Brückner, R. 408.
Bruns, K. 252.
Buchheim, C. A. 407.
Büchmann, Geflügelte Worte 46*.
Büel, Joh. 387 f.
Bürger, Bruder Graurock &c. 185.
Buff, Charlotte 197, 357.
Bulthaupt, H., Dramaturgie der Klassiker 181.
Burmeister, Prof. H. 260.
Busse, W. 254.
Byron, Childe Harold 188.

Caelius M. Rufus 97 f.
Cäsar, Memoiren 92.
Cahn, C. 257.
Campe, H H. 250.
Carlyle, 44*, 195.
Caumont, Prof. A. 47, 127, 327.
Chamisso 361.
Chaos, das 205 f.
Chateaubriand, René 187.
Chodowiecki, D. 402.
Chrysippos 4.
Cicero, Briefe an Attikus 93 ff.
— im Bürgerkriege 92 ff.
— Hortensius 1 ff.
Cimarosa, Vereitelte Ränke 220.
Claar, E. 47*
Claud, Schillerporträt 28.
Claudius von Turin 2.
Clemens, A. 38*.
Cohn, Prof. Dr. G. 47.
Coleridge 364.
— Wallenstein 194.
Collins, William 24.
— William Wilkie 24.

Collins, R., Goethebild 20 ff.
Colliſchonn, Dr. G. A. D. 257.
Colliſchonn, Dr P. 257.
Conſtant, Adolphe 188.
Creizenach, D 137, 257.
Creizenach, W. 372.
— Verſuch einer Geſchichte d. Volksſchauſpiels von Fauſt 243.
Croce, B. 251.
Cyprian 100.
Czernowitz, Univerſität 256, 410.
Czuczor Botond 344.

Dàbay, J. 254.
Danzel, Geſammelte Aufſätze 307.
Darmſtadt, Techn Hochſchule 256.
Dehnike, D., Goethe und die Fremdwörter 212 f
Deinet 379.
Demetrios Magnes 93.
Demmer, Frau D. 257.
Dennig, E. 154.
Deskau 410.
Deubner, Fr. 407.
— Remarques sur Werther etc 187.
Devight 194.
Devrient, D., Fauſt als Myſterium 47*.
Diderot 224 f.
Diehl, Dr. K. 47.
Dieſſelhorſt, G. 254.
Dietrich, A., Goethebüſte 27.
Dietz, Dr. A 257.
Dobriner, Dr H. 44, 176, 283.
Dörr, Rektor 7 ff., 19.
Dolabella 97.
Domitius 97.
Donner-von Richter, D. 20, 176.
— Grillparzerbild 27.
Donop, H Frhr. v. 49 f., 57.
Dove, H. 137 f.
Dresden, Gehe-Stiftung 253.
— — Katalog 253.
— Verein f. Erdkunde 409.
Drumann 94.
Düntzer, H. 39*, 212, 224.
Dugonics Etelka 345.

Eckermann 207.
Eberheimer, J 257.
Egloffſtein, Julie von, Goetheporträt 358.
Eichendorff, Emma u. Eginhard 71.
Einſendungen 249 ff, 405 ff
Einſiedel, v., Die Mohrin 219.
Eiſenſtaedt, F. 257.
Ellinger, Dr R. 257.
Eltzbacher, Dr. P. 291, 318, 411.
Emant, M., Götterdämmerung 273 ff.
Eötvös 340 ff.
Epſtein, J. H., 155.
Eſſel, W. 411.
Eulerſcher Satz über Polyeder 44, 166
Euripides, Phöniſſen 7.
Eurygane 6.
Excurſionsverein, Nordböhmiſcher 250, 405.
Eyſen, W. 257.

Fachabteilungen, akademiſche 1 ff. 59 ff, 263 ff.
Falconet, E M. 378 f.
Faulmann, K. 407.
Fauſtaufführungen 229 ff.
Fauſtbuch 230.
Fauſtmarionettenzettel 231.
Fauſtüberſetzungen, engliſche 194.
Féer, L. 264.
Fehr, Ph. J. 250.
Felgentraeger, W. 254.
Fenger, G. 260.
Ferul, D. 191.
Finck, G. A. 257.
Finger, E. 411.
Fiſcher, A., Petöfi 341.
Fiſcher, K. 41* ff., 71.
— Fauſt von Goethe 370.
Fiſcher, Th. 255.
Fix, Frau E. von 411.
Fleſch, Dr. A. 260.
Fleſch, Dr. K. 30, 154, 319.
Fleſch, Proſ. Dr. M. 49.
Flins, Réveil d'Epimenide 357.
Flint, E. R. 254.
Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen 48 f.
Forſter, G. 384 f.
Foscolo, Jacopo Ortis 187.
Fouqué 71.
— Don Karlos 377.
Franck v. Franckenau 247.
Francke, K., Mantegnas Triumph ꝛc. 194 f.
Francke, O. 64.

Fränkel, Dr. L. 356.
Frankfurt, Gewerbliche Fortbildungsschule 408.
— Goethehaus 199.
— Handelskammer 253, 408.
— Städelsches Kunstinstitut 252.
— Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein 256.
— Lehrerverein 256.
— Philanthropin 410.
— Rothschild-Bibliothek 256, 410.
— Senckenbergianum 254.
— Stadtbibliothek 410.
— Taunusklub 256, 410.
— Turnverein 256.
Frankfurter gelehrte Anzeigen 379.
— Faustaufführungen 229.
— Partikularrecht 318.
— Reformlehrplan 3*.
— Statistik 253.
— Gelehrte Zeitungen 379.
Franz, R., Schillers Demetrius 182.
— Aufbau der Handlung ꝛc. 182.
Franzen, A. 407.
Französische Verse 327 ff.
Frauen- u. Kinderarbeit 33.
Freiburg, Universität 255, 409.
Freytag, G., Technik des Dramas 182.
Friederike v. Sesenheim 164 ff., 190 f.
Friedlaender, Dr. A. 30, 257.
Fröhlich, J. 255.
Frohschammer, J. 249.
Froitzheim, J. 159 ff., 354.
— Friederike v. Sesenheim, 164 ff., 191.
— Goethe u. H. L. Wagner 162.
Froitzheims historische Goetheforschung 158 ff.
Frommann, K. F. E. 207.
Frothingham, E., Hermann und Dorothea 194.
Früstück, E. 253.
Fürstenau, Schulrat 8.
Fürth, Dr. A. 291, 257, 318.
Fuld, Ad. 411.

Galizin, Prinzessin 357.
Gehe-Stiftung, Katalog 253.
Geibel 50*.
Geiger, Prof. Dr. L. 47, 355 f., 357.
— Goethereferat 199.
— Goethe und die Renaissance 362.
Gerheuser, G. 260.
Gerlinger, J. B., Griechische Elemente in Schillers Braut von Messina 388.
Gerngroß, M. 260.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 1* ff., 27* ff., 52 f.
Geschichte, Abteilung für 45, 158 ff.
Geschichtsverein, Aachener 251.
Gesenius-Kautzsch, Hebräische Grammatik 100 ff.
Gewerbeordnung 38.
Gießen, Universität 255.
Goedeke, K. 41*, 49*.
Goedeke, Grundriß Heft 12, 198.
Göler, von 92.
Goethe, 159 ff., 177 ff., 351 ff. und passim.
Goethe, Aufsätze zur Litteratur 223 f.
— Befreite Prometheus 219.
— Benvenuto Cellini 224.
— Briefe 357.
— — an Goeschen 203.
— — an Hufeland 224.
— — an Heinrich Meyer 224.
— — an Salzmann 172.
— Bruchstücke einer Tragödie 219.
— Claudine von Villa Bella 185 f., 220.
— Clavigo 185, 220.
— Dauer im Wechsel 218.
— Dichtung und Wahrheit 5* f., 159 ff.
— Elpenor 219.
— Epimenides 357.
— Erwin und Elmire 185, 220.
— Faust 13* f., 45*, 78 ff., 193 ff., 352, 370 ff., 382 ff.
— — Bühnenaufführungen 47*.
— Feradeddin und Kolaila 220.
— Gefänge zu vereitelte Ränke 220.
— Ghasel auf den Eilfer 218.
— Das Göttliche 218.
— Götz 357, 366 ff.
— Haideröslein 19*.
— Die ungleichen Hausgenossen 221.
— Homerübersetzung 214.
— Hymnen 217 f.
— Jery und Bätely 221.
— Iphigenie 184 f., 222.
— Lila 221.
— Der Löwenstuhl 220.
— Mahomets Gesang 23*.
— Mitschuldigen 371.
— Der Müllerin Reue 185.
— Nach Falkonet ꝛc. 379.
— Die Natur 24*.

Goethe, Naturwissenschaftliche Schriften 225 ff.
— Neuestes von Plundersweilern 357.
— Opernübersetzungen 220.
— Prometheus 218 f.
— Rameaus Neffe 224.
— Reineke Fuchs 210.
— Römische Elegien 361.
— Satyros 352.
— Scherz, List und Rache 221.
— Sonette 362.
— Stella 220.
— Tages- und Jahreshefte 212.
— Tasso 369 f.
— Über die verschiedenen Zweige ꝛc. 358.
— Von deutscher Baukunst 192.
— Wahlverwandtschaften 221.
— Wanderer 23*.
— Werther 14* ff, 186 ff.
— Westöstlicher Divan 197.
— Wilhelm Meisters Lehrjahre 197.
— Willkommen und Abschied 20*.
— Zahme Xenien 43*.
— Zeichnungen 358.
Goethe als Kabbalist 78 ff.
Goethe und die Bildkunst 358 ff.
— und Carlyle 194.
— und Diderot 224 f.
— und England 194 ff.
— und Forster 384 f.
— und die Fremdwörter 213.
— und die Brüder Grimm 209.
— und Herder 196.
— und das Hohelied 380.
— und Mantegna 194 f.
— und der Reim 216 f.
— und K. E. Schubarth 211.
— und Shakespeare 192 ff., 365 f.
— und das Theater 47*.
— und Virgil 214.
— und Wordsworth 365.
Goethe-Archiv 40*.
Goetheausgabe, Weimarer 203 f.
Goethebibliothek 50 ff.
Goethegesellschaft, Schriften Bd. 10 226 ff.
Goethegesellschaft, englische 199.
Goethehauskommission, Bericht für 1891/92 55 f.
Goethejahrbuch, Bd. 14 355 ff.
Goethe-Nationalmuseum 53.
Goethephilologie 39* f.
Goethe Society, Publications Bd. 7 361 f.
Goethe- u. Schillerarchiv 41*, 49.
Goethe- u. Schillerlitteratur 177 ff., 351 ff.
Goethes dichterischer Pantheismus 3*.
Goethes Freundschaften 196.
Goethes Geburtstagsfeier 3* ff.
Goethes Porträt von Collins 20 ff.
— Porträt von Jagemann 21 ff.
Goethes religiöse Stellung 45*.
Goethes Silhouetten 53.
Goethes Stellung zum Christentum 381.
Goethes Versbau 217.
Goethes Werke, Weimarer Ausgabe 219 ff.
Goethe, August von 205.
Goethe, Christiane von 196, 204.
Goethe, Ottilie von 206.
Goethe, Walther von 40*.
Goethe, Wolf von 220.
Götz, J. N. 406.
Goetze, E. 198.
Göttingen, Universität 255, 409.
Goldbeck-Löwe, A., Freie Verse in der deutschen Dichtung ꝛc. 216 f.
Goldsmith, Vikar of Wakefield 185.
Gotha, Prinz August von 227.
Graubner, L. 257.
Gregor von Tours 158.
Grillparzer, Fr., 27, 390.
Grillparzer-Gesellschaft, Jahrbuch der 407.
Grimm, Brüder 209.
Grimm, H. 42*.
Grimm, H. Leonore v. Este 75.
Grombacher, H. 257.
Groß, Dr. A, 260.
Groß, F., 251.
Große, E. 218.
Große, H., Goethe und das deutsche Altertum 210.
Groth, Klaus 50*.
Grünewald, Dr. A., 258.
Günther 357.
Günther, F 23.
Gustedt, J. v., Erinnerungen 205.

Hackert 380 f.
Hadoard, Presbyter, Florilegium 1 ff.
Hagemann, E., Goethe as Minister of State 363.

Hall, A 254.
Hallwich, H. 178.
Hamerling, R. 277 ff.
Hamlet, 365 f.
Hanau, Dr. 138, 318.
Hanau, Wetterauische Gesellschaft f. d. ges. Naturkunde 408.
Hanauer, Dr. W. 59, 154, 258.
Hannover, Naturhistorische Gesellschaft 254.
— Techn. Hochschule 256.
Harnack, O. 187.
Harnier, Dr. A. 258.
Hartlich, de exhortationum etc. 2 ff.
Hartmann, E. 258.
Harvard-University, Studies etc. 194.
Hasper, L. W. 373
Hasselmann, Fr. 250.
Hauptmann, G. 48* f.
Hauschild, Prof. 92, 99.
Hebbel, Fr. 47* f.
— Briefwechsel 181.
Hehn, V., Gedanken über Goethe 44*, 352, 356.
Heidelberg, Universität 255, 409.
Heine, C., Der Roman in Dtschld. 1774—1778 189.
Heinemann, K, Goethes Leben 200.
Helena 240 f.
Hellen, Dr v. d. 203, 220, 226.
Hellmann, A. 258.
Helmholtz, v. Goethes Vorahnungen naturwissenschaftlicher Ideen 225.
Henkel, H. 357.
— Goethe u. die Bibel 381 f.
Henle, E. C. 260.
Henß, Ph. 258.
Henzey 92.
Hepp 66.
Herder 7*, 192 f., 359 f.
— Von deutscher Art und Kunst 192.
— und Goethe 196.
Herder, F G. von 251, 253.
Hermann, O. 251.
Hermann der Lahme 2.
Hermann, Dr. 49.
Hermenjat, L, Werther et les Frères de Werther 186.
Hermenjat, L. jun. 407.
Hertel, G. 251.
Herzheimer, Dr. 26.
Herzlieb, Minna, 207.
Herzog, E. 255.
Heß, Dr. R. 59, 137, 154, 258.
Hessel, Frl. J. 258.
Hettner 211.
Heuer, Dr. O. 20, 23, 50, 53, 58, 158 f., 189.
Heuser, Jul. 183.
Heyse, P. Merlin 177.
Hieronymus 108
Hinrichs, L. F. W. 407.
Hirschhorn, L. 260
Hirzel, S. 39*.
— Der junge Goethe 355.
Hoch, G. 154, 258.
Hochstift, Berichte 53.
— Gesamtausschuß, Akademischer 60.
— Goethe-Bibliothek 50 ff.
— Goethe- u. Schillerlitteraturberichte 59 ff.
— Lehrplan 1891/92 47 f.
— Lesezimmer 51 f.
— Schillerfeier 1865 39*.
— Schriften des 1*.
Höfer, H 253.
Höhebestimmungen 44.
Hoffmann, H. 258.
Hoffmeister, Schillerbiographie 38*.
Hohenemser, Dr. H. 252.
Holbein, H., die Gesandten 176.
Holz, A. 20 ff.
Homerübersetzungen 214.
Hoppe, Dr. J. 260.
Hortensius, Ciceros 1 ff.
Horváth, A, Arpad 344.
Houghton, Lord 28.
Hübner, W. 253.
Hüffer, H. 357.
Hüttenbach, E. 258.
Humboldt, Al. v. 211.
Humboldt, W v. 180.
Humor, englischer 9.
Huther, A., Goethes Götz u. Shakespeares historische Dramen 266.
Hydrodynamische Probleme 176.

Jacobi, Fr. 7*.
— Über die Lehre des Spinoza 218.
Jacobowsky, L., Klinger u. Shakespeare 193.
Jacoby, D. 357.
Jaeger, J. 411.
Jahrbücher, Neue Heidelberger 251.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte 71, 198 ff.
Jeckeln, A. 258.
Jena, Universität 255, 409.
Jenckel, L. 253.
Iffland, 48*, 387.
Ihering, R. von 138 ff.
Ihne, Römische Geschichte 92 ff.
Innsbruck, Universität 256, 410.
John, A. 251.
— Literarisches Jahrbuch 178, 208.
Jókai 340 ff.
Jokaste 5 ff.
Jonas, Fr. 138.
— Schillers Briefe 202 ff.
Jordan, Dr. W. 59, 215.
Joseph, L. 258.
Jósika, N. v., Abafi 346.
Irenäus 100.
Irmscher, E, 215.
Itala 100.
Jürgens, R. 76.
Junker, Dr. Heinr. 410.
Junker, Herm. 23, 55.
Jurisprudenz, Sektion für 137 ff., 318.
Justin, 100.

Kahn, L. 258.
Kalb, Charlotte von 352, 387.
Kant 292 ff.
Kármán, J., Fannys Nachlaß 343.
Karpathenverein, Siebenbürgischer 250.
Karschin, A. L. 402.
Kassel, Verein für Naturkunde 408.
Katona 350.
Kauffmann, Angelika, Goethebildnis 55.
Kaufmann, J. 258.
Kayser, M. 258.
Kazinczy, Briefe eines Bácsers 343.
Keim, Fr. 178.
Keller, Gottfr. 49*.
Kemény, S. v. 346.
Kern, Fr., Tassoausgaben 368.
Kestner, Familie 58.
Kestner und Goethe 190.
Kilian, E. 357, 368.
Kilzer, Fräul. L. 258.
Kippenberg, K, Claudine von Villa Bella 185 f.
Kirsten, Fräul. H. 258.
Kisfaludy, Al. 347.
Kistler, Cyrill 252.
— Baldurs Tod 45.
Klaucke 367.
Kleinert, P., Schillers religiöse Bedeutung 45*.
Kleist, H. v., Zerbrochene Krug. 208.
Kling, Frau C. 261.
Klinger und Shakespeare 193.
Klinghardt 10.
Klopfer, B. 261.
Klopstock, 216 ff.
Knies, Dr. 176.
Koch, G. H. 246.
Koch, J. 10.
Koch, Prof. Dr. M. 60.
— Goethe- u. Schillerlitteratur 177 ff., 351 ff.
— Schillerbiographie und -bibliographie 198.
Kochendörffer, K. 161 f.
Kölbing, Prof. 18.
Kölcsey 347.
König, R., Litteraturgeschichte 353 f.
König, Prof. Dr. W. 175 f, 258.
Kofler, Fr. 250.
Kohler, Prof. 138 ff.
Kohn, A. 258.
Kokscharow, N. v. 409.
Kollektancen-Blatt, Neuburger 405.
Konstruktionen, elementar-geometrische 283 ff.
Kopff, Christentum u. Litteratur 2c. 381.
Kotzebue, 48*.
Kraemer, E. 411.
Kraus, Goetheporträt 27.
Krebs, Fräul. L. 258.
Kreisteilung 44.
Kretschmann, L. von 205.
Krone, H. 409.
Kruse, H. 215.
Küchler, Karl, Die Faustsage und Goethes Faust 193.
Kühl, E. 252.
Kühn, Dr. 18.
Kühnast, S. 108.
Kühnemann, E. 184.
Kühner, A. 253.
Kühner, Griechische Grammatik 99 ff.
— Lateinische Grammatik 117.
Kuno, E., Reim und Inhalt bei Goethe 216 f.
Kurtz, J. von 233.
Kuthe, Dr. K. 23, 26.
Kyniker 2.

Laios 4.
Lambel, H. 192.
Lampe, W. 258.
Landau, M. 64.
Landsberg, Dr. J. 258.
Landwehr, H. 377.
Lange, Dr. 19.
Langerfeldt, Dr. O. 258.
La Roche, Sophie 200.
Lavater 9*.
— Physiognomik 380.
Laves, Historienmaler 58.
Le Brun, Geschichte der Jungfrau von Orléans 377.
Lehmann, Florette 166 ff.
Lehrerverein, Sängerchor des 52.
Lehrplan 1891/92 47 f.
Leipzig, Universität 255, 409.
Leitzmann, A. 180.
— G. Forsters Beziehungen zu Goethe ꝛc. 384.
Leixner, O. v., Litteraturgeschichte 353 f.
Lenz, Reinh. 162 f., 191.
Lenz und Shakespeare 193.
Lermontof, Held unserer Zeit 188.
Lesezimmer 51 f.
Lessing 194, 213, 218 f.
Levi, Dr. E. 411.
Lewinsky, J. 178.
Leyen, G. v. d. 258.
Leykauff, Dr. Fr. 137.
Liermann, Dr. O. 127.
Liermann, Dr. W. 258.
Lingg, 50*.
Liszt, Franz 375.
Literarische Mitteilungen 177 ff., 351 ff.
Litzmann, Prof. Dr. B. 52, 258.
Lobeck, Paralipomena 102.
Loeb, B. 258.
Loeb, Dr. M. 258.
Löher, Fr. von 261.
Löhren, Dr. 158.
Loening, R., Hamlettragödie Shakespeares 365.
Loeper, G. v. 42*, 355, 357.
Löwenstein, M. 411.
Löwenstein, R. 261.
Löwenthal, S. 258.
Lohnsystem 319 ff.
Lohnzahlung 35.
Lorch, Z. 258.
Lossen, A. 137, 258.
Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar 205.
Louvier, F. A. 382.
— Goethe als Kabbalist 78 ff.
— Sphinx locuta est 80.
Ludwig, J. L. 244.
Ludwig, Otto 47*, 177 ff., 202.
Luerßen 250.
Lyon, O., Schillers Leben 200.

Maier, G. 30, 41, 252.
Makler, beeidigte 43.
Mannfeld, B., Goethes Gartenhaus 55.
Manskopf, N. A. 258.
Manso 385.
Mantegna u. Goethes Faust 194 f
Marc-Monnier 374.
Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar 205.
Marie Antoinette 161.
Martin, E. 351.
Martin, Th. 361.
Marx, Frau El. 258.
Mathematik u. Naturwissenschaften, Abteilung für 44, 175 ff., 283 ff.
Maturin, Bertram ꝛc. 219.
Maurer A, 188.
May, W. 258.
Mayer, L. 258.
Megariker 2.
Meister, J. 261.
Mendheim, M. 387.
Mentzel, Frau E. 229.
Merck 185.
Mereau, Sophie 387.
Merx, Ad. 250, 405.
Merzbach, L. 259.
Metrik, französische 327 ff.
Mettenheimer, Dr. B. 137, 259.
Meusch, K. 411.
Meusch, K. A. J., Goethe and Wordsworth 365.
Mevius, 142.
Meyer, Sara u. Marianne 357.
Meyer, A. G. 224.
Meyer, Heinr. 204.
Meyer, Dr. J. 176, 259.
Meyer, K. F. 49*.
Meyer, Dr. R. 259.
Meyer, R. M. 22*, 355.
Milnes, R. Monckton 28.

Minor, Prof. Dr. J. 41*, 59 ff.
— Schillerbiographie 62 ff.
Minor, Prof. J., und die Goethe-Schillerlitteraturberichte des Freien Deutschen Hochstifts 59 ff.
Mirus, A. 408.
Mitteilungen, Litterarische 177 ff, 351 ff
Moltke 46*
— Gesammelte Schriften 375.
Mommsen, Th. 93 ff.
Morgenstern, Kircheninneres 55.
Morsch 357.
Moskau, Société Imp. des Naturalistes 254, 409.
Mothes, Dr. O. 55, 251 f.
Müller Dr. C. 44.
Müller, Christ. 24 ff.
Müller, Ernst, Nachträge zu Schillers Kalender 386.
Müller, Fr. von 38*.
Müller, J. G. 360.
Müller, Joh. von 360 f.
Müller, L. Th. 259.
Müller, M, 249.
Müller, M. sen. 405.
Müller, M. Prof. 24.
Müller, Dr. O. 259.
Müller, Otfried 7.
Muncker, F. 219.
Museum, Germanisches 406.
— f. Völkerkunde zu Leipzig 406.
Musset, A. de, Confessions 188.
Mylius, Rosita 401.

Neubauer, Schulausgaben klassischer Werke 221.
Neuberin 235.
Neuere Sprachen, Sektion für 7 ff., 127 ff., 327 ff.
Neufzer, Th. 231.
Neumann, Dr. P. 137, 318.
Neuphilologentag, Berliner 7 ff.
Nicolovius, Prof. A. 261.
Nissen 93.
Nodier, Peintre de Salzbourg 187.

Obst, N. 259.
Odyssee 4.
Oechelhaeuser, Prof. Dr. A. von 47.
Ödipodie 4 ff.
Ödipus 4 ff.
Oehlke, A. 407.
Oettingen, von 224.
Offenbach, Verein f. Naturkunde 254.
Olbrich, K. 214.
Olshausen, J. 283.
Oncken, Prof. Dr. W. 47.
Oplin, L. A 261.
Ornellas, A. 249.
Orth, Dr. 158.
Ossian 192.
Oswald, E. 361.
Oswalt, Frau Br. 259.
Otterbaanki 76 f.

Pallmann, Dir. Dr. H. 23, 176.
Pan-Amerika u. Pan-Europa 155 ff.
Pappenheim, Frl. J. von 206 ff.
Partikularrecht, Frankfurter 138.
Paur, Th. 211.
Pelops 4.
Perizonius, Minerva 100.
Petényi, J. S. von 251.
Peters, S., Schillers Leben 201.
Petöfi 339 ff., 348 ff.
Pfungst, Dr. A. 263.
Pfungst, O. 259.
Pharsalos, Schlacht bei 97 f.
Philipp, Frau B. 259.
Pichler, A. 407.
Pirk, A., 250.
Pisander, Scholion 4.
Plasberg, de Ciceronis Hortensio 1 ff.
Plato, Euthydem 2.
Plautus 100.
Pniower, O. 199, 380.
Pollak, L. 407.
Pompejus 95 ff.
Porchat, J. 374.
Porsch, O. 259.
Portatius, K. von 259.
Pose, Frl. L. 411.
Posidonius, Protreptikus 3.
Possart, E. 177.
Prag, Lese- und Redehalle 256.
— Universität 256, 410.
Prange, Frau C. 259.
Prem, S. M. 406.
— Goethes Fahrt durch Tirol 209.
Prigge, Dr. C. 1.
Protreptici der Alten 1 ff.
Pungur, G. 254.
Puppenspiele von Faust 230 ff.
Puschkin, Onegin 188.

Quarck, Dr. M. 319.
Quiehl 10.

Racine, Athalie 220.
Rade, Dr. P. M. 259.
Rambeau, Prof. 7 ff.
— Anforderungen an die Sprechfertigkeit der Lehrer ꝛc. 14 ff.
Ranſohoff, Dr. M. 259.
Rau, L. von 261.
Rauch, H., Lenz und Shakeſpeare 193.
Rauſenberger, Dr. O. 44, 47, 176, 283.
Rée 389 f.
Regensburg, M. 259.
Rehorn, Dr. Fr. 60.
Rehorn, Direktor Dr. K. 59 f., 263, 273, 406 f.
Reid, T. Wemiß 28.
Reimbolt, Pfarrer 165 ff., 191.
Reinhardt, Direktor Dr. K. 1*, 92.
— Umgeſtaltung des höheren Schulweſens 1*.
Reklameweſen 43.
Revue, Ungariſche 251, 341.
Ricard-Abenheimer 22 f.
Rieder, A. 99 ff.
Riemer, Fr. W. 207 ff.
— Briefe an die Familie Frommann 205.
Rieſe, Profeſſor Dr. A. 327, 401.
Ritter, F. A. E. 247.
Robe 212.
Rodbertus, Fünf Theoreme ꝛc. 154.
Römer, J. 261.
Rößler, Dr. 49.
Rollett, H. 23 f., 25 f., 249.
Romandichtung 49*.
Ropp, Frhr. E. von der 259.
Roſegger, P. K. 277 ff
Roſikat, A., Schickſalstragödie 184.
Roßmann 10.
Roth, F. W. E. 250.
Rothſchild, Dr. F. 137, 154, 259.
Rouſſeau 202.
Rückert 13*, 50*.
Ruckſtuhl 213.
Ruhe, A., Schillers Einfluß auf das Nationalgefühl 202.
Ruland, Direktor Dr. 53, 308.

Sabarly, A. 259.
Sabatier, Fr. 100.
— Fauſtüberſetzung 373 f.
Sachenrecht, Frankfurter 138.
Sachs, Prof., Über die Décadents 9 f.
Sachſen-Weimar, Sophie Großherzogin von 40*, 229.
Sängerchor d. Lehrervereins 52.
Salzmann, Fr. K. 170.
Sanchez, Fr., Minerva 100.
Schack, A. F. von 50*, 263.
— Anthologie 188.
Schäfer, Goethebiographie 38*.
Schäfer-Holz, B 261.
Schaible, K. H. 250.
Scheidtweiler, P. 252.
Scherer, W. 40*, 355.
— Vorträge und Aufſätze 177.
Schiff, L. 259.
Schiller 28, 177 ff, 351 ff.
— Berühmte Frau 200.
— Braut von Meſſina 49*, 360, 388.
— Briefe 202 ff.
— — an Göſchen 203.
— Demetrius 182.
— Don Karlos 197.
— Fiesko 197, 352.
— Geſchichtswerke 360.
— Götter Griechenlands 384.
— Hiſtoriſche Dramen 377.
— Ideal und Leben 385.
— Jungfrau von Orleans 200.
— Kalender 386
— Kallias 291 ff.
— Die Künſtler 291, 378.
— Othello 387.
— Räuber 199.
— Virgilüberſetzung 215.
— Wallenſtein 178.
Schiller und das Theater 47*.
Schimmelbuſch, W. 45.
Schlatter-Drexel, P. 259.
Schlegel, A. W. 208, 368.
Schlerff, Ph. 259.
Schleuning, W. 259.
Schlott, G. 256.
Schmauß, J. 411.
Schmidt, Erich 199.
— Richardſon, Rouſſeau u. Goethe 187.
— Tannhäuſer 75.
Schmidt-Beneſte, Frau E. 259.
Schmidt, J. Prof., Über engliſchen Humor 9
Schmidt, K. 407.
Schmidt, O. E. 93.
Schmidt, Ph. 259.
Schmidt, Rich. 264.

Schmidt, W. 154.
Schnapper, J. 251.
Schnapper-Arndt, Dr. 49.
Schnatter, F. 259.
Schneider 92.
Schnell, P. 255.
Schöll, Ad. 38*, 44*.
— Der junge Goethe 355.
Schönemann, Frau 185.
Schönemann, Fr. 246.
Schöne Wissenschaften, Abteilung für 45, 59 ff., 263 ff.
Schoepf, L. 411.
Scholz, P., K. E. Schubarth 211.
Schopenhauer, Adele 357.
Schröder, G. 235.
Schröer, K. J. 220.
— Faustausgabe 370.
Schubarth, K. E., Zur Beurteilung Goethes 211.
Schubert, Frau E. 259.
Schütz, F. W. 208.
Schuhmacher, H. 343.
Schultheiß, Fr. G. 43*.
Schultze, S. 355.
Schulze, C. 253.
Schulze-Hein, H. 259.
Schulze-Nickel, J. 259.
Schuncks, E., Goethes Iphigenie 184 f.
Schwab, M. L. 259.
Schwemer, Dr. R. 45, 158.
Schwicker, Prof. 339.
Schwippert, P. A. 277.
Scott, W., Götz v. Berlichingen 194.
Seekatz, Landschaften 55.
Seemann, J. 408.
Seestern-Pauly, G. 259.
Seewarte, Deutsche 253, 409.
Seffer, Hebräische Grammatik 99.
Seidel, Fr. 251.
Sektion für alte Sprachen 1 ff., 92 ff., 327.
Sektion für Jurisprudenz 137 ff., 318.
Sektion für Neuere Sprachen 7 ff, 127 ff., 327 ff.
Sektion für Volkswirtschaft 30 ff, 154 ff, 318 ff., f.
Sénancour, Obermann 187.
Seneca, Exhortationes 3.
Sesenheim 190 f.
Seuffert, B., Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte 60.
— Wielands höfische Dichtungen 75.
Seyl 250.
Shakespeare 365 f.
Shakespeare und Goethe 193.
Shelley, Faust 194.
Siebeck, H. 249
— Wesen der ästhetischen Anschauung 295.
Sime, J., Life of Goethe 197, 200.
Simon, Frau B. 259.
Sinchasanadvâtrimçati 264.
Singer, H. W. 364.
Smithsonian Institution 256, 410.
Soemmerring, C. 259.
Soffé, E. 185.
Sohlern, E. von 45.
Sokrates 2.
Soldan, Fr. 249 f.
Sombart, Dr. G. 259.
Sonnenburg, Dr. 332.
Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar 40*, 229.
Sophisten 2.
Soziale Wissenschaften, Abteilung für 30 ff., 137 ff., 318 ff.
Speier, M. 259, 263, 277.
Spencer, Herbert 40.
Sphinx 4.
Spielgeschäfte 42 ff.
Spielhagen 49*.
Spier, S. 30, 154.
Spinoza 6* ff.
Sprachwissenschaft, Abteilung für 1 ff., 92 ff., 327 ff.
Stauder, Dr. 8.
Stauffer, K. 358 f.
Steig, R., Goethe und die Brüder Grimm 209.
Stein, Frau von 7*, 222, 370.
Steiner, R. 225.
Stein 407.
Stern, Ad. 353.
Stern, H. 406.
Stern, Prof. M. A. 249.
St. Goar, Gebrüder 56.
Stickel, Dr. D. 406.
Stiebel, H. 24.
Stilgebauer, G. 259.
Stoessel, E. 260.
Stoffel 92.
Stolberg, Gebr., Schauspiele mit Chören 389.
Stolze, Fr. 260.
Stranitzky 232.

Strauß, A. 260.
Strauß, H. 260.
Strauß, P 260, 318.
Strehlke 380
Struckmann, G. 406.
Stumm, von 31.
Sturm, J 345.
Sturm- und Drangperiode 202.
Sudermann 48*.
Süpfle, Th 364.
Sulzbach, Dr. A. 59, 78, 263, 382.
Suphan, B. 203, 209, 226.
Suppig 246.
Syntax des Französischen 127 ff.
Szyskowitz, J. 260.

Tanger, Dr, über Lautschrift 10.
Tann, G. Frhr. von der, 260.
Taylor, B, Faustübersetzung 194.
Terminhandel 41 ff.
Terra, O. de 154.
Tertullian 100.
Textor, J. W., Gedicht an G. Franck 247.
Thackeray, W, Sorrows of Werther 188.
Thebais 4.
Thorkelsson, J. 263.
Tieck, Herzensergießungen 192.
Tiefurt, Journal von 226 ff.
Tille, Dr. A. 406.
Tiresias 4.
Tissot 92.
Toebe, Baurat 58.
Tomaschek 310 ff.
Tomlinson, Ch. 362.
Tornquist, A. 254.
Toronto, Universität 256.
Tröger, J., Rector Manso im Xenienkampfe 385.
Trommershausen, Dr. J. 154.
Troost, K. 214
Tübingen, Universität 255, 409.
Tummler, Philippine 246.
Turgeniew, Neuland 188.

Uhde, H. 254.
Umfried, O. L, Goethe, der deutsche Prophet 2c. 382.
Umgestaltung des höheren Schulwesens 1* ff.
Unbescheid, Beitrag z. Behandlg. d. dramatisch. Lectüre 182.
Ungarische Litteratur 339 ff.
Ungarn, Mathematische 2c. Berichte aus 255.
Unger 98.
Unger, Karoline 375
Urlichs, Briefe an Schiller 386.
Usener, 2.
— Dionysii Halic. reliquiae 3.

Valentin, Dr. J. 154, 176, 260.
Valentin, Prof. Dr. V. 23, 59, 71, 176, 371, 407.
Varnhagen 357.
Varnhagen, Prof. 10.
Vaterschaftsklage 138.
Veit, J. 260.
Veränderungen im Mitgliederbestande 257 ff, 411 f.
Verbalformen, finite und infinite 99 ff.
Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen 251.
— für hessische Geschichte 2c. 405.
— für Geschichte der Stadt Meißen 405.
— historischer für den Niederrhein 251.
— für Volkserziehung Augsburg 253.
Vermerk-Pistorius, Frl. M 411.
Vers, französischer 327 ff.
Versepos 49*.
Viereck, L. 408.
Vietor 10, 18 f.
Vikramâditiya, König 263 ff.
Vincke, Gisbert von, drei Mannheimer Schauspieler 2c. 387.
— Zur Geschichte der deutschen Shakespearebearbeitungen 367.
Vischer, Fr. Th. 38*.
Völcker, G. 55.
Vörösmarty 348.
Vogt, Frl. B 260.
Volkelt, Prof. Dr. J 47.
Volksvorlesungen 48 f.
Volkswirtschaft, Sektion für 30 ff., 154 ff, 318 ff.
Vollmer, W. 371, 386.
Vorlesungen in neueren Sprachen 49.

Waetzoldt, Prof. 7 ff.
— Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts 10 f.
Wagner, H. L. 159.

Wagner, R. 49*.
Wahle 219, 358.
Waldberg, M. v. 221.
Waldeck, S. 260.
Waldhausen, R 253.
Waldschmidt, Dr. 318.
Wallerottische Gesellschaft 234 f.
Walter, E Th. 251.
Walter, Dir. M. 7, 10, 410.
Walther, E, Shakespeare u. d. Sturm- und Drangperiode 194.
Washington, Naval Observatory 408.
— National-Museum 409.
Wasserzieher, Dr. E. 59, 75, 127.
Weckerling, A. 250.
Weil 5.
Weill, Alexander 166 ff.
Weimar, Frl. S. 260.
Weinberg, G. 251.
Weisstein, G. 58.
Weiß, J., Divan 194.
Weiß, J. H., Les mémoires de Goethe 188.
Weiß, Dr. L. 137, 260.
Weißenborn, H 408, 411.
Weizsäcker, Dir. Dr. H 23.
Weizsäcker, Paul, Anna Amalia 228.
Welcker 4.
Weltrich, R 41*.
— Schillerbiographie 62 ff.
Wendt, Prof. 7 ff.
Wenley, R. M., The pessimistic element in Goethe 363.
Werner 199, 356.
Werther-Ausstellung 49 f., 57 f.
— Katalog 189 f.
Westphal, R., Allgemeine Metrik 215.
Wetz, Dr. W. 260.
Wildenbruch 48*.
Wilferth, F. 407.
Willmanns, Prof. 10.
Winckelmann, 380 f.
Windscheid, B. 138 ff.
Winkler, Dr. A. 260.
Winkler, Ph., Hamlet u. Faust 193.
Wirsing, Fr. W. 411.
Wirth, Fr. 155.
Witkowski, G. 365.
— Goethes Aufsätze zur Litteratur 223 ff.
— Goethes Jugendschriften 379.
— Goethe und Falconet 378.
Wölfflin, S. 121.
Wolff 100.
Wolff, Prof. Dr. G. 327.
Wucherer, F L. 260.
Wurzmann, Dr. L. 137.
Wychgram, J. 352.
Wysocki, L. G., Andreas Gryphius ꝛc. 389.

Xenienkampf 385.

Zander 127.
Zarncke, Fr. 219.
Zarncke, H. 23 ff.
Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien 60, 64.
— für deutsche Philologie 71.
Zeitschriftenanschaffung 51 f.
Zelter 208.
Ziegler, E. 253.
Ziegler, Dr. J. 260.
Ziehen, Dr. J. 92, 127, 327, 339.
Zirndorfer, Dr. P. 138, 319.
Zöller, L. 252, 260.
Zrinyi 342.
Zschech, F.
Zum 8. October 1892 75.
Zupitza, Prof. 8 ff, 18.

Stanford University Libraries
3 6105 014 155 928

NON-CIRCULATING

Freie deutsche hochstifte
Berichte
89607 v.9 1893n.f.

DATE
NAME
DATE

G.E.STE

Digitized by Google